JAHRESBERICHT

über

die Fortschritte der classischen

Altertumswissenschaft

begründet

von

Conrad Bursian

herausgegeben

von

L. Gurlitt und W. Kroll.

Hundertundsechzehnter Band.

Einunddreissigster Jahrgang 1903.

Erste Abteilung.

GRIECHISCHE KLASSIKER.



LEIPZIG 1904.

O. R. REISLAND.



Berliner Buchdruckerei-Actien-Gesellschaft, Setzerinnen-Schule des Lette-Vereins

Inhalts-Verzeichnis

des hundertundsechzehnten Bandes.

Bericht über die griechischen Philosophen vor Sokrates für die Jahre 1876—1897.

Von

Prof. Dr. Franz Lortzing
in Wilmersdorf bei Berlin.

Fortsetzung und Schluß von Bd. CXII (1902 I) S. 132—322.

Pfleiderers Werk ist sehr verschieden beurteilt worden. Während sich H. v. Arnim D. L.-Z. 1887, 410 ff. ziemlich anerkennend ausspricht und in seinen Untersuchungen einen Fortschritt im Verständnis H.s gegenüber den früheren Darstellungen erblickt, giebt Natorp No. 317, 88 ff. zwar die Richtigkeit mancher Ausführungen zu, bemängelt aber die Neigung zu einer radikalen und doch im Grunde nutzlosen Umordnung der heraklitischen Hauptgedanken und hält die Ableitung aus der Mysterienidee für verfehlt. Einen entschieden ablehnenden Standpunkt nimmt Diels Arch. I 105 ff. ein. Er bezeichnet das Buch als völlig wertlos, spricht dem Verf. jedes sichere philologische und historische Wissen ab und vermißt insbesondere bei ihm die für eine so schwierige Untersuchung notwendige Kenntnis der Religionsgeschichte, speziell der Mysterienlehre. Cron Ph. Anz. 1887, 388 ff. fällt über die Hauptsache, die Hypothese von der Mysterienidee, kein bestimmtes Urteil. Die Besprechungen von Thilo Zschr. f. exakte Philos. 18 (1890), 107 ff., von A. Croiset Rev. crit. 1888, 45, von P. K. im Korresp.-Bl. f. d. württemb. Sch. 23, 509 ff. und die im L. C.-Bl. 1887, 963 f. habe ich nicht gelesen. — Was zunächst die Mysterienidee als Quellpunkt der heraklitischen Philosophie betrifft, so kann sie nach dem, was Diels, Natorp und besonders Zeller 741 ff. darüber bemerkt haben, nur als völlig mißglückt bezeichnet werden. Sie tritt bei Pf. wie ein feststehendes Axiom auf, das gar nicht erst bewiesen zu werden braucht. Nirgends wird versucht, sie aus der glaubwürdigen Über-

lieferung der heraklitischen Lehre zu begründen. Verf. hätte mit einem solchen Versuche auch einen schweren Stand gehabt gegenüber der Thatsache, daß sich H. an mehreren Stellen (Fr. 124, 125, 127) gegen die ausschweifenden Gebräuche bei den Mysterien aufs entschiedenste erklärt. Vor allem aber hat Pf. eine Vorbedingung nicht erfüllt, ohne die jene ganze Parallele unfruchtbar bleiben mußte. Er mußte eine gründliche religionsgeschichtliche Untersuchung darüber anstellen, worin denn eigentlich die H. vorschwebende „Mysterienidee" bestehe und wie sie mit der Orphik, dem Kathartentum und verwandten Erscheinungen des 6. Jahrhunderts zusammenhänge. Aber davon findet sich keine Spur. Nirgends in dem ganzen Buche wird, wenn ich mich recht erinnere, eines Lobeck oder anderer Forscher auf dem Gebiete des Mysterienwesens Erwähnung gethan. Pf. stellt vielmehr ohne jeden Beweis „die Lehre von der Unzerstörbarkeit des Lebens noch im Tode" als den innersten Kern des Mysterienglaubens hin, eine Voraussetzung, deren Unbeweisbarkeit und Unwahrscheinlichkeit Zeller darthut. Übrigens hat H., wie Zeller gleichfalls treffend bemerkt, gar nicht die Unzerstörbarkeit des Lebens überhaupt, sondern nur des göttlichen, im Feuer sich darstellenden Lebens behauptet. So zerfließt die ganze „Mysterienidee" bei H. in nichts bis auf einen bescheidenen Rest, die Wahrscheinlichkeit nämlich, daß H. seine Unsterblichkeitslehre mittelbar oder unmittelbar den griechischen Mysterien entlehnt habe. Dies erkannt zu haben ist aber nicht Pfleiderers Verdienst; andere haben es längst vor ihm ausgesprochen. Ebenso ungründlich und unzulänglich ist die Art, wie Verf. über den Zusammenhang H.s mit seinen philosophischen Vorgängern urteilt. Mit Unrecht leugnet er jede Abhängigkeit des Ephesiers von den Früheren, insbesondere von Anaximander, dem jener in seiner Grundlehre viel näher steht als den Mysterien; vgl. Natorp a. a. O. Derselbe bemängelt auch mit vollem Rechte die Ordnung, in der sich nach Pf. im Geiste H.s die Hauptgedanken seines Systems gestaltet haben. Die Annahme, daß aus dem nebelhaften Mysteriengedanken zuerst die Lehre von der unsichtbaren Harmonie, dann die von den Gegensätzen und zuletzt die Flußlehre hervorgegangen sei, ist in der That zu künstlich und der umgekehrte Gang viel natürlicher. Wenn Natorp andererseits Pf. darin beipflichtet, daß er den optimistischen Zug in H.s Weltanschauung hervorhebt, so liegt ja darin ohne Zweifel ein richtiger und gesunder Gedanke; aber neu ist auch dieser Gedanke nicht. Auch wird er, wie bereits bemerkt, durch die grundlose und übertriebene Betonung des pessimistischen Elementes in H.s Jenseitslehre wieder in Frage gestellt. Das richtige Verhältnis zwischen Pessimismus und Optimismus bei H. hat Zeller 733, 1 kurz, aber treffend bezeichnet. — In der Auffassung und Entwickelung der einzelnen Teile

des Systems findet sich vieles Richtige und Beachtenswerte, aber in der Regel doch nur da, wo sich Pf. im wesentlichen an Zeller anlehnt, während er in den Punkten, wo er Teichmüllers Lockungen gefolgt ist, meistens in die Irre geht. — Eine der schwächsten Seiten des Buches ist die philologisch-grammatische. Der Erklärung einiger weniger Fragmente haben wir Bd. CXII S. 316 ff. beistimmen können, gegen die verfehlte Art dagegen, in der viele andere behandelt worden sind, Einspruch erheben müssen. Hier mögen noch ein paar Beispiele unkritischer und sprachwidriger Interpretation folgen. Fr. 40: „Es (Pf. denkt sich willkürlich das Wasser als Subjekt hinzu) verteilt sich (σκίδνησι!) und drängt zusammen, es ist da (πρόσεισι!) und es ist weg (ἄπεισι!).“ Fr. 58: „Man zahlt (!) auch die Ärzte noch hoch genug dafür, daß (!) sie die Kranken schneiden —, einfach weil sie durch die Schädigung ja doch Gutes thun (Pf. liest, wie übrigens schon vor ihm Sauppe, ταὐτά statt ταῦτα) d. h. durch Verletzen oder Krankmachen (νόσους) heilen.“ Fr. 123: „Dort seiend treten sie auf (ἐπανίστασθαι!) und werden, erwacht (ἐγερτί!), Hüter der Lebenden und Toten.“

Was wir in Pfleiderers und teilweise auch in Teichmüllers Arbeiten vermißten, gründliches und sicheres philologisches Verständnis und Urteil, das finden wir in glücklicher Mischung mit philosophischem Tiefblick in Gomperz' Abhandlung. Vgl. die Besprechungen von Diels Arch. I 99 ff., im L. C.-Bl. 1887, 315 f., von H. in der D. L.-Z. 1887, 1070 f., Natorp No. 317, 98 ff. und Croiset Rev. crit. 1888, 405. Der erste, größere Teil enthält eine Anzahl wertvoller Beiträge zur Kritik und Erklärung schwieriger Fragmente H.s, die überall, auch da, wo sie dem Zweifel oder Widerspruche Raum lassen, Zeugnis ablegen von der umfassenden Gelehrsamkeit und der geistvollen Auffassung ihres Urhebers. 1. In Fr. 15 sieht G. mit Bergk Opusc. II 22 (vgl. Poet. lyr. Gr. II⁴ 402) und unter Zustimmung von Diels (s. jetzt auch dessen Bemerkung zu seiner Ausg. Fr. 5) und Natorp eine versteckte Polemik gegen Archilochos Fr. 70, der gesagt hatte: „Ihr (der Menschen) Sinn gleicht ihren zufälligen Erfahrungen.“ Ihnen antwortet H.: „Nein! Nicht einmal ihre zufällige Erfahrung ist das Maß ihrer Einsicht; denn selbst das, worauf sie gleichsam mit der Nase gestoßen werden, wissen sie nicht richtig auszulegen, selbst wenn sie darüber belehrt worden sind.“ Den Anfang liest G., zum Teil im Anschluß an Bergk: Οὐ φρονέουσι τοσαῦτα <οἱ> (oder τοσαῦτ' οἱ) πολλοὶ ὁκόσοις ἐγκυρεύουσι. Soweit diese Lesung von der Bergkschen (τοιαῦτα—ὁκοίοις) abweicht, enthält sie eine allzu gekünstelte Anspielung auf Archil., die auch den Zeitgenossen unklar bleiben mußte; mit Recht ziehen daher Natorp und Diels Bergks Fassung vor. 2. In Fr. 7 setzt G. das Komma

nicht nach ἔλπηαι, sondern nach ἀνέλπιστον und erklärt, indem er zu ἐξευρήσει, wofür besser mit H. Stephanus ἐξευρήσετ' (ebenso ἔλπησθε) zu lesen sei [s. jedoch Diels] τὸ σαφὲς oder etwas Ähnliches als Objekt ergänzt, den Sinn so: „Wenn ihr nicht Unerwartetes erwartet, so werdet ihr die Wahrheit nicht finden, welche schwer erspähbar und schwer zugänglich ist“. Aber die Ergänzung ist doch sehr unsicher; es empfiehlt sich daher, mit Diels (Fr. 18) bei der herkömmlichen Interpunktion zu bleiben, die keine so schülerhaft stammelnde Rede ergiebt, wie G. meint. Ἀνεξεύρητον und ἄπορον übersetzt Diels (vgl. auch Natorp) richtiger mit „unerforschlich“ und „unzugänglich“. 3. Fr. 116 ist nach G. mit Fr. 10 zu kombinieren: φύσις κρύπτεσθαι φιλεῖ ἀπιστίῃ ἀγαθῇ· ἀπιστίῃ γάρ διαφυγγάνει μὴ γιγνώσκεσθαι. „Die Unglaublichkeit der Natur ist eine gute; sie macht, daß sie der Erkenntnis entschlüpft.“ Das Unglaubliche ist also diesmal nicht ein Unglaubhaftes, sondern es handelt sich um unwahrscheinliche Wahrheiten. Diese Erklärung will mir, weil zu gezwungen, nicht recht einleuchten. Eine andere bietet jetzt Diels zu Fr. 86. Die Verbindung der beiden Fragmente ist geistvoll ersonnen; aber ob in Fr. 116 φύσις als Subjekt zu ergänzen sei, ist doch recht zweifelhaft, da bei Plut. vit. Cor. 38, wo das Fr. offenbar in ursprünglicherer Fassung als bei Clem. vorliegt, die Worte τῶν μὲν θείων τὰ πολλά auf einen anderen Zusammenhang hinweisen. Die Worte bei Clem. τὰ τῆς γνώσεως βάθη betrachtet G. mit Bywater (Academy II 26) als unheraklitisch; so auch Zeller 632, 1 und Diels. 4. In Fr. 17 faßt G. ἑωυτοῦ σοφίην als Prädikat, und πολυμαθίην κακοτεχνίην als Objekt (vgl. Bergk Opusc. II 375); schwerlich richtig. Den Ausdruck κακοτεχνίη erläutert er aus dem von ihm ans Licht gezogenen Bruchstück κοπίδων ἀρχηγός (vgl. zu Bd. CXII S. 302 f.) und bezieht ihn auf Pythagoras' Beredsamkeit. Über die Streichung der Worte ἐκλεξάμενος ταύτας τὰς συγγραφάς, die nach G. jedes Anhalts im Voraussehenden entbehren und als Zuthat des Laert. zu betrachten sind, vgl. Bd. CXII S. 189 f. In der Anm. S. 1030 ff. bezeichnet G. die von Zeller für seine Leugnung der ägyptischen Reise des Pythag. angeführten Gründe (s. Bd. CXII S. 189) als nicht stichhaltig. 5. Fr. 19 und 65 verbindet G. zu einem: ἓν τὸ σοφὸν μοῦνον ἐπίστασθαι γνώμην ἣ κυβερνᾶται πάντα διὰ πάντων. λέγεσθαι οὐκ ἐθέλει καὶ ἐθέλει Ζηνὸς οὔνομα und erläutert den Schlußsatz, als dessen Subjekt er γνώμη denkt, so: „Das weltlenkende Prinzip, das vernunftbegabte Feuer will nicht Zeus genannt werden, weil es kein individuell persönliches Wesen ist; es darf aber den Namen des Zeus tragen, weil es das höchste Wesen, und zumal, weil es Quelle des allgemeinen Lebens ist“; also einerseits Abwehr jeder anthropomorphen Beimengung, andererseits etymologisierende Brücke zwischen Volksglauben und Weltweisheit. Diese Deutung, mit der auch Diels zu Fr. 32 seiner Ausg. im wesentlichen übereinstimmt, scheint mir vor

allen sonstigen den Vorzug zu verdienen, und auch die Zusammengehörigkeit der beiden Fr. hat, wenn sie auch keineswegs sicher ist, doch viel für sich. Wenn dagegen G. in Fr. 18 die ersten Worte H.s nur bis zu γινώσκειν oder bis zu σοφόν reichen lassen will, so hat er damit ebensowenig das Rechte getroffen wie Bernays mit seiner Athetese des ganzen Fr. (s. Bd. CXII S. 300). Daß grade in den gestrichenen Worten σοφόν ἐστι πάντων κεχωρισμένον eine der grundlegenden Lehren H.s enthalten ist, hat Diels zu seinem Fr. 108 bemerkt. Vgl. Zeller 629, 1. 6. Die Erklärung von Fr. 20: „Diese eine Ordnung aller Dinge (= Welt) ward nicht geschaffen von einem der Götter, so wenig als von einem Menschen (vgl. Gomperz Apol. d. Heilk. 136 f.), sondern sie war von Ewigkeit her, sie ist und wird sein — ewig lebendes Feuer u. s. w." giebt in ihrem ersten Teile den Gedanken ähnlich wie Zeller 645, 1 wieder; nur daß man zweifeln kann, ob ἁπάντων mit G. als Neutrum oder mit Zeller (und jetzt auch Diels Fr. 30) als Masculinum (für alle Wesen, Götter sowohl als Menschen) zu fassen sei. Wenn G. jedoch im zweiten Satze nach ἔσται interpungiert und in den Worten ἦν, ἔστι, ἔσται den „expliciten Ausdruck der Ewigkeit" sieht, so setzt er auch hier, wie wir dies bereits in seiner Erklärung anderer Fragmente gesehen haben, an die Stelle der einfachsten und natürlichen Deutung eine allzu künstliche und pointierte. — G. knüpft hieran die sehr unsichere Vermutung, daß bei Proklos ad. Plat. remp. 74, 11 Schöll ein lückenhaft überlieferter heraklitischer Brocken: οὐδὲν γὰρ ἄναρχον ἐν τῷ κόσμῳ τῶν πάντων vorliege. 7. In Fr. 44 schließt G. aus dem bei Hippolytos überlieferten Zusatz: καὶ τοὺς θεοὺς ἔδειξε κτλ., daß H. vom Kriege als vom Vater aller Dinge nicht nur im bildlichen, sondern auch im eigentlichen Sinne gesprochen hat. Das Spiel gegenseitig sich berührender Kräfte und Eigenschaften, das im Reiche der Natur als ein Gesetz waltet, wird von H. auf das Gebiet des Menschenlebens, der Götterwelt und der Gesellschaftsordnung übertragen, zunächst im Sinne des wirklichen Krieges (Gegensatz der Freien und Sklaven d. i. der Kriegsgefangenen), dann aber auch im höheren Sinne als schöpferisches, ordnendes und erhaltendes Prinzip, das auch das Verhältnis zwischen Göttern und Menschen beherrscht. H. glaubte an das Dasein von Göttern und Heroen, vielleicht auch von Dämonen (vgl. besonders Fr. 126), er nahm eine auf- und absteigende Bewegung an, vermöge deren Menschenseelen zu Göttern erhoben werden, Götter in das Erdenleben herabsinken. Diesen Glauben an göttliche Wesen, die die Kluft zwischen dem einen Urwesen und den Menschen auszufüllen bestimmt sind, teilte H. mit Anaximenes, Xenophanes (nach Freudenthal, an den sich G. hier völlig anschließt), Empedokles. Es giebt nach H. eine Stufenleiter von Wesen, verschieden an Rang, Wert und Tüchtigkeit. Das Ziel

dieser ganzen Gedankenreihe ist die Einsicht, daß der Widerstreit eine Grundbedingung aller Erhaltung, Steigerung und fortschreitenden Vervollkommnung menschlicher Kraft ist. Daraus fließt unmittelbar die Erkenntnis der Berechtigung des Übels. Der Absolutismus des Guten läuft dem Geiste heraklitischer Weisheit schnurstracks zuwider [scharfer Gegensatz zu Pfleiderer!]. Ein direktes Zeugnis für diese Auffassung erblickt G. in einem von Thedinga de Numenio philos. platon. Bonn 1875 und vorher schon von M. Heinze Lehre vom Logos 15, 6 richtig ausgelegten Fr. des Chalcidius im Tim. § 295: H. werde von Numenios gelobt, weil er den Homer getadelt habe, „qui optaverit interitum ac vastitatem malis vitae". Dieser Tadel bezieht sich nach Thedinga auf Od. ν 45 f. und war wahrscheinlich eng verbunden, aber darum nicht identisch mit dem andern (Fr. 43), gegen Il. Σ 107 herrichteten. Daß H. sich der Rolle bewußt gewesen ist, die der Krieg als Rechtsbildner, Staatengründer und Gesittungsverbreiter in der Geschichte gespielt hat, ergiebt sich auch aus Fr. 62, wo ξυνόν auf eine die menschliche und staatliche Gemeinschaft schaffende Kraft hinweist (ἔριν nach δίκην will G. nicht mit Diels Jenaer L.-Z. 1877, 394 gestrichen wissen; am Schluß des Fr. vermutet er zweifelnd für das verderbte χρεώμενα: ἐρρωμένα und verwirft das von Diels a. a. O. [und ebenso von Wilamowitz Her. II 68] vorgeschlagene χρεών. Hierher gehört auch Fr. 91, dessen erster Satz ξυνόν ἐστι πᾶσι τὸ φρονέειν von den folgenden Worten als besonderes Bruchstück zu trennen ist [so jetzt auch Diels Fr. 113 und 114]. Diese Worte verlieren so das erkenntnistheoretische Gepräge, das man ihnen hat geben wollen, und beziehen sich auf die in Natur- und Menschenleben waltende Ordnung. — Diese tief in das Wesen der heraklitischen Gedankenwelt eindringende Erörterung gehört zu den Glanzpunkten der Abh. Die von Zeller 656 f. dagegen erhobenen Einwendungen scheinen mir nicht sehr belangreich zu sein. Nur darin ist ihm beizustimmen, daß sich die Stelle bei Chalcidius schwerlich auf ν 45 beziehen kann, da hier Odysseus nur den Phäaken wünscht, daß sie von Übeln verschont bleiben mögen, nicht aber von den Übeln des Lebens im allgemeinen spricht. Aber wenn damit auch dieses Zeugnis für die Notwendigkeit des Übels ausscheidet, so wird doch die Auffassung H.s von der Berechtigung des Bösen in der Welt, durch andere Fragmente, besonders durch die Gleichsetzung von δίκη und ἔρις in Fr. 62, von ἀγαθόν und κακόν Fr. 57 und durch Fr. 60, wenn man hier, wie ich es für wahrscheinlich halte, ταῦτα auf die Ungerechtigkeiten zu beziehen hat, hinreichend bewiesen. 8. Fr. 72 ist zu tilgen; Numenios, bei dem es sich findet, hat dabei nur Fr. 68, wo ὑγρῇσι dem ὕδωρ vorzuziehen ist [s. jedoch Zeller 648, 1], im Sinne gehabt. Die von G. hierfür angeführten Gründe werden

von Zeller 711 als nicht überzeugend zurückgewiesen. 9. Fr. 104 sind die Worte ἡδὺ καὶ ἀγαθόν als ein Glossem zu betrachten, durch das vermutlich ein Wort „lieb, wert, begehrt“ verdrängt worden ist; also etwa: νοῦσος ὑγείην <ποθεινὴν> ἐποίησε. Die Verderbnis ist jetzt auf einfachere Weise durch die in einer Randbemerkung zu einem Exemplar von Bywaters Heraklit (s. Natorp „Die Ethika des Demokrit“ S. 91, 5) enthaltene Konjektur von E. Heitz: ἡδύ, κακὸν ἀγαθόν geheilt worden, die Diels Fr. 111 in den Text gesetzt hat.

Der zweite Teil der Abh. enthält eine kurze Darlegung der „inneren Verkettung von H.s Grundlehren“. Diese sind: 1. Die Lehre vom Fluß der Dinge, eine wunderbare Anticipation moderner Naturerkenntnis; sie beruht auf einem aus der Erfahrung, besonders aus den Vorgängen des organischen Stoffwechsels gezogenen Analogieschluß, wobei H. durch falsche Analogie zu dem Irrtum geführt wurde, das Weltganze als lebendig zu betrachten, einem Irrtum, der aber gerade jener großen Verallgemeinerung Flügel und Schwungkraft verlieh. 2. Das Urfeuer. Der brennende, „allverbreitete“ Äther des Himmelsraumes, das lodernde, verzehrende Feuer, das sich auch in der Lebenswärme organischer Wesen wirksam zeigte, schien H. dem Flusse der Dinge besser zu entsprechen als Anaximanders farb- und formloses ἄπειρον und Anaximenés' Luft, die bisweilen den Schein der Ruhe oder der nur leisen Bewegung verrät. 3. Das Weltgesetz als das einzige Beharren im Strome des Geschehens. In ihm faßte H. die sein ganzes Zeitalter (Anaximander, Anaximenes, Xenophanes, Pythagoras) bewegenden Tendenzen zusammen. Hier offenbart sich am glänzendsten sein „Sinn für Identität“, d. i. die geniale Fähigkeit, das Gleichartigste unter den fremdartigsten Umhüllungen herauszuerkennen. 4. und 5. Relativität der Eigenschaften und Koexistenz der Gegensätze, beide eng zusammenhängend. Der unablässige Stoffwechsel erzeugt unablässigen Qualitätswechsel. Indem die Erkenntnis des Qualitätswechsels im Nacheinander den Blick auch auf sein Widerspiel im Nebeneinander lenkt, ergiebt sich die Relativität der Eigenschaften und dann in weiterer Folgerung die Koexistenz der Gegensätze in der Einheit desselben Gegenstandes. Auch hier führte die Neuheit der Entdeckung das ungeübte Denken zu Übertreibungen. H. schwelgt förmlich in Sätzen, die allen Menschenverstand auf den Kopf stellen. Aber diese Paradoxien waren mehr nutz- als schadenbringend. — Wie in seiner Lehre, so zeigt H. auch in seiner geschichtlichen Wirkung auf die Folgezeit ein Doppelantlitz. Er wurde Urquell religiös-konservativer (Stoiker, Hegel) wie auch skeptisch-revolutionärer Richtungen (Skeptiker, Junghegelianer, Proudhon). — Diese fein- und scharfsinnige Auseinanderlegung der verschiedenen Bestandteile des heraklitischen Systems, die im wesentlichen

auch in die „Griechischen Denker“ desselben Verfassers (s. Bericht I 262) übergegangen ist, ist sicher besser begründet als die vielfach unsicheren und willkürlichen Konstruktionen Teichmüllers und Pfleiderers. Sie hat vor diesen auch den Vorzug, daß sie nicht den Anspruch erhebt, die wirkliche Entstehung der einzelnen Lehren im Geiste des Philosophen wiederzugeben. Ob die Lehre von der Relativität der Eigenschaften in Wahrheit schon dem Ephesier beigelegt werden darf, muß allerdings zweifelhaft erscheinen. Zeller 662 f. bestreitet es; H. sei bei dem allgemeinen Gedanken stehen geblieben, daß alles entgegengesetzte Eigenschaften an sich habe; die Frage, unter welchen Bedingungen und in welchem Sinn das Zusammensein des Entgegengesetzten möglich sei, habe er noch nicht aufgeworfen und sie daher auch nicht mit der Unterscheidung dessen beantworten können, was einem Dinge an sich selbst und was ihm nur im Verhältnis zu andern zukomme. Der Gegensatz, der hier zwischen beiden Forschern auf den ersten Blick obzuwalten scheint, verliert jedoch bei näherem Zusehen viel von seiner Schärfe und schrumpft fast zu einem bloßen Wortstreit zusammen. G. sagt nirgends und ist auch schwerlich der Meinung, daß H. die Relativitätslehre ausdrücklich und mit Bewußtsein formuliert habe. Daß sie aber der Sache nach seiner Gegensatzlehre zu grunde liegt und bald nachher als eine bewußt oder unbewußt aus ihr gezogene Konsequenz in der Wahrnehmungs- und Erkenntnislehre der Atomiker und der Sophisten deutlich hervortritt, wird auch Zeller nicht leugnen. Vgl. seine Ausführungen S. 1100 über den Relativismus des Protagoras. — Schließlich sei auf die treffenden Ausführungen (S. 1022) über H.s Stil (G. rechnet ihn zu den großen, aber nicht zu den größten Schriftstellern, dazu sei er zu manieriert) sowie auf die sehr beachtenswerte Beurteilung der heraklitisierenden Tendenzen Änesidems (S. 1048 f.) hingewiesen.

Die Abhandlung von Cron bedeutet keinen sonderlichen Gewinn für die Heraklitforschung. Der Verf. bekämpft mehrfach die Auffassung einzelner Fragmente bei Pfleiderer und bei Patin, bisweilen zutreffend, wie z. B. in der Verteidigung des überlieferten ὀσμῶνται Fr. 38 gegen Pfleiderers ὁσιοῦνται (s. Bd. CXII S. 321 f.), oft aber in recht unbestimmter und unklarer Weise. Die eigenen Ansichten, die er aufstellt, sind fast durchweg verfehlt oder mangelhaft begründet. So will er H.s System nicht mit Pfleiderer als Panzoismus, sondern als „Kosmologie“ bezeichnet wissen, ohne zu bedenken, daß damit doch nur die Richtung der vorsokratischen Philosophie im allgemeinen, nicht aber die besondere Art H.s angegeben wird. Mit Recht verhält er sich gegen Pfleiderers Ableitung des Heraklitismus aus dem Mysterienglauben ablehnend; wenn er aber selbst in dem grundsätzlichen Gegensatz gegen Xenophanes den Ausgangspunkt des Systems sieht und Anspielungen auf den Kolophonier in einer

größeren Zahl von Bruchstücken wittert, in denen eine unbefangene Interpretation dergleichen nicht zu entdecken vermag, so ist dieses Verfahren um kein Haar breit besser als Pfleiderers Jagd auf die Mysterienidee. In Fr. 16 wird ja Xen. neben anderen wegen seiner πολυμαθίη getadelt; aber Crons Meinung, die Feindschaft gegen ihn sei auf den Gegensatz des seßhaften Aristokraten zu dem unsteten Wanderer und des Prosaikers zu dem Versemacher zurückzuführen, ist doch höchst willkürlich und wird nicht glaubhafter durch die Berufung auf Fr. 111, wo C. unter den δῆμοι (er behält das von Bywater gestrichene δήμων vor ἀοιδοῖσι bei; so auch Diels und Zeller 632, 6) die verschiedenen Gemeinden, bei denen Xen. herumreiste, verstehen will. Daß sich H. mit seiner Bewegungslehre (Fr. 41 und 81) und mit seiner beständigen Verwandlung des Einen in Vieles und des Vielen in Eines gegen Xenophanes' „einen und unbeweglich ruhenden Gott" gewandt habe, wie auch Schuster und Teichmüller annehmen, ist möglich, wenn auch nicht sicher (s. Zeller 736, 1). Aber auf der andern Seite schließt er sich wieder mit seinem Einen, allein Weisen, das von allem unterschieden ist, an Xen. an. C. freilich bringt es fertig, Fr. 65, indem er das in den älteren Ausgaben des Clemens stehende, von allen Neueren verworfene Komma vor καὶ οὐκ ἐθέλει wieder einsetzt und mit Pfleiderer ἕν als Prädikat faßt, so zu übersetzen: „Eins will das weise Wesen allein nicht genannt werden, es will auch den Namen Lebensquell (Ζηνός!)" und so in den ersten Teil eine Polemik gegen Xenophanes' ἓν εἶναι τὸν θεόν (Aristot.) hineinzulegen. Aber diese Erklärung des Fr. ist inhaltlich und sprachlich unmöglich; schon die Stellung von καί, die C. vergeblich verteidigt, verbietet eine solche Deutung (vgl. Zeller 670, 3). Ebenso sprachwidrig wird in Fr. 1 ἓν πάντα εἶναι so gedeutet: „Das Eine (ἕν also Subjekt!) ist (= wird) alles." Mullach, auf den sich C. hierbei beruft, giebt zwar dieselbe verfehlte Erklärung, mutet uns aber doch wenigstens nicht zu, εἶναι im Sinne von γίνεσθαι zu fassen, sondern setzt letztere Form einfach in den Text. Auffällig ist, daß C. bei der Besprechung von Fr. 79 Teichmüllers Deutung, an die sich doch Pfleiderer lediglich anschließt, gar nicht erwähnt, wie er denn überhaupt Teichmüller nirgends nennt oder auch nur stillschweigend berücksichtigt; ebensowenig Gomperz. Sollte er die Arbeiten dieser beiden nicht gekannt haben? Das wäre doch ein starkes Stück. Vgl. die Besprechung von Diels Archiv II 659.

Patin mustert in No. 320 zunächst die Fragmente in bezug auf ihre Echtheit und die Zuverlässigkeit der Überlieferung des Textes. Er geht von dem Grundsatze aus, daß die Echtheit jeder Stelle an sich zweifelhaft ist, ganz wenige ausgenommen, die aus durchaus sicherer Quelle geflossen sind, wie die aus Aristot. und in gewissem Sinne auch

die aus Hippolyt. stammenden, oder durch mehrere von einander unbeeinflußte Zeugen verbürgt werden. Er stellt dann als Merkmale der Sprache Hs., die für die Bestimmung der Echtheit in den meisten Fällen ausschlaggebend sind, folgende auf: 1. eine eigentümliche Prägnanz des Ausdrucks; 2. eine fast unglaubliche Fülle von Spielen mit ähnlichen oder einander verwandten Wörtern, mit ihren Bestandteilen und den scheinbar in ihnen versteckten Bedeutungen. So beweist das Wortspiel ἄπιστοι οὐκ ἐπιστάμενοι Fr. 6, daß ἄπιστοι mit Unrecht von den Erklärern dem Clemens überlassen worden ist, und das prägnant gebrauchte μάρτυρες entscheidet für die Echtheit von Fr. 15. Verfälschungen von Fragmenten konnten aber durch die Absicht entstehen, in der ein Autor ein Citat schrieb, durch die Meinung, die er von seinem Inhalt äußert, durch die Deutung, die er ihm giebt. So führt Hippolyt. die Worte ἔνθα δέοντι κτλ. (Fr. 123) an, als enthielten sie die eigene Lehre Hs. und nicht vielmehr die von H. kritisierte Überzeugung anderer. Schon die oblique Form beweist hier, daß ein regierendes Verbum in der 3. Person unterschlagen ist. Noch deutlicher spricht der Inhalt des Fr.: H. leugnet Fr. 21 ausdrücklich das Eingreifen von Dämonen in die Geschicke der Lebenden, und für die νεκροί, die doch wohl gleich den νέκυες Fr. 85 sind, wird er schwerlich solche Wächter bestellt haben. Nach den Erläuterungen Hippolyts muß in Fr. 123 der θεός erwähnt gewesen sein. Es ist daher im Anfang zu lesen: ἔνθα θεόν τινα ἐπανίστασθαι und davor ein regierendes Verbum, etwa δοκέουσι, zu ergänzen. H. kämpft somit hier gegen die Hoffnungen der Mysten wie in Fr. 122 (vgl. 101). [Eine in mancher Hinsicht angreifbare Beweisführung. Die indirekte Rede läßt nicht mit Sicherheit erkennen, daß H. nicht im eigenen Namen spricht. In Fr. 121 kann ich keine Leugnung der Existenz von Dämonen finden, und die νεκροί in Fr. 123 im Sinne von Leichnamen zu fassen, scheint mir widersinnig. Fr. 122 läßt sich ebensogut, ja mit größerer Wahrscheinlichkeit im Sinne eschatologischer Mysterienweisheit deuten. Fr. 101 kann überhaupt nicht anders als von einem Fortleben der einzelnen Seelen verstanden werden, und da es in direkter Rede überliefert ist, kann man hier nicht füglich an die Zurückweisung einer gegnerischen Ansicht denken. Der Fall ist typisch für das kritische Verfahren Patins, wie es uns auch sonst noch häufig in seinen Abhandlungen entgegentritt. P. ist der Überzeugung, daß H. an ein individuelles Fortleben nicht habe glauben können, und darum müssen alle Äußerungen, die eine solche Auffassung zu enthalten scheinen, beseitigt oder umgedeutet werden. Über Fr. 123 vgl. jetzt Diels' Ausg. Fr. 63.] Viel häufiger als eine beabsichtigte ist eine unfreiwillige Täuschung der Citierenden, die um so leichter möglich war, als manche Schriftsteller ihre Citate

gar nicht der Schrift H.s selbst entnahmen. Aus diesem Zustande der Überlieferung sind bei christlichen wie bei heidnischen Autoren Irrtümer und Mißverständnisse erwachsen, die sich durch die Jahrtausende bis auf den heutigen Tag erhalten haben. So ist Fr. 37 von allen Erklärern falsch aufgefaßt worden, weil sie sich durch Aristot. haben verleiten lassen, den Worten eine physiologische Bedeutung zu geben; in Wahrheit enthalten sie einen harten Spott gegen die Überzeugung der Menschen von der Vielheit des Lebens und von der Untrüglichkeit der Sinne (vgl. Fr. 4), die nur die einzelnen Dinge unterscheiden, das ξυνόν aber nicht erkennen. H. schalt die Menschen, daß sie den Augen mehr glaubten als dem Verstande, und fuhr dann fort: „Und käme es ja einmal so weit, daß die Augen versagten, wenn nämlich alles Rauch würde, so würden sie noch in der gleichartigen Masse des Rauches mit den Nasen unterscheiden.“ Der Nachdruck ruht also auf διαγνοῖεν. Wie die Neueren, so ist auch schon Plutarch durch den Zusammenhang des Fr. bei Aristot. getäuscht worden und schreibt daher H. die Lehre von den „riechenden Seelen im Hades“ zu. Fr. 38 ist demnach zu streichen. [Ein zweites bezeichnendes Beispiel Patinscher Interpretationskunst und Kritik. Fr. 37 wird in Widerspruch zu Aristot., unserm zuverlässigsten Zeugen, seiner physiologischen Bedeutung entkleidet und zugleich ein ganz unerweisbarer neuer Zusammenhang ersonnen, der auf der aus Fr. 4 durchaus nicht zu erschließenden Voraussetzung beruht, daß H. jedes Zeugnis der Augen ebenso wie das der übrigen Sinne verdächtigt habe (vgl. dagegen Fr. 13). Und auf Grund dieser willkürlichen Deutung wird dann leichten Herzens Fr. 38 gestrichen, um so wieder ein Zeugnis für die Fortdauer der Seelen nach dem Tode in der Versenkung verschwinden zu lassen.] Mit Unrecht hat dagegen Bywater das von Laert. 9, 7 und im Flor. Monac. überlieferte Fr. 132: τήν τε οἴησιν ἱερὰν νόσον ἔλεγε καὶ τὴν ὅρασιν ψεύδεσθαι für unecht erklärt, wahrscheinlich weil in dem genannten Florilegium Epikurs Name vorhergeht, ohne zu bedenken, daß in unmittelbarster Nähe (No. 199 bei Meineke Stob. Flor. IV S. 283) H.s Name an der Spitze eines ebenfalls die οἴησις betreffenden Satzes steht und daß nur H. die οἴησις, ein sich aus etymologischen Gründen (οἶος!) empfehlendes Synonymon der ἰδία φρόνησις, als eine heilige d. h. gottverhängte Krankheit bezeichnet haben kann; denn nach seiner Lehre erzeugt das Einzelwesen die falsche Vorstellung des Todes. [Ob die Sentenz wirklich dem H. gehört, ist doch sehr zweifelhaft (die Schlußworte τὴν ὅρασιν ψεύδεσθαι sind sicher nicht heraklitisch); die Lemmata haben sich in den Apophthegmensammlungen — aus einer solchen hat Laert. geschöpft — oft genug verschoben und verwirrt. Auf No. 199 des Flor. Mon. durfte sich P. jedenfalls nicht berufen; die stoische Terminologie (προκοπή und ἐγκοπή)

weist auf späteren Ursprung, und bei Laert. 4, 50 und in etwas veränderter Form bei Stob. Flor. 4, 87 wird der Ausspruch denn auch dem Bion beigelegt. Ist überhaupt das Wort οἴησις dem H. zuzutrauen? Bei den Stoikern war es ein beliebter Ausdruck; vgl. Zenon b. Laert. 7, 23. Übrigens gehört Fr. 132, auch wenn es echt sein sollte, als Apophthegma gar nicht unter die Fragmente.] Von Späteren wird H. oft gerade das Gegenteil dessen zugeschrieben, was seine Lehre war. So steht Fr. 49: χρὴ εὖ μάλα πολλῶν ἵστορας φιλοσόφους ἄνδρας εἶναι im Widerspruch mit dem Verdammungsurteil H.s über die Vielwisserei des Pythagoras, und da überdies der Ausdruck φιλοσόφους verdächtig ist, so ist das Fr. zu streichen. [Was P. hierbei über die Beschaffenheit von Fr. 17 ausführt, ist, wie er selbst am Schlusse von No. 324 zugesteht, durch eine inzwischen erschienene Abh. von Diels (s. Bd. CXII S. 190) hinfällig geworden. Ein gewisser Widerspruch zwischen Fr. 49 und 17 läßt sich allerdings nicht bestreiten, und auch wenn man mit Diels Fr. 17 für unecht hält, was nicht sehr wahrscheinlich ist (s. Bd. CXII S. 189 f.), so ist doch das unzweifelhaft echte Fr. 16, in dem die πολυμαθίη getadelt wird, kaum mit dem Inhalt von Fr. 49, in Einklang zu bringen. Dieses Fr. ist daher in der That verdächtig. Wenn Diels (zu Fr. 31) in dem Umstande, daß auch von Porphyrios d. abst. II 49 und zwar offenbar unabhängig von Clemens in der Form ἵστωρ γὰρ πολλῶν ὁ ὄντως φιλόσοφος angeführt wird, eine Bestätigung für die Echtheit des Fr. und insbesondere auch des Ausdrucks φιλόσοφος sieht, so scheint mir im Gegenteil die Fassung bei Porph., der H. nicht nennt, auf neupythagoreischen Ursprung hinzuweisen. Φιλόσοφος wenigstens dürfte kaum heraklitisch sein, und ich möchte daher, wenn das Bruchstück durchaus für H. gerettet werden soll, mit Wilamowitz Phil. Unters. I 225 nur die Worte εὖ μάλα πολλῶν ἵστορας als authentisch gelten lassen, die in dem uns unbekannten Zusammenhange, in dem sie bei H. standen, keinen Widerspruch gegen dessen sonstiges Urteil über die Vielwisserei zu enthalten brauchten]. Am einfachsten ist die Heilung von Fragmenten, deren ursprünglicher Sinn in sein Gegenteil verkehrt worden ist, da, wo zur Wiederherstellung dieses Sinnes nur die Negation wiedereingesetzt zu werden braucht. So ist schon längst Fr. 84 auf diese Weise geheilt worden. Auf demselben Wege ist Fr. 31 zu verbessern, das in der überlieferten Form eine dem H. nicht zuzutrauende Trivialität enthält. H. hat geschrieben: εὐφρόνη <οὐκ> ἂν ἦν: „Ohne Sonne keine Nacht." Denn aus den Dünsten der verlöschenden Sonne entwickeln sich nach H. die feuchten, schwarzen Nebel der Nacht. [Aber der an zwei Stellen, bei Plut. d. fort. und bei Clem., vor εὐφρόνη überlieferte, wahrscheinlich auch von Theophrast gelesene (s. die Erläuterung in der auf diesen zurückgehenden Doxographie bei Laert. 9, 10)

und daher mit Recht von Diels (Fr. 99) in den Text aufgenommenen Zusatz ἕνεκα τῶν ἄλλων ἄστρων spricht gegen die Einfügung der Negation.] Über die Wesensgleichheit von Tag und Nacht vgl. Fr. 36, das freilich nicht konstruktiver, sondern polemischer Art und gegen die Vielgötterei gerichtet ist. [P. denkt ὁ θεός als Subjekt auch zu συμμιγῇ und will daher zwischen diesem Worte und θυώμασι kein neues Subjekt ergänzt wissen. In der 2. Hälfte der „heraklit. Beispiele“ S. 81, 38 und in der Abh. No. 324 gesteht er jedoch zu, daß Davidson mit seiner Konjektur ὅκως πῦρ statt περ (besser Diels ὅκωσπερ <πῦρ>; s. Bd. CXII S. 305) das Richtige getroffen habe. Dies ändere aber nichts an der Thatsache, daß in dem Fr. der Irrtum der Vielgötterei bekämpft werde. Die verschiedenen Benennungen des Feuers seien demnach ein Bild für die verschiedenen Götternamen, die auch nach Willkür im Gebrauche sind. Die „Einheitslehre“ S. 33 gegebene Sammlung gleichgesetzter Götternamen (Zeus-Hades-Dionysos, Zeus-Ares, Apollon-Dionysos) sei zu vermehren durch Δίκην Ἔριν Fr. 62. Diese Hineintragung von Götternamen in die beiden Fragmente beruht auf unsicherer Vermutung. Trefflich dagegen hat P. an der zweiten der angeführten Stellen den wahren Zusammenhang von Fr. 36 durch Streichung des Kolons vor ὀνομάζεται hergestellt (s. Diels Fr. 67)]. Um Tag und Nacht des Charakters entgegengesetzter Wesenheiten zu entkleiden und sie in einen stetigen Prozeß zu verwandeln, mußte die tagbringende Sonne selbst in jenen Prozess hineingezogen werden; die Sonnenbahn muß sich zu gleichen Teilen auf die zwei Seiten jenes Prozesses verteilen und ihr Gegenstück in der Nacht haben. Wirklich werden so die Grenzen von Tag und Nacht in Fr. 30 verwischt. Dieses Fr. erklärt P. abweichend von allen bisherigen Deutungsversuchen so, daß er zwei sich ähnliche Bogenlinien des Tages und der Nacht annimmt, die in Wahrheit nur eine sind: der Halbkreislinie des Tages entspricht die „rückläufig gewandelte“ der Nacht, und beide decken sich; demnach giebt es auch nicht zwei Grenzpunkte, sondern nur einen gemeinsamen (ἄρκτος = οὖρος αἰθρίου Διός; οὖρος entweder „Berg“ oder „Grenze“ oder „Wächter des Zeus“ [?]); der Höhepunkt des Tages und der Nacht ist derselbe (vgl. d. diaet. I 5). Dadurch wird die vulgäre Trennung von Tag und Nacht als handgreiflicher Irrtum hingestellt. [Diese Deutung, auf die P. „Her. Beisp.“ 2. H. S. 89, 101 noch einmal zurückkommt, ist sprachlich unstatthaft: die Worte καὶ ἀντίον τῆς ἄρκτου οὖρος κτλ. widersprechen ihr.] In diesem Sinne ist auch der Tadel Hesiods in Fr. 35 aufzufassen, wo die Worte ἔστι γὰρ ἕν nicht mehr zum Citat, sondern zu den folgenden Worten bei Hippolyt. καὶ ἀγαθὸν καὶ κακόν gehören (?); dagegen ist wahrscheinlich eine Bemerkung im Sinne Senecas (Fr. 120: unus dies par omni est), etwa: „ist doch ein Tag wie der andere“, ausgefallen. [Aber es handelt

sich ja in Fr. 35 um die falsche Unterscheidung von Tag und Nacht, nicht um die der einzelnen Tage.] Auch Fr. 118 glaubt P. durch Einschiebung der Negation heilen zu können; er verbessert <οὐ> γινώσκει φυλάσσειν (doch mit Vorbehalt; vielleicht sei auch γινώσκειν φρυάττει oder besser φρυάττεται zu lesen): „Der Wähnenden erster (eigentlich Bestgewähnter) versteht nicht zu wachen, und so wird ihn freilich auch die Gerechtigkeit überraschend ergreifen (καταλήψεται prägnant wie Fr. 26)." Vgl. „Her. Beisp." 2. H. S. 77, 29. [Die Lesung wie die Erklärung sind falsch, da das Objekt des zweiten Satzes: ψευδῶν τέκτονας καὶ μάρτυρας, das P. in der Übersetzung nicht übergehen durfte, mit dem φυλάσσειν des ersten Satzes nicht im Einklang steht und dieses φυλάσσειν absolut gebraucht unverständlich bleibt. Dadurch, daß P. vermutet, dem Fr. 118 sei Fr. 123 vorangegangen, wird zwar ein Objekt für φυλάσσειν gewonnen, aber ein besserer Zusammenhang zwischen den beiden Teilen von Fr. 118 nicht hergestellt.] In manchen Fragmenten sind auch die ersten Worte H.s mit der Paraphrase des Erklärers zusammengeflossen. So genügt es in Fr. 62 nicht, mit Diels (Jen. L.-Z. 1877; ἔριν nach δίκην zu streichen; auch die folgenden Worte: καὶ γινόμενα πάντα κατ' ἔριν καὶ χρεώμενα (P. vermutet, daß in der Vorlage des Origenes χωρησόμενα [?] gestanden habe) müssen, obwohl sie der Lehre H.s entsprechen, gestrichen werden, weil sie die Konstruktion des Satzes zerstören und inhaltlich mit dem ersten Satze nichts zu thun haben [beide Gründe treffen nicht zu].

Im zweiten Teile der Abh. sucht P. aus den vorhandenen Fragmenten die Anfänge des heraklitischen Buches, die nach seiner Überzeugung die Fundamentallehre des Ephesiers enthalten haben müssen, nach ihrer ursprünglichen Anordnung zu ermitteln. Wir können diesem geistvollen und scharfsinnigen Rekonstruktionsversuche hier nicht im einzelnen nachgehen. P. stellt mit Bywater Fr. 1 an die Spitze (εἰδέναι, nicht εἶναι die richtige Lesart), fügt daran aus Fr. 19, das er für eine Umschreibung von Fr. 1 hält, die Worte: ὅ τε κυβερνῆσαι (so liest er statt ᾗ κυβερνᾶται bei Bywater; s. jedoch jetzt Diels zu Fr. 41 über die handschriftliche Überlieferung) πάντα διὰ πάντων, läßt dann folgen: Fr. 2, Fr. 93 (unter Beibehaltung von λόγῳ), mit dem die Fortsetzung bei Marc. Ant. (s. Bywater zu Fr. 5): καὶ (οἷς) καθ' ἡμέραν (ἐγκυρέουσι, ταῦτα αὐτοῖς ξένα φαίνεται; das Eingeklammerte Paraphrase) ohne Interpunktion verbunden wird (vgl. Diels Fr. 72), Fr. 3, Fr. 111 bis ἀγαθοί (die zweite Hälfte, die, als Fortsetzung der ersten gedacht, dieser widersprechen würde, trennt P. von ihr als ein besonderes Fragment; ebenso Diels). Hinter ἀγαθοί nimmt er dann eine Lücke an und schließt die Reihe mit Fr. 91, dem er die von Bywater ausgelassenen, von Diels (Fr. 2) jetzt wieder aufgenommenen Worte διὸ δεῖ ἕπεσθαι τῷ ξυνῷ an-

schließt, und Fr. 92. — Aus dieser Fragmentenreihe gewinnen wir, wie P. ausführt, zwei grundlegende Lehrsätze des Systems: den vom allwissenden Einen und den von der Allgemeinsamkeit der Vernunft. Die Allvernunft und mit ihr die Allgerechtigkeit kommt objektiv zur Erscheinung im Werden, in der Bewegung, in dem einheitlichen Leben der Gesamtheit. Eine Vergleichung des zweiten Satzes mit der negativen Wendung in Fr. 18: σοφόν ἐστι πάντων κεχωρισμένον zeigt, daß dieselbe Vielheit, die als solche keinerlei Vernunft, sondern lauter unvernünftige Einzelwesen aufweist, zusammengefaßt und, als Einheit betrachtet, sofort ihres ganzen negativen Charakters entkleidet wird. Auch die Menschen, diese an sich höchst verkehrten und unglückseligen Wesen, sind als unselbständige Teile des Allguts vernünftig und befriedigt. Alles Traurige, Gräßliche, Böse hat nur subjektive Bedeutung; vom höchsten Standpunkt ist alles gut und schön (Fr. 61; Kleanthes b. Stob. I p. 26, 4 ff. Wachsm.). Die Lehre von der Allgemeinheit der Vernunft in lauter unvernünftigen Einzelwesen ist aber nur möglich nach Zerstörung ihres Charakters als Einzelwesen durch Leugnung der Individuation. H. mußte demnach beweisen, daß trotz des Scheins der Vielheit eine Einheit existiert. Diesem Nachweise hat er in der That einen stattlichen Teil seines Buches gewidmet, indem er in zahllosen Beispielen die Einheit der Gegensätze darlegte. Zu dieser Darlegung leitet Fr. 65 über, dem der dritte Platz neben jenen ersten beiden Gedanken zu gebühren scheint: „Eines, das allein Weise, will und will doch nicht genannt werden mit dem Namen des lebendigen Gottes (Ζηνός).“ Unpassend ist der Name deshalb, weil das mit ihm genannte Wesen ebensogut Hades ist, vielleicht auch, weil das Eine zwar göttlich, aber kein Gott ist, sondern nur ein gesetzmäßig sich verändernder, nach zwei Richtungen sich bewegender Stoff. So genannt werden aber will es, weil nach der Volksmeinung das erste Attribut des höchsten Gottes der Blitz war und dieser ein Ausfluß oder richtiger ein Symbol jener Kraft ist, die das All weiter und zurück bewegt zum Urfeuer (Fr. 28). Die zweite durch Fr. 65 angekündigte Aufgabe H.s war der konkrete Nachweis, wie in der thatsächlichen Einheit der Schein (den Ausdruck brauchte H. nicht, aber die Vorstellung hatte er; vgl. Fr. 81: εἶμέν τε καὶ οὐκ εἶμεν) die Vielheit entstehen kann. Dies ist der Ausgangspunkt der Physik H.s. Parmen. mit seiner Lehre vom „unzerstörbaren gesetzlichen Schein“ neben einer darüber erhabenen Seinslehre bezeichnet den nächsten Schritt in der Entwickelung des philosophischen Gedankens. Mit der Leugnung des Prinzipes der Individuation bekämpft H. auch das Ich- oder Selbstbewußtsein, die ἰδία φρόνησις als Gegensatz der Gemeinempfindung (vgl. das Bild von den Kohlen, die sich mit einem größeren Feuer zu einem

ununterschiedenen Brande mischen, bei Sext. math. 7, 130 und d. diaet. I 29). Auf der Suche nach dem Ich als einem Seienden (Plotin bei Byw. zu Fr. 80: ὡς ἓν τῶν ὄντων) fand H., daß es überhaupt kein dauerndes Ich giebt, daß auch die menschliche Seele dem allgemeinen Prozeß als ein unselbständiger Teil des einen Vernünftigen angehört (vgl. Fr. 1 οὐκ ἐμεῦ, ἀλλὰ τοῦ λόγου).

Diese Arbeit Patins verbindet mit gründlicher und umfassender Quellenkenntnis großen Scharfsinn und eindringendes, tiefes Verständnis für den Kern der heraklitischen Philosophie. Sie ist daher mit vollem Rechte von Diels in seiner Rezension (Arch. I 102 ff.) neben der fast gleichzeitig erschienenen Abhandlung von Gomperz, mit der sie sich in manchen wesentlichen Punkten berührt, als „ein eindringender und beachtenswerter Beitrag zur Heraklitlitteratur“ bezeichnet worden. Aber diesen Vorzügen stehen erhebliche Mängel gegenüber. Der Scharfsinn Patins artet nicht selten in Spitzfindigkeit und ein Übermaß von Spürsinn aus. Dies zeigt sich besonders in der Interpretation und Textkritik der einzelnen Fragmente, die zwar oft mit glücklichem Blicke das Richtige trifft, noch öfter aber ihr Ziel verfehlt. Zu den oben eingeschalteten Bemerkungen über solche Mißgriffe füge ich noch zwei weitere hinzu. Das auf Bias bezügliche Fr. 112 soll nach P. dem Fr. 18 voraufgegangen sein: er sieht in οὗ πλείων λόγος (112) eine spielende Beziehung zu ὁκόσων λόγους (18) und zugleich in dem Worte λόγος an der ersten Stelle einen beabsichtigten Doppelsinn („die Rede, die von Bias geht“ und „die Vernunft in seiner Rede“). Das ist ein bezeichnendes Beispiel von der Sucht des Verf., bei dem „Dunkeln“ gekünstelte und frostige Wortspiele aufzuspüren, wie sie uns noch häufiger in den „Her. Beisp.“ als in der vorliegenden Schrift entgegentreten wird. Die gleiche Sucht hat ihn auch in der Erklärung von Fr. 3 irre geleitet, wo nach ihm φάτις nicht, wie Bernays mit Recht angenommen hat, „Sprichwort“, sondern den „Ausdruck selbst“, nämlich das voraufgehende ἀξύνετοι bezeichnet, indem dieses das Beisammensein mit dem Gemeinschaftlichen (= ξυνετός) in sich tragen und doch eine Trennung davon bedeuten soll. Eine zweite Quelle fehlerhafter Beurteilung der Bruchstücke ist die Voreingenommenheit Patins für gewisse von ihm vorausgesetzte, aber nicht bewiesene Lehren H.s, die ihn nicht nur, wie wir gleichfalls oben wiederholt gesehen, zu falschen Erklärungen und Athetesen einzelner Fragmente verleitet, sondern auch seine ganze Auffassung vom Wesen der heraklitischen Philosophie sowie die damit zusammenhängende Anordnung der nach seiner Meinung den Anfang der Schrift H.s bildenden Bruchstücke in verhängnisvoller Weise beeinflußt hat. Was zunächst diese Anordnung betrifft, so ergiebt sich, von der Lücke nach ἀγαθοί in Fr. 111 abgesehen, einen wohlgefügten,

in sich abgerundeten Gedankenkomplex. Aber daß H. wirklich sein Buch so begonnen habe, ist damit nicht bewiesen, da wir nicht wissen, wie er seinen Stoff eingeteilt und geordnet und ob er bestimmte Hauptsätze seines Systems an den Anfang gestellt hat. Ebensowenig läßt sich behaupten, daß zwei Fragmente, die ihrem Inhalte nach verwandt sind und ihrer Form nach sich bequem aneinanderfügen, auch im Original bei einander gestanden haben müssen. Es erheben sich aber gegen die Richtigkeit der Patinschen Rekonstruktion zwei gewichtige positive Bedenken. Erstens ist durch Sextus und Aristot. Fr. 2 und nicht Fr. 1 als Buchanfang bezeugt, und es ist unmethodisch, diese gewichtigen Zeugen beiseite zu schieben. Daß das δὲ am Anfang von Fr. 2 kein Hindernis für die Annahme bildet, H. habe so begonnen, zeigt Zeller 630, 1 (vgl. Diels zu Fr. 1). Zweitens ist es nach der Bemerkung, mit der Sextus 7, 133 von Fr. 2 zu Fr. 92 überleitet, wenig wahrscheinlich, daß dieses von jenem durch eine mit Hinzurechnung der von P. angenommenen Lücke doch verhältnismäßig lange Auseinandersetzung getrennt war. Ich vermute daher, daß zwischen beiden nur Fr. 91 stand, dessen engen Zusammenhang mit Fr. 92 P. richtig erkannt hat. Die sonst von P. dazwischen geschobenen Bruchstücke mochten an anderen Stellen des Werkes ebenso gut, ja vielleicht besser am Platze sein; denn hier variieren sie doch eigentlich nur den in Fr. 2 ausgedrückten Gedanken und rufen daher den Eindruck einer mit der lapidaren Kürze H.s nicht recht verträglichen Breite der Gedankenentwickelung hervor. Nun glaubt freilich P. zwischen diesen Fragmenten eine Kette von Beziehungen, die auf den verschiedenartigsten Wortspielen beruhen, entdeckt zu haben und sieht darin eine Gewähr für die Richtigkeit seiner Anordnung. Aber gerade diese Fülle etymologischer Künsteleien, die wir, wie bereits bemerkt, bei H. nicht suchen dürfen, scheint eher gegen als für Patins Reihenfolge zu sprechen. Für die Ansetzung einer Lücke vor Fr. 91 endlich liegt kein zwingender Grund vor, da die Lehre von der gemeinsamen Vernunft, wie auch Sextus erkannt hat, schon in Fr. 2 deutlich genug enthalten ist. — In der Auffassung der Lehre H.s hat P. weit schärfer, als dies vor ihm geschehen war, die Einheit und Harmonie der Gegensätze in dem „allweisen“ Einen als einen Hauptbestandteil des Systems hervorgehoben und sich dadurch um die tiefere Erkenntnis dieses Systems ein unleugbares Verdienst erworben. Aber auch hier schießt er über das Ziel hinaus, indem er von der Weisheit des Einen das Einzelne und Individuelle völlig scheidet und das Weise in der Vielheit der Dinge überhaupt nicht zum Ausdruck kommen läßt. Er kann sich hierfür nur auf Fr. 18: σοφόν ἐστι πάντων κεχωρισμένον berufen. Aber diese Getrenntheit des Absoluten von jeder Sonderexistenz darf bei H. noch nicht im Sinne

den anaxagoreischen νοῦς als eine von Anfang an gegebene und dauernde Absonderung gefaßt werden; sie ist vielmehr auf den einen Moment der Weltverbrennung und des Weltgerichts zu beschränken, in dem alles Einzelleben aufgehoben und vernichtet erscheint. Vgl. Fr. 26 und Diels zu Fr. 66 und 108 seiner Sammlung. In der gegenwärtigen Welt dagegen mit ihrem Wege nach oben und nach unten herrscht das rastlose Hervorgehen aller aus dem Einen und ihre Rückwandlung in das Eine: ἐκ πάντων ἓν καὶ ἐξ ἑνὸς πάντα (Fr. 59). So ist auch allein ἓν πάντα εἶναι: „alles ist eins" in Fr. 1 zu verstehen. P. hält hier mit Unrecht an der überlieferten Lesart εἰδέναι fest, die durch die voraufgehende Paraphrase des Hippol.: <ἓν> πάντα εἶναι τὸ πᾶν widerlegt wird. Indem Verf. jenes absolute Verschwinden aller Gegensätze in dem alles verzehrenden Einen am Ende der Welt in einen schon in der Weltentwickelung sich beständig wiederholenden Prozeß verwandelt, hebt er im Grunde die doch auch von ihm nachdrücklich betonte Gegensatz- und Flußlehre auf und setzt den unablässigen Wechsel der Dinge, der nach H. das Allerrealste ist, zu einem bloßen Schein herab. Damit wird der scharfe Gegensatz zwischen H. und Parm. verflüchtigt und jener zum Vorläufer, ja fast zum Begründer der eleatischen Lehre gemacht. Dann bleibt es aber ganz unerklärlich, wie ihn Parm. so scharf und so rücksichtslos bekämpfen konnte. Die Annäherung zwischen den beiden Antipoden wird dadurch noch größer, daß P. den Eleaten seiner Lehre vom Schein in gewissem Sinne eine innere Berechtigung beilegen läßt, wie er es in seiner 1899 erschienenen Schrift „Parm. im Kampfe gegen H." des Näheren dargelegt hat. Vgl. darüber vorläufig meine Rezension dieser Schrift in der Berl. Ph. W.-Schr. 1900, 1283 ff.

In der ersten Hälfte von No. 320 schließt P. aus einer Bemerkung des Diodotos bei Laert. 9,15, das Physikalische bei H. erscheine nur in der Form des Beispiels [P. beachtet nicht, daß der Hauptgegensatz hier in den Worten οὐ περὶ φύσεως εἶναι τὸ σύγγραμμα, ἀλλὰ περὶ πολιτείας enthalten ist], und aus einer Stelle bei Philon in Gen. III 5 (II 178 Aucher), daß das Physikalisch-Dogmatische bei H. nur einen sehr geringen Umfang hatte und der weitaus größere Teil der Lehre von den Gegensätzen und ihrer Harmonie diente, zu deren Begründung er ein „ungeheures" Material zusammengebracht habe. Deutliche Spuren solcher heraklitischen Beispiele findet er zunächst in der angegebenen Stelle Philons, in weit größerem Umfange aber in einer zweiten Stelle desselben Autors (Qu. rer. div. haer. 43), aus deren Analyse er eine vollständige Tafel heraklitischer Gegensätze in fünf großen, scharf umgrenzten Abschnitten gewinnt. Dem Thema des dritten Teils dieser Tafel: „Die Harmonie der Gegensätze in den nachahmenden Künsten

des Menschen“ dient auch die ausführliche Beispielsammlung in π. διαίτης I c. 11—24. P. unterzieht die einzelnen Abschnitte dieser Sammlung einer sehr scharfsinnigen, aber äußerst breiten und verschlungenen Untersuchung. Während Bernays vornehmlich auf die Ähnlichkeiten zwischen dem Diätetiker und H. sein Augenmerk richtete, sucht er nach Widersprüchen, nach einer spröden Masse auf dem Grunde, die sich der Überarbeitung nicht gefügt hat, und findet auf diesem Wege eine Anzahl von Beispielen, die ihrer gegenwärtigen Bestimmung nur widerwillig dienen und dadurch einen anderen Ursprung erkennen lassen. So schält er aus der krausen Umhüllung einen Kern echter heraklitischer Beispiele heraus. Zu diesen gehören besonders alle die, in denen als Vorbild der menschlichen Kunst die Natur im allgemeinen geschildert, und nicht an ihre Stelle im Sinne des Diätetikers die menschliche Natur gesetzt wird. Das Thema aller dieser Beispiele H.s ist: „Die Menschen, diese unselbständigen Teile des einheitlichen Alls, unterliegen wie die Dinge dem weisen Walten der Einheit, stehen unter ihrer allmächtigen Leitung. Ohne es zu wissen oder nur zu ahnen, gehorchen sie deshalb in ihren Künsten den Gesetzen des werdenden Alls und wenden sie nachahmend zu ihren Zwecken an.“ Diesen Grundgedanken hat H. in einer Fülle von Doppelbeispielen veranschaulicht, die den einzelnen Gesetzen seiner Kosmogonie — P. zählt deren 8 — entsprechen. Ihr Endergebnis ist: „Auch der Mensch verschwimmt in dem allgemeinen Flusse der Bewegung. Seine Individualität, sein Ichbewußtsein zerstört: das ist die Idee, der sich H. gerühmt, als seines einzigen originellen Besitzes.“ — Erwiesen hat P. durch diese Analyse nur, daß dem Diätetiker eine reiche Sammlung von Beispielen vorlag, durch die die heraklitische Gegensatzlehre im Thun und Treiben der Menschen, vornehmlich in ihren Handwerksbräuchen und Künsten als unbewußt wirkend und nachgeahmt aufgezeigt werden sollte, und daß er die seiner Vorlage entlehnten Beispiele vielfach in handgreiflich ungeschickter und gewaltsamer Weise für seine abgeschmackte Vergleichung der menschlichen Gewerbe und Künste mit den physiologischen Vorgängen im menschlichen Körper verwandt hat. Aber eine solche Zusammenstellung auf H. selbst zurückzuführen haben wir kein Recht. Unter den erhaltenen Fragmenten gehört diesem Kreise nur das von den Walkern (50) und allenfalls das von den Ärzten (58) an, und gerade hier lehrt der Vergleich mit d. diaet. c. 14 und 15, daß die in dieser Schrift benutzte Vorlage von der heraklitischen Fassung nicht unbedeutend abgewichen sein muß. Um so weniger ist es zulässig, auch die übrigen Beispiele des Diätetikers, von denen keiner durch irgend ein bestimmtes Zeugnis H. beigelegt wird, bei diesem zu suchen und gar aus ihnen durch allerlei künstliche Kombinationen (vgl. z. B. die Ausführungen über Lyrik und Mantik

S. 34 ff. sowie die über Schreibkunst S. 84 ff.) eine geordnete Reihe an einander sich anschließender Doppelbeispiele (solcher Doppelbeispiele finden sich unter den Fragmenten keine außer dem gerade in d. diaet. nicht vorkommenden vom Bogen und der Leier) herzustellen. Manche Sätze in d. diaet. klingen ja allerdings stark heraklitisch, und einzelne von ihnen wie z. B. in c. 11: οἱ ἄνθρωποι ἐκ τῶν φανερῶν τὰ ἀφανέα σκέπτεσθαι οὐκ ἐπίστανται mögen wirklich von H. herrühren, wenn sich auch Sicheres darüber nicht ausmachen läßt. Aber eine so spezialisierte und systematische Aneinanderreihung von Beispielen zur Veranschaulichung einer Folge von Lehrsätzen scheint der altertümlichen und knappen Weise des Ephesiers nicht zu entsprechen, sondern auf eine spätere Zeit, etwa die der Sophistik, hinzuweisen. In dieser Zeit also mag die Vorlage des Diätetikers von einem Herakliteer verfaßt worden sein, der vielleicht einzelne seiner Beispiele bei H. vorgefunden und mehr oder minder wörtlich übernommen, andere aber und wohl die meisten nach dem Vorbilde des Meisters erfunden hat.

In der zweiten Hälfte von No. 320 bemerkt P., daß des heraklitische „Beispiel" Schule gemacht habe; so, außer bei dem Diätetiker, bei Demokrit, Aristipp, Protagoras, Melissos, Anaxagoras, besonders aber in der älteren Skepsis. Am häufigsten findet es sich bei Sextus. Die ganze Beispielflut zur Erläuterung des 1. Tropus (hyp. I 42 ff.) ist der Hauptsache nach auf H. zurückzuführen. Schwer freilich ist es, das Heraklitische aus Sextus herauszuschälen, da andere Philosophen zu dem überkommenen Stoff immer neuen hinzugefügt haben. Aber an einer unverkennbar heraklitischen Stelle läßt sich eine geschlossene Kette heraklitischer Beispiele nachweisen, ähnlich der, die sich aus Vergleichung von Fr. 51 mit 8 und dem von Bywater (s. Bd. CXII S. 298) entdeckten Fr. (4 Diels) ergiebt (Menschen — Rinder — Esel, Gold — Kehricht), wenn man die dort von Sextus beigebrachten Beispiele mit Fr. 52, 53 und der von Byw. zu 54 angeführten Stelle bei Clemens von den Schweinen, die sich im Kote lieber als im reinen Wasser wälzen (P. ergänzt hier zu φησίν: Ἡράκλειτος und sieht in den Worten ein echtes Bruchstück), zusammenstellt. Aber auch sonst finden sich im 1. Buche des Sext. zahlreiche Beispiele heraklitischer Form, die zum Teil bei Lukrez IV 322—466 wiederkehren. Dieser hat hier und an anderen Stellen seines Gedichtes Derartiges aus Epikur geschöpft, der wiederum durch Demokrits Vermittelung viel unverfälscht Heraklitisches aufgenommen und weitergegeben hat. Indem so eine Fülle von Beispielen in den Bestand der Epikureer, Stoiker, Akademiker und ganz besonders der Stoiker übergegangen ist, nimmt H. nicht bloß durch seine Gegensatzlehre überhaupt, sondern auch durch sein induktives Beweismaterial eine beherrschende Stellung ein. Auch hier ist

gegen Patins Verfahren dasselbe Bedenken zu erheben wie gegen seine Bereicherung des heraklitischen Besitzstandes aus dem Buche d. diaet. Manches einzelne mag in der That auf H. zurückgehen; aber jene streng geschlossenen, mannigfach verschlungenen Ketten von Beispielen sind künstliche Gebilde, deren heraklitischer Ursprung von P. nicht erwiesen und an sich wenig wahrscheinlich ist. — Nach einem Exkurse über „Aenesidem und die Einheitslehre", der sich mit beachtenswerten Gründen gegen Pappenheim wendet, geht Verf. zur Besprechung der bei Byw. ausgelassenen Scholienstelle zu Nikanders Alexiph. 172—177 Abel-Vari über und sucht nachzuweisen, daß sich hier 1. die Gegensatzlehre (Feuer — Meer, zugleich Herr — Knecht) verbunden mit der heraklitischen Anordnung der Elemente wiederfindet, und 2. aus dem Sturmvogel und dem Meeresschaum ein zweites Beispiel gewinnen läßt. Nebenbei die bereits unter No. 285 erwähnten Heraklitspuren bei Herodot. In einem 2. Exkurs: „Vom weinenden Philosophen" legt P. treffend das Verfehlte in der Auffassung Teichmüllers und Pfleiderers (s. Bd. CXII S. 318 ff.) vom brettspielenden Kinde (Fr. 79) dar. Hierbei tadelt er besonders, daß Pfleiderer aus Platon legg. X 903 D, wo unter offenbarer Anspielung auf H.s πεσσεύων der Weltordner mit einem πεσσευτής verglichen wird, der dem besseren Stein die bessere Stelle anweist, auf die Vorstellung einer göttlichen Fürsorge auch bei H. zurückschloß. Platon hat vielmehr in jenem Abschnitte des 10. Buches seiner Gesetze, in dem sich überhaupt starke Anklänge an H. finden, die heraklitische Einheitslehre und so auch den „brettspielenden Gott" nur zur Widerlegung von Einwänden gegen seine im übrigen sich von H.s Weltanschauung wesentlich unterscheidende Theodizee benutzt. P. kann auch in Fr. 79 nur eine Bestätigung seiner Auffassung des heraklitischen Grundgedankens sehen: „Mensch und Tier und was du sonst um dich erblickst, galt für H. nicht mehr als das Stäubchen im Meer, die Welle im Strom, der Spielstein in der Schachtel." — Im weiteren hebt P. noch die Fragmente hervor, die bisher in ihrem Charakter als Beispiele für die Harmonie der Gegensätze nicht erkannt worden sind. Zu diesen rechnet er vor allem die, welche man bisher dem theologischen Teil zugewiesen hat, so Fr. 97. 98. 99 (Hippias' Beispiel vom Thonfigürchen und dem lebendigen Mädchen ist hier als unheraklitisch auszuscheiden; Fr. 130 mit seinen von Neumann und Buresch (s. Bd. CXII S. 303 f.) gefundenen Fortsetzungen; Fr. 67 verbunden mit 44; Fr. 73 (vgl. 104 und 86); 105; 102 und 101; 122, 123 und 118; 125, 128 und 124; 127 (der Sinn ist nach P.: „Schamlos wäre, wer Schamloses nicht thäte im Dionysosdienste; dieser geliebte Gott der Lust ist aber derselbe, der als Tod [Hades] gefürchtet wird"). In Fr. 67 knüpft H. zwar an den Volksglauben

an, erhebt sich aber zugleich hoch über ihn: seine Unsterblichen stehen nicht außerhalb seines Flusses; sie gehören nicht der Welt des Friedens, sondern der des Krieges an, dessen Geschöpfe sie sind so gut wie die Sterblichen. So verbindet H. mit dem Worte θεοί einen von seinem göttlichen Einen sehr verschiedenen Begriff. Es giebt nur eine Seele, die alles umschließende; wohin du auch wandeln magst, du findest nicht ihre Grenze; keine Ferne, keine Tiefe, wohin ihre Vernunft nicht dränge (die Worte οὕτω βαθὺν λόγον ἔχει Fr. 71 sind echt; so auch Diels Fr. 45). Von der großen Seele getrennte Seelenteile, von dem göttlichen Einen geschiedene Flammen brennen im Menschen, durch den Körper gewissermaßen losgerissen, durch die Sinnenthürchen verbunden. Diese können entweder herabbrennen, erlöschen oder zur gemeinsamen himmlischen Glut hinaufschlagen. Einer von diesen Prozessen spielt auch bei dem, was die Menschen Tod nennen. Die Seelen derer, die selbstlos für die Gemeinschaft gefallen sind, wandeln den stolzen Weg aufwärts, indes die Genußmenschen in Feuchtigkeit erlöschen. So gelang es H., aus seinem Lehrgebäude etwas abzuleiten, was beinahe einer Unsterblichkeit der Guten, einer Vergänglichkeit der Schlechten glich; aber für ihn war das keine persönliche Fortdauer, sondern nur der Anschluß und Umsatz ins Ewig-Eine. Die Dauer des Individuums ist und bleibt für ihn die greuelvollste Vorstellung. Diese Ausführungen über H.s Eschatologie (vgl. auch Patin „Neues und Altes“ S. 338 ff.) haben etwas ungemein Verführerisches; die Anschauung von der Seele und ihrer Fortdauer, von dem Verhältnis der Götter zu den Menschen erscheint hier im vollsten und schönsten Einklange mit H.s ganzer Weltauffassung. Ob wir es hier aber nicht bloß mit einer idealen Konstruktion des Verf. zu thun haben und ob H. in Wirklichkeit die vollen Konsequenzen aus seinem System auch für seine Eschatologie gezogen hat, muß doch im Hinblick auf die gewaltsame Art Patins, mit bestimmten, seiner Auffassung anscheinend widersprechenden Bruchstücken umzugehen, bezweifelt werden. Indes will ich nicht leugnen, daß eine gründliche und nüchterne Betrachtung der Fragmente und Zeugnisse, auf die es hierbei ankommt, ihm doch vielleicht recht geben könnte. Zu Gunsten seiner Ansicht spricht jedenfalls der Umstand, daß Rohde (Psyche 442 ff.), ohne Patin gelesen zu haben, in der Zurückweisung des Glaubens an die Unsterblichkeit der Einzelseelen mit ihm zusammentrifft (s. Bd. CXII S. 134). Sehr unwahrscheinlich dagegen ist eine andere Annahme, die P. aus ἀναπαύεσθαι in Fr. 86 (Zeller 714, 1 will hier mit Pfleiderer die Worte μᾶλλον δ' ἀναπαύεσθαι gestrichen wissen) und aus ἀνάπαυσιν in Fr. 104 ableitet, daß H. die auf alle folgenden Untersuchungen über das höchste Gut fortwirkende Entdeckung gemacht habe, die Lust sei nichts Positives, sondern nur die Befriedigung

eines Verlangens, die Stillung eines Schmerzes. Solche wissenschaftlich-ethischen Gesichtspunkte liegen H. fern; sie begegnen uns zuerst bei Demokrit und auch bei diesem noch in unvollkommener Gestalt. Wenn P. in Platons Philebos eine Anzahl versteckter Beziehungen auf H. vermutet und in den δεινὸς ἀνήρ diesen selbst, in den μάλα δεινοὶ τὰ περὶ φύσιν ihn und zugleich seine Nachfolger, Leukipp (?) und Demokrit, zu erkennen glaubt (Hirzel hat nur Demokrit im Auge gehabt, freilich gleichfalls, wie sich später zeigen wird, mit Unrecht), so hat er hierfür nicht die Spur eines zwingenden Beweises erbracht und bewegt sich in einem Zirkelschluß. Ebenso willkürlich ist die Behauptung, daß Theaet. 255 E f. mit den κομψότεροι Leute wie der Diätetiker gemeint seien. — Den Schluß bildet ein Exkurs „vom Kreislauf des Stoffes". Mit Recht betont er gegen Zeller (S. 698 und 700), daß die Weltzerstörung (ἐκπύρωσις) so wenig wie die Weltentfaltung (διακόσμησις) als ein länger dauernder Zustand zu betrachten ist, sondern beide nur die Endpunkte zweier Prozesse, zwei entgegengesetzte Pole sind. Ebenso ist ihm zuzustimmen, wenn er behauptet, daß in Fr. 21 keine Stoffe oder Elemente, sondern nur Elementarstufen gemeint sind. Es handelt sich nicht um die Elemente Wasser und Erde, sondern um das Meer als Weltteil, um das Urmeer, von dem unser Meer nur ein Überbleibsel ist, und ebenso nicht um unser Land, sondern um die Grundfeste. Es ist ein alter Irrtum der Neuplatoniker, daß der Weg abwärts mit der Weltbildung, der Weg aufwärts mit Weltzerstörung identisch sei. Der große Weltprozeß vollzieht sich in einem Kreislaufe; aber es ist widersinnig, neben diesem großen Umlauf einen zweiten täglichen anzunehmen, gewissermaßen einen Kreislauf im Kreislauf. In der entfalteten Welt, wie sie in der Mitte jener Kreisbewegung erscheint (die drei Schichten des Feuers, des Meeres und der Erde unter einander) herrscht der Polemos, der durch ein Getümmel, einen wilden Wirbel der in einander flutenden Streitmassen die Vielheit hervorbringt (vgl. das Bild vom κυκεών, dem kosmologische Bedeutung nicht abgesprochen werden darf). In dieser Darstellung ist die Scheidung der täglichen ὁδὸς ἄνω καὶ κάτω von dem großen Weltkreislaufe zutreffend; aber wie P. dazu kommt, aus jener, die in Wahrheit als ein Halbkreis aufzufassen ist, wie ihn die Sonne täglich beschreibt, ein „wildes Getümmel" zu machen, das er als eine unmittelbare Vorstufe der atomistischen Lehre bezeichnet(?), ist mir unverständlich; in der Überlieferung findet sich davon nicht die geringste Andeutung. Daß sich übrigens der Kreislauf der Elementarstufen so völlig gleichmäßig vor- und rückwärts vollzieht, wie P. annimmt, ist nicht ausgemacht. Fr. 21, wonach das Meer zur Hälfte Erde, zur Hälfte Glutwind ist, und ebenso die beiden Arten der ἀναθυμίασις, die trockene und die feuchte, scheinen auf eine andere

Anordnung hinzudeuten. Hier ist noch ein dunkler Punkt in H.s Lehre.

So viel auch im vorstehenden an der Methode und den Ergebnissen der Untersuchungen Patins auszusetzen war, so muß doch zum Schluß noch einmal ausdrücklich anerkannt werden, daß seine Schriften zu dem Bedeutendsten gehören, was in den letzten Jahrzehnten über H. erschienen ist. Das kurz und ohne jede Begründung ablehnende Urteil Wellmanns (Arch. VIII 295 f.) über die „Beispiele" ist daher ebensowenig gerechtfertigt, wie das völlige Schweigen Zellers in der 5. Aufl. über die „Einheitslehre". Daß P. durch dieses Schweigen, das er nicht ohne Grund für beabsichtigt hält, erbittert worden ist, läßt sich begreifen, und man muß ihm deshalb die Ausfälle gegen Zeller am Schluß der „Beispiele" bis zu einem gewissen Grade zu gute halten, wenn auch die maßlose Heftigkeit dieser Ausfälle nicht zu billigen ist. Ein um so wärmerer Bewunderer ist ihm in F. Boll (No. 321) erstanden, der freilich mit seiner uneingeschränkten Zustimmung zu allen wichtigen Resultaten der Untersuchungen Patins in das andere Extrem verfallen ist.

Die beiden Abhandlungen von Aall (No. 322 und 323) fassen wir in unserem Berichte zusammen, da die erste ihrem Hauptbestandteile nach in die umfassendere zweite aufgenommen ist. A. bespricht zunächst die ersten Anfänge der Logosidee bei Thales, Xenophanes und Parmenides, ohne etwas Neues beizubringen. Auffallend ist, daß ihm die auf stoischer Deutung beruhenden Worte bei Stob. I 1, 29 b: Θαλῆν νοῦν τοῦ κόσμου τὸν θεόν als authentisch gelten, und daß er Parm. für den Vorgänger H.s hält. Der Abschnitt über Heraklit (= No. 322[1]) beginnt mit der Frage, wie H. dazu gekommen sei, das Feuer zum Weltprinzip zu machen. A. weiß keine andere Antwort als: Nachdem

[1]) Hier hatte Verf. den ganzen Stoff in folgende drei Abschnitte geteilt: 1. genetisch-phänomenologische Untersuchung; 2. real-inhaltliche Bestimmung der Logosidee H.s; 3. spezielle, formale Grenzbestimmungen dieser Idee. Dem Inhalte nach hat er in No. 323 diese Dreiteilung beibehalten, aber den ersten Abschnitt in verständlicherer Sprache als „die Hauptlinien der Philosophie H.s" bezeichnet. Auch hatte er in der früheren Abh. schärfer den trotz des alles durchdringenden Feuerstoffes doch immateriellen Charakter der Lehre H.s betont. Mehr in den Vordergrund war endlich in No. 322 die Kategorie des Ästhetischen (im weiteren, Kantischen Sinne) getreten, und er hatte diese heraklitische Ästhetik dann in eine religiöse, mechanische und ethische gegliedert. Daß er solche abstrakte moderne Bezeichnungen und Unterscheidungen, die uns in einer Darstellung des heraklitischen Systems höchst fremdartig anmuten, später beseitigt oder doch nur, wie den Begriff des Ästhetischen, gelegentlich verwendet hat, ist nur zu billigen.

Luft, Wasser und das Unbegrenzte von älteren Denkern aufgestellt worden waren, ist mit H. das Feuer an die Reihe gekommen [also bloß der Abwechselung halber? Und doch thut er sich, wie A. gleich darauf sagt, in seiner Feuertheorie als „spekulativ-schöpferischer Philosoph antiken Stils“ kund!]. An die schöpferische Spekulation des Physikers schließt sich die originelle Produktivität des scharfen, intuitiven Beobachters, die besonders in der Bewegungslehre zum Ausdruck kommt, einer Idee, die er vom Gebiete des Ästhetischen (!) aus ins Spekulative überführt, ohne jedoch das seiner Natur nach mechanische Bewegungsproblem systematisch zu behandeln. Im Πόλεμος liegt nur die veranschaulichte Modalität des gegensätzlichen Wirkens; er ist nicht der Urheber des vorhandenen Was, sondern des dramatischen Wie der Welt. Mit H.s Thätigkeit als Physiker, spekulativer und intuitiver Denker steht seine Wirksamkeit als „Kritiker und Ethiker“ nur in losem Zusammenhang. Obwohl er die Welt spontan erklärt und Gott aus seiner Weltauffassung ausgeschlossen erscheint, will er doch auf dieser Erde den Göttern einen Platz einräumen; die Welt wimmelt ihm von göttlichen Wesen [so nach Fr. 131, das aber unecht ist!]. Mit der Gottesidee ist aber schon der Übergang zur Logosidee gegeben: wo Gott ist, ist Geist und damit zugleich Vernunft, Gesetzmäßigkeit und Zweck (Pantheismus). H. hat das Universalgesetz mit dem Namen Gottes in Verbindung gebracht, aber die Verknüpfung ist lose, und in Fr. 65 schreibt er der Weisheitsmonade (so!) eine gewisse Selbständigkeit zu; der Name des Allvaters ordnet sich dieser Idee unter; die Weisheit soll rein für sich erkannt werden können, nicht „theomorphisiert“ werden. — Ein Hauptstück der Philosophie H.s ist das Dogma von der Einheit und Harmonie aller Erscheinungen [die scharfe Hervorkehrung dieses Lehrsatzes, die sich in der früheren Abh. noch nicht findet, ist wohl hauptsächlich auf Patins Einfluß zurückzuführen]. Dieses Gesetz der Harmonie greift auch ins Ethische hinüber (Gut und Böse eins, das Maß, das κοινόν). — A. wendet sich darauf der speziellen Lehre vom Logos zu. An die Spitze stellt er eine Tafel der heraklitischen Logossprüche, in der die zweite Hälfte von Fr. 2 ihren Platz vor der ersten erhalten hat (?). In den daran sich knüpfenden Erläuterungen weist er die Bedeutung „Rede“ für λόγος zurück und will in den entscheidenden Fragmenten nur die Bedeutung „Vernunft“ gelten lassen. [Richtiger ist wohl, mit Patin „Neues und Altes“ anzunehmen, H. habe dem griechischen Sprachgebrauch folgend beide Seiten des λόγος, die innere wie die äußere, in dem einen Begriffe zusammengedacht.] In Fr. 23 setzt Heinze mit Unrecht λόγος mit πῦρ gleich: es ist eine absurde Vorstellung, daß sich das Meer in Logos verwandele; εἰς τὸν αὐτὸν λόγον ist vielmehr gleichbedeutend mit κατὰ τ. αὐ. λ. „eandem in

rationem, qualis“ [s. jedoch Patin „Neues und Altes“, wo zutreffend die räumliche Bedeutung von εἰς verteidigt wird; der λόγος gewinnt erst Gestalt durch die Bewegung des μετρέεσθαι, diese verläuft in ihn]. In den Logossprüchen wird der λόγος erstens als für die Menschen erfaßbar und zweitens als universell vorgestellt. Es giebt nach H. im System des Kosmos eine objektiv bezeugte Vernunft; nach dieser eingerichtet und von ihr intellektuell beherrscht, entfaltet sich uns die Welt sichtlich. Ununterbrochen drängt sich jene Vernunft dem menschlichen Bewußtsein dermaßen auf, daß der Mensch nur irrtümlicherweise eine von ihr abweichende, gesonderte Quasivernunft zu besitzen wähnt. H. ist überzeugt, daß den von ihm geoffenbarten Vernunftwahrheiten die Unverständigen auf die Länge sich nicht verschließen können [dies liest A. wunderlicherweise aus den Worten in Fr. 2: ἀξύνετοι γίνονται ἄνθρωποι . . . ἀκούσαντες τὸ πρῶτον heraus, indem er als Gegensatz hinzudenkt: „aber nachher werden sie vernünftig“, mit Ausnahme jedoch der dem Vieh ähnlichen Masse (Fr. 111); eine völlig verfehlte Erklärung, die durch die unmögliche Unterscheidung der „Masse“ von den „Unverständigen“ geradezu sinnlos wird]. In allen diesen Sprüchen erscheint H. als der ethisch entrüstete Kritiker. Die praktisch reformatorische Idee hat über das Interesse an der Einführung eines neuen Philosophems das Übergewicht gewonnen. — Schließlich geht G. auf die Grenzbestimmungen des Begriffes ein. Der Logos ist nicht, wie man glaubt, mit dem Feuer identisch; diese Verschmelzung trat erst bei den Stoikern ein. (Ebensowenig fallen ψυχή und ἀναθυμίασις mit dem λόγος zusammen. Ἀναθυμίασις ist als heraklitischer Terminus überhaupt verdächtig trotz Aristot. d. an. 405 a 26; sie scheint vielmehr spezifisch stoisch [aber bei Aristot. wenigstens kommt sie doch schon vor und zwar als heraklitisch]. Die Doktrin von der ἀναθυμίασις konnte sich ja auch erst nach der zuerst bei den Atomikern und bei Diogenes auftretenden Lehre von der ἀναπνοή ausbilden). Weder kommt πῦρ in irgend einem der Sprüche H.s vor, die einen ethisch-kritischen Charakter tragen, noch ist umgekehrt dem λόγος irgendwo ein Element physischer Ursächlichkeit beigelegt. Verkehrterweise beruft man sich dafür, daß Physisches und Psychisches (Teichmüller), λόγος und πῦρ (Heinze) bei H. identisch seien, auf Sext. math. 7, 127 ff., der H. atomistisch-stoische Anschauungen unterschiebt [s. dagegen Patin „Neues und Altes“, wo dargelegt wird, daß Sextus im Grunde mit der aus H.s eigenen Worten nachweisbaren Einheitslehre übereinstimmt, wenn er auch diese Lehre etwas deutelt und dreht, um H. mit anderen Philosophen unter einen Hut zu bringen]. Ebenso falsch ist es, wenn man den λόγος mit der ewigen Bewegung, mit dem Streit und dem Krieg oder mit der εἱμαρμένη [es ist fraglich, ob der Ausdruck, εἱμαρμένη bei H. vorkam. Das bei Stob. überlieferte, übrigens

von Diels als unecht bezeichnete Fr. ἔστι γὰρ εἱμαρμένα πάντως . . . , das A. ganz verkehrt übersetzt, bietet nur die Pluralform des Neutrums] und dem δίκαιον gleichsetzt. Das Ergebnis faßt A. S. 43 ff. so zusammen: λόγος ist bei H. kein „Paragraph in seinem Lehrsystem“, sondern „eine ästhetische Formel für seine auf das Leben gehende ethische Intuition“. λόγος und πῦρ bilden bei ihm zwei verschiedene Centren. Dies ist sicher kein größerer Widerspruch, als wenn H. die Seele mit dem Tode erlöschen läßt und anderwärts doch, wie man nach Fr. 122, 102 und 101 trotz Patin annehmen muß, eine individuelle Unsterblichkeit lehrt [vgl. dagegen, was Patin „Neues und Altes“ zur Rechtfertigung seiner Auffassung bemerkt]. Der λόγος ist die intellektuelle Basis der Welt und zugleich „der Wahrheit zuverlässigstes und klarstes Ideal“. Während dieser Begriff seinem Umfange nach sehr bedeutend ist, indem er das ganze Universum umfaßt, ist sein Inhalt bald erschöpft. Er erscheint so bei H. noch sehr unentwickelt; es haftet ihm noch nichts Teleologisches und Systematisches an. — Im folgenden bespricht A. die Weiterentwickelung des Logos bei Anaxagoras. Dieser hat freilich den Impuls für seine Lehre vom νοῦς schwerlich aus H.s Logossprüchen erhalten, sondern er knüpft an die eleatische und atomistische Lehre an. Der Fortschritt von H. zu Anaxag. besteht darin, daß, während jener in seinem Logos eine Norm der Vernunftmäßigkeit gefunden hat, dieser in seinem Nus auf die wirksame Zweckmäßigkeit selbst hinweist. So hat die anaxagoreische Philosophie auch die Entwickelung des Logosbegriffes gefördert. Eine gewisse Beachtung verdient auch Emped. mit seinen beiden Bewegungsfaktoren und seiner Perzeptionstheorie. Platon hat zwar durch seine Nuslehre und vor allem durch seine Ideenlehre auf die spätere Logostheorie in hervorragendem Maße eingewirkt, aber das Wort λόγος im metaphysischen Sinne kommt bei ihm nicht vor [übrigens auch bei Anaxag. nicht], ebensowenig bei Aristot. und in der Epinomis (die Worte 986 c: ὃν ἔταξε λόγος ὁ πάντων θειότατος hält A. für ein späteres Einschiebsel). Erst in der Stoa wird der λόγος zu einem einheitlichen Prinzip, das diese Welt gestaltet. Die nun folgenden Ausführungen über die Stoiker, die alexandrinische Philosophie, besonders Philon, und die Neuplatoniker liegen außerhalb dieses Berichtes. — Die Untersuchung Aalls hat in den Besprechungen von Döring Litt. C.-Bl. 1897, 1029 ff., P. Wendland Theol. L.-Z. 1897 No. 15, E. Wellmann D. L.-Z. 1897, 930 ff. und Patin „Neues und Altes“ (vgl. außerdem Ossip-Louvié Rev. philos. 1897, 312 und Adam Mind VI 428) eine vorwiegend ungünstige und besonders in Bezug auf H. ablehnende Beurteilung erfahren. Ich kann mich dieser Beurteilung nur anschließen. Philologisch betrachtet, ist die Arbeit durchaus minderwertig. Verf. versteht zu wenig Griechisch.

Zum Beweise dafür mögen außer den bereits angeführten noch folgende Proben seiner Behandlung der Fragmente dienen. In die Worte d. diaeta c. 11: φύσιν δὲ πάντες (so liest er, offenbar nach der Kühnschen Ausgabe, statt des jetzt handschriftlich gesicherten πάντων) διεκόσμησαν κτλ., die er unter fälschlicher Berufung auf Patin für echt heraklitisch hält, legt er den Sinn hinein, daß sich an der Ausstattung (?) der Natur alle Götter beteiligt haben, alle göttlichen Hände (?) mit ihrer Ausschmückung (?) beschäftigt waren, und daß sich die Götter dieser Arbeit ehrenvoll entledigt haben (so übersetzt er ὁκόσα δὲ θεοὶ διέθεσαν ὀρθῶς ἔχει!). Fr. 91 wird ξὺν νόῳ λέγοντας so wiedergegeben: „die, welche glauben, etwas Anständiges sagen zu können (!!). Das Stärkste in dieser Hinsicht bietet die Erklärung von Fr. 48: „Lasset uns nicht, wenn wir uns über die großen Sachen verständigen wollen, Verfängliches (εἰκῇ!) beibringen (συμβαλώμεθα!)." Soll man da noch an Druckfehler glauben, wenn man „Pythagoräer" und „pythagoräisch" liest, um von den zahlreichen Fehlern in griechischen Citaten zu schweigen (fast durchweg z. B. Στοικοί!)? Auch von Quellenkritik ist keine Rede. Nirgends prüft Verf., ob die von ihm als Belegstellen angeführten Fragmente, wie z. B. Fr. 131, 133, 106 und 107, als echt anzusehen sind. Aber nicht bloß in der rein philologischen Behandlung der Bruchstücke, sondern auch in der Erfassung des philosophischen Gehaltes der heraklitischen Lehre vermißt man die gesunde historische Methode. Gerade was er nach der Ankündigung im Anfang der 1. Abh. anderen vorwirft und selbst zu vermeiden verspricht, das Hineintragen späterer Anschauungen in die Gedanken H.s, findet sich bei ihm in reichlicherem Maße als bei den meisten seiner Vorgänger. Was in dem anschaulichen Denken des Ephesiers noch ungeschieden liegt, Sinnliches und Geistiges, Natürliches und Göttliches, Physisches und Ethisches, scheidet er und stellt er zu einander in Gegensatz. Glaubt er doch im Ernste, daß die Gegenüberstellung von νοητὸν φῶς und αἰσθητὸν φῶς in den Worten, mit denen Clemens Fr. 27 einleitet, wenn nicht wörtlich, so doch dem Sinne nach, auf H. zurückgehen. Kein Wunder, daß er auf diesem Wege zu dem grundfalschen Ergebnisse gelangt, λόγος und πῦρ seien völlig verschieden, jener habe ausschließlich eine ethische, dieses lediglich eine physikalische Bedeutung. Hätte er es der Mühe für wert gehalten, auf H.s Psychologie und Eschatologie ein wenig einzugehen, so hätte ihm nicht verborgen bleiben können, daß das Feuer in der Seelenlehre H.s und in seinen Vorstellungen vom Jenseits eine wesentliche Rolle spielt. Daß umgekehrt dem λόγος eine kosmische Bedeutung zukommt, hat er zwar erkannt und an mehreren Stellen ausgesprochen, setzt sich aber damit nur in Widerspruch mit seiner Hauptthese, wie denn überhaupt die Entwickelung der Gedanken bei

ihm vielfach an bedenklicher Unklarheit leidet, ein Mangel, der doch nur zum geringeren Teile auf seine ungeschickte Handhabung der deutschen Sprache (A. ist Schwede) zurückzuführen ist. Für H. ist das Prinzip der Dinge etwas ewig Bewegliches und Lebendiges, das ihm bald als Stoff angeschaut, Feuer, bald, als vernünftiges, in allen Wandlungen des Stoffes herrschendes Gesetz λόγος, dann wiederum als Ursache des ewigen Auseinanderstrebens und Ineinanderzurückkehrens der Gegensätze Krieg und Harmonie heißt u. s. w. Alle die verschiedenen Benennungen, die A. streng vom λόγος geschieden wissen will, sind in Wahrheit nur die verschiedenen Seiten des einen, alles vernünftig lenkenden Feuers. Bei einer solchen Anschauung lassen sich auch Ethisches und Physisches nicht trennen; sie sind vielmehr durch eine innige Wesensgemeinschaft verbunden. Daß A. dieses Verhältnis verkannt hat, ist ein Anachronismus. Er hätte es aus den Darstellungen von Heinze, Zeller, Gomperz und Patin ersehen können, mit denen verglichen seine Arbeit einen entschiedenen Rückschritt bedeutet. — Aus Patins kurzer Abh. (No. 324), die zur Verteidigung seiner Ansichten anderen, besonders Aall gegenüber geschrieben ist, haben wir alles Wichtige gelegentlich schon erwähnt.

Mariupolsky unterscheidet in der Entwickelung der Evolutionstheorie zwei Phasen: in der ersten handelt es ich um das Wie, in der zweiten um das Warum in der Entstehung der Dinge; die eine hat die Entfaltung, die andere die Entwickelung der Natur zum Gegenstande. Von diesem Gesichtspunkte aus bespricht er in 4 Abschnitten: 1. H. S. 1—14; 2. die Stoa; 3. Telesius und Bruno; 4. Hobbes. Für uns kommt nur der erste Abschnitt in betracht, und auch dieser nur insoweit, als er eine rein geschichtliche Darstellung der Lehre H.s giebt oder geben will; auf die von den ganz modernen Begriffen der Entfaltung and Entwickelung ausgehende Kritik am Schlusse des Abschnittes können wir uns hier nicht einlassen. Gewiß hat eine solche Kritik ihre volle Berechtigung, aber sie kann leicht den, der sie übt, dazu verleiten, den antiken Denkern moderne Anschauungen und Begriffe unterzuschieben. Zwar hat sich M. vor dieser Klippe im allgemeinen gehütet (s. jedoch die unleidlich modernisierende Übersetzung von Fr. 78); aber eine andere Gefahr hat er nicht in gleichem Maße vermieden. Sie besteht in der Schwierigkeit, von der Darstellung der ältesten Systeme nicht nur rein moderne und nicht nur platonische, aristotelische oder stoische Vorstellungen fernzuhalten, sondern auch solche, die erst auf späteren Entwickelungsstufen der vorsokratischen Philosophie zur Entfaltung gekommen sind. Wenn es S. 3 heißt: „Das Prinzip des „Werdens“ als etwas für H. Unzeitgemäßes, Verfrühtes hinzustellen, können [lies: hinstellen können] wir schon darum nicht, weil das ent-

gegengesetzte Prinzip des ‚Seins', was niemand bestreiten wird, schon bei Parm. zu finden ist", so ist dagegen zunächst einzuwenden, daß der „Begriff des Werdens" bei H. noch keine selbständige Ausprägung erhalten hat: eine solche begegnet uns erst im sophistischen Zeitalter bei den Neuherakliteern und Protagoreern (s. Platons Theaet.), während H., nach den erhaltenen Bruchstücken wenigstens, nur den Gegensatz und die Harmonie von Sein und Nichtsein kennt (εἶμέν τε καὶ οὐκ εἶμεν Fr. 81). Unausgesprochen liegt ja allerdings der Lehre von dem Auseinandergehen der Gegensätze die Anschauung des Werdens zu grunde, und dies ist auch den auf H. folgenden Philosophen nicht verborgen geblieben, die im Gegensatze zu jenem einmütig die Möglichkeit einer qualitativen Veränderung bestreiten. Der erste unter den Gegnern H.s aber ist Parm.; denn es ist, wie wir wiederholt bemerkt haben, ein Irrtum, anzunehmen, H. habe nach Parm. geschrieben und sich gegen diesen (M. meint sogar, auch gegen dessen Schüler Zenon!) gewendet. Im allgemeinen hat H. die Hauptpunkte der Lehre H.s ziemlich zutreffend hervorgehoben und einige beachtenswerte Betrachtungen daran geknüpft, wie die, daß H. von einer allmählichen Vervollkommnung der Natur nichts weiß und die Weltentfaltung bei ihm kein Progreß, sondern ein Regreß ist. Nicht ungerügt aber darf bleiben, daß die von M., übrigens nur in deutscher Übersetzung und ohne Quellenangabe, seiner Darstellung eingeflochtenen Fragmente zum nicht geringen Teile gar nicht zu den wirklichen Fragmenten gehören, sondern teils der Schrift d. diaeta, teils den an die Citate sich anschließenden Zusätzen der Quellenschriftsteller entnommen sind. — Warum M. die übrigen vorsokratischen Philosophen, von der ganz gelegentlichen Erwähnung der ältesten Ionier abgesehen, von seiner Darstellung ausgeschlossen hat, ist unverständlich. Eine Weltentfaltung findet sich doch nicht bloß bei H., sondern in den Systemen fast aller Philosophen von Anaximander bis auf Anaxagoras und Demokrit, die Eleaten ausgenommen (vgl. jedoch auch hier die Δόξα des Parm.). Besonders zu verwundern ist es, daß er die Ansätze zu einer Art von Descendenzlehre bei Anaximander und Emped. gar nicht beachtet hat.

Zu G. Mayer (No. 328) verweise ich auf die kurze Inhaltsangabe bei Diels Arch. I 102 sowie auf die Besprechungen von Thilo Zschr. f. exakte Philos. 15, 412 ff. und von Köber Zschr. f. Philos. 96, 2 S. 315 f.

Zur Kritik des Textes der Fragmente

ist fast alles Wichtige bereits in den vorstehenden Besprechungen beigebracht worden. Hinzuzufügen wären noch etwa folgende Vermutungen. In Fr. 12 hält Rohde Psyche 356, 3 die Worte χιλίων ἐτέων ἐξικνέεται

τῇ φωνῇ διὰ τὸν θεόν für einen Zusatz Plutarchs, während Schleiermacher und Diels (Fr. 92) διὰ τὸν θεόν als echt ansehen. — Fr. 39 vermutet Diels doxogr. 163, 2 zweifelnd ψυχρόν statt τὰ ψυχρά. — In dem von Byw. in der Anm. zu Fr. 46 angeführten, von Diels wieder in den Text (Fr. 124) gesetzten Citat aus Theophr. Metaph. 15 schreibt Diels Jen. L.-Z. 1877, 393 ff. und in seiner Ausg. σάρμα für σάρξ. — Fr. 62 für χρεώμενα Diels Jen. L.-Z. 1877, 394 und Wilamowitz Herakl. II 68: χρεών (ebenso Zeller 655, 3). — Fr. 91 Weil rev. de philol. II 85 f. νόοι für νόμοι. Am Schluß dieses Fr. Patin „Quellenst. zu Her." ἐξαρκέει <πάντα> πᾶσι. — Den bei Stob. flor. I 180a den folgenden Sokratessprüchen zugewiesenen, von Hense abgetrennten Satz: ψυχῆς ἐστι λόγος ἑαυτὸν αὔξων hat nach Diels (zu Fr. 115 seiner Ausg.) H. Schenkl [wo?] mit Recht für H. in Anspruch genommen.

F. Empedokles.

1. Zur Kritik und Erklärung der Fragmente.

*328. S. Reinach, Le texte d'Empédocle. L'Instr. publ. 1876 S. 165—167. 183—184. 247—249. 277—279.

329. H. Diels, Studia Empedoclea. Hermes 15 (1880) S. 161—179.

330. F. Blaß, Zu E. Jahrb. f. kl. Ph. 127 (1883) S. 19 ff.

331. Th. Bergk, Kleine philologische Schriften, herausgegeben von Peppmüller. II. Halle 1886. A. Empedoclea. S. 3—66.

332. F. Knatz, Empedoclea. Schedae philol. H. Usener . . . oblatae. Bonnae 1891, S. 1—9.

333. H. Diels, Pseudonaevianum. Rh. Mus. 49 (1894) S. 478.

334. Th. Gomperz, Zu E. Hermes 31 (1896) S. 469—471.

335. A. Platt, Notes on E. Journ. of Philol. 24 (1896) S. 246 f.

336. H. Diels, Über ein Fragment des E. Sitz.-B. d. Berl. Akad. d. Wiss. 1897 (49) S. 1062—1073.

*337. A. S. Ward, Empedocles. Chancellor's Latin verse. Oxford 1897, 16 S.

*338. E. Radloff, Empedokles. (Russische Übersetzung in Versen.) Journal des Kaiserl. russ. Min. d. Volksaufkl. 1889, Febr.—Mai.

339. Sphaeram Empedoclis quae dicitur rec. et dissertationem adi. F. Wieck. Dissert. Gryphiswald. Lipsiae 1897.

Der Inhalt von No. 328, einer Jugendarbeit Reinachs, ist nach einer brieflichen Mitteilung des Verf. folgender. Claudian Panegyr.

Mallii Theodori beweist, daß die Werke des E. noch am Anfange des 5. Jahrhunderts erhalten waren und zwar in Mailand. Aurispa hat καθαρμοὺς Ἐμπεδοκλέους (so nach Martène, der richtig gelesen zu haben scheint; Morellis Lesung καί τινα Ἐμπ. in einem lateinischen Briefe ist unwahrscheinlich) von Griechenland nach Italien gebracht. Die Arbeit bespricht dann die älteren Ausgaben des E. sowie eine wenig bekannte Arbeit von Dezeimeris (im Moniteur vom 4., 8. und 9. Juni 1846), in der drei Werke der Hippokratischen Sammlung auf E., Demokrit und Diogenes Apoll. zurückgeführt worden sind (!).

Diels bietet in No. 329 folgende Konjekturen [vgl. Diels' soeben erschienene Ausgabe der Poetarum philosophorum fragmenta, Berlin, Weidmann, 1901]. V. 48 f. Stein: ἔκ τε γὰρ (ἐκ τοῦ γὰρ Philon, ἔκ τε oder ἐκ τοῦ Ps.-Arist.; der Artikel nach den von E. streng beobachteten Gesetzen des alten Epos zu beseitigen; so auch v. 143, wo D. zu lesen vorschlägt: χωρὶς γὰρ βαρὺ [τὸ βαρὺ Plut.] πᾶν καὶ χωρὶς κοῦφον [τὸ κ. Plut.] <ἔθηκε> [Gomperz No. 334 ergänzt ἀπέστη]; s. jedoch Burnet early gr. ph. 218 ff., der den Vers mit Rücksicht auf Aristot. d. cael. 309a 19 streicht; ebenso jetzt Diels zu Fr. 27 seiner Ausg.) οὐδάμ' ἐόντος (οὐδαμῇ ὄντος Philon) ἀμήχανόν ἐστι γενέσθαι καί τ' ἐὸν ἐξαπολέσθαι (so Philon cod. V.) ἀνήνυστον καὶ ἄπυστον (so nach Mangey; vgl. Parmen. 8, 21). — V. 109: τόσον διὰ κρᾶσις (Simpl. τόσον διάκρισις oder διάκρασις; jetzt schreibt D. κρῆσις, Sturz fälschlich aus Simpl. zu v. 38 διάπτυξις) ἀμείβει. — V. 118: εἰσόκεν ἐς ἓν (εἰσόκεν ἂν Simpl. Ald.) die guten Hss εἰσόκ' ἓν oder ὄν; jetzt hat D. εἰσόκεν ἓν in den Text gesetzt und vergleicht dazu v. 79). Im folgenden ist τὸ πᾶν vielleicht nicht adverbial zu fassen, sondern mit τὸ ἓν zu verbinden (= Universum, der Sphairos). Es handelt sich in der Stelle um die Vereinigung der Elemente zum Sphairos, durch die nach E. der Untergang jener ebenso wie durch ihre tägliche Trennung herbeigeführt wird. — V. 162 schlägt D. ἔνερθ' ἕδεος (sub nostra sede) vor [in der Ausg. behält er jetzt das überlieferte οὔδεος (mit Synizese zu lesen) bei; vgl. Bidez No. 345 S. 110, 4]. — V. 166 zieht D. das von Karsten vermutete ῥιπαῖς statt des bei Aristot. überlieferten ῥίζαις vor [jetzt verwirft er ῥιπαῖς ebenso wie Scaligers ῥοίζοις und behält ῥίζαις bei]. — V. 168: ἄρθμια μὲν γὰρ ἔασιν ἑαυτῶν πάντα μέρεσσιν [jetzt ταῦτα ἑαυτῶν (Simpl. ἑαυτὰ oder αὐτὰ ἑαυτῶν) π. μ.]. — V. 188: ὅσσον φίλ' statt des nach Form und Sinn zu verwerfenden φιν [jetzt φιν beibehalten]. — V. 191: ἐχθρὰ <δὲ> [jetzt ἐχθρὰ <δ' ἃ>] πλεῖστον ἀπ' ἀλλήλων διέχουσι μάλιστα. — 192: γέννῃ mit Simpl. (Karsten γέννᾳ). — 193: das Komma nach λυγρά zu tilgen. — 194: Νείκεος ἐννεσίῃσιν (so nach Panzerbieter; Simpl. νεικεογεννέστῃσιν) ὅτι σφίσι γένναν ἔοργεν (ὀργᾷ Simpl.). — 197, wo Karsten aus den Worten πυρὶ γὰρ αὔξει τὸ

πῦρ, mit denen Aristot. v. 198 einleitet, den Versschluß: πυρὶ δ' αὐξάνεται πῦρ hergestellt hat, ergänzt D. aus Lucrez II 1114 f. so: ὕδατι μὲν γὰρ ὕδωρ, πυρὶ δ' αὔξεται ὠγύγιον πῦρ [jetzt glaubt er, daß sich aus den Worten des Aristot. kein Vers gewinnen lasse, wenn man auch aus ihnen und aus Lucrez schließen könne, daß E. hier außer der Erde und der Luft auch die beiden anderen Elemente erwähnt habe]. — 200 schreibt D. mit Steinhart τὼ δύο (τῶν 5 Hss des Aristot.; sonst τὰς und τὰ überliefert); der Artikel nicht zu entbehren. — 234 vermutet D. χαλχῶν statt καὶ μήν mit dem Bemerken, daß E. in der Aufzählung von 3 Substantiven, von denen in der Regel nur das dritte mit einem Beiworte versehen war, einen homerischen Gebrauch befolgt (vgl. v. 106. 125. 204. 384) [jetzt behält er καὶ μήν bei]. — 247: τοῦτο μὲν ἐν (Simpl. phys. 1124, 12 τοῦτον μὲν ἄν) βροτέων μελέων ἀριδείκετον ὄγκῳ (Simpl. ὄγκον) [jetzt: τοῦτο μὲν ἂν . . . ὄγκον: „certamen (Concordiae et Discordiae) manifestum est per mortalium membrorum molem"]. — 251: παρὰ (statt περὶ) ῥηγμῖνι [jetzt mit Simpl. A. περὶρρηγμῖνι]. — 260: στείροις statt σκιεροῖς (Aelian) [jetzt verwirft D. diese Vermutung sowie die in Mélanges Weil 1898 S. 129 veröffentlichte σκιροῖς und verteidigt σκιεροῖς]. — 269: οὔτ' ἐνοπὴν οἷόν τ' (οἷα τ' Simpl. E.). — 276: ἐν γὰρ θερμοτέρῳ τοκὰς ἄρρενος ἔπλετο γαστήρ (τὸ κατ' ἄρρενα ἔπλετο γαίης Galen). Die überlieferte Lesart ist zu verwerfen, weil E. in der Zulassung des Hiatus strenger war als die Epiker und ihn selbst am Schlusse des vierten Fußes vermieden hat; daher v. 294 und 311 ἐκπνέει statt ἐκπνεῖ zu schreiben. Dagegen v. 404 νεκρὰ εἴδεα beizubehalten, da der Hiatus hier durch Digamma entschuldigt wird. In der von Galen kommentierten Stelle Hippokr. Epidem. VI 2, 25 sind die Worte ἐν θερμοτέροις und καὶ μέλανες διὰ τοῦτο aus den an den Rand geschriebenen Versen 276 ff. des E. in den Text geraten. Ebendort ist statt ἔξω αἱ φλέβες μᾶλλον (ebenfalls Glosse aus E.) zu schreiben: μέζω [doch wohl μέζονες oder μέζους?] αἱ φλ. καὶ χολωδέστερον (sc. τὸ ἔμβρυον). — 277 vielleicht ἰνωδέστεροι statt ἀνδρωδέστεροι zu schreiben [letzteres jetzt beibehalten mit dem Bemerken: noli annominationem Empedocli demere]. — 318 ist das Komma hinter ἀνέμων zu tilgen und ἀμοργούς nicht = ἀμοργίνους (linteos) zu fassen, sondern von ἀμέργειν — ὀμοργνύναι abzuleiten. Παντοίων ἀνέμων λαμπτῆρας ἀμοργούς heißt: „lucernas, quae laminis corneis circumdatae ventorum vim illisam velut detergent neque intra permeare sinunt". — 344 enthält die Vulgata: πελάσασθ' οὐδ' ὀφθαλμοῖσιν einen metrischen Fehler, da E. nur die πενθημιμερής ohne die ἑφθημιμερής oder die bukolische Cäsur verwendet; es ist daher nach Clemens πελάσασασθαι ἐν zu lesen. Eine Ausnahme von dieser in 130 Versen beobachteten Regel bildet nur v. 367. [Eine zweifelnd vorgeschlagene Umgestaltung

dieses Verses hat D. jetzt dadurch überflüssig gemacht, daß er mit einer ganz leichten Änderung liest: οὓς ἐγὼ ἐξερέω· μάλα δ' ἀργαλέη (Synizese) <ἥ> γε τέτυκται. — 431: οἱ δὲ φορεῦνται (statt πορεῦνται); vgl. Parm. 6, 6. Vor v. 430 mag ein Beispiel von der Mutter vorausgegangen sein (vgl. 434), oder es ist v. 430 zu schreiben: ἀλλάξαντε und φίλω υἱώ [jetzt liest D. mit Bergk οἱ δ' ἐπορεῦνται (vgl. Ψ 212): „at illi instant" (sc. pueri)] — 432 λισσόμενοι beizubehalten [für das darauf folgende θύοντες (θύοντος G. Hermann) liest D. jetzt mit Wilamowitz θύοντος]. — Zu 442 f. bemerkt D., aus Aristot. poet. 1457b 13 (vgl. Vahlens Ausg. III, 220, der die Anspielung auf E. zuerst erkannt hat) ergebe sich, daß ταμόντα oder ein andrer Kasus für ἀνιμῶντα zu schreiben ist, das auch bei Theon ursprünglich stand. Zu der Identifizierung von ταμεῖν und ἀρύσαι wurde Aristot. vielleicht durch *E* 292 verleitet; bei Laert. 8, 87 nennt er E. Ὁμηρικόν. E. mochte etwa geschrieben haben: κρηνάων ἄπο πέντε ταμὼν [jetzt ταμόντ'] <ἐν> ἀτειρέι (Theons Hs ἀκηρέι) χαλκῷ | χεῖρας ἀπόρρυψαι [die beiden letzten Worte läßt D. jetzt weg]. Gomperz No. 334 will lesen: ταμὼν <πόμ'> ἀτειρέι. Ἀπὸ πέντε κρηνάων weist auf fünfmal wiederholte Lustration, wie sie E. denen befahl, die sich des Tieressens schuldig gemacht hatten. Das zweite Citat bei Aristot. a. a. O.: χαλκῷ ἀπὸ ψυχὴν ἀρύσας ist gleichfalls von Vahlen richtig als ein Vers aus den καθαρμοί erkannt worden [jetzt von D. als Fr. 138 aufgenommen]. — 153: ὡς αὐγὴ τύψασα σεληναίης κύκλον εὐρύν kann man aus Philon d. provid. II 70 Aucher S. 92, wo der armenische Text ungenau den Mond statt des ursprünglichen Himmelslichtes zum Olymp zurückkehren läßt (vgl. v. 181), griechisch so ergänzen: καὶ μέγαν αὐτίκ' ἀνῆλθε, θέουσ' ὡς οὐρανὸν ἵκοι. — Aus Plut. d. fac. 943 B hat Usener richtig erkannt, daß E. den Mond als γλαυκῶπις angeredet hat. Es ergiebt sich also das neue Fragment: γλαυκῶπι Σελήνη [in der Ausg. (zu Fr. 42) schließt sich D. an Wilamowitz an, der in dem Fragment des Euripides bei Nonnus (1009 Nauck) für Εὐριπίδης: Ἐμπεδοκλῆς liest und so folgende Form des Bruchstücks gewinnt: γλαυκῶπις στρέφεται μήνη]. — 312 schreibt D. mit Ph. Buttmann κέρματα statt κέμματα oder τέρματα bei Plut. Ein mit diesem Verse in Zusammenhang stehendes Fragment haben Usener und Nauck bei Ps.-Alexander problem. III 102 erkannt. D. ergänzt in engem Anschluß an Plutarch: <ἐν δρίῳ> ὅσσ' (so U. und N. für ὅς oder ὡς) ἀπέλειπε ποδῶν ἁπαλὴ περίπνοια (so N. statt ἀπ. περιποία) [jetzt schreibt D. . . . . ὅσσ' ἀπέλειπε ποδῶν ἁπαλῇ περὶ ποίᾳ, zweifelt aber, ob der Vers eine Fortsetzung von 312 bildet]. — Schließlich weist D. nach, daß die von Stein Philol. 15, 143 aus Cramers Anecd. Oxon. III 184 seiner Ausgabe hinzugefügten Verse aus dem Briefe eines unbekannten Byzantiners des 12. Jahrhunderts unecht sind.

Blaß bespricht folgende Fragmente. 127 schlägt er vor: οὕτω μή σ'ἀπάτη φρένα καινύτω (καί νυ τω [oder τῳι, τῷ] Simpl.; vgl. Hesych. καινύτω. νικάτω) ἄλλοθεν εἶναι [von Diels in seine Ausg. aufgenommen]. — 152 ist φλὸξ ἱλάειρα nicht auf den Mond zu beziehen noch γαίης zu beseitigen (Stein αὐγῆς, Karsten αἴσης), sondern nach der Erklärung des Simpl.: τὰ μόρια τῶν ζῴων ist φλόξ hier das Element des Feuers, das mit etwas Erde, Wasser u. s. w. einen bestimmten Teil des menschlichen Körpers, wahrscheinlich die Augen, bildet. Zu μινυνθαδίης vgl. X 54. — 320 fügt B. die im cod. P des Aristot. hinter φῶς (B. liest mit cod. E πῦρ) δ'ἔξω geratenen und verstümmelten Worte hinter v. 323 in folgender Gestalt ein: <αἳ> χοάνῃσι δίαντα τετρήατο θεσπεσίῃσιν [so auch jetzt Diels]. Αἱ δέ v. 324 geht nun auf die χόαναι, die trichterförmigen Öffnungen oder Poren in der Haut des Auges, die θεσπέσιαι d. i. unendlich klein oder unendlich zahlreich heißen, falls nicht nach v. 202 θησπεσίηθεν zu schreiben ist. Δίαντα, sonst unbelegt, = διαμπερές. V. 325 ist mit cod. P statt διαθρῶσκον zu lesen: διίεσκον [so auch Diels]. — Auf v. 385 spielt Sext. math. 11, 96 an (vgl. Lucr. V 226). Bergk und Stein haben fälschlich die Worte des Clemens mit denen des Hierokles kombiniert und aus letzteren ἀτερπέα χῶρον statt des bei Clem. überlieferten und durch Sext. bestätigten ἀσυνήθεα χ. gesetzt [so auch Diels, der v. 326 f. von 385 als besonderes Fr. trennt und letzterem ἀτερπέα χῶρον voraufschickt (vgl. Fr. 118 und 121 D.)

Peppmüller hat in die von ihm wieder abgedruckten Bergkschen Empedoclea (I. De locis quibusdam Empedoclis, II. Commentatio de Empedoclis prooemio, III. Aus: Commentat. crit. spec. II, IV. Rezension des Karstenschen Emp.) eine Anzahl nachgelassener Notizen Bergks eingefügt. S. 36 zu v. 337: ἥδονται καὶ ἀσῶνται statt ἀνιῶνται [Diels nach Karsten: ἥδοντ' ἠδ' ἀνιῶνται]. S. 48 zu v. 177 f.: ἀμυχρῶς oder ἀθαμβέως (statt ἀμεμφέως) | πᾶν ἐξέστηκέν πω (statt πὼ [Diels τῶν] πᾶν ἐξέστηκεν). S. 49 zu v. 181: ἠπιόφρων Φιλότης ἀστεμφέως (statt Φιλότητος ἀμεμφέος, wofür Bergk früher ἀμεμφέως vermutet hatte; so auch Simpl. phys. F, vgl. Diels' Ausg. S. 122) ἄμβροτος ὁρμή. — No. V bei Peppmüller ist eine aus den N. Jahrb. f. Phil. 1883 S. 59—66 abgedruckte Rezension des Steinschen Emp. B. verwirft die auf einem Mißverständnis der bekannten aristotelischen Stelle beruhende Ansicht Steins, E. habe seine Φυσικά in jungen Jahren geschrieben — die Φυσικά mögen etwa Ol. 84 (Blüte des E. nach Laert.), die Καθαρμοί Ol. 86 (Blüte nach Euseb.) geschrieben sein —, und bespricht dann hauptsächlich v. 222 ff. und 338 ff. — Auch in der einen Bestandteil der Sammlung bildenden Schrift de Aristotelis libello de X. Z. G. hat Peppmüller zwei Konjekturen zu Emp. aus Bergkschen Randnotizen

hinzugefügt: v. 108 αὐτὰ γὰρ ἔστιν ταὐτά (statt ταῦτα) und v. 109 διάθιξις [Diels διὰ κρῆσις, s. o. zu No. 329].

Knatz bespricht im ersten Abschnitt seiner Abhandlung die Namen der Elemente bei E. 33—35. Er entscheidet sich für die Deutung der Hera als Erde, für die am besten das Beiwort φερέσβιος paßt; dieses Beiwort mit Schneidewin auf das folgende Ἀιδωνεύς zu beziehen, ist sprachlich (wegen der Stellung von ἠδέ) und sachlich (?) unmöglich. Aidoneus als Gott der Unterwelt bezeichnet wahrscheinlich das Feuer, da nach E. (vgl. besonders die Stelle Plut. d. prim. frig. c. 19, 4 S. 953, aus der Usener ein Fr. des E. hergestellt hat) unterhalb der Erde sich weder Luft noch Erde, sondern Feuer befindet. Damit stimmt, daß v. 201 das Feuer Ἥφαιστος heißt (vgl. auch die Beiwörter ἀίδηλον und ὠγύγιον). Wenn es mehrmals auch ἥλιος (auch ἠλέκτωρ und Τιτάν) genannt wird, so ist dies daraus zu erklären, daß nach E. die Sonne aus Feuer entstanden ist. Den Zeus haben von den Alten nur Athenagoras und Probus für das Feuer erklärt; die übrigen haben sich weniger klar ausgesprochen. Die Erklärung τὴν ζέσιν καὶ τὸν αἰθέρα bei Aët. und Stob. weist deutlich auf das heraklitisch-stoische Feuer hin, das sich aber als agens principium von der materia patiens des E. weit unterscheidet. Dagegen wird Zeus von den Griechen stets dem Himmel gleichgesetzt, der nach E. aus dem Äther hervorgegangen ist (v. 187 οὐρανός geradezu für αἰθήρ); unter αἰθήρ aber versteht E. sowohl die himmlische als die irdische Luft (ἀήρ bei E. nur v. 132). Dieser Äther wird von ihm treffend Ζεὺς ἀργής genannt. Also ist Zeus die Luft und Hera die Erde, und es findet zwischen ihnen dasselbe Conubium statt wie in der griechischen Mythologie (vgl. v. 166). — Diese Argumentation erregt in mehr als einer Hinsicht schwere Bedenken. Zunächst spricht die bessere Überlieferung (bei Aët.) für die Deutung der Hera als Luft und des Hades als Erde (s. Diels dox. 88 ff. und unsern Bericht I 159); doch kann sich hier Verf. für seine Auffassung immerhin auf mehrere Zeugnisse der Alten berufen. Dagegen wird Aidoneus als Feuer nirgends bezeugt, und vollends die Gleichstellung des Zeus mit der Luft steht im Widerspruch mit der einstimmigen Tradition der alten Berichterstatter, die ihn stets als Feuer gedeutet haben; Hippolyt bezeichnet ihn geradezu als πῦρ, was K. übersehen hat, und auch Aët. und Stob. wollen mit ihren stoisierenden Ausdrücken nichts anderes sagen. Schon hiernach muß die Knatzsche Hypothese, auch abgesehen von der Unwahrscheinlichkeit, daß E. unter dem Gotte der Unterwelt das Feuer verstanden haben soll, als hinfällig bezeichnet werden. — Den zweiten Abschnitt der Abhandlung bilden einige „animadversiones criticae". V. 372 hält K. für unecht: ein Abschreiber, dem die Ähnlichkeit der folgenden Verse mit der Stelle bei Hesiod Th. 780—806

auffiel, habe den Vers (= Hesiod 793) aus dem Gedächtnis an den Rand geschrieben, wobei er κεν in καί, ἀπολείψας in ἁμαρτήσας verwandelte und τήν wegließ [schwerlich zutreffend; Diels zu Fr. 115, 4 seiner Ausg. faßt ἁμαρτήσας im Sinne von ὁμαρτήσας; derselbe ergänzt Mél. Weil 125 die Lücke im Anfange des Verses so: <Νεικεῖ θ'> ὅς κ(ε) ἐπίορκον κτλ.]. — 58 f. K. verbessert die Plutarchische Stelle so: ἵνα μὴ — τὸ Ἐμπεδόκλειον εἰπεῖν — δόξω „κορυφὰς ἑτέρας ἑτέρῃσι προσάπτων | μύθων μὴ τελέειν (statt μήτε λέγειν) ἀτραπὸν μίαν" [von Diels aufgenommen]. — 85: μετὰ θεοῖσιν (Synizese) statt des überlieferten μετ' ὅσοισιν (oder μετ' ὅσσοισιν) [von Diels verworfen, der mit Brandis μετὰ τοῖσιν schreibt]. — 387 ist nach der von Theon Smyrn. p. 149, 6 hinzugefügten Erklärung, wonach es sich um γένεσις und φθορά handelt, zu schreiben: τόκος τε φόνος τε (Theon κότος τε φ. τε, die sonstige Überlieferung φόνος τε κότος τε) [die Konjektur mit Recht von Diels verworfen].

Der zuletzt erwähnte Vers findet sich, wie Diels (No. 333) entdeckt hat, in lateinischer Übertragung (aus dem griechischen Originale des Adrast, das auch Theon exzerpiert hat), bei Chalcidius Plat. Tim. 76 S. 143, 17 Wr., wo er in der Wiener Hs fälschlich dem Naevius beigelegt wird. Nevii ist eine korrupte Variante für nex ubi. Das Citat lautet: ut est in vetere versu: „nex ubivis, rabies, furiarum examina multa".

Gomperz schlägt folgende Verbesserungen vor. V. 20 verwirft er das überlieferte πίστει, da das Verbum πιστεῖν eine Unform sei, und liest, teilweise im Anschluß an Karsten, der jedoch seine Vermutung selbst wieder verworfen hat: μήτε τιν' ὄψει (oder ὄψι) πίστιν πλέον ἢ κατ' ἀκουήν [Diels, der mit Sext. cod. *B* τι und πλέον liest, behält πίστει bei und verbindet es als Dativ mit ἔχων (vgl. *B* 33)]. — 131: τὰ (Ionismus) νῦν ἐσορῶμεν ἅπαντα statt ἐσορώμενα πάντα [von Diels aufgenommen]. — 183 ist nach Aristot. poet. 1461 a 25 unter Verwandlung von ζῷά in ζωρά und Einfügung von ἅ zu lesen: ζωρά θ' ἃ πρὶν κέκρητο und so zu verstehen: ζωρά τε ἔφυ [vielmehr ἐφύοντο aus v. 182] ἃ πρὶν κέκρητο. Den eine Verbindung eingehenden und dadurch in die Vergänglichkeit herabsinkenden Stoffen stehen andere, aus eben jener Verbindung verdrängte und zu ihrer Selbständigkeit und Lauterkeit zurückkehrende Stoffe gegenüber. Schwerlich geht die Lesart bei Simpl. und Athen.: τὰ πρὶν ἄκρητα auf Theophrast zurück, der dann ζωρόν durch sein Gegenteil erklärt hätte. Wahrscheinlich hat Theophrast in dem homerischen ζωρότερον δὲ κέραιρε (*I* 203) den Komparativ im Sinne einer umgekehrten Steigerung (= mäßig rein) erklärt, und bei Athen. ist vermutlich zu lesen: εἶναι τὸ <μετρίως> κεκραμένον. Wenn bei diesem dann völlig unvermittelt das Citat aus E. folgt, wo der Positiv ζωρός

statt des Komparativs auftritt, so scheint er einiges Dazwischenliegende bei Theophr. außer acht gelassen zu haben [anders Diels, der zu Fr. 35, 15 vorschlägt: ζωρά τε τὰ πρίν, ἔκρητο (wie ἔπλητο gebildet)]. — Die Konjekturen zu v. 143 und 443 sind bereits unter No. 329 erwähnt worden.

Platts Konjekturen sind teils wertlos, teils schon von andern, wie Panzerbieter und Stein, gemacht worden. P. hat offenbar nur die Karstensche Ausgabe vor Augen gehabt und die Steinsche gar nicht gekannt, ebensowenig die Dielssche Ausgabe von Simpl. phys. Wenn er v. 363 statt ἐπύθοντο κλύειν: ἐβόλοντο κ. vorschlägt, weil er die Verbindung von πυνθάνεσθαι mit dem Infinitiv in der Bedeutung „wünschen“ für unzulässig hält, so ist dagegen zu bemerken, daß κλύειν gar nicht als objektive Ergänzung zu ἐπύθοντο gefaßt zu werden braucht. Konstruiere: ἐπύθοντο (sie befragten mich) (ὥστε) κλύειν (um von mir zu hören). Überflüssig war auch die Bemerkung, daß bei Platon Gorg. 493 A nicht E. gemeint sein könne, weil sonst Pl. nur κομψὸς ἀνὴρ Σικελός gesagt und nicht ἢ Ἰταλικός hinzugefügt haben würde; die Worte Σικελὸς κομψὸς ἀνήρ seien sprichwörtlich gewesen. Die richtige Deutung der Stelle, wonach Philolaos oder ein anderer Pythagoreer gemeint ist, hat schon Hirzel (s. zu No. 219) gegeben.

Diels (No. 336) hat aus der Herkulanischen Rolle No. 1012 col. 18 (coll. alt. VII fol. 15 und Bodleian. Facsim. t. III f. 13 n. 565) ein neues Bruchstück des E. herzustellen gesucht. Der Epikureer (vielleicht Philodemos) erläutert dort die Figur ἀπὸ κοινοῦ und zwar diejenige der beiden Arten, in der das Verbum im ersten Gliede steht, und im zweiten zu ergänzen ist, zuerst an einem Distichon des Kallimachos (7, 3 f. Wil.) und dann an zwei Versen des E., von denen der erste fast vollständig, der zweite sehr verstümmelt und unsicher überliefert ist. Diesen schwachen Spuren nachgehend, vermutet D., daß das Fr. etwa so gelautet habe: τὸν δ' οὔτ' ἄρ τε Διὸς τέγεοι δόμοι αἰγ<ιόχοιο> | τέ<ρπον> ἄ<ν> οὐδ(ὲ) <αἰθὴρ ἢ χλαυ>στογό<νου πέδον αἴης>. E. zeigt sich auch hier als Homernachahmer. Zu Διὸς τ. δ. vgl. *Z* 248, zu der Verbindung οὔτ' ἄρ τε vgl. *E* 89. Dieselbe Verbindung kehrt noch einmal bei E. v. 89 wieder, wo mit geringer Änderung der Überlieferung bei Simpl. DE (ἄρτι ἐπιγίγνεται) so zu lesen ist: καὶ πρὸς τοῖς οὔτ' ἄρ τέ τι γίγνεται οὐδ' ἀπολήγει. Der Gegensatz von γίνεσθαι und λήγειν auch v. 71 f. Zur Entsprechung οὔτ' ἄρ τι — οὐδέ vgl. 135 f. [In seiner Ausg. hat D. im Text die überlieferte Fassung beibehalten und schlägt zweifelnd neben der obigen folgende Verbesserung vor: οὔτ' ἄρ τι ἐπαύξεται (vgl. Lucrez II 296 adaugescit) οὔτ'.] Was den Inhalt betrifft, so hat nach D. das Fragment in der Physik des E. keinen Raum, da man nicht wüßte, worauf sich τὸν δέ beziehen

sollte, wohl aber in den Katharmen. Wir dürfen annehmen, daß als Gegensatz zum Palaste des Zeus die Erde als der „Anger des Unheils“ genannt war, der für die mit τὸν δέ bezeichnete Person als Aufenthaltsort gedacht war. Vielleicht sprach E. von dem Schicksal des frevelnden Geistes, der weder im Feuer noch in der Luft noch auf Erden zur seligen Ruhe komme, wenn er nicht durch Buße und Läuterung seine Sünden abschwöre. [In der Ausg. Fr. 142 lautet jetzt unter Berücksichtigung einer neuen Abschrift des Textes von Crönert der zweite Vers so: τέρποι ἂν οὐδὲ ∪ — ∪∪ — τέγος — ∪∪ — —, und zum Inhalt bemerkt D., es sei zweifelhaft, ob die Reiche des Zeus und der Hekate oder die vier Elemente einander entgegengesetzt werden.] In demselben Traktat finden sich noch zwei Citate aus E.: f. 22 col. 29 = v. 2, wo der Epikureer τέτανται (aus v. 289) statt κέχυνται schreibt, und f. 25 col. 35[3] = v. 288 f., wo die herkulanensischen Lesarten durchweg schlechter sind als unsere sonstige Überlieferung.

Die Abhandlung von Wieck bezieht sich auf eine dem E. fälschlich beigelegte Schrift. Vgl. E. Maaß comm. in Arati reliquias 154 ff.

In der unter No. 308 angeführten Schrift von Wendland S. 64 f. wird bemerkt, daß sich Tiberius Alexander bei Philon d. prov. § 59 ff. auf die Kosmologie des E. beruft, deren einzelne Phasen sich noch deutlich erkennen lassen. Aus einer gleichen Berufung auf E. für die Ansicht, daß der Mond sein Licht von der Sonne wie ein Spiegel aufnimmt (Philon § 70, vgl. Diels Herm. XV 175 o. No. 329), sucht W. S. 68, 5 durch Verbindung der beiden Verse 153 und 151 folgendes Original herzustellen: ὣς αὐγὴ τύψασα σεληναίης κύκλον εὐρύν | ἀνταυγεῖ πρὸς Ὄλυμπον ἀταρβήτοισι προσώποις. Gegen diese Verbindung erklärt sich Diels zu Fr. 43.

Aus Burnets Bemerkungen zu seiner Übersetzung der Fragmente (Early gr. ph. 216 ff.) führe ich folgendes an. Für v. 91 f will B. nach dem Lips. des Ps.-Arist. de M. X. G. 976 b 23 lesen: τοῦ παντὸς δ᾽οὐδὲν κενεόν · πόθεν οὖν τί κ᾽ ἐπέλθοι; und setzt diesen Vers nach 134. — 97 liest B. λιπόξυλος statt λιπόξυλον und mit der Hs des Simpl. μορφή statt μορφῇ (Ald.); s. jedoch Diels zu Fr. 21, 2. — 353 liest B. ἀν᾽ ἄκρα πόλευς <τ᾽>. — 384 ist ἔλλοπος nicht = stumm, sondern = ποικίλος: „a glittering fish.“ — 409 vermutet er μακτοῖς (statt γραπτοῖς) τε ζῴοισι [s. jedoch Diels zu Fr. 128, 5]. — 415 ff. bezweifelt er die Beziehung auf Pythagoras; er glaubt, E. spreche hier noch von dem goldenen Zeitalter, und vermutet, daß sich die Verse auf Orpheus beziehen. S. jedoch Rohde Psyche II² 417 und Diels zu Fr. 129.

2. Zur Lehre und zum Leben des Empedokles.

340. R. Schläger, Empedocles Agrigentinus quatenus Heraclitum Ephesium in philosophia secutus sit. Gymn.-Pr. Eisenach 1878. 24 S. 4.

341. E. Baltzer, Empedocles. Eine Studie zur Philosophie der Griechen. Leipzig 1879. 163 S. 8.

342. H. Diels, Gorgias und Empedokles. S.-B. d. Berl. Ak. d. Wiss. 1884 (19). S. 343—368.

*343. S. Ferrari, Empedocle. Riv. di filos. VI (1891) H. 1 u. 2.

344. A. Döring, Das Weltsystem des E. Zschr. f. Philos. 105 (1894) S. 1—17.

345. J. Bidez, La biographie d'Empédocle (Recueil de travaux publiés par la faculté de philos. et lettres). Gand 1894. XII, 176 S. gr. 8.

346. J. Bidez, Observations sur quelques fragments d'E. et de Parménide. Arch. f. G. d. Ph. IX (1896) S. 190—207 u. S. 298—309.

*347. M. Rapisardi, Opere ordinate e corrette da esso. Vol. V. Le odi di Orazio. L'Empedocle. Il Prometeo di Shelley. Milano 1897.

348. G. Thiele, Zu den Elementen des E. Herm. 32 (1897) S. 68—78.

Schläger bestreitet mit Recht, daß E. in seiner Physik von den Pythagoreern abhängig sei, denn wenn er auch mit seinen vier ῥιζώματα auf die τετρακτύς in dem Eide der Pythagoreer angespielt haben mag [aber auch dies ist kaum anzunehmen, da jener Eid wahrscheinlich jüngeren Ursprungs ist; s. Zeller 825, 1], so zeigt doch seine Naturerklärung keinerlei Spuren pythagoreischen Einflusses, und seine ἁρμονία, die ihm ungefähr dasselbe wie die φιλότης bedeutet, ist wesentlich verschieden von der der Pythagoreer. Zu weit geht Sch. dagegen, wenn er auch in der Seelenwanderungslehre jede nähere Verwandtschaft des E. mit den Pythagoreern leugnet. Daß E. die pythagoreische Metempsychose verändert und erweitert hat, ist richtig; aber diese Abweichungen schließen eine Anlehnung an Pythagoras nicht aus, für die alle historische Wahrscheinlichkeit spricht (s. Zeller 824). Unter der Voraussetzung einer solchen Abhängigkeit von dem zu seiner Zeit in Italien und Sizilien verbreiteten Seelenglauben erklärt sich auch am leichtesten, wie E. eine seiner physischen Grundauffassung so widersprechende Lehre aufnehmen konnte. Daß hier ein offenbarer Widerspruch vorliegt, erkennt auch Verf. an, und mit triftigen Gründen

widerlegt er die haltlose Behauptung Byks (s. Ber. I S. 254), E. habe das Dogma der Pythagoreer so umgeformt, daß es mit seiner Naturlehre im Einklang stehe, sowie die weitere, ebenso willkürliche Annahme desselben Schriftstellers, daß die Liebe des E. mit der Weltseele, aus der die Einzelseelen hervorgehen, identisch sei und im Feuer zur Erscheinung komme (vgl. Zeller 773, 6). Auf der andern Seite vermag er jedoch der Ansicht Zellers nicht beizupflichten, daß E. jenen Widerspruch nicht bemerkt und daher auch nicht zu beseitigen versucht habe, sondern glaubt in den Worten v. 382: νείκεϊ μαινομένῳ πίσυνος die Andeutung zu sehen, daß die Seelenwanderung durch den Streit, also die eine der beiden die Welt bewegenden Kräfte, entstehe. Dies ist ein offenbarer Irrtum, der daraus zu erklären ist, daß Sch. mit Mullach die angeführte Stelle dem Werke π. φύσεως zuweist, während sie in Wahrheit den Καθαρμοί entnommen und daher νεῖκος hier gar nicht im physischen Sinne zu fassen ist (s. Zeller 810, 1). [Das Verhältnis zwischen den religiösen und den physikalischen Anschauungen des E. ist auch sonst in der Berichtszeit mehrfach besprochen worden. Gomperz Gr. D. 198 ff. will den Widerspruch zwischen beiden zwar nicht leugnen, entschuldigt ihn aber damit, daß auch andere Philosophen, wie Parmen. und Philolaos, nicht frei von ihm sind, und sucht ihn durch Zurückführung auf eine uralte Zweiseelentheorie zu erklären (s. Ber. I 264). Dieser Zwiespalt erstreckt sich übrigens, wie G. S. 202 ff. ausführt, nicht auf die eigentliche Götterlehre; hier ist es E. vielmehr gelungen, die zwei Hälften seines Gedankensystems zu nahezu ungetrübter Harmonie zu verschmelzen. Burnet early Gr. ph. 269 ff. äußert sich in bezug auf diesen letzten Punkt in ähnlichem Sinne und hebt scharf den Unterschied zwischen Empedokles' Theologie und Religion hervor. Dagegen hält er die Widersprüche zwischen den Katharmen und dem physischen Gedichte nicht für ganz so unüberwindlich wie Zeller. Eine individuelle, persönliche Seele vertrage sich allerdings nicht mit der physikalischen Theorie des E.; aber er rede überhaupt nirgends von „Seelen"; man könne sehr wohl an ein Wiedererscheinen derselben körperlichen Elemente in verschiedenen Kombinationen denken und dies scheine in der That v. 395 (offenbar falsch citiert; meint B. etwa v. 365?) angedeutet zu sein. Aber mit solchen sehr zweifelhaften Erklärungsversuchen wird die Thatsache nicht aus der Welt geschafft, daß E. eine Fortdauer der Einzelseelen nach dem leiblichen Tode und ihre sich in bestimmten Perioden wiederholende Einkörperung annahm. Schließlich werden wir uns in dieser Frage doch wohl mit Rohde Psyche[1] 475 ff. (s. Bd. CXII S. 136 f.) dahin entscheiden müssen, daß es nicht gestattet ist, durch begütigende Auslegung eine Einstimmigkeit des Philosophen mit sich selbst herstellen zu wollen, wo doch deutlich zwei Stimmen

laut werden, mag auch im Sinne des E. kein Widerspruch ihrer Aussagen bestehen, weil diese sich auf ganz verschiedene Gegenstände beziehen.] — Sch. versucht dann den Nachweis zu führen, daß sich E. in seiner Lehre vornehmlich an Heraklit angeschlossen habe. Er geht dabei von Platon Soph. 242 D und Aristot. d. cael. 279 b 16 aus, ohne zu bedenken, daß solche Stellen, in denen mehrere Philosophen unter bestimmten Gesichtspunkten, wie hier als Vertreter der Lehre vom Wechsel und den Gegensätzen in der Weltentfaltung, zusammengefaßt werden, für den Erweis der Abhängigkeit des einen vom andern unbrauchbar sind, ganz abgesehen davon, daß wenigstens Platon neben der Ähnlichkeit auch die Verschiedenheit beider Philosophen deutlich hervorhebt. Indem Verf. nun die beiderseitigen Lehren vergleicht, findet er eine Anzahl fundamentaler Übereinstimmungen. Dabei gesteht er zu, daß diesen Ähnlichkeiten auch bedeutsame Unterschiede gegenüberstehen. So ist Heraklit überzeugt, daß sein λόγος nur von denen, die an ihm teilhaben, verstanden werden kann, und daß er selbst die gesamte Natur erkannt hat; die ἀνάγκη des E. dagegen ist nicht erkennbar, und dieser glaubt daher das Wesen des Alls nicht durchschaut zu haben. Dieses Gegensatzes war sich E. bewußt, und die Verse 2 ff. sind direkt gegen Heraklit gerichtet. Auch v. 81 ff. scheint er seine Lehre von der Liebe als des Schöpfers aller einzelnen Dinge der des Heraklit von der Zwietracht als des Vaters der Dinge entgegengesetzt zu haben. [Einen Gegensatz und gar eine bewußte Polemik gegen H. vermag ich in diesen Stellen nicht zu erkennen; an der zweiten kann E. seine Liebe schon deshalb nicht dem Kriege des Ephesiers entgegengestellt haben, weil nach ihm nicht nur die φιλότης, sondern auch das νεῖκος bei der Entstehung der Einzelerscheinungen wirksam ist.] Spuren der Übereinstimmung glaubt Verf. hinwiederum auch in der Seelenwanderungslehre des E. zu erkennen. Wie Her. in Wahrheit an keine Fortdauer der Einzelseelen glaubt (dies nimmt Sch. mit Teichmüller an), sondern von einem Hinauf- und Herabsteigen der Seelen nur in bildlichem Sinne redet, so hat E., auch hierin dem Herakl. folgend, seine Seelenwanderungslehre nur als Hülle benutzt, in die er seine Gedanken kleidete; daß er sich in dieser Hinsicht auch falschen Meinungen der Menschen accommodierte, spricht er selbst v. 40 ff. aus. — Diesen Ausführungen kann man insoweit zustimmen, als die physikalische Welterklärung des E in ihren Grundprinzipien wirklich eine unverkennbare Verwandtschaft mit der heraklitischen zeigt, worauf übrigens vor Sch. bereits andere wie Zeller 833 ff. hingewiesen haben. Aber Verf. betrachtet das empedokleische System von einem allzu beschränkten und einseitigen Standpunkte aus, indem er es ausschließlich mit dem Heraklits vergleicht, als ob er keinen andern Vorgänger gehabt hätte, an den er

sich anschließen oder auch von ihm abweichen konnte. Es berührt doch eigentümlich, daß in der ganzen Abhandlung des Parmenides nirgends gedacht wird, während doch kein Zweifel daran bestehen kann, daß E. von der eleatischen Lehre seinen Ausgangspunkt genommen hat (s. Zeller 827 ff.). Ganz verfehlt endlich ist der Versuch, die Seelenwanderungslehre des E. an die heraklitische Eschatologie zu knüpfen. Ob man nun dem Heraklit den Glauben an eine individuelle Unsterblichkeit beilegt oder abspricht (über die Schwierigkeiten dieser Frage haben wir oben gesprochen), von der Metempsychose im empedokleisch-pythagoreischen Sinne, wonach die Seele zur Strafe durch verschiedene Leiber wandern muß, ist jedenfalls bei Heraklit keine Spur zu finden. Nicht einmal die rein formale Übereinstimmung, auf die diese ganze Vergleichung der beiderseitigen Jenseitslehre hinausläuft, daß beide sich hierin nur gewissen religiösen Strömungen angepaßt hätten, kann man gelten lassen. Bei E. ist sicherlich an eine solche rein äußerliche Anbequemung nicht zu denken (die Berufung des Verf. auf v. 44 νόμῳ δ᾽ ἐπίφημι καὶ αὐτός ist völlig hinfällig, da an dieser Stelle die Seelenwanderungslehre gar nicht in Frage kommt, und es sich überdies nur um eine Accommodation an die Ausdrucksweise [γίγνεσθαι καὶ φθείρεσθαι], nicht an die Auffassung der Menge handelt, die E. gerade aufs entschiedenste bekämpft); die Überreste aus seinen Καθαρμοί machen vielmehr den Eindruck, daß es ihm mit dem mystischen Glauben an den Sündenfall und die Wanderung der Seelen voller Ernst war.

Die Schrift Baltzers, des Apostels der Vegetarier, ist, vom philologischen wie vom philosophischen Standpunkt betrachtet, so wertlos und verfehlt, daß es sich nicht verlohnt, auf ihren Inhalt einzugehen. Vgl. Litt. C.-Bl. 1879, 1482 f. und M. Curtze Fortschr. Bd. 40 S. 12.

Über die Abhandlung von Diels erscheint es zweckmäßig, bereits an dieser Stelle und zwar vollständig zu berichten, da sie zur richtigen Würdigung des E. neue und wichtige Beiträge liefert und eine Trennung der auf E. bezüglichen Ausführungen von dem über Gorgias Gesagten kaum angänglich wäre. D. hatte bereits in dem später zu besprechenden Vortrage über „Leukipp und Demokrit“ (1880) S. 104 f. die Überzeugung ausgesprochen, „daß der Begriff des Elementes und die eigentümliche Porenlehre, die E. mit der Atomistik gemein hat, . . . nicht auf dem Boden des unselbständigen und flachen empedokleischen Systems (vgl. Timon Fr. 38 W. ἀγοραίων ληκητὴς ἐπέων), sondern aus der tiefsten Wurzel des leukippischen Materialismus herausgewachsen ist“; selbst die Bezeichnung ναστά, die Leukipp den Atomen gab, scheine mit der Lehre in das Gedicht des E. übertragen worden zu sein. Zum Beweise dessen hatte er darauf hingewiesen, daß Leukipp der Urheber

der offenbar mit der seinigen eng verwandten Porenlehre des E. (die Worte ἀπορροαί und πόροι kommen bei Demokrit wie bei E. vor) sein müsse, weil auf diese Theorie niemand ohne die Annahme des Leeren kommen konnte, das ja E. nach Parmenides geleugnet hatte (über die Widersprüche, in die er dadurch mit Annahme der Porenlehre geriet, vgl. Arist. d. gen. 326b 8 und Theophrast d. sens. § 13). Dieser Auffassung entsprechend bezeichnet D. im Eingange der vorliegenden Abh. das System des E. als Eklekticismus. Während sich E. anfangs (v. 2. 8. 11 f.) sehr skeptisch gegen die sinnliche Wahrnehmung verhält, gewinnt im Verlaufe seiner Darstellung der Dogmatismus die Überhand (v. 55. 86. 129). Als daher die Erklärung des naturwissenschaftlichen Details mehr und mehr hinter die erkenntnistheoretischen Fragen zurücktrat, mußte sein Schüler Gorgias mit dem fortgeschrittenen Zeitgeist in Konflikt geraten. Daß E. auf G. einen bestimmenden Einfluß ausgeübt hat, ergiebt sich weniger aus dem unzuverlässigen Berichte des Satyros bei Laert. 8, 58, G. habe nach seiner eigenen Angabe an der Geisterbeschwörung des E. teilgenommen (vielleicht stammt diese Notiz aus dem Φυσικός des Alkidamas, worin G. als Führer des Gesprächs auftrat), als aus dem, was von Gorgias' physikalischen Ansichten überliefert wird. So beruht die in Platons Menon 76 C ff. auf G. zurückgeführte Definition der Farbe auf der Theorie des E. von den abgelösten feinsten Teilchen der Elemente, die in die trichterförmigen Poren des Auges eindringen. Nur ein symmetrisches Verhältnis der Poren kann den Kontakt und damit die Wahrnehmung herbeiführen. Der technische Ausdruck für dieses Ineinanderpassen der Ausflüsse und der Poren ist bei E. 336 ἁρμόττειν (vgl. Theophrast d. sens. § 15, der an andern Stellen auch von der Symmetrie der Poren spricht). Mit dieser Erklärung des E. stimmt die Definition der Farbe bei Platon: ἔστιν χρόα ἀπορροὴ σχημάτων ὄψει σύμμετρος καὶ αἰσθητός (vgl. Theophr. 7 und von diesem abhängig Aët. I 15, 3) vollkommen überein. Wenn Sokrates diese Definition eine τραγικὴ ἀπόκρισις nennt, so kann sich dieses ironische Lob nur auf die Vermischung des prosaischen und poetischen Stils bei G. beziehen. In der That sind denn auch solche Feminformen von Verbaladjektiven wie αἰσθητός nicht nur bei Platon ohne Parallele, sondern kommen überhaupt, von einer Stelle bei Aristot. und von späteren Autoren abgesehen, nur bei den Tragikern, hier aber in großem Umfange vor. Auch der Ausdruck ἀπορροή, obwohl ein von E. eingeführter Terminus, klingt poetisch und ist vor Platon sonst nur bei einem Tragiker, Eurip. Hel. (nicht Hec., wie D. citiert) 1587, nachweisbar; auch bei Platon finden sich ἀπορροή und ἀπορρεῖν nur in poetisch gehaltenen Abschnitten wie Phaedr. 251 ff., wo die ganze Darstellung von empedokleischer Auffassung beeinflußt wird, und Tim. 68 C, wo

Platon die Farbe ganz empedokleisch definiert. Aus der zweiten Stelle ergiebt sich auch, daß in der Menonstelle σχημάτων, das auch aus andern Gründen verworfen werden muß, falsch ist; das Richtige ist wahrscheinlich nicht τῶν ὄντων (vgl. Emp. 281) noch das farblose σωμάτων der Timäosstelle, sondern das am Rande des Ven. T stehende χρημάτων (χρήματα in der älteren Physik, bei Anaxag., Protag. und Demokrit, — τὰ ὄντα). Diese drei Abweichungen von der gewöhnlichen Sprache beweisen, daß in der Menonstelle der poetische Stil des G. persifliert werden soll. Aber es kam Platon nicht bloß auf die Persiflage ann. Nach dem ganzen Zusammenhange muß er die Definition irgendwo in dieser Form von G. ausgesprochen gefunden haben. — Auch sonst ist G. gerade auf dem optischen Gebiete als Schüler des E. und Fortführer seiner Physik nachzuweisen. Die Theorie des G. über den Brennspiegel, auf die bei Theophrast d. igne 73 angespielt wird, läßt sich nur aus der optischen Anschauung des E. erklären. Dieser bringt die Physiologie des Auges, die Erscheinungen der Katoptrik und die optischen Probleme der Meteorologie auf Anregung des in seiner Δόξα stark pythagorisierenden Parmen. in einen phantastischen Zusammenhang. Ähnlich wie bei Parm. bestehen auch bei ihm die Himmelssphären und Gestirnkörper aus Feuer und zusammengepreßtem Duft (ἀήρ). Die aus diesem dem Hagel oder Eise gleichenden Duft gebildete Sonne gewinnt so vermöge ihrer Durchsichtigkeit die Fähigkeit, das Licht der die Erde umgebenden Feuerhemisphäre zu sammeln und auf die Erde niederzustrahlen; ähnlich Philolaos und Ion von Chios (Aët. II 25, 11). Bei E. kommt zu dem Pythagoreischen hinzu, daß der Sonnenkrystall nicht bloß kondensierten Duft, sondern auch Feuerteilchen enthält, weil er sonst nach dem Grundsatze von der Attraktion des Gleichartigen nicht das himmlische Feuer in seinen Poren ansammeln könnte. Ganz ähnlich hat sich E. die Einrichtung des menschlichen Auges gedacht, auch hier nach pythagoreischem Vorgange. Der dem pythagoreischen Kreise verwandte Alkmaion nahm an, das Sehorgan bestehe aus dem funkengebenden Feuer und dem durchsichtigen Wasser. E. hat zwar die πόροι des Alkm. auf grund seiner Lehre von den ἀπορροαί umgedeutet, aber die beiden Gegensätze, Wassser und Feuer, beibehalten. Er war der Meinung, daß, wie das Licht in der Laterne vor dem Winde, so das Feuer in der Pupille durch dünne Membrane vor dem umgebenden Wasser des Augapfels geschützt und getrennt sei, aber durch trichterförmige Poren mit der Außenwelt in Verbindung stehe, so daß das Licht (Feuer) der Augen hinaus und ebenso das draußen Befindliche ins Innere dringen könne (v. 314 ff.; vgl. die Erklärung von Blaß o. S. 35). So wird das Leuchtende vermittelst der Feuerporen des „sonnenhaften" Auges wahrgenommen, ebenso das Dunkle durch die gröber konstruierten

Wasserporen. Dieselbe Analogie gilt auch für die Theorie der Spiegelreflexe. Ein Spiegelbild entsteht dadurch, daß die dünnen Ausflüsse der Objekte auf der Oberfläche des Spiegels sich sammeln und dort von dem aus den Poren des Spiegels hervorbrechenden Feuer verdichtet werden, wodurch auch die davorliegende Luftschicht in rückwärtsgehende Bewegung gesetzt und die Reflexbilder mit in diese Bewegung hineingerissen werden. Die Bemerkung Theophrasts über Gorgias' Theorie der Entzündung des Brennspiegels ist demnach so zu verstehen, daß das Sonnenlicht in die Poren des Brennspiegels eindringt, angelockt durch die Wahlverwandtschaft des darin verborgenen Feuers, und daß es dann hierdurch verstärkt wieder hervorbricht und nun imstande ist, eine Entzündung hervorzurufen. In der nihilistischen Schrift des G. war für eine solche Lehre kein Platz, und sie fand sich auch schwerlich in einer seiner epideiktischen Reden, in denen er sich nie als Vielwisser aufspielt wie Hippias. Man könnte annehmen, daß einer seiner Schüler jene im Unterricht von ihm gehörte Ansicht in einer physischen Schrift erwähnt habe, wie Polos oder Alkidamas oder auch Antiphon im Buche π. ἀληθείας oder endlich Kritias. Aber alle Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß G. in einer eigenen physikalischen Schrift besonders die Optik behandelte. Daß uns von dieser Schrift keine Spur erhalten ist, will nicht viel besagen, da selbst seine berühmte nihilistische Schrift von Platon und Aristot. nicht erwähnt wird. Eine schwache Hinweisung auf eine solche Schrift kann man bei Suidas: συνεγράψατο πολλά und bei Dionys. Hal. Isokr. 1 finden. Aber wie verträgt sich diese Bearbeitung wissenschaftlicher Probleme mit seinem nihilistischen Standpunkt? Das Richtigste ist, die drei verschiedenen Gestalten, in denen G. erscheint, als Physiker, Eristiker und Rhetor, nicht als ein Nebeneinander, sondern als ein Nacheinander seiner geistigen Entwickelung aufzufassen, die mit der Umwälzung der gesamten Denkweise in der Sophistenzeit parallel geht. Anfangs wandelte er noch ganz in den Bahnen des E. und behandelte im Anschluß an ihn physikalische Probleme. Aber dem heftigen Angriff der jungeleatischen Schule (Zenon in der ἐξήγησις Ἐμπεδοκλέους, die D. im Gegensatze zu Zeller für echt und zwar für keinen Kommentar, sondern für eine kritische Besprechung hält; vgl. die ähnlichen Titel von Schriften des Herakleides Pont. bei Laert. 5, 88 [s. jedoch Zeller 587 Anm.]) gegenüber mußte er die Waffen strecken. Nun erschien ihm die hergebrachte Naturerklärung schal und hohl. So entstand die Schrift von der Natur und dem Nichtsein, worin er die Waffen des Zenon und Melissos gegen die ältere Physik, ebenso aber auch gegen den Eleatismus selbst schwingt. Aber bei diesem dürren Nihilismus konnte er nicht verharren. Was theoretisch verloren war,

suchte er in der Praxis wiedereinzubringen. So wurde er zum Redner, der sich anheischig machte, das Scheinende in der Überzeugung seiner Zuhörer zur Wirklichkeit zu gestalten, und erkannte gerade darin das Wesen dieser Kunst. Über die dreifache Gliederung der Geisteswissenschaften in μετεωρολόγων λόγοι, διὰ λόγων ἀγῶνες und φιλοσόφων λόγοι als drei Künste der πειθώ äußert er sich selbst Hel. § 13. Der mittleren von diesen, der Rhetorik, wandte er sich in der letzten Zeit seines Lebens fast ausschließlich zu und nannte sich daher nicht einen Sophisten, sondern einen Rhetor (Plat. Gorg. 449 A). Aber auch in der Rhetorik muß er Vorgänger gehabt haben. Von den ältesten Vertretern der Rhetorik, die Aristot. nennt, Emped., Korax und Tisias, können die beiden letzten nicht in betracht kommen, da ihre τέχνη eine handwerksmäßige Einübung für die Gerichtsreden war, ohne Rücksicht auf die stilistische Ausbildung [aber in der von D. angeführten Stelle Plat. Phädr. 267 A werden Tisias und Gorgias als Vertreter der gleichen Richtung genannt]. Dagegen weist alles auf E. hin, den Aristot. als ersten Anreger der Rhetorik erwähnt hat. Sein Wanderpredigen, von dem er selbst in den Katharmen redet, erinnert sehr an die eigentlichen Sophisten wie G. und Hippias, daher hier wie dort der Stil des Pomphaften, Gesuchten und Spielenden. Aber es finden sich noch viel nähere Übereinstimmungen. Aristot. (Laert. 8, 87) hob an E. besonders die Kunst der „Phrasierung“ hervor, die er auf den häufigen Gebrauch der Metapher und der sonstigen „Treffer“ des poetischen Stils zurückführte. In den erhaltenen Fragmenten setzt uns diese Kühnheit der Metapher in Erstaunen. Auch in Gorgias' rhetorischer Prosa fand man diesen Dithyrambenschwulst wieder, den Aristot. Rhet. 1406 b 9 rügt. Derselbe tadelt 1405 b 37 an G. die Komposition der Epitheta. Auch E. übertreibt hierin mit wunderlichen Bildungen (v. 257 ff.). Dahin gehört auch das Streben nach Personifikation bei G. wie bei E. (vgl. v. 69. 177. 181 und überhaupt die Einführung der Elemente und Prinzipien unter Götternamen, sowie den kleinlich wirkenden Katalog v. 393 ff.), ferner die Paronomasie und der umgekehrte Gleichklang, die Wiederholung derselben Wörter in verschiedenen Kasus (διπλασιολογία bei Plat. Phädr. 267 c). Zu dem von Platon Sympos. 198 A zur Verhöhnung von Agathons γοργιάζειν angeführten paronomatischen Oxymoron ἀδεὲς δέος vgl. Palam. 20 ἀβίωτος βίος und E. v. 4 ζωῆς ἀβίου. Auch für die künstlichen Periodenbildungen mit ihren Antitheta, Parisa und Paromoia, durch die G. die ungebundene Rede zur gebundenen steigerte, fand er bei E. sein Vorbild; vgl. z. B. v. 78 ff. 98 ff. (v. 99 schreibt D. ὅσσ' oder ὡς ἴδει τε; ἶδος in der späteren Form εἶδος auch v. 266 erhalten, wo bei Simpl. εἴδεος steht, und ἴδεος zu lesen ist, nicht mit Sturz und Stein οὔδεος). So war E. dem jungen G. als Physiker Gewährsmann,

wies ihn dann vielleicht, als er sich unbefriedigt abwandte, auf die Eleaten und konnte ihm endlich für seinen Beruf als Rhetor wirksame Anleitung geben. Chronologisch läßt sich etwa folgendes fixieren: Gorg., 483 geboren, verfaßt seine optische Schrift etwa zwischen 460 und 450, seine Schrift περὶ φύσεως um die Mitte des Jahrhunderts und wendet sich um den Anfang des peloponnesischen Krieges der Epideiktik und Unterweisung der Jugend in der rhetorischen Technik zu. Dabei muß er gelegentlich noch auf seine alten physikalischen Probleme im Unterricht zurückgekommen sein, sie jedoch nicht mehr als Wahrheit, sondern als δόξα gelehrt haben. — Diese Ausführungen verdienen, soweit sie sich auf E. beziehen, unsere volle Zustimmung. Die Methode seiner physikalischen Forschung mit ihrem eigentümlichen Gemisch von empirischer Beobachtung und phantastischer Spekulation tritt uns an einem hervorragenden Beispiel deutlich vor Augen, und die rhetorische Kunst des agrigentinischen Propheten mit ihren „Verzierungen und Verschnörkelungen“ wird, obwohl sie jeder aufmerksame Leser längst aus seinen Gedichten hätte herausholen können, hier zum ersten Male ausführlich und überzeugend nachgewiesen. Auch die Abhängigkeit des G. von E. sowohl in der Aufstellung physikalischer Ansichten wie im Schmuck der Rede hat D. einleuchtend gemacht. Aber damit ist nicht ausgeschlossen, daß G. in beiden Beziehungen noch andere Einflüsse erfahren hat, in der Rhetorik z. B. die des Tisias (vgl. die oben angeführte Phädrosstelle), in der Physik die des Parmen. Es scheint mir überhaupt fraglich, ob G. wirklich je als dogmatischer Philosoph und speziell als überzeugter Anhänger des empedokleischen Systems aufgetreten ist. Wenn er sich in seiner Jugend einer bestimmten Lehre angeschlossen hat, so halte ich es für wahrscheinlicher, daß er von Parmen. ausgegangen ist und ähnlich wie dieser die Ansichten anderer Philosophen wie die des E. nur als δόξα, nicht als ἀλήθεια angeführt hat, sei es im mündlichen Vortrage, sei es in einer besonderen physikalischen Schrift (daß er eine solche verfaßt hat, ist möglich, aber nicht mit zwingenden Gründen von D. erwiesen). Er würde dann später mit jeder Dogmatik auch die eleatische über Bord geworfen und die Möglichkeit alles Erkennens überhaupt geleugnet haben. Das sind freilich unsichere, durch kein Zeugnis gestützte Vermutungen. Aber auch die Dielssche Konstruktion dreier Phasen der Gorgianischen Geistesentwickelung ist doch nur eine sehr zweifelhafte Hypothese. Die nihilistische Schrift wird ja wohl der rhetorischen Periode voraufgegangen sein, aber da sie sich nur auf die wissenschaftliche Erkenntnis bezog, mit der es die Rhetorik überhaupt nicht zu thun hat, so braucht sie nicht in einem inneren prinzipiellen Gegensatze zu seiner rhetorischen Wirksamkeit gestanden zu haben. Vielleicht ist es G., wie später in der Rhetorik

(s. Platons Gorg.), so auch in seinen früheren physikalischen Studien und in seiner philosophischen Streitschrift nur auf die Erregung des Scheins, nicht auf die Erforschung der Wahrheit angekommen; in der Stelle der Helena (§ 13) wenigstens, auf die sich D. beruft, werden die drei Künste lediglich unter diesem Gesichtspunkt betrachtet.

Über Ferraris Abhandlung verweise ich auf A. Chiappellis Besprechung im Arch. VII (1894), 557 ff., wonach der Verf. nichts Neues bringen, sondern nur eine summarische, aber vollständige Darlegung der Lehre des E. geben wollte. Der erste Teil enthält eine nach dem Urteile des Berichterstatters ziemlich elegante Übersetzung der Fragmente in italienischen Hendekasyllaben.

Döring unterzieht die doxographische Überlieferung über die Weltentstehung bei E. einer kritischen Untersuchung. Nach Aët. II 6, 3 werden aus dem Sphairos zuerst der Äther (= Luft als Element, unterschieden von der empirischen Luft), dann das Feuer und zuletzt die Erde ausgeschieden. Der letzte Ausdruck ist ungenau; es handelt sich um das nach den beiden ersten Ausscheidungen verbleibende, aus Erde und Wasser bestehende Residuum. Aus diesem wird durch die Wucht des Umschwungs (ῥύμη τῆς περιφορᾶς = Centrifugalkraft) das Wasser ausgetrieben. Aus dem Wasser entspringt durch Verdunstung die empirische Luft. Aus dem Äther entsteht der Himmel, aus dem Feuer die Sonne. Der Himmel ist eine krystallartige Hohlkugel aus der durch Feuer verhärteten Luft. In den Worten πιληθῆναι ἐκ τῶν ἄλλων τὰ περίγεια bezeichnet τὰ περίγεια die centrale Sphäre der Weltkugel, τὰ ἄλλα die nach Ausscheidung des Äthers und Feuers verbleibenden Stoffe: Erde, Wasser und die elementare Luft. Für die Ausscheidung des Meeres aus der Erde werden Aët. III 16, 3 zwei Ursachen genannt, die mit einander nicht zu stimmen scheinen [D. hat hier die von Diels in den Addenda zu den Doxogr. angeführte Konjektur von Bernardakis πρῆσιν statt πίλησιν nicht beachtet]. E. wird ähnlich wie Anaximander das Meer als Rest einer die Erde umgebenden Wasserhülle gedacht haben [aber nach der angeführten Stelle des Aët. ist es eine durch das Feuer hervorgerufene Ausschwitzung der Erde]. Die sehr dunkle und lückenhafte Stelle Plutarch strom. 582, 5 ff. Dox., die Näheres über die beiden ersten Ausscheidungen enthält, ergänzt D. so: durch den Kontakt des Feuers mit der Luft entsteht erst das Firmament, und dann findet die peripherische Ausbreitung des Feuers oberhalb der Luft an dieser festen Hülle ihre Grenze. Sehr unklar wird die Entstehung der beiden Hemisphären, hohler Schalen, die um die Erde kreisen, geschildert. Die Einsprengungen in die Nachthemisphäre sind offenbar die Sterne. Diese sind nach Aët. II 13, 2 aus der ursprünglich ausgeschiedenen, noch mit Feuerteilen erfüllten Luft herausgedrängt worden.

Da die Fixsterne am Firmament festgeheftet sind, so muß dieses an dem Umschwung der beiden Hemisphären teilnehmen. Am schwierigsten ist es, über die Beschaffenheit der Sonne bei E. zur Klarheit zu kommen. Aët. II 20, 13 enthält mehrere Dunkelheiten und Widersprüche in sich selbst und mit Aët. II 6, 3. Besonders unklar ist das Verhältnis zwischen der archetypischen und der krystallartigen Sonne. D. glaubt durch die Annahme, daß an der ersten dieser beiden Stellen in den Worten εἰς τὸν ἥλιον τὸν κρυσταλλοειδῆ statt ἥλιον: οὐρανόν zu lesen sei (vgl. Aët. II 11, 2), und durch Berufung auf Plut. strom. 582, 11, Galen hist. phil. 626, 7 und Emp. v. 242, wo als Subjekt zu ἀνταυγῇ die archetypische Sonne zu denken ist, die Sonne als Krystallspiegel aus dem Weltbilde des E. entfernen zu können. Die Worte ἀπὸ κυκλοτεροῦς τῆς γῆς, die ihm einen vollen Unsinn zu ergeben scheinen, möchte er beseitigt wissen; der Sinn wäre dann: die scheinbare Sonne ist der durch Zurückwerfung der Strahlen entstehende Widerschein der archetypischen Sonne in der Lufthemisphäre gegen den gestirnten Himmel. Aber auch damit gewinnen wir eine durchaus widerspruchsvolle und unbegreifliche Gesamtanschauung, so daß das Endergebnis ein non liquet ist. Zum Schluß bemerkt Verf., E. sei zwar durch das Weltbild des Parmen. beeinflußt worden, aber nur in der Annahme einer festen Hülle der Welt, die bei Parm. eine feststehende Thatsache, bei E. kosmogonisch abgeleitet ist, vielleicht auch in der Lehre von der Kugelgestalt der Erde (doch ist in diesem Punkte über Empedokles' Auffassung nichts Sicheres überliefert); im übrigen sei seine Konzeption durchaus selbständig. Die treibende Kraft der Weltbildung ist nicht wie bei Parm. das nach Analogie der geschlechtlichen Zeugung gedachte Zusammenwirken zweier entgegengesetzter Potenzen, sondern die unter dem Einflusse des νεῖκος durch einen Wirbel bewirkte Ausscheidung der Elemente aus dem Sphairos. Mit dem pythagoreischen Weltbilde (Sphärenharmonie) hat E. nur die für sein System untergeordnete Unterscheidung der Planeten von den Fixsternen gemein. Von der pythagoreischen Dreiteilung der Welt in Olymp, Kosmos und Uranos findet sich bei ihm keine Spur. Aber E. hat seinerseits auf die dekadische Konzeption des Philolaos befruchtend gewirkt, besonders durch den kühnen Gedanken, daß unsere Sonne der Widerschein eines für uns unsichtbaren Feuers sei. So ist er ein Mittelglied in den Wandlungen der kosmischen Theorie der Pythagoreer.

Bidez (No. 345) hat sich die Aufgabe gestellt, auf grund einer sorgfältigen Sichtung und Beurteilung der Überlieferung ein möglichst wahrheitsgetreues Bild von dem Leben und Wirken des E. zu entwerfen. Er geht hierbei mit Recht von einer Analyse der im 8. Buche des Laert. enthaltenen Biographie des E. aus (Etude préliminaire S. 1—20).

Hier wie im Fortgange der Untersuchung tritt uns überall eine genaue Bekanntschaft mit der einschlägigen Litteratur, insbesondere der deutschen, entgegen. Zu bedauern ist, daß dem Verf. die in unserm Bericht I No. 20 und 21 besprochenen Abhandlungen von W. Volkmann unbekannt geblieben sind, die ihm namentlich für die Auffassung des Verhältnisses zwischen Suidas, Hesychios und Laertios gute Dienste geleistet haben würden. Durch eine sorgfältige und methodische Zergliederung der Laertianischen Vita gelangt B. zu dem Ergebnis, daß diese Vita ihrem Hauptinhalte nach aus der ἀναγραφὴ τῶν φιλοσόφων des nach seiner Annahme am Ende des 1. Jahrhunderts v. Chr. lebenden Hippobotos stamme, zu der Laert. außer seinen zwei Epigrammen nur einige Auszüge aus Favorinus hinzugefügt habe. Diesem Ergebnisse ist insoweit zuzustimmen, als es B. gelungen ist, eine im Vergleiche zu der sonstigen Beschaffenheit der Sammlung des Laert. auffallend planvolle Gliederung in unserer Vita nachzuweisen, deren Hauptbestandteile daher vermutlich demselben Autor angehören. Daß dies aber Hippobotos gewesen sei, ist eine auf den ersten Blick zwar bestechende Hypothese, die jedoch bei näherer Prüfung in zweifelhaftem Lichte erscheint, wie ich in meiner Besprechung des Buches Berl. Ph W.-Schr. 1895, 833 ff. des näheren dargelegt habe. Ich habe dort namentlich gezeigt, daß Verf. mit Unrecht aus der Vergleichung des Überganges von der Vita des Pythagoras zu der des E. (§ 53) mit der in der ersteren (§ 43) unter Berufung auf Hippobotos gemachten Bemerkung, nach einigen sei E. ein Schüler des Pythagoras gewesen, schließen zu dürfen glaubt, Laert. oder seine Vorlage habe die im Proömium § 15 angekündigte Ordnung, nach der auf Pythagoras sofort hätte Xenophanes folgen müssen, unterbrochen, um 1. die namhaften Pythagoreer und 2. Heraklit einzuschieben; dazu aber sei er veranlaßt worden durch eben den, dessen Darstellung er für E. benuzt habe. Die Voraussetzung, daß jene Stelle des Proömiums von der Anordnung im 8. Buche abweiche, ist falsch; die Auslassung des E. im Proömium hat ihren triftigen Grund darin, daß dort nur die Schulhäupter, die man in der alexandrinischen Zeit auch für die vorsokratische Periode in regelrechter Succession aufeinander folgen ließ, angeführt, alle übrigen aber beiseite gelassen wurden. So hat Verf. im besten Falle nur die Möglichkeit dargethan, daß Hippobotos der Urheber des ganzen Berichtes sei. — Hierauf folgt im 1. Teil der Abh. (Histoire de la tradition S. 21—104) eine sehr eingehende Besprechung aller Autoren, die nach der Überlieferung irgend einen Beitrag zum Leben des E. gegeben haben, von den Zeitgenossen des Philosophen an bis auf Suidas. Mit großer Sorgfalt sucht B. den Anteil jedes einzelnen an der Lebensgeschichte des Agrigentiners und das Maß der Zuverlässigkeit ihrer

Mitteilungen festzustellen. Wenn er hierbei auch, wie er selbst wiederholt zugiebt, in vielen Punkten über unsichere Vermutungen nicht hinauskommt, so führen seine Erörterungen doch bei den Schriftstellern, über die wir etwas genauer unterrichtet sind, zu großenteils annehmbaren Ergebnissen und gewähren uns einen Einblick in die verschiedenen Stadien, die die biographische Überlieferung allmählich durchgemacht hat. Diese hat ihren Ursprung einerseits in volkstümlichen Legenden, die sich zum Teil schon zu Lebzeiten des E. gebildet hatten und von Herakleides Pont. und seinen pythagorisierenden Nachfolgern romanhaft ausgeschmückt wurden, und knüpft andererseits an Notizen politischer und litterarischer Geschichtschreiber an, unter denen sich Timaios durch verhältnismäßige Zuverlässigkeit seiner Nachrichten und verständige Kritik der Erzählungen des Herakleides hervorthut. Zu einem biographischen Ganzen wurde die bis dahin zerstreut vorliegende Tradition zusammengefaßt durch Neanthes, Hermippos, Satyros, Herakleides Lembos und endlich kodifiziert durch Hippobotos (?). In der nachchristlichen Zeit trat das vorher lebendige Interesse an dem Staatsmann und Philosophen E. völlig in den Hintergrund, und man gefiel sich in der geflissentlichen Hervorhebung und Ausschmückung des Wunderbaren und Übernatürlichen. Besonders sei noch hingewiesen auf die treffenden Auseinandersetzungen über die Art, wie Herakleid. Pont. die Geschichte von der scheintoten Frau behandelt hat, und auf den Abschnitt über Timaios, der offenbar die Werke des E. selbst zu Rate gezogen hat. Nur ist nicht abzusehen, wie B. zu der Behauptung kommt, Tim. habe in E. besonders den uneigennützigen Volksmann bewundert. Von einer solchen Bewunderung findet sich bei Laert. keine Andeutung; im Gegenteil läßt die Darstellung in § 66 vermuten, Tim. habe ihn für einen Heuchler erklärt, der in seinem politischen Verhalten den Volksfreund spielte, in seinen Schriften dagegen ganz entgegengesetzte Anschauungen aussprach. Auch scheint der Übergang ὅ γε τοι Τίμαιος darauf hinzuweisen, daß nicht die ganze vorhergehende Darstellung von § 64 an auf Tim. zurückgeht. Überhaupt muß man sich bei Laert. hüten, einen längeren zusammenhängenden Abschnitt, an dessen Spitze ein bestimmter Autor genannt wird, ohne weiteres seinem ganzen Umfange nach eben diesem Autor zuzuweisen. So ist es z. B. sehr fraglich, ob die Mitteilung § 57 f. über gewisse Dichtungen des E., besonders über seine angeblichen Tragödien, wirklich dem kurz vorher genannten Aristot. angehört (s. Zeller 754). [In der am Schlusse dieses Passus bei Laert. stehenden Nachricht: Νεάνθης δὲ νέον ὄντα γεγραφέναι τὰς τραγῳδίας καὶ αὐτὸς ἔπειτα αὐταῖς τετυχηκέναι sucht B. vergebens mit dem offenbar verderbten ἔπειτα einen verständigen Sinn zu verbinden; Diels Hermes 24 S. 320 f. scheint das Richtige getroffen zu haben, indem er

ἑπτά für ἔπειτα vorschlägt und das schlecht verbürgte αὐταῖς streicht.] Durch diese Untersuchungen hat sich Verf. den Boden geebnet, für die Darstellung der Lebensgeschichte des E., die den zweiten Teil der Schrift bildet (S. 105—176). Nach einer lebendigen Schilderung Agrigents und seiner Bewohner bespricht er die Beziehungen des E. zu Pindar, Parmen., den Pythagoreern und anderen älteren und gleichzeitigen Philosophen, ohne freilich bei dem Mangel aller näheren Nachrichten über die Grenze des bloß Möglichen hinauszukommen. Bisweilen überschreitet er hierbei in der Textauslegung das Maß des Erlaubten; so, wenn er bei Herodot II 115 unter den Vertretern der ägyptischen Seelenwanderungslehre, deren Namen verschwiegen werden, mit Bestimmtheit E. und vielleicht auch Pherekydes, den er als Zeitgenossen des E. (!) bezeichnet, zu erkennen glaubt. — B. führt uns dann E. der Reihe nach als Apostel und Wunderthäter, als Zauberer und Arzt sowie als Begründer der Rhetorik vor, behandelt die letzten Reisen und die Verbannung, die Redaktion des physikalischen Lehrgedichtes und schließlich den Tod des Philosophen. Seine Erörterungen beruhen auch hier überall auf gründlicher Belesenheit und zeugen von einem nicht gewöhnlichen kombinatorischen Scharfsinne. Besondere Anerkennung verdient das Bestreben, die Fragmente des E. für die Feststellung der Daten seines Lebens und schriftstellerischen Wirkens zu verwerten, wobei neben einzelnen gewaltsamen Deutungs- und Änderungsversuchen (s. z. B. die sehr gekünstelte Konstruktion, die B. S. 165, 2 für v. 8—10 vorschlägt, wo er den Punkt hinter περιληπτά streicht, hinter πεύσεαι ein Kolon setzt, statt δ' οὖν: γοῦν schreibt und die bei Sext. überlieferte Lesart οὐ πλεῖόν γε beibehält [Stein und Diels nach der Paraphrase bei Sext. οὐ πλέον ἠέ]; ferner S. 169 die willkürliche Interpretation der Worte v. 9 ἐπεὶ ὧδ' ἐλιάσθης: „puisque tu t'es retiré ici avec moi, puisque tu m'as suivi dans mon exil") auch manche bisher unbeachtet gebliebene Beziehung aufgedeckt wird. Aber Verf. geht in seinen Kombinationen oft zu weit: er sucht aus dem dürftigen Material zu viel herauszupressen und läßt in der Ausfüllung der Lücken der Überlieferung seiner Phantasie allzusehr die Zügel schießen. Auf diesem Wege bringt er es zu stande, die verschiedenen Phasen in der politischen und litterarischen Laufbahn des E. mit einer solchen Genauigkeit auch in der Fixierung des Chronologischen zu zeichnen und uns so tiefe Blicke in seine innersten Beweggründe bei der Abfassung seiner Hauptwerke thun zu lassen, als ob wir einen modernen Philosophen oder Dichter vor uns hätten. Ein solches Verfahren steht mit den Forderungen besonnener historischer Forschung nicht im Einklang. Vergeblich bemüht sich B., die persönlichen Empfindungen und Stimmungen des Philosophen aus den meist zusammenhangslosen Bruchstücken seiner beiden Gedichte herauszulesen,

um so nachzuweisen, daß die Φυσικά nach den Καθαρμοί entstanden seien und in seine letzten Lebensjahre fallen. Man lese, was S. 173 ff. zur Verteidigung dieser Datierung über die fragwürdige Ἐξήγησις τῶν Ἐμπεδοκλέους des Zenon von Elea und ihr Verhältnis zu den Lehren des E. gefabelt wird, und man wird zugestehen, daß das nichts als luftige Hypothesen sind. Aber trotz dieser Mängel liefert die Abh. einen wertvollen Beitrag zur Quellenforschung und unterrichtet uns genauer als irgend eine frühere Darstellung über die Persönlichkeit und das Wirken des E. Vgl. außer meiner bereits angeführten Besprechung die Rezensionen in der Rev. de l'instr. publ. 1895, 248 ff. und von Döring im L. C.-Bl. 1895, 1860.

In No. 346 behandelt Bidez den erkenntnistheoretischen Standpunkt des E. Man muß hierbei zweierlei unterscheiden: Die Frage der Methode und die des Ursprungs und der Gestaltung unserer Erkenntnis Die Beantwortung der zweiten Frage hing von dem kosmologischen System ab, das jeder Philosoph gewählt hatte, die der ersten konnte dieser Wahl vorangehen und sich an den Nachweis der Unzulänglichkeit der früheren Lehren knüpfen. Xenophanes hatte erklärt, daß der Zweifel sich auf alles erstrecken und daß man nicht über eine provisorische Wahrscheinlichkeit hinausgelangen könne (?). Dieser Gedanke bestimmte seine Methode (?). Die Affirmationen, die er neben seiner Skepsis bewahrt hat, gleichen, im ganzen genommen, mehr einer Reihe von Negationen als einem positiven Glauben [auch das οὖλος ὁρᾷ u. s. w. und das νόου φρενὶ πάντα κραδαίνει?]. Heraklit und Parmenides waren dann bemüht, eine Vorstellung der Wahrheit zu gewinnen, die ihnen gestattete, in diesem Schiffbruch der Gewißheit ein Prinzip zu retten. Her. fand das universelle Gesetz der Veränderung [aber zugleich doch das der Einheit und Harmonie der Gegensätze]. Parm. wandte auf den negativen Teil des Systems seines Lehrers Xenoph., der allein etwas Gewisses enthielt, die mathematische Methode (?) an, um so ein unantastbares Lehrgebäude errichten zu können. E. protestierte im Namen der empirischen Wissenschaft gegen die Systeme, die sich auf Allgemeinheiten ohne praktische Anwendung beschränken, und stützte sich dabei auf Alkmaion. Allerdings war das Band zwischen seinem Programm und seinem System nur schwach, weil er, wie alle Vorsokratiker, nicht erkannt hatte, daß die Methode von der Erklärung der Erkenntnis abgeleitet werden muß. Zur Zeit, wo E. seine Φυσικά verfaßte, herrschte ein heftiger Kampf zwischen den philosophischen Schulen; die Stellung, die er in diesem Kampfe einnahm, wird besonders durch drei Bruchstücke gekennzeichnet: 1. v. 2—23; 2. v. 24—32; 3. v. 222—231. An der ersten Stelle bezeichnet E. nicht bloß, wie man nach der Erläuterung bei Sext. angenommen hat, die Mängel der sinnlichen Erkennt-

nis, sondern auch die der Verstandserkenntnis: der Mensch kann auf keine Weise das vollkommene Wissen erreichen. Doch betont er mehr die Unzulänglichkeit als die völlige Unfähigkeit unserer Erkenntnis: wir müssen uns mit einem fragmentarischen Wissen begnügen. Aus v. 19—23 ergiebt sich, daß man nach E. in der Spekulation seinen Standpunkt nicht auf einer Höhe nehmen darf, von wo man nur die großen Umrisse der Dinge bemerkt, sondern alle seine Aufmerksamkeit dem Studium der Einzelheiten zuwenden muß. Die zweite Stelle lehrt, daß sich E. nicht bloß auf die Erfordernisse der von ihm empfohlenen Methode gestützt, sondern auch ihre Fruchtbarkeit gerühmt hat. Man kann in der Stelle allerdings eine Anpreisung der magischen und medizinischen Kunstgriffe des E. sehen (s. Rohde Psyche[1] 466); aber man kann darin auch eine Aufklärung über die nützlichen Wirkungen suchen, die E. seiner Untersuchungsmethode beilegt [dagegen ist einzuwenden, daß sich die Zusicherung übernatürlicher Kraftentfaltung und magischer Zaubermacht, wie sie E. dort dem Pausanias giebt, mit dem Grundsatze rein empirischer Beobachtung nicht verträgt. Hier liegt ein nicht hinwegzudeutender innerer Widerspruch vor, wie er uns allenthalben zwischen den kathartischen und thaumaturgischen Phantasien des E. und seinem nüchtern empirischen Standpunkte in der wissenschaftlichen Erklärung der Naturerscheinungen entgegentritt]. An der dritten Stelle, die Stein mit Unrecht unter Berufung auf Sext. math. VIII 286 ans Ende des von den Pflanzen handelnden Abschnittes gestellt hat, will E. dem Pausanias zeigen, wenn er sich den Sinn für uneigennützige Forschung bewahre, so würden seine Kenntnisse und seine daraus hervorgehende Macht wachsen. — In der Aufstellung dieses Programmes zeigt sich eine enge Verwandtschaft mit Alkmaion, der sich, wie es scheint, mit den Zweifeln des Xenophanes hat abfinden wollen. Seine von E. wieder aufgenommene Methode ist vielleicht dieselbe, die in den medizinischen Schulen des griechischen Westens herrschte. Indem E. ein Programm von Einzelforschungen aufstellte, die sichere Ergebnisse liefern würden, hoffte er dem δόκος des Xenophanes zu entgehen. Die allen diesen Gruppen gemeinsame Methode ist die der geduldigen und verständigen Beobachtung. E. hat sich zuweilen von dem Zwange dieser Methode befreit, aber der größte Teil seines Werkes steht unter ihrem Einfluß. Niemand vor Aristot. scheint so wie er alle Phänomene des Pflanzen- und Tierlebens verzeichnet zu haben [aber Demokrit hat ihn darin doch weit übertroffen]. Man findet bei ihm nicht die subtilen Wortkombinationen wie bei Parmen.; er beruft sich auf die Erfahrung, so v. 98 ff, 119 ff., 80 ff., wo die universale Wirksamkeit der Liebe auf eine Beobachtung des täglichen Lebens zurückgeführt wird (v. 85 liest B. mit Preller τὴν οὔτις γ' ὅσσοισιν und erklärt die Stelle abweichend von Zeller 804, 4,

aber schwerlich richtig), 316 ff., 287 ff. Die von ihm für falsch gehaltene Beweisführung bezeichnet er durch das charakteristische Beiwort λιπόξυλος v. 97 und 210. — Die Polemik in der ersten Stelle bezieht sich auf Heraklit und Parmen., vornehmlich aber auf den letzteren. Dieser zählte nicht nur die Attribute des Seins auf, sondern behauptete auch die Summe alle übrigen Kenntnisse zu besitzen, die er in das Gebiet des trügerischen Scheins verwies, und legte sich somit eine Art von Allwissenheit bei. Dagegen wendet sich E. v. 2—10. Daß diese Stelle auf Her. zielt, ist nicht wahrscheinlich, da diesen bereits Parm. widerlegt hatte und E. daran lag, Heraklits System zum Teil wieder zur Geltung zu bringen. Dagegen mußte er in Parm. den gefährlichsten Vertreter der von ihm bekämpften Richtung sehen. Noch deutlicher ist die offenbar ironische Anspielung v. 13—18 auf Parm. 1, 1 ff. Er bekämpft hier den sterilen Wissensstandpunkt des Parm. um so lebhafter, je häufiger er im Detail seines Systems Theorien wieder aufnahm, die jener schon vorgetragen hatte. So schließt er sich darin an Parm. an, daß er für eine seiner kosmischen Perioden die Idee eines kugelförmigen Seins beibehält und daß er ganz analog der parmenideischen Unterscheidung von ἀλήθεια und δόξα auf die eine Seite, die der Wahrheit, die vier unveränderlichen, stets und überall sich gleichenden Elemente, auf die andere, die der trügerischen Vorstellungen und Ausdrücke, die vulgäre Auffassung vom Entstehen und Vergehen stellt. Aber er läßt die von Parm. ausgeschlossene Bewegung zu, wobei er freilich weniger die Erscheinungen um Rat fragt als den Paradoxien Heraklits folgt; ja er versucht selbst in dieser Bewegung der Lehre des Eleaten von der Unbeweglichkeit einen Platz anzuweisen (v. 69—73). Daneben hält er jedoch an dem Studium der Einzelheiten und an der Beobachtung der sinnlichen Erscheinungen fest und wendet sich entschieden gegen die Forderung das Parm., daß man von der sinnlichen Wahrnehmung keinen Gebrauch machen dürfe. — Aus alle dem ergiebt sich, daß E. nicht das System des Parm. aufgeben, sondern erweitern wollte, indem er seiner Metaphysik die Erfahrungswissenschaft hinzufügte und zugleich das parmenideische Prinzip der Unveränderlichkeit des Seins durch das heraklitische des allgemeinen Wechsels ergänzte und sie so miteinander verknüpfte, daß er jedes einer der beiden sich beständig abwechselnden Perioden zuwies [aber in beiden Perioden herrschen doch Bewegung und Wechsel, Mischung und Entmischung]. Er begnügt sich nicht mit dem einen Wege des Parm., sondern verbindet damit den anderen (v. 55 ff. 230 f.), ein Eklekticismus, der freilich niemand befriedigen konnte. — In Übereinstimmung mit dieser eklektischen Richtung spricht E. in der Regel nicht wie Parm. von dem Irrtum der Menschen, sondern nur von den Lücken eines unvoll-

kommenen Wissens. Wo er die Erkenntnis preist, stellt er den Geist als bereichert, nicht als von trügerischen Vorstellungen befreit dar. Auf den erkenntnistheoretischen Unterschied von Irrtum und Wahrheit hat er seine Aufmerksamkeit noch nicht gerichtet. Die Vorsokratiker unterschieden überhaupt noch nicht scharf zwischen sinnlicher und vernünftiger Erkenntnis. Parm. zwar war nahe daran gewesen; aber E. scheint dies nicht wahr geworden zu sein. Bei ihm bilden alle Erkenntnismittel eine Gruppe. Die vernünftige Erkenntnis spielt zwar bei ihm eine große Rolle, ja er stellt sie in Gegensatz zu der grobsinnlichen Aufnahme der Eindrücke der Außenwelt (v. 81). Aber nach seiner Auffassung stammten die abstrakten Ideen des Hor. und Parm. ebenso wie seine eigenen Konzeptionen des Hasses und der Liebe aus keiner anderen Quelle als die der vier Elemente. Einen Sensualisten darf man ihn trotzdem nicht nennen; dieser Begriff hat erst für eine spätere Zeit (Demokrit, Protagoras) Geltung. Zum Schluß erörtert B. die Frage, ob E. den Widerspruch zwischen seiner experimentellen Methode und seinen rein intellektuellen metaphysischen Vorstellungen erkannt und wie er sich etwa eine Ausgleichung dieses Widerspruchs gedacht hat, kommt aber dabei, wie nicht anders zu erwarten war, über die Aufstellung verschiedener Möglichkeiten nicht hinaus, zwischen denen es schwer sei eine Wahl zu treffen. — B. ist in dieser Abh. zurückhaltender und vorsichtiger als in No. 395. Er beansprucht nicht wie dort in das Geheimnis der geistigen Entwickelung des E. eingedrungen zu sein und erklärt S. 159 ff. ausdrücklich, es wäre gefährlich, die in seinem früheren Werke aus den religiösen Skrupeln des E. (v. 13 ff.) gezogene Folgerung, daß die Καθαρμοί den Φυσικά vorangegangen seien, zur Stütze für eine Rekonstruktion seiner Lehre zu machen. An unsicheren Hypothesen freilich fehlt es auch in dieser Abh. nicht. Es ist dem Verf. nicht gelungen, eine bestimmte und klare Auffassung von der erkenntnistheoretischen Methode aus den Bruchstücken des E. zu gewinnen; eine Aufgabe, die allerdings auch wohl kaum lösbar ist, weil E. keinen festen Standpunkt in dieser Frage einnimmt und zwischen Dogmatismus und Skepticismus unklar schwankt. Eine Vorliebe für empirische Erforschung der Einzelerscheinungen tritt ja unverkennbar bei ihm hervor, und er stellt sich damit in einen zum Teil bewußten und ausgesprochenen Gegensatz zu Parm. wie zu Her. Eine solche polemische Absicht hat B. mit richtigem Blicke in einer Anzahl von Fragmenten erkannt. Treffend, obwohl nicht neu, ist auch der Nachweis, wie E. die Grundlehren des Parm. und Her. mit einander verschmolzen hat, weniger glücklich dagegen, wie schon oben angedeutet, der Versuch, die beiden Weltperioden des Streites und der Liebe auf den parmenideischen Gegensatz von δόξα und ἀλήθεια zurückzuführen.

Thiele sieht in auffallender Übereinstimmung mit Knatz (s. o. No. 332), dessen Abhandlung er jedoch, da er ihn niemals nennt, nicht gelesen zu haben scheint, in dem Zeus bei E. die Luft, in der Hera die Erde und in dem Aïdoneus das Feuer. Mit dieser Bezeichnung des Feuers appelliert E. an eine religiöse Vorstellung seiner Landsleute, da die Agrigentiner gewiß in dem Feuerberge Siziliens auch den Herrn der Unterwelt vermuteten, wie schon die Legende vom Tode des E. beweist. Knüpft er doch auch mit dem Namen Νῆστις für das Wasser an den Lokalkultus einer Nymphe (vgl. Photios s. v. Νήστης und den Komiker Alexis Fr. 22 K. und dazu Kaibel S. 69, 2). Freilich hat das unendliche, gestaltlos im Weltenraume gedachte Element, dessen Abflüsse oder Niederschläge (δάκρυα) jeden lebendigen Quell speisen (τέγγει κρούνωμα βρότειον), mit einer bescheidenen Wassernymphe nichts als den Namen gemein. Dies Spielen des E. mit Götternamen artet zur ironischen, tendenziösen Nachahmung aus (v. 393 ff.). Die Verteilung der vier Götternamen auf die Elemente des E., so daß Luft und Feuer männlichen, Erde und Wasser weiblichen Gottheiten zufallen, hat eine gewisse Analogie auf einigen bildlichen Darstellungen, vor allem auf einer Federzeichnung des Pergamentkodex 2600 der Wiener Hofbibliothek. Th. sieht in dieser S. 71 reproduzierten Darstellung, wo die vier Elemente in eigentümlichen allegorischen Gestalten erscheinen, ebenso wie in einer Münchener Miniatur, in der Giebelgruppe des kapitolinischen Juppiter (s. E. Schultze, Arch. Z. 1873, 1 ff.), einem kapitolinischen Sarkophage (hier vermutet er in zwei Figuren Ἔρως und Νεῖκος) und anderen Darstellungen antike Tradition, giebt jedoch zu, daß sich eine direkte Beziehung auf E. nicht nachweisen läßt. — Die Bedenken, die oben gegen Knatz' Deutung der Götternamen geäußert worden sind, werden durch solche Analogien selbstverständlich nicht beseitigt.

Ein wichtiger Punkt der Lehre des E. ist während der Berichtszeit in mehreren der im allgemeinen Teile unseres Berichtes besprochenen Arbeiten erörtert worden. Es handelt sich um die Frage, ob sich die uns erhaltenen Fragmente und Zeugnisse über die Entstehung einer Welt, insbesondere organischer Wesen, nur auf die Weltperiode der Liebe oder zum Teil auch auf die des Streites beziehen. Dümmler, Akad. 217 ff. glaubt im Gegensatze zu Zeller sichere Spuren einer Beschreibung der unter der Herrschaft des Streites sich vollziehenden Entwickelung gefunden zu haben und sieht besonders in dem dritten der vier von E. geschilderten Stadien der Entwickelung lebender Wesen v. 262 ff. deutliche Merkmale der Νεῖκος-Periode, der dann auch das vierte Stadium zufallen muß, während die beiden ersten anerkanntermaßen der Φιλία-Periode zuzuweisen sind. Dem entsprechend vermutet

D., daß E. auch den Urzustand des Menschengeschlechtes (vgl. darüber Norden No. 86 Ber. I 238) zwiefach dargestellt hat. Das Menschengeschlecht der Φιλότης habe er sein Dasein in ungetrübter Glückseligkeit beginnen lassen, wogegen das Zeitalter des Νεῖκος mit ἀλληλοφαγία begonnen habe. Diese Auffassung weist Zeller I⁵ 795, 1 zurück und beruft sich dafür, daß E. die vier Schöpfungsakte demselben Zeitalter zugeteilt hat, auf Theophrast bei Aët. V 19, 5. Dagegen unterscheidet Burnet earl. gr. ph. 260 ff. ähnlich wie Dümmler zwei Schöpfungsperioden; in der ersten seien die getrennten Körperteile durch das Anwachsen der Liebe vereinigt, in der anderen die „whole-natured forms" (οὐλοφυεῖς v. 265) durch das Überwiegen des Hasses differenziert worden und so der jetzige Zustand der Dinge mit seiner Verschiedenheit von Art und Geschlecht eingetreten. Im Zusammenhange hiermit sucht B. aus mehreren Stellen des Aristot., besonders 344 a 5, darzuthun, daß nicht, wie Karsten, Zeller und Tannery annehmen, die Periode des Eindringens der Liebe, sondern die der Scheidung der im Sphairos vereinigten Elemente durch den Streit die sei, in der wir leben. Bemerkenswert ist auch, daß B. einen scharfen Unterschied macht zwischen der Liebe, die von außen in die getrennten Stoffmassen eindringt und eine Anziehung des Ungleichen bewirkt, und jener „Anziehung des Gleichen durch das Gleiche", die auf der eigentümlichen Natur jedes Elementes zu beruhen scheint und nur wirksam werden kann, wenn der Streit den Sphairos trennt (?). Auf Dümmlers Seite stellt sich auch Gomperz Gr. D. 448 f., der Aët. V 19, 5 die Konjektur ὁλοφυῶν statt ἀλληλοφυῶν für unsicher hält und statt ἐκ τῶν ὁμοίων: ἐκ τῶν ὁμοστοίχων vermutet.

Schließlich erwähne ich noch, daß Gomperz Gr. D. 447 f. die Leugnung des Leeren E. abzusprechen sucht: er will v. 91 den Genetiv τοῦ παντός von κενεόν abhängen lassen. Dieser Deutung gegenüber verweist Diels zu Fr. 13 seiner Ausg. auf Parmen. 8, 22. 45 ff.

Zum Text der Fragmente

ist im Obigen fast alles Wichtige bereits erwähnt worden. Hinzuzufügen wären etwa noch folgende Konjekturen: V. 110 ἦ γάρ statt ἦν γ. oder εἰ γ. Nauck Iambl. S. 236 [von Diels aufgenommen]. — 277 ἀρθρωδέστεροι st. ἀνδρωδέστεροι Nauck stud. Eurip. I 32. — 315 hatte Diels Dox. 501 σάρκινον ὀστοῦν für σ. ὄζον vermutet; Gorg. und Emp. 362 dagegen verwirft er diese Konjektur und verteidigt die überlieferte Lesart (vgl. seine Ausg. zu Fr. 99). — 369 hat Bernays ἀνάγκης ῥῆμα statt ἀ. χρῆμα (s. O. Kern, Arch. I 505, 1 nach einer Mitteilung von Diels), Weil (nach Diels zu Fr. 115 seiner Ausg.) κρῖμα vorgeschlagen [Diels behält χρῆμα

bei und erklärt es mit effatum, vaticinium, τὸ κεχρημένον]. — Zu den beiden Epigrammen des E. (Stein p. 9), deren Echtheit Diels Gorg. und Emp. 362, 1 verteidigt hatte, während er sie jetzt in seiner Ausg. unter die gefälschten setzt (Fr. 156. 157), vgl. Bergks P. L. Gr. II ed. 4, Hiller-Crusius, Anthol. lyr. S. 128 und XXXVI und zu dem ersten Preger Inscr. metricae Leipzig 1891 S. 40f., der unter der Voraussetzung, daß E. der Verfasser ist, durchweg die dorischen Formen hergestellt hat, da E. in einer öffentlichen Urkunde schwerlich ionisch geschrieben haben würde. — Einen neuen Vers hat Diels Doxogr. 613 Anm. bei Stob. ecl. I 15, 2a erkannt. Er ist dort ohne Lemma überliefert (die Notiz Heerens, daß im cod. Vat. das Lemma Παρμενίδου beigeschrieben sei, auf grund deren Brandis den Vers dem Parm. beigelegt hatte, ist unglaubwürdig; vgl. Wachsmuth z. d. St.); aber da ihm unmittelbar ein Vers des E. (v. 138) folgt, mit dem er sich aufs beste zusammenfügt, so hat Diels mit Recht beide Verse, zu einem Fragment verbunden, in seine Ausg. aufgenommen (Fr. 28). Der Vers lautet bei Diels: ἀλλ' ὅ γε πάντοθεν ἶσος <ἔην> [<ἐὼν> Wachsmuth nach Grotius] καὶ πάμπαν ἀπείρων. Zeller 780, 3 bemerkt richtig, daß ἀπείρων hier nur die Bedeutung „rund“ haben kann.

G. Anaxagoras.

1. Zum Leben und zur Lehre des Anaxagoras.

*349. Canton, The death of A. Contemporary Review. Jan. 1880.

*350. Th. H. Martin, Sur Anaxagore. Acad. d. Inscr. et Belles-Lettres. 13. Okt. 1876. Vgl. Rev. crit. 1876, 271.

*351. P. Tannery, La théorie de la matière d'A. Rev. philosoph. 1886 No. 9. Vgl. Science hellène 275 ff.

352. A. Kothe, Zu A. von Klazomenai. N. Jahrb. f. Phil. 133 (1886) S. 767—771.

*353. S. Fimiani, Alcune osservazioni su la relazione tra il νοῦς e la ψυχή nella dottrina di Anaxagora (estratto) Roma 1889. 140 S. 8.

354. M. Heinze, Über den νοῦς des A. Ber. d. sächs. Ges. d. Wiss. Phil.-hist. Kl. 42 (1891) S. 1—45.

355. E. Arleth, Die Lehre des A. vom Geist und von der Seele. Arch. f. Gesch. d. Philos. VII (1894/95) S. 59—85 und S. 190—205.

356. E. Zeller, Zu A. Ebenda S. 151 f.

357. E. Arleth, Zu A. Ebenda S. 461—465.

*358. E. Dentler, Die Grundprinzipien der Philosophie des A. Dissert. München 1897. 35 S.

359. P. Decharme, Euripide et A. Rev. d. études grecques II (Paris 1889). S. 234—244.

360. L. Parmentier, Euripide et A. Paris 1893. 115 S. 8.

361. F. Polle, Ovidius und A. N. Jahrb. f. kl. Phil. 145 (1892) S. 53—59.

Kothes Abhandlung enthält drei Beiträge zu A., von denen sich die ersten beiden auf die Lehre, der dritte auf das Leben des Philosophen beziehen: 1. Sextus hyp. I 33 läßt A. auf die Schwärze des Schnees aus der des Wassers schließen. Ein so kindischer Schluß darf dem scharfsinnigen Physiker nicht zugetraut werden; er kann unmöglich das Schwarze für die natürliche Farbe des Wassers gehalten haben. Jene Behauptung vom Schnee bildet vielmehr einen Teil seiner erkenntnistheoretischen Erörterungen. Vgl. Cic. Acad. II 100, wonach er überhaupt die weiße Farbe des Schnees geleugnet zu haben scheint (?). Die Farbe ist ihm nichts Objektives, sondern nur die Wirkung des Lichtes; ohne Licht giebt es keine Farbe. So ist auch der Schnee nicht an sich weiß, bei völliger Dunkelheit ist auch er schwarz. — Aber bei Cic. liegt ganz deutlich derselbe Schluß wie bei Sextus zu grunde. Aus beiden Stellen ergiebt sich, daß nach A. der Schnee ursprünglich schwarz ist wie das Wasser, aus dem er durch Verdichtung entstanden ist („unde illa concreta esset“ Cic.) und daß er dem, der dies weiß, gar nicht mehr schwarz erscheint. Dies darf aber nicht mit K. so verstanden werden, als ob A. die zuerst von den Atomikern ausgesprochene Subjektivität der Sinneswahrnehmungen gelehrt hätte, was nirgends bezeugt wird und sich auch mit seiner Lehre von der ursprünglichen Mischung kleinster qualitativ bestimmter Stoffteilchen nicht vertragen würde, sondern nur in dem Sinne, daß die Wahrnehmung unsicher ist und uns über das Wesen der Dinge täuschen kann. Eine solche Annahme steht auch im Einklange mit der Ansicht des A., daß das Wesen der Dinge nicht durch die schwachen Sinne, sondern nur durch den reinen und unvermischten Geist erkannt werden kann (s. Zeller 1075 ff.). Ein merkwürdiges Paradoxon freilich bleibt der Ausspruch auch so, innerhalb des anaxagoreischen Systems, wenn man bedenkt, daß A. sonst überall die unsern Sinnen sich darbietenden Besonderheiten der Einzeldinge aus dem Überwiegen bestimmter Stoffteile in den aus einem Gemenge der verschiedenartigsten „Samen“ gemischten Gebilden erklärt. Eine geistvolle Vermutung über die Genesis dieses Paradoxons wagt Gomperz Gr. D. S. 172 und 445, durch die er den grellen Widerspruch, der seiner Meinung nach

sonst zwischen dem felsenfesten Glauben des A. an die qualitative Wahrhaftigkeit der Sinneseindrücke (?) und der Behauptung bestände, daß uns das Gesicht in diesem Falle täuscht, beseitigt zu haben glaubt. Hiernach hätte A. auf die im Sonnenglanz strahlende weiße Winterdecke beharrlich geschaut, bis schließlich sein geblendetes Gesicht schwarz zu sehen begann, und so in der optischen Täuschung eine Bestätigung seiner vorgefaßten Meinung erblickt. Diese Deutung stimmt allerdings, wie G. bemerkt, zu dem Wortlaut der angeführten Mitteilung Ciceros; aber der objektive Widerspruch, der durch das Wort vom Schnee in die Lehre des A. hineingetragen zu werden scheint, wird durch eine solche subjektive Erklärung nicht aus der Welt geschafft. — 2. Bei Laert. II 11 will K. statt συγγραφῆς schreiben: σὺν γραφῇ „mit einer Zeichnung“, indem er sich auf Clem. strom. 416 D: διὰ γραφῆς beruft, und glaubt auf grund dieser Konjektur das Vorkommen von illustrierten Handschriften, das nach der bisherigen Ansicht erst mit oder kurz vor Aristoteles begann (s. Bergk Gr. Litt.-G. I 236), um ein Jahrhundert früher ansetzen zu dürfen. Ich kann diese Vermutung trotz der Zustimmung von Gomperz (Gr. D. 445) nur für verfehlt halten. Vielleicht ist bei Laert. σκηνογραφίης zu lesen; vgl. die von K. angeführte Stelle bei Vitruv VII praef. 11, wonach A. eine ἀκτινογραφίη geschrieben haben soll. — 3. Die verschiedenen, zum Teil entgegengesetzten Angaben über den Prozeß des A. (Laert. II 12 ff.) machen es wahrscheinlich, daß es zu einer formellen Anklage überhaupt nicht kam, sondern daß Perikles den A. vorher aus der Stadt entfernte (Plut. Per. 32). Hätte der Prozeß einen bestimmten Ausgang gehabt, so würden solche Widersprüche nicht möglich sein (?). Die merkwürdige Angabe des Satyros, A. sei nicht bloß ἀσεβείας, sondern auch μηδισμοῦ angeklagt worden, scheint auf Rechnung des Stesimbrotos gesetzt werden zu müssen, der A. zum Lehrer des Themistokles machte und ihn auch in den Sturz seines Schülers verwickelt dachte. — Diese Annahme hat manches für sich; sie ließe sich auch sehr gut gegen Ungers willkürliche chronologische Ansätze (s. Ber. I 200) verwerten.

Fimiani nimmt nach dem Bericht Chiappellis Arch. V 425 ff. im Gegensatze zu Trendelenburg und Zeller an, daß Aristot. mit Unrecht dem A. die Gleichsetzung von νοῦς und ψυχή beilege.

Heinze wendet sich gegen die Auffassung von F. Kern und Windelband (s. Bd. I 219), die den νοῦς des A. als etwas Stoffliches und Ausgedehntes ansehen. Er geht davon aus, daß νοῦς bei Homer (und ähnlich bei den älteren Dichtern und Prosaikern, z. B. bei Herodot) immer etwas Seelisches bezeichnet und nie von einem körperlichen Organ gebraucht wird wie φρένες. Bei Xenophanes finden sich νόος (Fr. 3 K. νόου φρενί — νόῳ φρενός, von Kern treffend „mit denkendem Geist“

übersetzt) uud seine Derivata νοεῖν und νόημα nur vom Denken und den Gedanken der Gottheit gebraucht. [Wunderlich ist die Frage Heinzes, ob nicht in Fr. 2 νοεῖν vielleicht „wahrnehmen" bedeute, da es zwischen ὁρᾶν und ἀκούειν stehe; es kann hier ebenso wie in dem bekannten Verse Epicharms, auf den H. verweist, nur etwas von der sinnlichen Wahrnehmung Verschiedenes bezeichnen; Epicharm will ja gerade sagen, daß der Verstand hört und sieht, nicht die Sinnesorgane selbst. Für die Mittelstellung des νοεῖν zwischen dem Sehen und dem Hören bei Xenoph. vgl. Soph. Oed. R. 371]. Xenoph. hat zwar das Denken seines Gottes sehr bestimmt ausgesprochen, aber ohne es zu hypostasieren; das Denken ist die eine Seite seines Prinzips, die andere ist die Ausdehnung und Körperlichkeit. So ist er in höherem Grade Vorgänger Spinozas als Parmen., der gerade die Geistigkeit des Seienden nicht betont und bei dem sich νόος, νόημα und νοεῖν stets nur auf den Menschen bezieht (Parm. 16, 4 D.: τὸ γὰρ πλέον ἐστὶ νόημα faßt Windelband Gesch. d. alten Ph. 2 S. 41 πλέον fälschlich im Sinne des „Vollen"; es bedeutet vielmehr nach Theophrast d. sens. § 3f. das ὑπερβάλλον, das überwiegend vorherrschende Element in der Mischung des Menschen und hat in keinem Falle einen kosmologischen Sinn). Bei Heraklit liegt der Nachdruck nicht wie bei Parm. auf dem subjektiven Moment des menschlichen Denkens, sondern auf dem göttlichen, vernünftigen Prozeß in der Welt; daher nennt er seinen Stoff nicht νοῦς, das auch bei ihm nur vom menschlichen Verstande gebraucht wird, sondern λόγος. A. stellte sich vielleicht in bewußten Gegensatz zu Heraklit, indem er die Ordnung in der Welt nicht wie dieser aus dem Stoffe selbst herleitete, sondern aus einem außerhalb des Stoffes stehenden denkenden und ordnenden Prinzip. Die Prädikate ἀμιγής, ἀπαθής und ἁπλοῦς, die Aristot. d. an. 405a 13 dem νοῦς des A. beilegt, mögen von Aristot. selbst und nicht von A. herrühren; aber sie ergeben sich unmittelbar aus seinen Bestimmungen in Fr. 6 Schorn. Wenn A. an derselben Stelle den νοῦς auch als ἄπειρον bezeichnet, so kann damit nicht die unendliche Ausdehnung, die A. oft von dem Stoffe aussagt, sondern im Gegenteil nur etwas, für das es überhaupt keine Grenze giebt, also die Negation der Ausdehnung gemeint sein; Zellers Deutung „die unbegrenzte Macht des Geistes" paßt nicht in den Zusammenhang [Zeller verwirft mit Recht (I⁵ 992, 1) die Heinzesche Erklärung, giebt aber zu, daß das ἄπειρον einen auffallenden Gegensatz zu dem παντὸς μοῖραν μετέχειν der andern Dinge bildet, und hält daher jetzt ἄπειρον, obgleich es bereits in der Handschrift des Simpl. gestanden haben muß, für verderbt; es sei dafür ἄμοιρον (= οὐδενὸς μοῖραν ἔχον) oder besser noch nach Aristot. a. a. O. ἁπλόον zu lesen. Den zweiten Vorschlag, der ohne Zweifel den Vorzug vor dem ersten verdient, begründet Zeller Miscell. (s.

Ber. I 276) S. 441 ff. näher, wobei er auf Aristot. Metaph. 989b 17: τοῦτο γὰρ ἁπλοῦν καὶ ἀμιγές verweist. Ebenda deutet er auch die Worte μέμικται οὐδενὶ χρήματι richtig so: „es ist ihm nichts beigemischt, er ist mit nichts vermischt; vgl. Fr. 5]. Im Widerspruche mit diesen die rein geistige Natur des νοῦς hervorhebenden Prädikaten scheint nun freilich das λεπτότατόν τε πάντων χρημάτων καὶ καθαρώτατον in demselben Fr. zu stehen. Aber die χρήματα sind hier nicht im engeren Sinne, wie sonst bei A., als materiell zu fassen, sondern im weiteren Sinne wie unser „Ding" (ähnlich auch in dem bekannten Satze des Protagoras). Auch λεπτός wird keineswegs bloß materiellen Gegenständen beigelegt; vgl. λεπτὴ μῆτις bei Homer. Ebensowenig zwingt uns der Superlativ, den νοῦς zu dem Stofflichen zu rechnen, wie das beistehende καθαρώτατον beweist, das A. statt des völlig hinreichenden καθαρόν gebraucht, um die Unvermischtheit des νοῦς noch stärker auszudrücken. Aus den widerspruchsvollen Berichten über Archelaos läßt sich kein Rückschluß auf A. machen, wie Kern thut, ebensowenig aus den Fragmenten des Diogenes, der zwar einiges von A. übernommen hat, aber in andern Punkten ihm gegenübertritt. Dagegen erscheint bei Platon und bestimmter noch bei Aristot. (und ebenso bei Theophrast) der νοῦς des A. der stofflichen Welt diametral entgegengesetzt. Hiernach ist A. der erste bewußte Vertreter des Dualismus von Geist und Stoff. Sein νοῦς ist nicht bloß Intelligenz, sondern auch thätige Kraft; er besitzt allumfassendes Wissen und Macht. Daß sein Wirken ein zweckvolles ist, ergiebt sich aus Fr. 6 und wird durch Aristot. bestätigt. A. hat demnach seinem νοῦς Bewußtsein, ja Selbstbewußtsein, also das, was wir Persönlichkeit nennen, verliehen. Wenn auch in den Fragmenten der νοῦς nirgends als Gottheit bezeichnet wird, so ist doch thatsächlich A. als philosophischer Theist zu betrachten. Eine ins Spezielle gehende Teleologie hat er allerdings nicht gelehrt und noch weniger als Zweck der Welt den Menschen angesehen. Die von Dümmler Akad. 103 ff. für die Annahme einer solchen Zwecktheorie benutzten Stellen Aët. II 8, 1 und Plut. d. fort. c. 3 lassen sich in diesem Sinne nicht verwerten. Daß A. aber den νοῦς nicht von jeder weiteren Einwirkung fern gehalten hat, beweist die Bemerkung des Aristot. (Met. 988a 18): A. habe den νοῦς, wenn er in Verlegenheit war, herangezogen [s. jedoch Zeller 998 f., ,]; sehr häufig freilich kann dies nach den Klagen Platons nicht geschehen sein. — Diese Ausführungen haben gegenüber dem Bestreben, den νοῦς des A. als etwas vom Stoffe nicht wesentlich Verschiedenes hinzustellen, ihre volle Berechtigung. Auf der andern Seite aber geht Verf. zu weit, wenn er das Geistige des νοῦς bis zur selbstbewußten Persönlichkeit steigert und sein Wirken als ein durch Zwecke bestimmtes bezeichnet. Die

Begriffe des Selbstbewußtseins wie des Zweckes waren überhaupt in der vorsokratischen Philosophie noch nicht ausgebildet und konnten von A. nur dunkel vorgeahnt, aber nicht klar erfaßt werden. A. erhebt sich mit seinem Gedanken eines Weltbewegers und Weltordners über den Standpunkt des natur-philosophischen Realismus seiner Zeit, steht aber doch noch mit einem Fuße auf dem Boden dieses Realismus (s. Zeller 1001). Daraus mußten sich, zumal die philosophische Sprache damals noch wenig ausgebildet war, Unklarheiten und Widersprüche in der Bestimmung der Eigenschaften des νοῦς ergeben, die H. vergeblich im Sinne seiner Auffassung umzudeuten sucht. Ich werde hierauf bei Besprechung der in gleicher Richtung sich bewegenden Arbeit Arleths näher eingehen. Auch gegen einzelne Bemerkungen des Verf., wie z. B. gegen die wunderliche Erklärung der Worte ὥστε περιχωρῆσαι τὴν ἀρχήν in Fr. 6 wäre Widerspruch zu erheben. Ich beschränke mich hier jedoch auf folgenden Punkt. H. hält es im Gegensatze zu Schleiermacher, Breier und Zeller für wahrscheinlich, daß A. selbst den Ausdruck ὁμοιομέρειαι oder wenigstens ὁμοιομερῆ gebraucht hat. Die Gründe, die er für diese Meinung ausführt, sind nicht geeignet, das Gewicht der Beweisführung Breiers (Philos. des A. 1 ff.) irgendwie zu erschüttern. Vgl. auch Zeller 981 ff. Entscheidend ist die Thatsache, daß A. dá, wo man den Ausdruck Homöomerie erwarten sollte, σπέρματα oder χρήματα gebraucht, und daß auch Simpl. d. cael. 268b 37 ausdrücklich bezeugt, A. habe die ὁμοιομερῆ σπέρματα genannt. Diesen Zeugnissen gegenüber will es wenig besagen, daß Aristot. den, wie es scheint, zuerst von ihm geprägten Ausdruck ὁμοιομερῆ (Platon hat ihn noch nicht, obwohl ihm der Begriff bekannt ist; vgl. Protag. 329 D) auf die Stoffteilchen des A. anwendet, und noch weniger, daß die Späteren mit Vorliebe von den ὁμοιομέρειαι des A. sprechen und gelegentlich auch, wie Simpl. und Aët., dieses Wort als von A. selbst herrührend bezeichnen (vgl. Schaubach Anaxag. Fragm. S. 89). Wie Gomperz Gr. D. 446 diesen späten Zeugnissen eine entscheidende Bedeutung beilegen kann, ist mir unverständlich. Wenn derselbe Gelehrte nach dem Vorgange von Munro Lucret. ed. III (1873) 390 f. aus Lucr. I 834, wo es von A. heißt: rerum cum dixit homoeomeriam, und aus einer Stelle bei Epikur π. φύσεως lib. 28 Fr. 6 (s. Gomperz Zschr. f. d. österreich. Gymn. 18, 212) auf den Gebrauch des Wortes bei A. schließt, weil Epikur und nach ihm Lucrez nicht den mindesten Grund gehabt hätten, aristotelische Kunstausdrücke zu verwenden, so ist dagegen zu bemerken, daß Lucrez, wie Woltjer Lucr. philosophia cum fontibus comparata 1877 S. 27 ff. darthut, A. so wenig wie Heraklit gelesen hat, Epikur aber an jener Stelle A. überhaupt nicht nennt und das Wort auch in ganz anderem Sinne als A.

seine σπέρματα gebraucht (s. Woltjer S. 30, 1). Noch haltloser ist die Vermutung Dümmlers Akad. 224, der unter Berufung auf Aët. V 26, 4, wo πολυμέρεια und ὁμοιομέρεια in einer Darstellung der Lehre des Emped. von der Entstehung der organischen Wesen vorkommen, es für wahrscheinlich hält, daß Lucrez das Wort entweder direkt oder durch Vermittelung der Empedoclea Sallusts von Emped. entlehnt habe (s. Zeller 983, 1). — Eine kurze Besprechung der Abhandlung Heinzes findet sich bei E. Wellmann Arch. V 95 f.

Arleth (No. 355) beginnt in Abschn. I mit einer Prüfung der Gründe für die Körperlichkeit des νοῦς. Er schließt sich im wesentlichen an die Beweisführung Heinzes an. Λεπτότατον und καθαρώτατον sind keine physischen Bestimmungen, auch nicht inadäquate Bezeichnungen, sondern metaphorische Ausdrücke. Für den Gebrauch von λεπτός im Sinne von „scharfsinnig" führt er außer der homerischen μῆτις λεπτή noch Beispiele aus Euripides (λεπτὸς νοῦς und λεπτὴ φρήν) und Aristophanes (ἄνδρε λεπτὼ λογιστά) an. Bei Platon Krat. 413 C bedeutet διὰ πάντων ἰόντα nicht, daß der Nus in allen körperlichen Dingen gegenwärtig sei; im Gegenteil, die Verbindung mit dem „Unvermischten" beweist, daß Pl. nicht an eine körperliche Gegenwart gedacht haben kann. In Fr. 6: νόος πᾶς ὅμοιός ἐστι καὶ ὁ μέζων καὶ ὁ ἐλάσσων spricht A. nicht, wie Windelband, Zeller und Heinze wollen, von Teilen des νοῦς, die sich ihrer Größe nach unterscheiden, sondern von Unterschieden der Begabung. Es wäre überhaupt unverständlich, wenn A. neben der unvernünftigen Materie noch eine vernünftige angenommen hätte; dann hätte er ruhig bei dem die Weltintelligenz in sich enthaltenden materiellen Prinzip des Anaximander, Anaximenes und Heraklit bleiben können. Auch würde dann Aristot. sicherlich den in einer solchen Hypothese liegenden Widerspruch so gut wie bei Melissos gerügt haben, den er μικρὸν ἀγροικότερος nannte, weil er behauptete, das ὄν sei sowohl unkörperlich als räumlich ausgedehnt. — Diese Begründung läßt die Haltlosigkeit der Heinzeschen Auffassung nur noch schärfer hervortreten. Eine metaphorische Bedeutung kann λεπτός doch nur in Verbindung mit bestimmten Substantiven haben; den wenigen Stellen, die Arl. anführt, ließen sich zahllose andere entgegenstellen, wo das Wort in einem rein stofflichen Sinne gebraucht wird. Und wie verkehrt wäre der Gedanke, der nach Arl. dem A. aufgebürdet werden müßte: „Der Nus ist das scharfsinnigste und reinste aller Dinge"! Danach müßte A. auch der Materie ein gewisses Maß von Vernünftigkeit beigelegt und sich damit gerade des Widersinns schuldig gemacht haben, den Verf. für undenkbar erklärt. Übrigens hat bereits i. J. 1840 Breier „Die Phil d. A." S. 63 ff. vortrefflich dargethan, daß an eine ethische oder geistige Bedeutung von λεπτός und καθαρός in dem Satze des A. nicht

zu denken ist. Die Kratylosstelle ferner trägt zur Entscheidung der Frage nichts bei, da sich aus ihr nicht entnehmen läßt, in welchem Sinne das διὰ πάντων ἰέναι zu verstehen ist. Das Schweigen des Aristot. endlich hat in diesem Falle so wenig wie in manchen anderen irgend welche Beweiskraft. Daß sich übrigens der gegen Melissos ausgesprochene Tadel des Aristot. auf den vom Verf. bezeichneten Widerspruch beziehe, ist eine willkürliche Annahme (s. darüber Bd. CXII S. 277). — II. Nach dieser Zurückweisung der gegnerischen Gründe sucht Arl. durch eine Prüfung der Quellen die reine Geistigkeit des anaxagoreischen Nus darzuthun. Mit Unrecht hat Zeller 994, 5 aus Fr. 5 geschlossen, der Nus sei allerdings gewissen Einzeldingen beigemischt, insofern Teile von ihm in ihnen enthalten sind; dann müßte es nicht πλὴν ἐν νόῳ, sondern πλὴν νόου heißen. A. will vielmehr sagen: es ist weder irgend einer der Grundstoffe dem Nus beigemischt, noch geht dieser in irgend eine der stofflichen Mischungen als Bestandteil ein; er ist den Dingen gegenüber transcendent; vgl. den Schluß von Fr. 6 und den zweimal in demselben Fr. vorkommenden Satz: μοῦνος αὐτὸς ἐφ' ἑωυτοῦ ἐστιν. Wie das κρατέειν in Fr. 6 zu verstehen ist, ergiebt sich aus Aristot. Phys. 203a 31 verglichen mit 256b 27 und 14. Danach sind die bewegende Thätigkeit des Nus und sein Erkennen untrennbar miteinander verknüpft, ja das Bewegen erfolgt durch das Denken, und buchstäblich in diesem ist die Herrschaft über die Welt der Dinge begründet. Es ist daher der Gedanke einer mechanischen Einwirkung des Nus auf die Materie ausgeschlossen; seine Wirksamkeit (κρατεῖν) ist vielmehr ein wirkendes Denken oder ein verständiges Wirken. Damit stimmt die Stelle in Fr. 6, wo dem Nus Allwissenheit und Allmacht, sowie ein vorausblickendes Bestimmen und Ordnen des Weltlaufs, d. h. nach unserer Ausdrucksweise ein zweckmäßiges Handeln, beigelegt wird (vgl. Aristot. 404 b 1, 984 b 20, 1075 b 8). Der Nus übt seine Herrschaft vermittelst seines alles durchdringenden (διὰ πάντων ἰέναι im Krat.), wirkenden Denkens, d. h. vermöge seiner Allwissenheit und Allmacht aus. In welcher Beziehung das κρατεῖν des Geistes zu seiner Unvermischtheit steht, erfahren wir aus Aristot. d. an. 429a 20: „Wäre der νοῦς mit etwas vermischt, so würde der fremdartige Bestandteil, wenn er neben dem eigentlichen Gegenstande der Erkenntnis ins Bewußtsein träte, diesem gewissermaßen den Platz versperren und insofern dessen Erkenntnis verhindern." Aristot. hat hier nicht die Ansicht des A. einfach zu seinem Zweck umgedeutet, wie Trendelenburg d. an.[2] S. 385 annimmt, sondern es besteht eine gewisse Verwandtschaft zwischen beiden, nur daß Aristot. an die „intentionale", A. an die reale Gegenwart eines Objektes im Nus denkt. Aus der Lehre des A., daß Ungleiches nur durch Ungleiches erkannt wird, folgt, daß die mit Hülfe

der Sinneswerkzeuge vollzogene Wahrnehmung minder vollkommen ist als die reine Verstandeserkenntnis. Je vollkommener die Erkenntnis ist, je mehr werden sich erkennendes Subjekt und erkennendes Objekt von einander unterscheiden, und der weltlenkende Nus wird gar nichts mit den von ihm erkannten Dingen gemein haben, d. h. er wird unvermischt sein. Der menschliche Verstand dagegen ist mit dem Leibe vermischt; denn sonst könnte er nicht Subjekt der Sinneswahrnehmung sein. Das Apophthegma des A. bei Aristot. Met. 1009 b 25: ὅτι τοιαῦτ' αὐτοῖς ἔσται τὰ ὄντα οἷα ἂν ὑπαλάβωσιν kann sich nicht auf das eigentliche Denken, sondern nur auf die sinnliche Erkenntnis beziehen: das Verhältnis der Ähnlichkeit zwischen Sinnesorgan und Objekt ist in bezug auf dasselbe Objekt bei verschiedenen Menschen wegen der individuell verschiedenen Zusammensetzung der betreffenden Sinnesorgane verschieden; also muß auch die Wahrnehmung für jeden Menschen verschieden sein. [Aber dieser vereinzelten, gesprächsweise gefallenen und vielleicht nicht einmal authentisch überlieferten Äußerung des A. darf eine so weittragende Bedeutung nicht beigelegt werden (vgl. Bonitz zu d. St. S. 202 und Zeller 1016, 3). Daß A. oder überhaupt irgend ein Vorsokratiker so scharf und prinzipiell zwischen αἴσθησις und νόησις unterschieden habe, ist wenig wahrscheinlich.] Wenn ferner A. den Nus unbedingt (αὐτοκρατές, vgl. αὐτοκράτωρ im Krat.) nennt, so liegt diese Eigenschaft in dem Fürsichsein (μοῦνος ἐφ' ἑωυτοῦ) eingeschlossen. Auch in dem Sinne ist der Nus unbedingt, daß er durch nichts anderes hervorgebracht, also ewig ist. A. scheint anzunehmen, daß der Nus mit Freiheit sich selbst bestimmend den Anfang zur Weltbildung mache (Indeterminismus). Nach Aristot. ist der Nus ferner einfach, ἁπλοῦν, und nach Zellers glücklicher Vermutung (s. o. zu No. 354) ist derselbe Ausdruck für ἄπειρον in Fr. 6 einzusetzen. Diese Einfachheit ist aber nicht die des chemisch reinen Körpers; A. leugnet damit nicht nur die Zusammensetzung des Nus aus verschiedenartigen Teilen, sondern aus Teilen überhaupt, d. h. seine Körperlichkeit. So hat auch Aristot. 989 a 30 ff. und 429 b 22 den A. verstanden. Der Nus ist demnach ein unbedingtes Wesen, das, ohne selbst räumliche Ausdehnung zu besitzen und sich mit den räumlich ausgedehnten Dingen irgendwie zu vermischen oder in sie einzugehen, dennoch mit seinem Denken das All in seiner Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft beherrscht und alles darin in zweckmäßiger Weise ordnet. — III. Arl. erörtert hierauf die Frage, ob der Nus als Persönlichkeit aufzufassen ist, d. h. ob er Selbstbewußtsein hat. Mit Heinze nimmt er an, daß aus der Allwissenheit mit Notwendigkeit das Selbstbewußtsein folgt. Außerdem hat aber auch die Allmacht, die A. lehrt, zur Voraussetzung eben dieses Selbstbewußtsein. Wer dem Nus dieses abspricht, entzieht ihm einen wichtigen

Teil seiner Machtsphäre, ja er vernichtet seine Macht vollständig. Selbst das geringste Maß von Beherrschung des Gedankenlaufs ist ohne das Bewußtsein von diesem Gedankenlauf unmöglich. Die Vorstellung eines unbewußten göttlichen Geistes hat ferner ein Mißverhältnis zwischen göttlichem und menschlichem Verstande zur Folge und mutet dem A. eine Schärfe der psychologischen Analyse zu, die vor Aristot. niemand besaß. [Aber eine solche Analyse mutet ihm gerade der Verf. zu, indem er bei ihm den schwierigen und von den Griechen nie in voller Reinheit erfaßten Begriff der Persönlichkeit voraussetzt. Übrigens ist Bewußtsein von den Dingen nicht dasselbe wie Selbstbewußtsein, und jenes kann sehr wohl ohne dieses bestehen. Ein allumfassendes Wissen hat A. seinem νοῦς ebenso wie Heraklit seinem λόγος zugeschrieben; aber zu der höheren und abstrakteren Vorstellung des Selbstbewußtseins ist keiner von beiden vorgeschritten.] Wir werden also daran festhalten dürfen (?), daß A. den göttlichen Nus ebenso wie den menschlichen, nach dessen Analogie er die Vorstellung des ersteren bildete, als persönlich gefaßt habe. — IV. Die Frage, ob A. zwischen Seele und Geist unterschieden habe, und ob er eine Mehrheit von Geistern oder nur einen einzigen angenommen habe, bietet bei der Dürftigkeit unserer Quellen besondere Schwierigkeiten. Nach der herrschenden Ansicht giebt es bei A. nur einen Geist, der als Weltbeweger Nus, als immanentes Prinzip Seele heißt. Dagegen spricht zunächst, daß überall, wo der göttliche Nus als Prinzip der Bewegung erwähnt wird, er als eine transcendente, nicht als immanente Ursache erscheint. Die Gründe, die man für eine Beseelung des Lebendigen durch den göttlichen Nus beibringt, verwandeln sich bei genauerer Betrachtung in Gründe für das Gegenteil. In den Schlußworten von Fr. 5: ἔστιν οἷσι δὲ καὶ νόος ἔνι sind mit νόος nicht Teile des göttlichen Nus gemeint, sondern die Gattung νόος: „Es giebt auch solches, in dem Geist enthalten ist" (?). In dem Satze (Fr. 6): ὅσα ψυχὴν ἔχει καὶ τὰ μέζω καὶ τὰ ἐλάσσω, πάντων νόος κρατέει wird zwischen der Seele und dem weltbeherrschenden Geiste deutlich unterschieden. Κρατέειν bedeutet nicht die Immanenz des Nus in den Lebewesen, sondern, wie auch an andern Stellen, daß der Nus eine Herrschaft ausübe und zwar, wie hier besonders hervorgehoben wird, auch über das Beseelte. Wenn man sich für die Identität von Geist und Seele auch auf den Schluß von Fr. 6: νόος δὲ πᾶς ὅμοιός ἐστι, καὶ ὁ μέζων καὶ ὁ ἐλάσσων beruft, so nimmt man offenbar ὅμοιος im Sinne von ὁ αὐτός; aber aus dem Folgenden geht hervor, daß ὅμοιος auch hier „gleichartig" bedeutet. Bei dem Satze, das Wesen eines Körpers bestehe in dem in der Mischung überwiegenden Element, denkt er nur an das, was für die Sinneswahrnehmung am deutlichsten hervortritt [damit widerspricht sich Arl. selbst; denn nach S. 198

Anm. 130 soll in den Worten ταῦτα ἐνδηλότατα ἓν ἕκαστόν ἐστι καὶ ἦν das ἦν an das aristotelische τὸ τί ἦν εἶναι erinnern, also das Wesen des Dinges bezeichnen; in diesem Sinne scheine dieses Imperfekt bereits von A. verwendet worden zu sein, wenn auch die Formel τὸ τί ἦν εἶναι (doch wohl nur τί ἦν?) sich nicht weiter als bis zu Antisthenes und Stilpon verfolgen lasse. Ob freilich A. mit seinem ἦν wirklich das Wesen im Unterschiede von der Erscheinung bezeichnen wollte, ist sehr zu bezweifeln. Andere wie Schorn S. 33 fassen es rein zeitlich auf]; wenn er dagegen sagt, kein Körper sei dem andern gleichartig, so hat er das für die Wahrnehmung verborgene quantitative Verhältnis im Auge, das für jeden einzelnen Körper ein besonderes ist. Was die Dinge absolut ungleichartig macht, ist ihre qualitativ verschiedene Zusammensetzung aus den gleichen Elementen; was Gleichartigkeit der Geister (?) begründet, wird ihre Einfachheit sein, der Mangel an jeglicher Zusammensetzung [wie stimmt zu dieser unbedingten Einfachheit die Unterscheidung von μέζων und ἐλάσσων νόος? Auch hier liegt offenbar ein Widerspruch in der Auffassung des A. vor]. Auch die Superlative λεπτότατον καὶ καθαρώτατον sprechen für die Vielheit der Geister [aber der νόος wird doch von A. mit diesen Prädikaten im Vergleiche zu allen Dingen, nicht zu andern Geistern bezeichnet]. Die Auffassung, daß A. mit dieser Vielheit die verschiedenen Äußerungsformen des einen νοῦς gemeint habe, würde dazu führen, daß er zwei Kieselsteine für ungleichartig, dagegen die Leistungen des göttlichen Denkens und des Denkens der Tiere für gleichartig gehalten hätte. Die Annahme einer Vielheit von Geistern vermeidet alle Schwierigkeiten und erklärt den Schluß von Fr. 6 befriedigend [durchaus nicht; dadurch häufen sich vielmehr die Schwierigkeiten]. Auch aus den Darlegungen des Aristot. läßt sich keineswegs die Identität des weltenlenkenden Nus mit einem beseelenden Prinzip erschließen. Nach A. giebt es viele Geister, die für die Lebewesen Prinzip der Erkenntnis und Bewegung sind, ihrem Wesen nach sind sie alle gleichartig, weil einfach; ihrer erkennenden Thätigkeit nach unterscheiden sie sich graduell (?). Mit dem göttlichen Nus können sie nicht identisch sein, weil dieser ein unbewegter Beweger ist, sie aber sich selbst bewegende Ursachen der Bewegung sind. Will man dennoch dabei beharren, daß A. die Immanenz des göttlichen Nus gelehrt habe, so muß man annehmen, Aristot. habe alle daraus fließenden Widersprüche übersehen oder unberührt gelassen an einer Stelle (d. an. 404a 25 ff.), wo er auf die Nuslehre kritisierend eingeht, ja er habe sich selbst widersprochen, da er den Nus hier als etwas sich selbst Bewegendes darstellen würde, den er Phys. 256b 26 als unbewegt schildert. Daß diese Lehre des A. manche Schwächen und Unklarheiten aufweise, leugnet Verf. nicht. Zum Schluß zieht er

eine Parallele zwischen A. und Newton und bezeichnet jenen als den ersten theistischen Denker des Altertums. — Die ganze Beweisführung des Verf. leidet an großer Unklarheit und verfehlt ihr Ziel. Um die Widersprüche in der Lehre des A. zu beseitigen, die aber nach des Verfassers eigenem Zugeständnis trotz aller seiner Bemühungen doch zum Teil bestehen bleiben, scheut er vor den bedenklichsten Interpretationsversuchen nicht zurück und stellt eine völlig in der Luft schwebende Hypothese auf, die an der Überlieferung nicht den geringsten Anhalt hat. In der Überlieferung findet sich weder von einer Unterscheidung zwischen verschiedenen Arten des Nus noch von der Annahme vieler Geister irgend eine Spur; der Plural νόοι kommt überhaupt nicht vor. Auch Aristot. weiß hiervon nichts. Die höchst unklaren und schwankenden Erörterungen Arleths über die Hauptstelle 404 a 25 ff. (er macht u. a. auch den Vorschlag, 404 a 25 — b 7 nach 404 a 16 zu stellen) führen zu keinem Ergebnis und ändern nichts an der Thatsache, daß Arist. νοῦς und ψυχή bei A. gleichsetzt und auch in Bezug auf die Art ihrer Bewegung keinen Unterschied macht: beide sind Prinzip der Bewegung und bewegen zugleich sich selbst (s. 404 a 24 διὰ τὸ μηδὲν ὁρᾶν κινοῦν ὃ μὴ καὶ αὐτὸ κινεῖται). Auch ist es nicht richtig, daß Aristot. Schwächen und Widersprüche in der Anschauung des A. vom νοῦς nicht bemerkt habe (s. 404 b 1 ἧττον διασαφεῖ περὶ αὐτῶν κτλ.).

Gegen die verfehlte Deutung eines Fr. bei Arleth wendet sich Zeller (No. 356). Es ist dies Fr. 5: ἐν παντὶ παντὸς μοῖρα ἔνεστι πλὴν νοῦ, ἔστι οἷσι δὲ καὶ νοῦς ἔνι. Arl. schreibt A. das Gegenteil von dem zu, was er gesagt hat. Die erste Hälfte heißt, wie der Beisatz lehrt, nicht: „in allen Dingen, mit Ausnahme des νοῦς, sind Teile von allem", sondern: „in allem sind Teile von allen außer von dem νοῦς". An Teile des Nus und an ein mehr oder minder vollständiges, also teilweises Innewohnen des Nus in den Lebewesen denkt A. sowohl in diesem Fr. wie in Fr. 8: νοῦς μείζων καὶ ἐλάττων. Arleths Ansicht, der Nus sei den Dingen transcendent, stützt sich nicht auf die eigenen Worte des A., sondern auf Erwägungen, von denen erst bewiesen werden mußte, daß sie A. angestellt hat.

In No. 357 macht Arleth einige nachträgliche Bemerkungen zu seiner früheren Arbeit. 1. Der Einwand, λεπτότατον und καθαρώτατον könnten nicht als Prädikate eines geistigen Wesens aufgefaßt werden, da sie A. offenbar auch auf Körper anwende, ist gerade so zutreffend, als wenn jemand dem Anselm von Canterbury wegen seiner Äußerung, Gott sei id quo maius cogitari nequit, die Ansicht zuschreiben wollte, Gott sei ein körperliches Wesen. — Wie verfehlt diese Vergleichung des anaxagoreischen Satzes mit dem ganz anders gearteten Ausspruch des Anselm ist, liegt auf der Hand. 2. Gegen Zellers Angriff sucht

Arl. seine Deutung von Fr. 5 als logisch berechtigt zu erweisen, aber vergeblich; ein richtiger Gegensatz der beiden Hälften kommt nur bei Zellers Auffassung heraus. Zum Schluß bemüht sich Arl., seine Hypothese von der völligen Immaterialität und Transcendenz des νοῦς noch dadurch zu stützen, daß er auf gewisse Inkonsequenzen hinweist, die sich aus der gegnerischen Ansicht von der Teilbarkeit des Nus für die Lehre des A. ergeben würden. Nach seiner Darstellung erscheine diese Lehre als ein konsequentes System, und dies spreche für ihre Richtigkeit. Es tritt uns hier dieselbe petitio principii entgegen wie in No. 355. Daß A. sich keiner Inkonsequenz schuldig gemacht haben könne, ist eine völlig unerwiesene Voraussetzung des Verf. Konsequenz ist eine große Tugend; aber sie wird, wie im Leben, so auch in der Wissenschaft und namentlich in der Philosophie leider oft genug auch von den bedeutendsten Geistern nicht geübt, und A. gehört eben nicht zu den wenigen Bevorzugten, wenn es überhaupt solche giebt, die ein widerspruchsloses System aufgestellt haben; dies geht für jeden Unbefangenen aus den Überresten seiner Lehre hervor. Vgl. die trefflichen Darlegungen bei Zeller 990 ff.

Die mir bisher nicht zugegangene Dissertation von Dentler hoffe ich für den nächsten Jahresbericht einsehen zu können und werde sie dann im Zusammenhange mit einer zweiten Arbeit desselben Verf. „Der νοῦς nach A.“ (Philos. Jahrb. 1898) besprechen.

Wertvolle Beiträge zur Lehre des A. liefern auch mehrere der Werke, über die bereits im 1. Teile berichtet worden ist. Auf die wichtigsten der dort nicht erwähnten oder nur kurz angedeuteten Punkte will ich hier noch etwas näher eingehen.

Für die Bestimmung der Zeit, in der A. sein Werk abgefaßt hat (daß es nach dem unter dem Archon Lysistratos [bei Laert. II 12 ist sicherlich Λυσ<ιστράτου> zu ergänzen, s. Gomperz Gr. D. 445] i. J. 467 eingetretenen Meteorfall zu setzen ist, kann wohl als feststehend betrachtet werden), läßt sich vielleicht der Umstand verwerten, daß seine Theorie von der Nilschwelle nicht nur dem Herodot (II 22), sondern auch dem Aischylos (Fr. 293 und Hiketid. 539) bekannt war. Freilich ist die Zeit, in der die Hiketiden entstanden sind, sehr bestritten. S. darüber Diels „Seneca und Lucan“ (vgl. zu No. 172) S. 8, 1.

Aus Diels' Doxographi ist folgendes anzuführen. S. 165 f.: Der Anfang des Buches π. φύσεως bei Laert. II 6 scheint zuerst von Theophrast, vielleicht nach dem Vorgange des Aristot. (256b 24), in die dort citierte kurze Formel gebracht worden zu sein. Vgl. auch Dümmler Akad. 102, 1, wo über die ursprüngliche Fassung der Vorlage des Laert. eine wenig wahrscheinliche Vermutung aufgestellt wird. S. 171 f. (vgl. 94 f.) weist D. darauf hin, daß die Quelle der absonderlichen

Mitteilung des Irenaeus c. haer. II 14: „facta animalia decidentibus e caelo in terram seminibus“ in der bei späteren Berichterstattern wie Aëtios und Herakleitos (vgl. Vitruv VIII praef. § 1) üblichen Verbindung des euripideischen Fr. 836 N.[1] mit anaxagoreischer Lehre zu suchen sei. Die wahre Ansicht des A. über die Entstehung der lebenden Wesen ergiebt sich aus Hippolyt. I 8, 12 und Laert. II 9 (vgl. Censorin. d. d. nat. 6, 2). Mit Unrecht, wie mir scheint, bleibt Zeller I[5] 1012, 5 bei seiner früher ausgesprochenen Meinung, daß die Mitteilung des Irenaeus glaubwürdig sei und sich mit der sonstigen Überlieferung wohl vertrage.

Über Wesen und Bedeutung der Stofflehre des A. haben Tannery, Gomperz und Burnet eingehend gehandelt und dabei eigentümliche, zum Teil einander entgegengesetzte Ansichten entwickelt. Nach Tannery sc. h. 280 ff. hat A. zum ersten Male den Begriff des Unendlichen in seinem streng mathematischen Sinne erfaßt. Auch seine Antwort auf die Frage, wie das Wesen der Dinge zugleich eines und vieles sein könne, ist die des Geometers: die Materie ist teilbar bis ins Unendliche; aber die in ihren großen Teilen sich zeigende Mischung ist gleicherweise auch in den kleinen und kleinsten vorhanden. Die Teilung wird nie die äußersten Elemente erreichen, und die Materie ist überall und immer zugleich einheitlich und zusammengesetzt. Diese Anschauung der Materie, die mit der Kants Verwandtschaft zeigt, hat vielleicht noch eine wissenschaftliche Zukunft, da die Hypothese von den Atomen und dem Leeren nicht die einzig denkbare ist. Die gewöhnliche Auffassung, nach der die Materie aus Homöomerien besteht, beruht auf einem Mißverständnisse des Aristot. (?). Die Keime oder Samen des A. sind nicht materielle Elemente, sie sind ebenso wie alle Körper leicht zerlegbar und stellen wie jene, nur in verschiedenen Graden, eine Vereinigung von warm und kalt, feucht und trocken u. s. w. dar. A. spricht in bezug auf die Bestandteile der Dinge immer nur von Qualitäten, nicht von materiellen Urstoffen. Fleisch, Knochen u. s. w. hat erst Aristot. in seine Lehre hineingebracht (?). Wenn A. auch noch nicht klar zwischen Qualitäten und Substanz unterscheidet, so hat er doch den ersten Schritt auf diesem Wege gethan. Zeller nimmt fälschlich an, die erste Wirkung der Bewegung sei die gewesen, daß die ursprüngliche Mischung der Dinge in zwei Massen geteilt wurde, die A. Luft und Äther nennt. Fr. 1 zeigt vielmehr, daß A. Äther und Luft als die ursprünglichen Erscheinungsformen der Dinge betrachtete, die vor jeder Thätigkeit des Nus vorhanden waren, und Fr. 2 steht damit nicht in Widerspruch [aber hier heißt es doch ausdrücklich: καὶ γὰρ ὁ ἀὴρ καὶ ὁ αἰθὴρ ἀποκρίνεται ἀπὸ τοῦ περιέχοντος]. Die Stofflehre des A. bildet die Grundlage der platonischen Ideenlehre [aber Platon spricht

nirgends von der Stofflehre des A., sondern stets nur von dem Nus, seiner Bedeutung und seinen Mängeln], so sehr sie auch in dieser umgestaltet und durch andere, besonders pythagoreische Einflüsse modifiziert erscheint. — Die Annahme ursprünglicher Qualitäten, die T. an die Stelle der kleinsten Stoffteile setzt, hat zwar mehrfach Zustimmung gefunden, so bei Burnet (s. u.), widerstreitet aber, wie Zeller 680. 1 bemerkt, den Fragmenten, die T. nur durch gewaltsame und sprachwidrige Deutungen mit seiner Auffassung in Einklang zu setzen vermag (Fr. 4 werden z. B. das διερὸν, ξηρόν u. s. w. ausdrücklich als χρήματα bezeichnet) wie auch allen sonstigen Zeugnissen und ist auch an sich unwahrscheinlich, da sie in der gesamten vorsokratischen Philosophie ohne jede Analogie wäre. Ebensowenig ist es T. gelungen, nachzuweisen, daß A. die Scheidung der Mischung in Äther und Luft der περιχώρησις vorangehen, nicht als erste Wirkung aus ihr hervorgehen ließ. Für eine solche Annahme könnten allerdings die Worte in Fr. 1: πάντα γὰρ ἀήρ τε καὶ αἰθὴρ κατεῖχεν zu sprechen scheinen; aber der Zusammenhang mit dem Vorhergehenden, besonders dem ὁμοῦ πάντα χρήματα ἦν, schließt Tannerys Deutung aus; s. Zeller 1002, 2 und Schaubach S. 74 f. Damit ist der ganzen Auffassung der anaxagoreischen Physik bei T. die Grundlage entzogen.

Wesentlich verschieden von dieser Auffassung ist die Beurteilung der anaxagoreischen Stofflehre bei Gomperz Gr. D. 169 ff. Wenn A. auch die von Parmen. geäußerten Zweifel an der Geltung des Sinnenzeugnisses und an der Vielheit der Dinge unbeachtet gelassen hat, steht er dennoch nicht nur in betreff des alten Postulats der quantitativen Konsistenz, sondern auch des der qualitativen Konsistenz des Stoffes auf demselben Boden wie jener. Seine mit eiserner Folgerichtigkeit durchgeführte Stofflehre steht im vollen Gegensatz zu dem, was uns die Wissenschaft über den Stoff und seine Zusammensetzung gelehrt hat. Die höchst komplizierten organischen Verbindungen gelten ihm als Elemente, die ungleich einfacheren Stoffe wie Wasser und Luft als die am meisten zusammengesetzten Verbindungen. Wenn so der Inhalt seiner Lehre mit den thatsächlichen Ergebnissen der modernen Naturwissenschaft in Widerspruch steht, herrscht doch zwischen der Methode beider auffällige Übereinstimmung. Die chemischen und selbst die organischen Prozesse führt er auf mechanische zurück. Seine Stofflehre ist ein freilich roher und vorzeitiger Versuch, alle materiellen Geschehnisse als Folgen von Bewegungen zu begreifen. Da er statt des einen Urstoffes bei Anaximander ein Gemenge zahlloser Urstoffe annahm, bedurfte es keiner dynamischen, sondern einer mechanischen Trennung. Den physikalischen Vorgang hierbei dachte sich A. ganz entsprechend dem scheinbaren täglichen Umschwung des Himmels-

gebäudes. Den ersten Anstoß führte er auf den Nus zurück. Daß dieser nicht unstofflich zu fassen ist, beweist der Ausdruck „mehr oder minder“ sowie, daß er als teilbar und „den lebenden Wesen innewohnend“ bezeichnet wird. Das Zweckproblem, das A. zu der Annahme des Nus trieb, barg eine ernste Gefahr für den Fortschritt der Naturerkenntnis; aber glücklicherweise war A. diesmal nicht konsequent; er vermied den Abweg, die Absichten eines weltleitenden Wesens zu erraten. Seine Kosmogonie berührt sich sehr nahe mit den Grundsätzen der neueren Astronomie. Der Schwerkraft setzte er die Centrifugalkraft entgegen, deren Ursprung er ebenso wie die Neueren die Tangentialkraft auf einen Anstoß zurückführte. Aus den zwei Prämissen: „ein Wandel der Dinge hat nicht statt“ und: „die Dinge besitzen in Wahrheit die Eigenschaften, die uns die Sinne offenbaren“ ergab sich für ihn der Schluß: „jeder Unterschied sinnlicher Eigenschaften ist fundamental, ursprünglich und unverlierbar“. Es bleibt also nur die Unterscheidung zwischen gleichartigen Ansammlungen (Homöomerien) und ungleichteiligen Gemengen übrig, die zwischen ursprünglichen und abgeleiteten Stoffformen kommt in Wegfall. Die Behandlung des Stoffproblems war dadurch in eine Sackgasse geraten. — Gomperz' Behandlung der Lehre des A. steht, mag sich auch gegen einzelne seiner Ausführungen manches einwenden lassen, doch auf einer ungleich festeren Grundlage als die Tannerys. Nur ein Mangel ist beiden gemeinsam: die ideelle Bedeutung des Nus und seine grundsätzliche Scheidung von der Materie kommt bei ihnen nicht zu ihrem Rechte; denn auch T. sieht in dem Nus eine von der Materie zwar getrennte, aber doch nicht wesentlich anders geartete Ursache der Bewegung.

In dieser einseitigen Auffassung des Nus stimmt mit beiden Burnet überein. In der Erklärung der stofflichen Prinzipien (early gr. ph. 286 ff.) schließt er sich an Tannery an und zieht mit großem Scharfsinn die aus dessen These sich ergebenden Konsequenzen. Indem er mit T. die entgegengesetzten Qualitäten der Dinge für das Ursprüngliche hält, vermag er in den sonst allgemein als die Urstoffe angesehenen „Samen“ oder „Keimen“ nur verschiedenartige Kombinationen dieser „Dinge“ oder Qualitäten zu erblicken. Jeder „Same“ enthält alle „Dinge“, aber jeder zeigt am deutlichsten die Qualität, die in ihm vorherrscht (Fr. 6 fin.). Die Samen des Feuers enthalten Teile des Kalten, aber die des Heißen überwiegen, so daß wir es heiß nennen. Im Beginn waren diese verschiedenen Samen in unendlich kleinen Teilen miteinander gemischt, so daß sie den Anschein einer der bis dahin als ursprünglich betrachteten Substanzen, vor allem der „Luft“ und des „Äthers“, boten; denn die zu diesen gehörenden Qualitäten überwiegen der Quantität nach alle andern Dinge im Universum (Fr. 1). Die ur-

sprüngliche Masse war eine Mischung von unendlicher Luft und unendlichem Feuer (= Äther), wobei jedoch die Samen des Feuers auch „Dinge", die in der Luft vorherrschten, enthielten und umgekehrt. Danach hätten wir also bei A. einen dreifachen Aufbau der Bestandteile alles Körperlichen anzunehmen. Aus den ursprünglichen Qualitäten setzen sich die „Samen" zusammen und aus diesen wieder die bestehenden sichtbaren Stoffe wie Fleisch, Knochen u. s. w., die Aristot. nach seiner Terminologie im Gegensatze zu den Organen des Körpers mit dem für A., so meint der Verf., völlig unzutreffenden Namen ὁμοιομερῆ bezeichnet (bei Aristot. Metaph. 984a 11 ff. möchte B. am liebsten die Worte καθάπερ ὕδωρ ἢ πῦρ als eine übrigens ganz angemessene Glosse angesehen wissen). Zu den letzteren gehören auch die sogen. Elemente Wasser, Feuer, Luft. Aber diese Dreiteilung, zu der sich Verf. durch die Annahme der Tanneryschen Qualitätenhypothese gedrängt sieht, läßt sich ebensowenig wie diese aus den Fragmenten oder den Mitteilungen der Berichterstatter erschließen. A. nennt die Urbestandteile der Körper bald χρήματα, bald σπέρματα (Fr. 1. 3. 4), ohne einen Unterschied zwischen diesen beiden Bezeichnungen zu machen. Es wäre unerlaubt, etwa die Worte σπέρματα πάντων χρημάτων (Fr. 2) in Burnets Sinne zu deuten: χρήματα ist hier in der weiteren Bedeutung körperlicher Dinge überhaupt, nicht in der engeren ihrer Urbestandteile gebraucht. Ein solcher Doppelsinn kann bei der unentwickelten Terminologie des A. nicht wunder nehmen: wendet er doch in Fr. 6 χρήματα sogar in dem noch umfassenderen Sinne aller Dinge ohne Ausnahme, den Nus eingeschlossen, an. Auch Aristot. bezeichnet an vielen Stellen die von ihm ὁμοιομερῆ genannten σπέρματα klar und deutlich als στοιχεῖα d. h. als Urstoffe. Die „Qualitäten" müssen daher aus der Mischung der Körper als fremde Eindringlinge ausgeschlossen werden; die σπέρματα oder χρήματα sind und bleiben die kleinsten Stoffteilchen; sie sind einfach und nicht zusammengesetzt.

Auch in mehreren andern Punkten vermag ich Burnet nicht zuzustimmen. In dem von Aristot. belachten experimentellen Beweis für das Nichtvorhandensein des Leeren, der darauf hinausläuft, daß die Luft etwas Körperliches sei, glaubt er immerhin einen bedeutenden Fortschritt über die älteren Philosophen hinaus zu sehen, die die Luft dem leeren Raum gleichgesetzt hatten. Darauf ist zu erwidern, daß schon dem Anaximenes die Luft, da er sie zum Prinzip erhoben hatte, unmöglich als ein Leeres gegolten haben kann und ebensowenig dem Parmenidés, er hätte denn ihre Existenz überhaupt leugnen müssen. Es bleiben also nur die ältesten Pythagoreer übrig, die vielleicht die den Kosmos umgebende Luft mit dem leeren Raum identifizierten; daß

aber A. diese kindliche Anschauung überwunden hatte, kann ihm nicht als ein besonderes Verdienst angerechnet werden. — Daß A. eine Vielheit von Welten angenommen habe, schließt B., wie schon vor ihm Schaubach S. 119 f., aus Fr. 10. Aber die Gründe, die Zeller 1006 f. gegen diese Ansicht anführt, hat er nicht widerlegt. In Fr. 13 ist nicht von einer unter mehreren Welten die Rede, wie B., offenbar unter Zugrundelegung der falschen Lesung bei Schaubach ἐν ἑνὶ κόσμῳ statt der überlieferten ἐν τῷ ἑνὶ κόσμῳ (s. Simpl. phys. 176, 29 D.) annimmt; richtig gelesen ist die Stelle vielmehr ein Beweis für die Annahme einer einzigen einheitlichen Welt. Zuzugeben ist freilich, daß Zellers Beziehung von Fr. 10 auf den Mond schwere Bedenken gegen sich hat, da A. doch nicht gut sagen konnte, der Mond habe eine Sonne und einen Mond wie unsere Erde. Es liegt hier eine noch ungelöste Schwierigkeit vor, die uns aber nicht berechtigt, dem A. eine kosmologische Auffassung zuzuschreiben, die mit seiner ganzen sonstigen Anschauung nicht im Einklange stehen würde.

In ihren Untersuchungen über das Verhältnis des Euripides zu A. gelangen Decharme (No. 359) und Parmentier (No. 360) zu entgegengesetzten Ergebnissen. Decharme ist mit Wilamowitz Anal. Eurip. 163 f. (vgl. auch Herakles I[1] 25 ff.; s. Bericht I 274 f.) und Bergk Griech. Litt.-G. 469 ff. der Ansicht, daß in fast allen Stellen des Eurip., die man seit Valckenaer diatr. in Eurip. perd. dram. rel. c. 4 f. auf A. bezogen hat, eine Abhängigkeit von diesem nicht zu erweisen sei. Das Lob des Weisen Fr. 902 N.[1] kann auf A. gehen, braucht aber nicht auf ihn bezogen zu werden. Noch weniger darf man in den kosmogonischen Fragmenten aus der Melanippe (488) und aus dem Chrysippos (836), mit Ausnahme der Schlußverse des letzteren (s. u.) einen Anklang an A. suchen, da die hier entwickelte Lehre von der des A. und überdies auch von der sonst bei Eurip. vorgetragenen Auffassung gänzlich abweicht. Ebensowenig kann sich der Spott über die Meteorologen Fr. 905 auf A. beziehen; denn damit würde Eur. den A. sowohl wie sich selbst verurteilen. Er kann an allen diesen Stellen seinen Personen nur eine Ansicht in den Mund gelegt haben, die er selbst nicht teilt. Auch die Übereinstimmung in der Erklärung der Nilüberschwemmungen durch das Schmelzen des Schnees in Äthiopien (Hel. 1 ff. und Fr. 230) beweist nichts, da diese Erklärung älter ist als A. und schon (?) vor Aischylos erwähnt wird [aber an der Urheberschaft des A. darf nach Diodor I 38, 4 nicht wohl gezweifelt werden. Über das Verhältnis zu Aischylos s. o. S. 72]. In der Stelle Orest 982 ff. ist nicht an die Sonne zu denken, sondern an den, nach einer von der homerischen abweichenden Sage (vgl. Orest 6 f.), mitten zwischen Erde und Himmel in den Lüften umhergeschleuderten und über seinem

Haupte von einem gewaltigen Felsen bedrohten Tantalus; dieser Fels kann nicht die Sonne des A. sein, da er mit einer goldenen Kette an dem Olymp befestigt und ein Raub der Stürme ist; auch ist er weder bei Eur. noch bei Pindar, der ihn zweimal erwähnt, ein glühender Körper wie die Sonne des A., die überdies als λίθος, nicht wie jener als βῶλος bezeichnet wird. Wenn nach Laert. II 10 Eur. im Phaethon die Sonne χρυσέα βῶλος genannt haben soll, so ist es auffällig, daß er dies gerade in einer Tragödie gethan haben sollte, in der der Sonnengott als Person auftrat. Vielleicht hat sich Laert. in der Angabe des Dramas geirrt und die angeführte Stelle des Orest im Auge gehabt [so schon Matthiae, s. Nauck[1] zu Fr. 777], indem er aus der goldenen Kette des Tantalus einen goldenen Klumpen machte [Wecklein in seiner kurzen Besprechung der Abh. Fortschr. Bd. 71 (1892) S. 242 und Berl. Ph. W.-Schr. 1894, 1473 ff. giebt Decharme darin recht, daß die βῶλος im Orest nichts mit der Sonne des A. zu thun hat; den Ursprung der Notiz bei Laert. aber sieht er nicht in der Oreststelle, sondern in dem Phaethonfragment 771, wo Laert. χρυσέᾳ βώλῳ φλέγει statt χρυσέᾳ βάλλει φλογί gelesen habe]. Vor allem aber spricht gegen eine enge Beziehung des Eur. zu A. der Umstand, daß er nirgends die Nuslehre berührt. An den beiden einzigen Stellen, wo νοῦς im philosophischen Sinne gebraucht wird, Fr. 1007 und Troad. 884 ff., ist jede Anspielung auf A. ausgeschlossen. Nicht Eurip., sondern Kritias im Peirithoos (= Eur. Fr. 596; vgl. Wilamowitz Anal. Eurip. 162) hat in jener Zeit die wahre Lehre vom Nus des A. poetisch wiedergegeben. Die einzige Stelle bei Eur., die auf das System des A. zurückgeht, ist Chrysipp. Fr. 836, 12 ff.: „Die Körper gehen nicht unter, sondern lösen sich nur auf und bilden sich um“ (διακρίνεσθαι wie bei A. gebraucht). In den wichtigsten Punkten dagegen stimmen sie nicht überein.

Parmentier giebt zwar zu, daß man bei Eur. keine treue Wiedergabe der Lehre des A. erwarten darf und daß große Vorsicht in der Annahme von Übereinstimmungen geboten sei; aber ebenso verfehlt scheint es ihm, mit Decharme und dessen Vorläufern seine Aufmerksamkeit vor den mehr oder minder deutlich erkennbaren Spuren einer intellektuellen Abhängigkeit des Eur. von A. zu verschließen. Er hält es von vornherein für unwahrscheinlich, daß Eur. die Lehren des A. nicht gekannt haben sollte. Um die näheren Beziehungen zu diesem festzustellen, muß man fragen, ob sich nicht statt ganz allgemeiner Ähnlichkeiten besondere und persönliche Anspielungen auf A. selbst, seine Gewohnheiten und Lebensschicksale sowie auf einzelne hervorstechende Punkte seiner Lehre finden. Derartige Hinweisungen auf zeitgenössische Dinge in Form von Betrachtungen, die sich öfter in die Situation oder den Charakter der Personen nicht einfügen, sind bei

Eur. ungemein zahlreich, und mit Unrecht hat man in solchen Fällen Interpolationen angenommen. Es giebt kein Drama des Eur., in dem nicht politische, litterarische, philosophische Anspielungen vorkommen. Im allgemeinen kann man diese Fassung des Problems für die Aufsuchung von Beziehungen des Eur. zu Personen und Ereignissen seiner Zeit als zutreffend gelten lassen; aber in unserm besonderen Fall bedarf sie noch einer näheren Bestimmung und Einschränkung. Das dem Eur. die Lehre des A. unbekannt geblieben sei, ist allerdings unwahrscheinlich, und vermutlich wird er auch während der langen Zeit, die A. in Athen zugebracht hat, in irgend eine persönliche Berührung mit ihm gekommen sein. Aber daraus folgt noch keineswegs, daß er in einem besonders engen und nahen Verhältnis zu dem Philosophen gestanden und in seinen Dramen häufig und mit Vorliebe auf seine Lehre hingewiesen hat. Hier thut die größte Vorsicht not, und es ist in jedem einzelnen Falle sorgfältig zu prüfen, ob zwingende Gründe vorliegen, die Worte des Dichters gerade auf A. und keinen andern zu beziehen. An dieser Vorsicht aber hat es der Verf., wie sich sogleich zeigen wird, vielfach fehlen lassen. — Was zunächst die Persönlichkeit und die Schicksale des A. betrifft, so liegt die Vermutung nahe, daß Eur. den Prozeß und die Flucht des Philosophen, die nicht geringes Aufsehen in Athen erregt haben müssen, irgendwie berührt habe. In der That glaubt P. deutliche Spuren einer Erwähnung dieses Ereignisses an drei Stellen zu erkennen, von denen zwei der kurz nach dem Prozesse im Jahre 431 aufgeführten Medea und die dritte dem in dasselbe Jahr fallenden Philoktet angehören: 1. Medea 292 ff. ist mit dem lästigen (λυπρός) „Philosophen" (?) unverkennbar A., nicht Heraklit (Wecklein) oder Sokrates (Weil) gemeint; 2. Medea 214 ff. enthält eine, wie P. bemerkt, bisher noch nicht beachtete Anspielung auf das zurückgezogene Leben und die Verachtung der Volksmeinung, durch die sich A. die Mißgunst des athenischen Volkes zugezogen hatte; 3. daß auch im Philoktet auf die Anklage hingewiesen wurde, lehrt die, wie es scheint, sehr treue Paraphrase des Dramas bei Dio Chrysost. or. 59, wo Odysseus zu Philoktet sagt (§ 10): εὖ ἴσθι ὅτι ἐπὶ πάντας τοὺς ἐκείνου (d. i. Παλαμήδους) φίλους ἦλθε τὸ κακὸν καὶ πάντες ἀπολώλασιν, ὅστις μὴ φυγεῖν ἠδυνήθη. Die beiden ersten Stellen scheinen mir wenig beweiskräftig zu sein. In ihnen ist von solchen Bürgern (oder Fremden) die Rede, die sich, sei es durch ein zurückgezogenes Leben, sei es durch offen zur Schau getragenen Stolz oder durch den Ruf höherer Weisheit, in den Augen der großen Menge verhaßt machen; daß dies aber zünftige Philosophen seien, wird nirgends angedeutet; man kann ebensogut an Staatsmänner denken, z. B. an Perikles, der sich nur selten öffentlich zeigte. Dazu kommt, daß in der zweiten Stelle die Worte,

auf die P. besonderes Gewicht legt: τοὺς μὲν ὀμμάτων ἄπο, einer sehr verschiedenen Deutung fähig sind, je nachdem man in den folgenden Worten τοὺς δ'ἐν θυραίοις das δ' mit Wecklein u. a. streicht oder mit dem Verf. stehen läßt (vgl. Wecklein in seiner Rezension der Schrift Berl. Ph. W.-Schr. 1894, 1473 ff., der sich gegen Parmentiers Deutung: les uns (en se tenant) loin des regards, les autres (en se produisant) ua dehors erklärt und es für richtiger hält, ὀμμάτων ἄπο wie nachher ἀφ' ἡσύχου ποδός als Ausgangspunkt des ungünstigen Urteils zu fassen). Außerdem ist es eine unerwiesene Voraussetzung des Verf., daß sich A. durch seine stolze Zurückgezogenheit bei den Athenern mißliebig gemacht habe. Man verfolgte ihn nur deshalb, weil er ein Freund des den Demagogen verhaßten Perikles war, wobei man zum Vorwande jene Stelle seiner Schrift nahm, in der er die Sonne als einen μύδρος διάπυρος (Laert. II 12) oder als einen λίθος (Plat. Apol. 26 D) bezeichnete. Dieses Motiv der Anklage kommt in der Philoktetstelle zum Ausdruck, und wenn hier wirklich eine Anspielung auf Perikles und seine Freunde vorliegt, was aus chronologischen Gründen wahrscheinlich ist, so wird man bei den Worten ὅστις μὴ φυγεῖν ἠδυνήθη allerdings an A. denken dürfen. Trefflich paßt auch, wie P. richtig bemerkt, das Lob des fern vom Weltgetriebe nur der Erforschung des Weltalls lebenden Philosophen (Fr. 902) auf das überlieferte Bild des A., viel besser jedenfalls als auf einen der eitlen, ruhm- und geldgierigen Sophisten. Nicht übel ist auch die Vermutung, daß in der zur Verherrlichung des θεωρητικὸς βίος geschriebenen Antiope sich hinter der Maske des Amphion unser A. verberge. Wenn aber P. überall da, wo bei Eur. weltbürgerliche Ansichten entwickelt oder Verachtung des Reichtums oder ruhige Ergebung in das Unglück gepredigt werden, eine Anspielung auf A. erblickt, so geht er viel zu weit. Daß A. solche Anschauungen ausgesprochen habe, ist späte und unsichere Überlieferung. Es handelt sich hier um Anekdoten und Apophthegmen, die meist in gleicher oder ähnlicher Form auch von anderen Philosophen berichtet wurden. A. selbst hat sich in seiner Schrift, wie auch P. zugiebt, auf die Physik beschränkt und keine ethischen Untersuchungen angestellt. Ob er im mündlichen Verkehr mit seinen Schülern derartige Aussprüche gethan hat, wissen wir nicht. — Im weiteren Verlaufe seiner Untersuchung durchmustert P. die Dramen und Fragmente des Eur., um die Frage zu beantworten, ob sich bei dem Dichter Anklänge an wissenschaftliche Untersuchungen des Philosophen finden, und gelangt zu dem Ergebnis, daß sich eine stattliche Anzahl solcher Anspielungen bei ihm nachweisen läßt. An einigen Stellen ist in der That die Übereinstimmung so auffallend, daß man kaum umhin kann, an eine Abhängigkeit von A. zu glauben. So scheint eine Beziehung

auf die dem A., freilich nicht ihm allein, von Aristot. 763b 32 (vgl. Aët. V 7, 4, wo neben A. Parmen. erwähnt wird) zugeschriebene Theorie von der Zeugung an nicht weniger als fünf Stellen vorzuliegen. Die Nilschwelle wird Hel. 1 ff. und Fr. 230 ganz im Sinne des A. gedeutet, wobei jedoch zu berücksichtigen ist, daß dieselbe Deutung sich auch schon bei Aischylos (s. o. S. 72) und bei Sophokles fand, also damals in Athen sehr populär gewesen sein muß. An die Erklärung der διάττοντες bei A. (Aët. III 2, 9) erinnert stark Fr. 961, an die Lehre von den τροπαὶ ἡλίου Aët. II 23, 2 (P. giebt hier eine beachtenswerte, aber im einzelnen mir nicht ganz klare Deutung der τροπαί der Sonne und des Mondes [s. Hippolyt. I 8, 9], die von der gewöhnlichen Auffassung der τροπαὶ τοῦ ἡλίου als Solstitien abweicht) Elektr. 726 ff. und vielleicht auch Fr. 779. Überhaupt zeigt Eur. eine ganz besondere Vorliebe für Astronomisches, die v. Wilamowitz Herakl. I 33 mit Unrecht bestritten hat (vgl. Hekabe 1100 und Jon 1146 ff.); im Phaethon und in der Andromeda hat er astronomische Stoffe behandelt, und er ist der einzige Tragiker, der den Orion mehrmals erwähnt. In dieser Neigung zeigt sich unzweifelhaft eine gewisse Geistesverwandtschaft mit A. — An anderen Stellen dagegen ist P. in der Entdeckung von Übereinstimmungen zu voreilig. Die angeblich im Phaethon vorkommende Bezeichnung der Sonne als χρυσέα βῶλος hätte er beiseite lassen sollen (s. o. S. 78). Daß unter dem „Steine des Tantalos“ (s. ebd.) einer der zwischen Erde, Mond und Sonne befindlichen, uns unsichtbaren Körper, denen A. die Verfinsterung des Mondes zuschrieb, oder vielleicht auch ein Meteorstein zu verstehen sei, ist eine zwar ansprechende, aber sehr unsichere Vermutung. Wenn Eur. sich gelegentlich, z. B. Hippol. 1059, gegen Zeichendeuterei ausspricht, so braucht man die sich darin ausdrückende Geistesfreiheit wahrlich nicht auf den Einfluß des A. zurückzuführen. Dasselbe gilt von der Berufung der Iokaste (Phoen. 541 ff.) auf die Analogie der Weltordnung zum Beweise, daß die Gleichheit ein Naturgesetz sei. Solche Anschauungen und Gesinnungen konnte Eur., soweit überhaupt an eine philosophische Quelle zu denken ist, ebensogut aus anderen Philosophen wie aus A. schöpfen. Daß er die Schriften der verschiedensten Philosophen gekannt und benutzt hat, gesteht auch P. zu. Er nennt besonders Xenophanes, Empedokles, die Orphiker und Heraklit als seine Quelle und leugnet auch nicht völlig solche Beziehungen zu Sokrates und den Sophisten, insbesondere zu Protagoras, weniger zu Hippias und Prodikos [umgekehrt Dümmler, Akad. 257, 1]. Wenn er vor Überschätzung des Einflusses der letzteren warnt und es für verfehlt erklärt, überall, wo sich eine gewisse Ähnlichkeit der Gedanken findet, gleich den Dichter für den Nachahmer zu halten, während es sich oft nur um damals allgemein herrschende

Tendenzen handle, so trifft dieser Vorwurf auch sein eigenes Verfahren, allerorten anaxagoreische Einflüsse bei Eur. zu wittern. Einen engeren Anschluß des Dichters an das System des A. würden wir nur dann anzunehmen berechtigt sein, wenn jener nicht bloß gelegentlich einzelne mehr nebensächliche Punkte, sondern grundlegende und unterscheidende Lehrsätze dieses Systems mit Vorliebe in seine Dichtungen aufgenommen hätte. Nun glaubt P. allerdings eine der wichtigsten Lehren des A., die vom Nus, in einer größeren Anzahl von Stellen wiederzuerkennen. Aber die Beweise, die er hierfür beibringt, sind nicht stichhaltig. In der Hauptstelle (Troad. 884 ff.) schwankt Eur., wie P. selbst bemerkt, in den Worten: Ζεὺς εἴτ' ἀνάγκη φύσεος εἴτε νοῦς βροτῶν zwischen zwei verschiedenen Auffassungen des höchsten Gottes, von denen die eine nach P. an Heraklit, wahrscheinlicher aber nach Diels, Rhein Mus. 42, 12 an Demokrit erinnert; ob die zweite auf A. zurückzuführen sei, wie Verf. meint, ist sehr fraglich; man kann bei dem νοῦς βροτῶν auch an Diogenes denken, und man wird dazu um so eher geneigt sein, als das γῆς ὄχημα in diesem Fr. offenbar auf die Lufttheorie dieses Philosophen hinweist (s. Diels a. a. O. und „Über Leukipp und Demokrit" S. 108, 4). Auch an anderen Stellen, wo vom menschlichen νοῦς im philosophischen Sinne die Rede ist, darf man mindestens mit demselben Rechte eine Beziehung auf Diogenes, dessen Philosophie damals in Athen weit verbreitet gewesen zu sein scheint, wie auf A. annehmen, so z. B. Fr. 1007, wo P. selbst Diogenes bei Theophr. d. sens. 511, 12 D. anführt, oder Fr. 901, 6 und Hel. 122, wenn man hier nicht mit Wilamowitz (s. Ber. I 275) eine Anspielung auf einen bekannten Ausspruch Epicharms sehen will. Daß Eur. den Diogenes gekannt hat, leugnet auch P. nicht. Um so verwunderlicher ist seine Annahme, Eur. und Diog. seien gleichzeitig auf den Gedanken gekommen, die Eigenschaften des anaxagoreischen Nus dem Äther als dem feinsten Elemente beizulegen. Eur. war doch kein Forscher, dem man eine selbständige Fortbildung eines Systems zutrauen kann. Wenn er daher in einer bestimmten Lehre, wie hier in der von der vernunftbegabten Luft, mit Diog. auffallend übereinstimmt, ist es von vornherein viel glaublicher, daß er sich an diesen angeschlossen, als daß er durch eigenes Nachdenken aus A. dieselbe Lehre wie jener entwickelt hat. Noch verfehlter ist es, an gewissen Stellen, wo eine philosophische Bedeutung des Wortes νοῦς überhaupt nicht vorliegt, eine Abhängigkeit von A. zu behaupten, wie dies P. Medea 529: σοὶ δ' ἔστι μὲν νοῦς λεπτός thut, als ob Eur. nicht, auch ohne ein Fragment des A. vor Augen zu haben, einer seiner Personen hätte einen „feinen Verstand" zuschreiben können. Wenn Verf. schließlich die Kosmologie in Fr. 836 und 488, wo γαῖα und αἰθήρ oder οὐρανός an den Anfang

der Dinge gestellt und als Erzeuger aller organischen Wesen besungen werden, oder das Emporsteigen der vom Leibe getrennten Seele in den Äther, von dem Eur. Fr. 836 und Hel. 1016 spricht, auf A. zurückführt, so schiebt er diesem eine Lehre unter, die, wie Decharme (s. o. S. 77) erkannt hat, nach der besten Überlieferung diesem fremd ist. — Der positive Ertrag seiner Arbeit ist somit kein sehr erheblicher; aber das Verdienst bleibt ihm, gezeigt zu haben, daß Eur. der Person und Lehre des A. doch nicht so fremd gegenüberstand, wie Decharme angenommen hatte, und seine Untersuchung hat vor der seines Vorgängers jedenfalls den Vorzug, daß in ihr alles für eine Vergleichung des Eur. mit A. irgendwie in betracht kommende Material aufs sorgfältigste zusammengetragen und nach methodischen Gesichtspunkten bearbeitet ist. — Vgl. außer der angeführten Besprechung Weckleins die von J. Bidez, Rev. de l'instr. publ. 37 S. 45 ff.

Polle sucht die mehrfachen Übereinstimmungen, die sich seiner Meinung nach zwischen der Kosmogonie bei Diodor prooem. c. 7. und der entsprechenden Darstellung bei Ovid im 1., teilweise auch im 15. Buche der Metamorphosen finden, durch die Annahme zu erklären, daß beide aus einer gemeinsamen Quelle, wahrscheinlich der Schrift des A., geschöpft haben. Näheres s. in der Rezension von R. Ehwald Fortschr. 80 (1895) S. 44 f., dessen Beurteilung der Polleschen Hypothese im wesentlichen das Richtige zu treffen scheint. Die Verwandtschaft zwischen Diodor und Ovid ist, wie Ehwald darthut, teils sehr entfernt, teils nur scheinbar. Den Ähnlichkeiten stehen ferner mindestens ebenso viele Unterschiede gegenüber. Aber auch die von P. behaupteten Übereinstimmungen sowohl Diodors wie Ovids mit A. sind zum Teil sehr zweifelhafter Art. Wenn P. z. B. die cognati semina (= σπέρματα bei A.) caeli I 81 mit der Darstellung bei Irenaeus II 14,2 und den deus et melior natura I 21 sowie den opifex rerum I 79 und mundi fabricator I 57 mit dem Nus des A. zusammenstellt, so fehlt in den Worten I 80 f.: tellus . . . retinebat semina caeli gerade der charakteristische Zug der decidentia semina bei Iren., und Ovid giebt überdies diese Ansicht nur als eine Variante (sive-sive), die eine von der Hauptquelle abweichende Auffassung enthält. Diese der Darstellung Polles gegenüber völlig zutreffende Bemerkung Ehwalds läßt nur außer betracht, daß die Mitteilung bei Iren., in der P. eine getreue Wiedergabe der anaxagoreischen Lehre von der Entstehung der Lebewesen erblickt, keinen Glauben verdient (s. o. S. 73). Vielleicht ist gerade in der Ovidischen Fassung, nach der die Erde die vor ihrer Trennung von dem Himmel empfangenen Samen des Äthers bewahrt, die wahre Ansicht des A. erhalten (vgl. Censorin. d. d. nat. 6, 2: aetherium inesse calorem). Auch sonst lassen sich einzelne Übereinstimmungen zwischen Ovid und A. nicht leugnen

(nur hätte H. Magnus in seiner kurzen Besprechung der Abhandlung, Jahresber. d. philologischen Vereins in Zschr. f. d. Gymn. W. 1896 S. 78 nicht auf die auffallende Ähnlichkeit des Citates aus Eurip. [Fr. 488] bei Diodor mit Ovid I 6 und andern Ovidstellen Wert legen sollen, da jenes Fr., wie wiederholt bemerkt, schwerlich auf A. zurückweist). Aber ganz unglaublich ist, daß ein Dichter wie Ovid die Schrift des A. selbst und noch dazu, wie man annehmen müßte, neben einer Anzahl anderer Originalquellen durchstudiert haben sollte; er wird vielmehr, wie Ehwald glaubt, eine doxographische Quelle benutzt haben, die hauptsächlich stoische Verse enthielt, aber die Meinungen anderer Philosophen kurz berührte [etwa Poseidonios?]; auf eine solche führen auch die unleugbaren Übereinstimmungen mit Heraklit und Seneca; vgl. H. Magnus Jahrb. f. kl. Ph. 37 (1891) S. 698 ff.

2. Zum Texte der Fragmente.

Die uns erhaltenen Fragmente stehen in ihrer ursprünglichen Gestalt fast ausschließlich bei Simpl. ad phys. In der Dielsschen Ausgabe, auf die ich hier verweise (s. das Verzeichnis im 2. Bande der Ausg. S. 1439 f.), haben wir natürlich einen viel zuverlässigeren Text, als ihn Schaubach und Schorn, von Mullach zu schweigen, in ihren Sammlungen bieten konnten. — Ein neues Fr. hat Diels Atacta Herm. 13 S. 1. ff. (s. Ber. I 276) bei Gregor Naz. ed. Migne t. 36 S. 911 entdeckt: πῶς γὰρ ἂν ἐκ μὴ τριχὸς γένηται (l. γένοιτο) θρὶξ καὶ σὰρξ ἐκ μὴ σαρκός; es ist an die Stelle des 16. Fr. bei Schaubach zu setzen, das nichts als eine Umschreibung der aristotel. Worte phys. 203 a 24 ff. durch Simpl. 416, 25 ff. enthält; vgl. Aët. I 3, 5 S. 279 a 9 und dazu die Anmerkung von Diels. Ein zweites von den Herausgebern übersehenes Bruchstück findet sich bei Simpl. d. cael. 608, 26 (s. Zeller 986, 1): ὥστε τῶν ἀποκρινομένων μὴ εἰδέναι τὸ πλῆθος μήτε λόγῳ μήτε ἔργῳ. Auf ein gleichfalls bisher übersehenes Wort des Philosophen bei Plut. d. fort. 3 S. 98 F über die kluge Verwertung der Vorzüge der Tiere durch den Menschen weist Gomperz Gr. D. 445 hin. Von Verbesserungsvorschlägen sind außer Zellers ἁπλόον (Fr. 6), das bereits S. 63 f. angeführt worden ist, noch folgende zu erwähnen. Gomperz Beitr. IV S. 21, 1 will in Fr. 6: ἀπὸ τοῦ σμικροῦ ἤρξατο περιχωρεῖν unter Berufung auf Herodot I 58 (ἀπὸ σμικροῦ τευ τὴν ἀρχὴν ὁρμώμενον) ἀπό τευ lesen; nicht von „dem Kleinen“, sondern von „einem kleinen Punkte“ aus habe A. den vom Nus erteilten Bewegungsanstoß sich verbreiten lassen; Diels S. 156. 23 hat diese, wie mir scheint, sehr beachtenswerte Konjektur unerwähnt gelassen. — Fr. 15 (Simpl. 164, 18): τὸ γὰρ ἐὸν οὐκ ἔστι τὸ μὴ οὐκ εἶναι hat Zeller bereits in der 4. Aufl. der Ph. d. Gr. (s. I 5 989, 2) treffend τομῇ

οὐκ εἶναι vermutet: „es ist unmöglich, daß das Seiende durch unendliche Teilung zu nichte werde"; von Schulteß und Wellmann bei Ritter und Preller[8] 121 aufgenommen. Verfehlt ist der Vorschlag Teichmüllers N. Stud. II 29 Anm.: τὸ μὴ ὂν εἶναι — Aus der Übersetzung der Fragmente bei Burnet earl. gr. ph. 282 ff. und dem beigefügten Kommentar sei folgendes angeführt. Fr. 3 ergänzt B. willkürlich ἐν πᾶσι τοῖς συγκρινομένοις <κόσμοις> (vgl. über die verkehrte Hypothese von einer Vielheit der Welten bei A. o. S. 77). Fr. 10 verbindet B. mit Fr. 3, wie dies Simpl. an drei Stellen thut, und setzt mit demselben Simpl. (S. 35, 14) Fr. 11 unmittelbar [aber Simpl. sagt μετ' ὀλίγον φησί] hinter Fr. 10. Der Schluß von Fr. 10: ταῦτα οὖν μὴν λέλεκται περὶ τῆς ἀποκρίσιος (so DE, ἀποκρίσεως a F) κτλ, den Schorn dem Simpl. zuschrieb, gehört nach B. dem A. selbst, wie die ionische Form beweist: auch Diels S. 35, 8 zieht ihn mit zu den Worten des A. Fr. 4 streicht B. die Worte γῆς πολλῆς ἐνούσης als eine Glosse zu der wahrscheinlich durch sie verdrängten ursprünglichen Lesung ἀραιοῦ καὶ πυκνοῦ (vgl. Fr. 6). Fr. 12 schließt er sich an die von Diels zu S. 157, 7 vorgeschlagenen Verbesserungen an; nur im Anfange will er nicht mit D. ὁ δὲ νοῦς, ὡς ἀεί ποτε, κάρτα, sondern ὁ δ. ν. ὅσων τ' ἔστι κρατέει lesen; falsch, da beim Nominativ die Assimilation des Relativums ausgeschlossen ist.

3. Zu Archelaos.

Wenn auch in der Berichtszeit keine Monographie über Archelaos erschienen ist, so sind doch in verschiedenen Schriften einzelne Beiträge zu seiner Philosophie geliefert worden.

Zu der Notiz bei Euseb. pr. ev. X 14, 8, daß Arch. zuerst in Lampsakos die Schule des Anaxagoras übernommen und erst später von dort nach Athen übergesiedelt sei, vermutet Zeller 1031, 1, wohl mit Recht, dies sei nur aus seinem Diadochenverhältnis zu Anaxag. gefolgert worden. Wenn Zeller aber ebenda die Bemerkung bei Laert. II 16: οὗτος πρῶτος ἐκ τῆς Ἰωνίας τὴν φυσικὴν φιλοροφίαν μετήγαγεν Ἀθήναζε im Widerspruch zu W. Volkmann Quaest. d. Diog. L. c. I (s. Bericht I 185) nicht als eine auf Anaxag. bezügliche Randbemerkung gelten lassen will, sondern nach wie vor auf Arch. bezieht, so kann ich ihm darin nicht beistimmen.

Zu dem Abriß der Lehre des Arch. bei Hippolyt. I 9 hat Diels in den Doxogr. 563 f. mehrere Verbesserungsvorschläge gemacht, von denen einer (S. 564, 8) χρῆσθαι (statt χρήσεσθαι oder χρήσασθαι) γὰρ ἕκαστον καὶ τῶν ζῴων τῷ νῷ (statt σωμάτων ὅσῳ) von Zeller 1036, 2 gebilligt wird. Dagegen schlägt dieser 1034, 16 statt εἶναι δ' ἀρχὰς τῆς κινήσεως ἀποκρίνεσθαι (S. 563, 16) vor: ἐν δ' ἀρχαῖς διὰ τῆς

κιν. oder ἐ. δ. ἀ. τῆς κιν. vor, während Diels unter Berufung auf Laert. II 16 (δύο αἰτίας εἶναι γενέσεως) vermutet hatte: εἶναι δὲ <δύο> ἀρχὰς. τ. κ., <ἃς> ἀποκρίνεθαι. — Die verderbte Stelle bei Laert. II 17 in. hat Byk. d. vorsokr. Phil. I 247 f. durch eine Umstellung heilen wollen, die Zeller 1035, 2 mit Recht zurückweist; er selbst hatte schon in einer früheren Auflage statt περιρρεῖ vorgeschlagen πυρὶ τεριρρεῖται sowie statt des im Zusammenhange sinnlosen καθὸ μὲν εἰς τὸ πυρῶδες συνίσταται: πηλῶδες; Reiske in den von Diels veröffentlichen Animadv. in Laert. Diog. (s. Bericht I 188) S. 307 hatte, wie später Ritter I 342, τυρῶδες vermutet; Diels selbst denkt an τρυγῶδες und vergleicht Aët. III 9, 5.

Über die Physik des Arch. handelt Dümmler an zwei Stellen der Akadem. S. 106 weist er zutreffend darauf hin, daß in der Lehre von der ἔγκλισις oder ἐπίκλισις τοῦ κόσμου Arch. sich zwar im ganzen an Anaxagoras und Diogenes anschließt, in einem Punkte aber von ihnen abweicht. Während jene beiden die Neigung des Kosmos erst nach der Erzeugung der lebenden Wesen eintreten ließen, nahm Arch. an, daß die Erde, die er sich wie eine hohle Schale dachte, vor der ἐπίκλισις dunkel und schlammig war, da die am Horizonte kreisende Sonne wegen der erhöhten Ränder der Erde diese nicht bescheinen konnte; nach der ἐπίκλισις sei dann die Erde trocken geworden, und nun erst hätten sich auf ihr Menschen und Tiere gebildet, die sich vom Schlamme ernährten und kurzlebig waren, bis sie sich später unter einander fortpflanzten. Diese Abweichung aber ist, wie D. hinzufügt, von keiner wesentlichen Bedeutung für die dem Arch mit den beiden anderen Philosophen gemeinsame teleologische Auffassung, nach der die ἐπίκλισις um der lebenden Wesen willen eingetreten ist. — S. 232 ff. findet D. Anklänge an die Ansicht des Arch., daß sich die ersten Menschen vom Erdschlamm ernährt hätten, in der 12. Rede des Dion Chrysost., die gewöhnlich auf eine stoische Quelle zurückgeführt wird (s. Wendland Arch. I 209); Dion habe zwar schwerlich unmittelbar aus Arch. geschöpft, aber einen der ältesten Kyniker benutzt, der sich eng an die ionischen Physiologen wie Diogenes und Arch. angeschlossen habe. Mit Recht erklärt Zeller 1036, 4 diese Vermutung für unsicher, wenn sie auch möglicherweise das Richtige treffe. — Eine kurze, aber treffende Darstellung der Naturphilosophie des Arch. giebt Gomperz Gr. D. 304, an deren Schluß er bemerkt, daß Arch. bei dem Versuche einer Umbildung oder besser Rückbildung der anaxagoreischen Lehre nicht nur durch Anaximenes, sondern auch durch Parmenides, vielleicht auch durch Anaximander beeinflußt worden sei.

Über die Frage, ob Arch. neben der Physik auch ethische Untersuchungen angestellt habe, sind die Meinungen geteilt. Während

sie Dümmler Ak. 257 (vgl. 122) entschieden bejaht, indem er Arch. durch die sophistische Staatstheorie (Hippias) beeinflußt sein läßt, und Gomperz 323 ihn als den ersten schriftstellerischen Vertreter der Unterscheidung zwischen Natur und Satzung auf dem Gebiete der staatlichen und gesellschaftlichen Erscheinungen bezeichnet, beharrt Zeller auch in der 5. Aufl. (1037 f. mit Anm. 5) bei der Meinung, daß eine nähere Beschäftigung mit ethischen Fragen, wie sie Sext. math. VII 14 und Laert. II 16 ihm beilegen, im höchsten Grade unwahrscheinlich sei. Seine Beweisgründe indes scheinen mir nicht durchschlagend. Er beruft sich zunächst auf das völlige Schweigen des Platon und Aristot., von denen letzterer die Hinwendung zur Ethik von Sokrates, nicht von Arch. ableitete. Dieses argumentum ex silentio ist sehr bedenklich; hat doch Aristot. weder Demokrits Ethik noch Aristipp als Philosophen mit einem Worte berührt. Wenn Z. hinzufügt, daß auch Hippolyt. keinen ethischen Satz von Arch. berichtet, so ist dagegen zu bemerken, daß doch aus seiner Darstellung hervorgeht, daß Arch., nachdem er die Entstehung der Lebewesen behandelt hatte, auf die Anfänge staatlicher und gesellschaftlicher Ordnung bei den Menschen eingegangen sein muß. Hierbei lag es für ihn nahe, die Frage des Unterschiedes zwischen dem natürlichen Rechte und den menschlichen Satzungen zu erörtern, wie dies ja nachweislich der doch wohl nicht viel jüngere Hippias gethan hat. Wir haben daher keinen hinreichenden Grund, zu bestreiten, daß die Bemerkung des Laert., Arch. habe behauptet τὸ δίκαιον εἶναι καὶ τὸ αἰσχρὸν οὐ φύσει, ἀλλὰ νόμῳ, nicht auf alter Überlieferung beruhe (vgl. Diels Arch. I 250). Z. nimmt daran Anstoß, daß danach bereits Arch. ausgesprochen haben müßte, was wir nicht allein bei den ältesten Sophisten, sondern auch bei Hippias in dieser Allgemeinheit noch nicht finden. Aber wenn wir wirklich dem Arch. eine so scharfe und umfassende Bestimmung des Gegensatzes von φύσις und νόμος nicht zutrauen dürfen, so hindert uns nichts, anzunehmen, daß die hierauf bezüglichen Betrachtungen des Arch. noch nicht von diesem selbst, sondern erst in der späteren doxographischen Überlieferung jene kurze und scharfe wissenschaftliche Formulierung erhalten haben.

H. Die Atomiker

1. Leukippos.

362. E. Rohde, Das Verhältnis der beiden Begründer des atomistischen Materialismus, der griechischen Philosophen Leucipp und Democrit. Verh. d. 34. Philologenvers. zu Trier 1879. Leipzig 1880. S. 64—90.

363. H. Diels, Über Leukipp und Demokrit. Verh. d. 35. Philologenvers. zu Stettin. Leipzig, Teubner 1887. S. 96–112.

364. E. Rohde, Nochmals Leukippos und Demokritos. N. Jahrb. f. Philol. 123 (1881) S. 741—748.

365. P. Natorp, Diogenes von Apollonia. Rh. Mus. 41 (1886) S. 349—363.

366. H. Diels, Leukippos und Diogenes v. Apollonia. Rh. Mus. 42 (1887) S. 1—14.

367. P. Natorp, Nochmals Diogenes und Leukippos. Rh. Mus. 42 (1887) S. 374—385.

Die Person und Bedeutung Leukipps, sein Verhältnis zu Demokrit und Diogenes sind während der Berichtszeit Gegenstand einer lebhaften Erörterung gewesen, zu der Rohde (No. 362) durch die Leugnung der Existenz dieses Philosophen den Anstoß gegeben hat. Er sucht zunächst den leukippischen Anteil an der atomistischen Lehre von dem demokritischen in einer freilich keineswegs erschöpfenden Untersuchung zu sondern und gelangt zu dem Resultat, daß für Demokrit fast nichts als Kleinigkeiten übrig bleiben. Diese aus der aristotelischen Darstellung der Lehre beider Philosophen sich ergebende Konsequenz scheint ihm aber mit der thatsächlichen Bedeutung, die in der gesamten Überlieferung des Altertums außerhalb des aristotelisch-theophrastischen Kreises den beiden Männern beigemessen wird, in einem solchen Widerspruch zu stehen, daß er, um ihr zu entgehen, kein Bedenken trägt, Aristot. und Theophr. eines fundamentalen Irrtums in bezug auf die Person des Leukipp zu bezichtigen und diesen für ein Phantom zu erklären; in Wirklichkeit habe es vor Dem. keine Atomistik gegeben; alles, was von L. berichtet werde, sei Demokrits Eigentum, der dieses System völlig selbständig erfunden und durchgeführt habe. Ihre hauptsächlichen Stützpunkte hat diese Auffassung in den Worten Epikurs bei Laert. X 13: ἀλλ' οὐδὲ Λεύκιππόν τινα γεγενῆσθαι φιλόσοφον, d. h. es habe kein Philosoph L. existiert. Zu einer anscheinend so paradoxen Behauptung konnte sich, so meint R., Epikur nur berechtigt glauben, weil von Leukipps leiblichem Dasein und seiner Thätigkeit keine sichere Spur vorhanden war (bei Dem. wurde er ohne Zweifel nicht erwähnt), und weil der μέγας διάκοσμος nur von Theophr. ausdrücklich dem L. zugeschrieben wurde, während er in der sonstigen Überlieferung fast durchweg als demokritisch galt. Auch der Verfasser der Schrift d. X. M. G. 980 a 7 spricht mit den Worten ἐν τοῖς Λευκίππου καλουμένοις λόγοις seinen Zweifel an dem leukippischen Ursprunge der Schrift aus. Diese Gründe hält R. für gewichtig genug, um sich in der zwischen Epikur und Theophrast herrschenden Kontroverse ent-

schieden auf die Seite jenes zu stellen. L. hat seinen Platz in der Geschichte der Philosophie nur dadurch behauptet, daß er bei der später üblichen, wahrscheinlich auf Sotion (in diesem glaubt R. das Bindeglied zwischen Hippolytos und Laertios zu sehen) zurückgehenden Zweiteilung der Philosophie in eine ionische und italische Reihe zur mechanischen Verknüpfung der Demokriteer mit den Eleaten notwendig war. Aber diese Annahme eines L. war keineswegs allgemein. Apollodor hat in seinen Chronika schwerlich zwischen Zenon (464) und Demokrit (420) L. eingeschoben, da bei ihm der Unterschied zwischen Meister und Jünger regelmäßig 40 Jahre betrug; vielmehr war nach ihm Dem. wahrscheinlich ein Schüler des Anaxagoras (den Altersunterschied von 40 Jahren zwischen beiden hat Apollodor nicht bei Dem. vorgefunden, bei dem er nur las: νέος κατὰ πρεσβύτην Ἀναξαγόραν ἦν, sondern nur durch Berechnung gefolgert). Nicht bloß Lukrez, sondern auch Sext. Emp. nennt den L. nie (am auffälligsten ist sein Schweigen math. IX 363), und Cicero de nat. deor. II 66 spricht zweifelnd von ihm: Democriti sive etiam ante Leucippi [R. beachtet nicht, daß diese Worte innerhalb einer gegen einen Epikureer gerichteten Ausführung stehen und daher offenbar mit besonderer Vorsicht gewählt sind (s. Zeller 837, 1); in der auf Theophr. zurückgehenden Stelle Luc. 118 dagegen nennt Cic. den L. ohne Hinzufügung irgend eines Zweifels und reiht ihm Dem. als seinen in den Prinzipien mit ihm durchaus übereinstimmenden Nachfolger an; vgl. Diels Dox. 120 f.]. Gerade der μέγας διάκοσμος, der wahrscheinlich das Weltganze darstellte, während der μικρὸς διάκοσμος die Welt des Menschen behandelte, gilt in der nachtheophrastischen Zeit allgemein als demokritisch. Von einer Berücksichtigung der Atomistik vor Dem., etwa bei Anaxagoras oder Melissos, kann R. keine Spur entdecken.

Gegen diese Ausführungen wendet sich mit einigen kurzen Bemerkungen F. Kern in einem Nachtrage zu seiner später zu besprechenden Abh. über Demokrits Ethik (Zschr. f. Philos., Ergänzungsh. 1880) S. 23—26. Die Äußerung Epikurs vermag er nicht mit Rohde so aufzufassen, als ob ein Philosoph L. überhaupt nicht existiert habe, φιλόσοφον könne nur prädikativ genommen werden (?). Auch handle es sich nach dem Zusammenhange nur um die Leugnung des Lehrerverhältnisses, nicht um die der Existenz der beiden Philosophen Nausiphanes (?) oder L. Mit dieser grammatisch und sachlich unhaltbaren Deutung der Stelle (auf den Zusammenhang ist an vielen Stellen des Laert. nach der Art, wie sein Werk zu stande gekommen ist [s. Ber. I 183 und 185 ff.], kein Wert zu legen) läßt sich Rohdes Hypothese nicht beseitigen. Überzeugend dagegen sind die Argumente, mit denen Diels (No. 363) diese Hypothese bekämpft.

D. erklärt sich zunächst mit Rohdes Auffassung der Äußerung Epikurs über L. einverstanden; τινά bezeichne nicht, wie Zeller früher annahm, „ein namhafter“, sondern habe einen polemischen Charakter, wie unser „ein gewisser“, und φιλόσοφον sei nur hinzugefügt, weil es möglicherweise homonyme Männer anderen Standes gebe. Auch darin giebt er Rohde recht, daß die Lehre des L. uns nur in den von Aristot. und Theophr. gegebenen Berichten vorliege, was aber auch für andere Philosophen wie Anaximander, Archelaos und so ziemlich auch für Xenophanes gelte, sowie darin, daß nach diesen Berichten Leukipps System mit dem Demokrits in allem Wesentlichen vollständig übereinstimme (eine der nebensächlichen Differenzen ist die leukippische Erklärung des Donners aus dem eingeschlossenen Feuer [Aët. III 3, 10], die sich an Anaximander anlehnt, während Dem. [ebd. § 11] mit seinem σύγκριμα ἀνώμαλον offenbar durch Anaxagoras [ebd. § 4, vgl. II 30, 2] beeinflußt ist. Rohdes Behauptung dagegen, daß die Lehre von der Subjektivität der Empfindungsqualitäten dem Dem., aber nirgends dem L. zugeschrieben werde, ist falsch (vgl. Aët. IV 9, 8); der Satz: ἐτεῇ ἄτομα καὶ κενόν, τὰ δὲ ἄλλα πάντα δοξάζεται mag den Worten nach Dem. gehören, aber unzweifelhaft ist dieses dem eleatischen Programm direkt nachgebildete Schibboleth des Materialismus ebenso gut leukippisch). Ebenso ist gegen den Schluß, den R. daraus zieht, daß dann also Dem. dem L. nicht selbständiger als etwa Theophr. dem Aristot. gegenüberstände, nichts einzuwenden. Dagegen befindet sich R. in einem schweren Irrtum, wenn er, durch die vorgefaßte Idee von Demokrits Originalität verführt, die Existenz des L. zu leugnen und damit Aristot. und Theophr., die Grund- und Ecksteine unserer Kenntnis der vorsokratischen Philosophie, als betrogene Betrüger hinstellt und zwar in einer Frage, in der es sich nicht um die Kritik und Auffassung fremder Systeme, sondern um die durch Aristot. wohlverbürgte historische Existenz eines gewaltigen Denkers handelt. Freilich wissen weder Geschichte noch Sage etwas von Leukipps Lebensumständen zu berichten, abgesehen von der doppelten Angabe über seine Vaterstadt bei Theophr., die nicht bloß aus Leukipps Schriften geschöpft sein kann, sondern auf anderweitige Überlieferung deutet. Aber dieses Schweigen beweist nur, daß seine Persönlichkeit sich auf die innere Thätigkeit der Schule beschränkte und darum bei den Zeitgenossen rasch in Vergessenheit geriet. Wenn Aristot. zuerst mit Dem. den L. nennt, so hat er dies sicherlich nicht auf ein unbestimmtes Gerücht oder auf bloße Büchertitel hin, sondern auf grund einer genauen Tradition über die Geschichte der Atomistik gethan. Daß die vulgäre Überlieferung später L. ganz vergessen konnte, erklärt sich daraus, daß Leukipps Schriften nur unter Demokrits Namen umgingen. Dies konnte um so leichter geschehen, als keine von

den philosophischen Schriften des 5. Jahrhunderts einen prägnanten, vom Schriftsteller selbst gewählten Titel gehabt zu haben scheint; sie werden unter der stereotypen Aufschrift περὶ φύσεως, bisweilen auch περὶ τοῦ ὄντος mit Recht oder Unrecht zusammengefaßt. Und wie der Titel, so fehlte auch der Name [aber er stand in den Prosaschriften des 5. Jahrhunderts gewöhnlich am Anfange der Schrift selbst; s. Ber. I 275 und was Diels selbst später zu Fr. 1 seiner Heraklitausg. bemerkt hat]. So blieb der Name des Meisters mehr in der Tradition als in den Exemplaren erhalten. Das demokritische Korpus ist daher wahrscheinlich als das Archiv der atomistischen Schule aufzufassen, in dem Älteres und Jüngeres sich an das Hauptwerk angeschlossen hat. In der That stehen dann auch im thrasyllschen Kataloge der demokritischen Schriften die beiden von Theophr. dem L. zugeschriebenen Bücher μέγας διάκοσμος und περὶ νοῦ. Das Verhältnis des μικρός zum μέγας διάκοσμος ist nicht das des Makrokosmos zum Mikrokosmos, sondern ist nach Analogie von μικρὰ Ἰλιάς und Ἱππίας μείζων u. s. w. zu beurteilen. Auch konnte der kleine Diakosmos nicht gut die Anthropologie enthalten, da Dem. dann dasselbe Thema in dem Werke περὶ ἀνθρώπου φύσιος behandelt haben müßte. Das einfachste ist, im großen Diakosmos die Urschrift des Meisters zu erblicken, die sein Schüler im kleinen Diakosmos in ein kürzeres System brachte. Gegen Rohdes Annahme, daß die zweite Schrift des L., περὶ νοῦ, auf einfacher Verwechselung mit Dem. beruhe, da L. so gut wie ausschließlich von den kosmologischen Grundsätzen der Atomistik gehandelt habe, bemerkt D. treffend, daß die wichtige, in der peripatetischen Quelle dem L. zugeschriebe Lehre von den Bildern, auf denen die atomistische Psychologie aufgebaut ist, nur in der leukippischen Schrift περὶ νοῦ stehen konnte. Die bei Aët. I 25, 4 aus dieser Schrift angeführten Worte fügen sich ungezwungen in den mutmaßlichen Gedankeninhalt der Schrift; denn der konsequente Materialismus mußte auch die Geistesthätigkeit auf die εἱμαρμένη, ins Physikalische übersetzt, auf die Schwerkraft, zurückführen. Der Titel περὶ νοῦ erklärt sich daraus, daß den Atomikern ψυχή und νοῦς dasselbe war und L. die αἴσθησις und die νόησις auf gleiche Weise aus den εἴδωλα entstehen ließ. Daraus endlich, daß Epikur in den Schriften Demokrits den Namen des L. nicht erwähnt gefunden hat, dürfen wir nicht mit ihm den Schluß ziehen, L. habe nicht existiert. Dem. brauchte nach antiker Sitte den Namen seines Lehrers so wenig zu nennen wie Theophr. und Eudemos den des Aristot., zumal man nur dann Namen von Autoren zu bringen pflegte, wenn man von ihnen abwich Wenn die traditionellen Exemplare die Schrift des L. unter Demokrits Namen führten, so war für die alexandrinischen Bibliothekare die Sache entschieden, und sie glaubten genug gethan zu haben, wenn sie die abweichende Ansicht

Theophrasts erwähnt hatten. — Nach dieser Zurückweisung der Rohdeschen Argumente bringt D. nun auch noch einen positiven Nachweis für die Existenz des L. Dem. wirkte und schrieb um d. J. 420, jedenfalls vor Anaxagoras. Wenn sich also bei einem der früheren Philosophen sichere Spuren von einer Einwirkung der Atomistik wahrnehmen lassen, so kann nur L. der Urheber des Systems sein. D. will ganz davon absehen, daß Zeller 1026 f. und 983 f. mit großer Wahrscheinlichkeit eine Abhängigkeit des Anaxagoras und Melissos von der Atomistik behauptet und daß Empedokles (s. o. S. 43 f.) in wichtigen Punkten seiner Lehre an dasselbe System anknüpft (wenn Rohde umgekehrt den Namen des Emp. in einer angeblich leukippischen Schrift gefunden haben will, so beruht dies auf einem Mißverständnis von Aristot. de. gen. 325b 5. Ebenso mißverstanden hat R. Ps.-Arist. de X. M. G. 980a 7, wo ἐν τοῖς Λευκίππου καλουμένοις λόγοις sicher nicht ein Gorgias entlehntes Citat ist, sondern auf Aristot. 325a 11 zurückgeht; in καλουμένοις liegt kein Zweifel an L., sondern es deutet das Ungewöhnliche des Ausdruckes λόγοι an). Aber von Diogenes bezeugt Theophr. Phys. op. Fr. 2 mit deutlichen Worten, er habe sein System eklektisch aus Anaxagoras und L. zusammengestellt. Rohde mag recht haben, daß dies nichts weiter bedeute, als daß Diogenes dem μέγας διάκοσμος manches entlehnt habe. Aber Diogenes schrieb nach Anaxagoras, den er benutzte, und vor den aristophanischen Wolken, die ihn parodierten. Viele physikalische Scherze in diesem Stücke passen wenig auf Sokrates, vortrefflich aber auf Diogenes, dessen Theorie entweder durch ihre Wunderlichkeit oder durch die Anklage, die ihm nach Laert. IX 57 [s. jedoch Volkmann d. Diog. Laert. I S. 6, der nachgewiesen hat, daß hier ein auf Anaxagoras bezügliches Einschiebsel vorliegt; vgl. Zeller 259, 1] seine Freigeisterei zugezogen zu haben scheint, die Aufmerksamkeit der Athener erregt haben muß. Vor allem entspricht Wolken 227–233 genau der Lehre, ja der Terminologie des Diog. (vgl. besonders das für Diog. typische ἰκμάς), wie bereits Petersen Hippocr. scripta ad temp. rat. dispos. Hamburg 1839 nachgewiesen hat. Nur die ebenso eigentümliche wie lächerliche Lufttheorie des Diog. kann hier verspottet sein, nicht etwa, wie R. meint, die ähnliche Meinung Heraklits, die dem athenischen Publikum viel zu fern lag und schwer verständlich war. Wenn v. 264 Sokrates und sein Schüler zu dem Herrscher 'Αήρ beten, so thun sie es genau im Sinne des Diog. (Philodem d. piet. I 6b und Diog. Fr. 3). Man wird es jetzt nicht mehr auffällig finden, daß die formenwechselnde Luft auch bei Aristoph. bald als leuchtender Äther, bald als unermeßliches Chaos, das an mehreren Stellen nicht die Leere, sondern die Luft bedeutet, bald als Nebel göttlicher Verehrung gewürdigt wird, noch, daß das nach Diog.

mit dem Denken identische Atemholen (ἀναπνοή)) als Göttin angerufen wird (v. 627). So erst versteht man den Titel und die ganze Anlage des Stückes, den Chor der Wolken als weiblichen Vertretern des Ἀήρ. (Eine Anspielung auf Diog. findet D. auch bei Demokr. fr. var. arg. 5 Mull., wo unter den λόγιοι ἄνθρωποι dieser Philosoph zu verstehen sei; vgl. Diog. Fr. 3 und 6. Letzteres schwebte auch bei Eurip. Troad. 884 vor [S. o. S. 82].) Da hiernach Diog. seine Physik vor 423 veröffentlicht haben muß, da er ferner den großen Diakosmos benutzt hat und eine genauere Zwischenzeit anzunehmen ist, in der das atomistische System dem Apolloniaten und dessen Philosophie wieder dem athenischen Publikum bekannt werden konnte, so kann nicht Dem., sondern nur L. der Verfasser des μέγας διάκοσμος sein, den wir uns 30—40 Jahre älter als Dem. denken werden. L. ist und bleibt also der geniale Erfinder der Atomistik, Dem. aber ihr beredtester Apostel, der wegen seines wahrhaft aristotelischen Forschertriebes, der großartigen Vielseitigkeit seiner Studien und der Formvollendung seiner Schriften neben L. mit Ehren genannt zu werden verdient. Er ist auch der Altmeister der Philologie, der, wie das Verzeichnis Thrasylls lehrt (das ὀνομαστικόν ist vermutlich keine demokritische Schrift, sondern das nach antiker Sitte [vgl. Hippokrates] dazu gehörige Wörterbuch), an Homer anknüpfend zuerst in umfassender Weise die Gesetze der Musik, der Poesie und der Sprache überhaupt festzustellen unternommen hat.

Dem schweren Geschütze dieser Gründe hat das lockere Gefüge der Rohdeschen Hypothesen nicht standhalten können. Mit vollem Rechte schließt sich Zeller 838 f. (vgl. 274 f.) den Hauptergebnissen der Dielsschen Beweisführung an und bemerkt, daß R. durch ihn erschöpfend widerlegt worden sei. An diesem Ergebnis wird auch durch den in No. 364 unternommenen Versuch Rohdes, seine Hypothese zu verteidigen, nichts irgendwie Wesentliches geändert. R. erklärt Diels' Voraussetzung, die traditionellen Exemplare hätten die Leukippschen Schriften unter Demokrits Namen geführt, erst Aristot. und Theophr. hätten sie, auf der internen Überlieferung der atomistischen Schule fußend, dem L. zugesprochen, und der Tradition zuliebe hätten sie dann die Alexandriner wieder an Demokrits Namen geknüpft, hauptsächlich aus folgenden Gründen für unwahrscheinlich: 1. Jene Schultradition mußte doch dem Epikur, der Schüler des Nausiphanes war, mindestens ebenso zugänglich gewesen sein wie dem Aristot.; zu Epikurs Zeiten aber wußte man so wenig von L., daß jener es wagen konnte, seine Existenz zu leugnen. Man darf doch dem Epikur nicht eine Flunkerei so auf gut Glück zutrauen, zumal er in diesem Falle nicht das geringste Interesse an der Entstellung der Wahrheit hatte. Für das gelehrte Altertum war die Existenz des L. so gut wie ausgelöscht,

[aber in der doxographischen und biographischen Litteratur lebte er doch fort; s. Aët. und Laert.], und die Schrift oder die Schriften, die nach Theophr. dem L. gehörten (R. giebt jetzt zu, daß Th. auch die Schrift π. νοῦ möglicherweise auf L. zurückführte), teilte man dem Dem. zu. 2. Diels schlägt die kritische Befähigung des Kallimachos und der alexandrinischen Bibliothekare überhaupt zu gering an. Selbst Thrasyll schloß die ἀσύντακτα aus dem Bestande der demokritischen Schriften aus. Daß gerade in diesen Schriften, für die Kallimachos nachweislich eine besondere Vorliebe hatte, scharfe Kritik geübt worden ist, beweist die von Diels übergangene Notiz bei Suidas s. v. Δημόκριτος, echt seien nur der μέγας διάκοσμος und περὶ φύσεως κόσμου. Die Alexandriner werden also ihre Gründe gehabt haben, von der ihnen wohlbekannten Ansicht des Aristot. und Theophr. abzuweichen. Aus diesen und ähnlichen Gründen verwirft R. die Dielssche Auffassung und beharrt bei der seinigen, nach welcher der ehedem fälschlich unter Leukipps Namen verbreitete und als eine Schrift dieses Philosophen von Aristot. benutzte μέγας διάκοσμος späterhin dem L. abgesprochen und dem Dem. zugesprochen wurde. Die Annahme, daß auch Aristot. durch eine unrichtige Überschrift getäuscht sein könne, hält er für kein Sakrileg; habe doch z. B. Theophr. in der Zuteilung der Νικίου ἀπολογία an Lysias geirrt. — Diese Ausführungen beweisen nur, daß sich in einer so komplizierten Frage leicht allerlei Schwierigkeiten herausfinden lassen, die in einwandsfreier Weise zu beseitigen bei der Dürftigkeit unserer Überlieferung oft unmöglich ist. Aber den Kern der Sache trifft Rohdes Argumentation nicht; sie ist vielmehr so recht dazu angethan, ihn zu verhüllen. Die Hauptfrage, der gegenüber hier alles andere als nebensächliches Beiwerk erscheint, lautet so: sollen wir in diesem Streite über einen der wichtigsten Punkte der Philosophiegeschichte dem klaren Zeugnis der besten und zuverlässigsten Kenner der vorsokratischen Systeme oder dem gelegentlich hingeworfenen Paradoxon eines Epikur folgen? Die Antwort kann für den unbefangenen Beurteiler nicht zweifelhaft sein. Vgl. die außerhalb unserer Berichtszeit liegenden „Demokritstudien“ Dyroffs § 1 und dazu meine Rezension Berl. Philol. W.-Schr. 1900, 1538 f. Es liegt hiernach für uns keine Veranlassung vor, auf die einzelnen Argumente Rohdes einzugehen. Bemerken will ich nur, daß es sonderbar anmutet, wenn ein so gründlicher Quellenforscher wie R. sich auf jene absonderliche Notiz bei Suid. über die beiden einzigen echten Schriften Demokrits beruft, eine Notiz, die sich schon durch den sonst nirgends überlieferten Titel π. φύσεως κόσμου verdächtig macht und, mag sie stammen, woher sie wolle, sicher nicht auf Kallimachos zurückgeht. — Beachtenswerter ist, was R. am Schlusse gegen Diels' Versuch einwendet, die Unmöglichkeit, daß Dem. den

μέγας διάκοσμος verfaßt habe, chronologisch darzuthun. Allerdings will er die früher von ihm bezweifelte Thatsache, daß Diog. in den Wolken parodiert werde, nicht mehr in Abrede stellen. Aber indem Diels behaupte, Dem. habe um 420 geschrieben, zeige er, daß er dem Zeugnis Apollodors zu große Bedeutung beilege, und setze sich dadurch mit seiner eigenen Ansicht über den absoluten Wert der chronologischen Ermittelungen Apollodors [s. Ber. I 195] in Widerspruch. Wenn dieser den Dem. gerade um 40 Jahre jünger sein ließ als Anaxagoras, für dessen Schüler er ihn gehalten zu haben scheint (?), so dürfe man dies doch nicht als historische Thatsache ansehen. Dem. könne ebensogut etwa 475 wie 460 geboren sein und bis 423 oder auch schon bis etwa 435 seinen μέγας διάκοσμος geschrieben haben. Aus solchen chronologischen Erwägungen sei die Entscheidung der Streitfrage nicht zu gewinnen. Dieser Einwand hat eine gewisse Berechtigung. Wenn der Nachweis, daß sich Diog. an L. angeschlossen habe, lediglich von der Zuverlässigkeit der Angabe über Demokrits Geburtsjahr (460) und seine ἀκμή (420) abhinge, so würde er auf keiner allzu sicheren Grundlage ruhen (s. Zeller 839 ff.). Aber wie man auch über den Wert des apollodorischen Zeugnisses denken mag, es giebt andere, teils auf glaubwürdige Berichte, teils auf Dogmenvergleichung sich stützende Gründe, die es unwahrscheinlich machen, daß Dem. mit der Darstellung seines Systems erheblich früher als um 420 hervorgetreten sei. Empedokles, der frühestens 492 geboren wurde (s. Ber. I 201), wird seine Φυσικά kaum vor der Mitte des Jahrhunderts geschrieben haben. Ihm folgte nach der bekannten Äußerung des Aristot., die in dem inneren Verhältnis der beiderseitigen Lehren ihre Bestätigung findet, als Schriftsteller Anaxagoras nach. Auch Melissos hatte den Emped. und, wie sich unschwer aus Fr. 17 nachweisen ließe, auch Anaxag. vor Augen. Nimmt man nun hinzu, daß Dem. nicht nur gegen Anaxag., sondern auch gegen Protag., dessen Ἀλήθεια ohne Zweifel später als die Schriften der genannten Philosophen erschienen ist, polemisiert hat, und bedenkt man, daß die Produktion philosophischer Schriften ebenso wie ihre Wirkung in die Ferne in damaliger Zeit nicht sehr schnell vor sich gegangen sein kann, so wird man Demokrits Hauptschrift mindestens sehr nahe an die erste Aufführung der Wolken (423) rücken müssen. Wie soll da noch Raum bleiben für die Veröffentlichung der Lehre des Diog. und ihre allgemeine Verbreitung in weiten Kreisen des athenischen Volkes, wie sie die aristophanische Komödie voraussetzt? Weitere Gründe für eine spätere Ansetzung der schriftstellerischen Wirksamkeit Demokrits s. zu No. 366. Mag man aber auch alle diese chronologischen Berechnungen als ein zu unsicheres Fundament nicht gelten lassen, so bleibt doch das Zeugnis des Theophr. über die Abhängigkeit des Dem.

von L., das wegen der Autorität seines Urhebers nicht verworfen werden kann und durch bestimmte noch uns erkennbare Übereinstimmungen in Einzelheiten der Lehre bekräftigt wird (s. Zeller 275, 4). Schiebt man hier mit R. an Stelle des L. den Dem. unter, so ergiebt sich der Widersinn, daß Diog. gerade in solchen Lehren (vgl. das oben über die Erklärung des Donners Bemerkte) mit Dem. zusammentreffen würde, die von der sonst überlieferten Auffassung des Abderiten abweichen. Derartige Differenzen mit R. auf Widersprüche Demokrits mit sich selbst zurückführen hieße denn doch den Knoten zerhauen, nicht lösen. Es ist höchst auffällig, daß R. diesen wichtigsten der von Diels gegen ihn angeführten Gründe in der 2. Abh. völlig übergeht. Gesteht er damit nicht die Schwäche seiner Sache ein?

Aus diesem Streite hat sich eine neue Fehde zwischen Natorp und Diels entsponnen, die sich hauptsächlich um das zuletzt besprochene Verhältnis des Diog. zu Leuk. und Dem. dreht. Natorp (No. 365) bestreitet die Bündigkeit der Dielsschen Schlußfolgerung, nach welcher der von Diog. kompilierte μέγας διάκοσμος nicht von Dem. herrühren kann. Wenn er sich hierbei zunächst in chronologischer Hinsicht gegen Diels' Ansätze und für Unger erklärt, der die Angaben Diodors (Dem. gest. 404, 90 J. alt) wieder zu Ehren gebracht habe (?), und demgemäß Demokrits schriftstellerische Thätigkeit spätestens 440 beginnen läßt, so hat er sich durch diese Vertretung des chronologischen Systems (vgl. Ber. I 201) den nicht ganz unverdienten Vorwurf von Diels (No. 366) zugezogen, daß er in chronologischen Fragen ein Dilettant sei. Er leugnet ferner den Anschluß des Diog. an Anaxagoras und L. Die darauf bezüglichen Angaben bei Simplicius brauche man durchaus nicht, wie Diels in den Doxogr. 477, 5 ff. thut, mit zu den Exzerpten aus Theophr. zu rechnen. Aber auch aus der Lehre des Diog. selbst lasse sich eine Abhängigkeit von jenen beiden Philosophen nicht erschließen. Mit L. wenigstens habe bisher noch niemand irgend eine Übereinstimmung nachweisen können. Wenn Diog. bei Aët. II 4, 6 mit Anaxag., L. u. a. wegen der Lehre von der Vergänglichkeit der Welt zusammengestellt werde, so sei dies ein Versehen, da anderwärts (bei Simpl. phys. 1121, 12) die Lehre des Diog. vom Weltuntergange mit der des Anaximenes und Heraklit zusammengefaßt und von der anders gearteten des Anaximander, Leuk., Dem. und Epikur getrennt werde [nach Zeller 251 vertragen sich beide Angaben wohl mit einander]. Noch unglaublicher sei die Angabe bei Laert. IX 57: κόσμους ἀπείρους καὶ κενὸν ἄπειρον, da Diog. unmöglich zugleich die unendliche Luft und das unendliche Leere behaupten konnte [dies mag zutreffen; aber derartige eine Reihe von Philosophen zusammenfassende Berichte sind überhaupt mit großer Vorsicht zu benutzen; viel wichtiger sind die ge-

sonderten Berichte über Demokrits Erklärung einzelner physikalischer Erscheinungen, und da ist es doch merkwürdig, daß N. die von Diels S. 97, 7 angeführte Ansicht des Dem. über die Entstehung des Donners, die die Lehren des Anaxagoras und des L. verknüpft und von der des Dem. sich deutlich unterscheidet, ganz unbeachtet läßt]. Zwischen Diog. und Anaxag. seien zwar Übereinstimmungen in Einzelheiten erweislich, aber sie erlaubten keinen Schluß auf wesentliche Abhängigkeit jenes von diesem. Diog., so führt N. weiter aus, gehört, wie auch Schleiermacher und Krische annehmen, durchaus der alten Richtung der ionischen Naturphilosophie an und ist von der Atomistik, ebenso wie von Anaxagoras unberührt geblieben [wie stimmt das zu dem eben zugegebenen Zurückgreifen des Diog. auf Anaxag. in Einzelheiten?]. Dem anaxagoreischen Dualismus steht er ganz fern. Wenn er dem Urstoffe νόησις beilegt, so hat das mit dem νοῦς des Anaxag. nichts zu thun; denn dieser steht dem Stoffe gegenüber, während nach Diog. der Stoff die Vernunft selber ist und sie in sich trägt. In dieser Belebung des Stoffes kommt er mit Anaximander überein, und noch näher steht er dem Anaximenes, dem das seelenhafte περιέχον gleichfalls als göttlich gilt. Auch Heraklit war darin dem Diog. vorangegangen. An den Ephesier erinnert seine Lehre selbst in solchen Einzelheiten wie die, daß die trockenste Seele die beste ist. Die Widersprüche, die Zeller 272 f. in der Lehre des Diog. finden will, treffen diesen nicht oder doch nicht in höherem Maße als die ganze alte Physiologie. Wir müssen im Einklang mit Aristot.*) und vermutlich auch mit Theophr. (?) in seiner Lehre einen späten Ausläufer der altionischen Naturphilosophie sehen, der den wesentlichen Charakter dieser treu bewahrt hat. Damit ist nicht ausgeschlossen, daß er gegen Anaxag. polemisiert und dabei von diesem wie von Emped. Einzelheiten übernommen hat. Daß sich Demokrits Worte (fr. var. arg. 6) auf Diog. beziehen, ist möglich, aber nicht sicher. Bei Eurip. Troad. 884 dagegen möchte N. lieber eine Hinweisung auf Heraklit Fr. 65 sehen [aber beide Stellen haben nichts mit einander gemein; bei Herakl. ist weder von der Luft noch vom νοῦς βροτῶν noch von der ἀνάγκη φύσιος die Rede].

---

*) Aristot. nennt nur einmal (984a 5) Diog. mit Anaximenes zusammen als Vertreter der Luftlehre; in der Psychologie (407a 21) reiht er ihn an Dem., Anaxag. (!) und Thales an und läßt ihm den Heraklit folgen; in der Lehre vom Atmen der Tiere endlich (470b 30) stellt er zwischen ihm und Anaxag. (!) eine weitgehende Übereinstimmung und zugleich einen Gegensatz gegen Dem. (!) fest. An den wenigen Stellen, wo sonst noch Diog. erwähnt oder auf ihn hingedeutet wird, erscheint er isoliert (s. Bonitz im Index Aristot.). Wie kann sich N. bei diesem Thatbestande auf Aristot. berufen?

In seiner Entgegnung auf Natorps Angriffe weist Diels (No. 366) nach Zurückweisung der Ungerschen Ansätze (s. o.) zunächst auf die chronologische Unwahrscheinlichkeit der Annahme hin, daß Dem. spätestens um 440 als Schriftsteller aufgetreten sei. Wenn Dem. den μέγας διάκοσμος, das klassische Buch der Atomistik, geschrieben hat, so würde man eher noch ein höheres Lebensalter als das 40. Jahr voraussetzen müssen, da die alten Philosophen in einem früheren Lebensalter keine selbständige Weltanschauung aufstellten. Die Reminiscenz an Anaxag. im μικρὸς διάκοσμος läßt sich viel leichter auf einen Verstorbenen als auf einen Lebenden beziehen. Auch muß die Begegnung mit Anaxag. (Laert. IX 34) in die letzten Lebensjahre dieses Philosophen fallen, die er in Lampsakos zubrachte, etwa um 430. Danach in seine Vaterstadt zurückgekehrt, muß Dem. seine systematischen Schriften angefangen haben und könnte daher den μέγας διάκοσμος nicht vor 420 verfaßt haben. Die Stelle Aristot. 642 a24 (vgl. 987b 1 und 1078b 17), auf die sich N. berufen hatte, beweist nichts für eine Ansetzung des Dem. vor Sokrates, da Aristot. dort jeder chronologischen Entscheidung aus dem Wege geht und man überdies nur an die letzte Zeit der sokratischen Schule denken kann. Die von Schleiermacher ausgesprochenen Bedenken gegen die Autorität des theophrastischen Zeugnisses sind jetzt hinfällig, nachdem der Ursprung der theophrastischen Exzerpte bei Simplic. aus den Φυσικαὶ δόξαι durch Diels dargethan ist. Theophr. geht besonders darauf aus, die Priorität der einzelnen Gedanken festzustellen, die Eigentümlichkeiten jedes Philosophen zu betonen und wiederum die Stellen zu bezeichnen, wo er mit andern zusammentrifft (D. führt zum Erweise dessen eine große Anzahl von Beispielen an). Auch in Theophrasts περὶ αἰσθητῶν ist viel von den ἴδια und κοινά der Philosophen die Rede. Danach erkennt man in dem Bericht über Diog. deutlich die Methode Theophrasts: in den Prinzipien folgt Diog. dem Anaximenes, in den meisten übrigen Dogmen eklektisch dem Anaxag. und L. Bei keinem andern Biographen oder Kommentator ließe sich die Tendenz einer solchen Dogmenvergleichung erklären, keiner würde die Fähigkeit besessen haben, über Entlehnungen des Diog. aus L. sich ein Urteil zu erlauben außer Theophr., nach dem, wie Rohde gezeigt hat, kein Mensch mehr eine selbständige Vorstellung von L. hatte. Außerdem kommt συμπεφορημένως = eklektisch in der späteren Litteratur nicht vor (Doxogr. 81, 4), wohl aber bei dem Zeitgenossen Theophrasts, Epikur. Der von N. vermißte Nachweis, daß Diog. den μέγας διάκοσμος benutzt hat, ist von Diels No. 363 S. 97, 7 (s. o. S. 92) geführt worden. Solche Entlehnungen aus L. und Anaxag. beziehen sich hauptsächlich auf das Physikalische, nicht auf das Metaphysische und Erkenntnistheoretische, obwohl es auch an Übereinstimmungen in wichtigeren

Dingen nicht fehlt (vgl. Aët. IV 9, 8 und Diels a. a. O. 98 g. E.). Wenn N. den Dielsschen Nachweis diogenischer Anklänge in Eurip. Troad. nicht gelten lassen und hier Heraklits Spur erkennen will, so ist es lächerlich, den Zeus, der die Erde hält und auf der Erde seinen Sitz hat, der heraklitischen Feuerseele gleichzusetzen. Auch die Verweisung auf einen der dunkelsten Aussprüche Heraklits ist wertlos [s. o.]. Am allerverkehrtesten aber ist das Argument, Eurip. werde doch lieber auf einen wahrhaft großen Philosophen als gerade auf Diog. angespielt haben, zumal da dieser bereits dem Spotte der Komödie verfallen gewesen sei. D. führt eine Stelle aus Ps.-Hippokr. de flat. c. 3 (VI 94 Littr.) an, die nach Inhalt und Terminologie den Einfluß des Diog. verrät (vgl. Ilberg stud. Pseudippocr. 21); der letzte Satz ἀλλὰ μὴν καὶ ἡ γῆ τούτου βάθρον οὗτός τε γῆς ὄχημα hat genau dieselbe Stelle vor Augen wie Eurip., nur daß der Sophist das technische βάθρον unverändert beibehalten, der Dichter dagegen paraphrasiert hat.

Was Natorp diesen durchaus zutreffenden Ausführungen gegenüber in No. 367 vorbringt, will wenig besagen. Abgesehen von der Erklärung der Euripidesverse (N. giebt die Beziehung auf Heraklit preis, bleibt aber dabei, daß die Grundanschauung im wesentlichen heraklitisch sei), wiederholt er nur seine früheren Behauptungen, ohne auf die eigentlich entscheidenden Beweise seines Gegners einzugehen. Die wenigen neuen Gründe, die er für seine Auffassung anführt, sind nicht stichhaltig. Gegen den theophrastischen Ursprung der Mitteilung bei Simpl. soll der Umstand sprechen, daß Theophr. d. sens. Diog. in einer Reihe neben den bedeutendsten Philosophen behandelt, wobei er ihm durchaus nicht den Vorwurf der unselbständigen Kompilation macht, sondern ihn vielmehr beschuldigt, zu einseitig alles aus seinem Prinzip abzuleiten (Doxogr. 512, 11; 513, 7). Aber Theophr. behandelt hier die dem Diog. eigentümliche Lehre von der Luft als Ursache der Wahrnehmung und hat daher keine Gelegenheit, auf seine Abhängigkeit von Anaxag. oder L. aufmerksam zu machen. Übrigens bespricht er diese Lehre mit unverkennbarer Geringschätzung und bezeichnet sie als widersinnig und einfältig. — Eine spezielle Übereinstimmung des Diog. mit der atomistischen Lehre vermag N. auch jetzt noch nicht zu erkennen. In den beiden von Diels angeführten Fällen sei der Nachweis dafür nicht erbracht. Aus einer Vergleichung von Aët. III 7 und 8 (in § 8 will N. σβέσει ποιοῦντος statt ποιοῦν lesen) ergebe sich, daß Diog. in der Erklärung des Blitzes und Donners fast völlig mit Empedokles, viel mehr jedenfalls als mit L. oder gar mit Anaxag. zusammentreffe, und Aët. IV 9, 8 sei die Überlieferung ganz unglaubwürdig: Diog. könne unmöglich die Subjektivität der Qualitäten behauptet haben, weil dies mit seinem Prinzip im schroffsten Widerspruch stehen würde. —

Gegen diese Behandlung der beiden Aëtiosstellen bemerkt Diels in seinem Berichte über Natorps Abh. (Archiv I 241 f.): 1. Emped. selbst ist in der Erklärung des Gewitters von Leukipps Darstellung abhängig. Nach Natorps Auffassung müßte Diog. das von Emp. in Licht verwandelte Feuer des L. erst wieder in die ursprüngliche Bedeutung zurückverwandelt haben, anstatt einfach die authentische Lehre des L. herüberzunehmen. 2) Im absoluten Sinne hat allerdings Diog. die Subjektivität der Sinnesempfindungen nicht gelehrt, ebensowenig aber die Atomistik. Wenn also Diog. auch die Qualitäten als τρόποι des einen Urstoffs real auffaßte, so konnte, ja mußte er die einzelnen αἰσθητά, wie die Atomisten, durch die verschiedenen τρόποι der νόησις individuell verschieden d. h. νόμῳ apperzerpieren lassen (vgl. Fr. 2 φαίνεται, sowie Simpl. 152, 3 und die ganze Darstellung bei Theophr. d. sens. § 46 ff.). Auch Archelaos hat, der sophistischen Zeitströmmung folgend, Recht und Unrecht für konventionell (νόμῳ) erklärt.

Nachdem aus diesem Doppelkampf um Leukipp und Diogenes Diels als Sieger hervorgegangen war, ruhte der Streit ein Jahrzehnt lang, bis am Schlusse der Berichtszeit Tannery einen neuen Angriff auf die geschichtliche Existenz des L. machte. Es geschah das im ersten Teile derselben Abh. (Pseudonymes antiques), deren zweiten und dritten wir bereits unter No. 226 (vgl. No. 227 und 228) besprochen haben. Wie die Nachläufer des Pythagoreismus, Hiketas und Ekphantos, so versucht T. auch den L. aus dem Gebiete der Geschichte in das der litterarischen Erfindung zu verdrängen. Nach seiner Auffassung, die er freilich vorsichtigerweise in eine hypothetische Form kleidet, hat Dem. die Grundzüge der atomistischen Lehre unter dem Pseudonym Leukippos veröffentlicht. Wie Aristot., wenn er Sokrates citiert, den platonischen meint, wie er von Platon sprechend sehr oft nur an dessen mündliche Lehren denkt, wie er selbst mit Herakleides Pont. und Hestiaios solche Lehren in den λόγοι περὶ τἀγαθοῦ redigiert hatte, und wie diese von Theophr. nachgeahmte Gewohnheit die Doxographen verleiten konnte, fingierte Personen für wirkliche zu halten, so ist es auch zweifelhaft, ob L. wirklich existiert hat. Wenn Epikur dies leugnete, so liegt darin das Zugeständnis, daß er in Abdera keinerlei Anekdoten über L. wie die über Protagoras gehört hatte, während er das von Aristot. und Theophr. als leukippisch bezeichnete Werk sicher gut kannte. Nehmen wir an, Dem. habe den μέγας διάκοσμος redigiert und dabei etwa so begonnen: „Das ist es, was ich den L. habe sagen hören, der mein Freund gewesen ist,“ so erklärt sich das Fehlen jeder biographischen Notiz über L. und ebenso die Art, wie sich Aristot. (?) und Epikur über ihn äußern, endlich auch die verschiedenen Bezeichnungen des Autors jener Schrift. Aus dieser Annahme würde folgen, daß die

Atomistik erst nach Emped. und Anaxag. dargestellt worden ist, was keine Schwierigkeit bietet (?). Möglich wäre, daß Dem. den L. nur fingiert hätte, vielleicht, um nicht unter seinem Namen Doktrinen zu veröffentlichen, die als gottlos betrachtet werden konnten. — Diese Hypothese Tannerys beruht auf lauter unzutreffenden oder unerwiesenen Voraussetzungen und ist noch viel unsicherer als die verwandte Vermutung über Hiketas und Ekphantos. T. wiederholt zum Teil die durch Diels entkräfteten Argumente Rohdes und fügt ihnen neue hinzu, die ebenso unzulänglich sind wie jene. Dies hat Dyroff „Demokritstudien" S. 4 ff. treffend nachgewiesen. Die streng wissenschaftliche Darstellung Demokrits ist nach allem, was wir von diesem Philosophen wissen, toto genere verschieden von den romanartigen Dialogen eines Herakleides Pont. Auch läßt sich das Auftreten Platons unter der Maske des Sokrates, wie wir es gelegentlich bei Aristot. finden, nicht mit der Art vergleichen, wie der Stagirit regelmäßig den L., sei es allein, sei es mit Dem. zusammen, uns vorführt. Vgl. Zeller 838 und Dyroff S. 6. Es steht hiernach außer Zweifel, daß Aristot. über die Lehre des L. nach einer ihm vorliegenden Schrift dieses Philosophen berichtet. Keine einzige der Stellen, an denen L. bei ihm genannt wird, läßt die Annahme zu, daß er diesen nur als eine fingierte Persönlichkeit bei Dem. vorgefunden habe. Die historische Existenz des L. kann hiernach als völlig gesichert betrachtet werden, und man muß sich wundern, daß Brieger in einer kürzlich erschienenen Abh. über Dem. (Hermes 37) S. 56 es noch als zweifelhaft hinstellen kann, ob Dem. oder L. der Begründer der Atomistik gewesen sei.

Eine strenge Sonderung des leukippischen Gutes von dem demokritischen freilich ist mit großen Schwierigkeiten verknüpft und wird sich kaum bis in alle Einzelheiten durchführen lassen. Die wichtigsten der nachweislich bereits von L. entwickelten Lehren hat Zeller schon in der 4. Aufl. 843, 1 zusammengestellt; in der 5. Aufl. 944, 4 fügt er noch die von der Subjektivität der Sinnesempfindungen (vgl. 864, 1 u. Diels o. S. 91) hinzu. Genauer läßt sich Zeller über diesen Punkt in den Miscellanea (Ber. I 276) aus. Er zeigt dort, daß für die Glaubwürdigkeit der Notiz bei Aët. IV 9, 8, Leuk., Dem. und Diog. hätten τὰ αἰσθητὰ νόμῳ angenommen, drei Gründe sprechen: 1. Die Angabe stammt unzweifelhaft aus Theophr., da kein Schriftsteller nach diesem Leukipps μέγας διάκοσμος unter dessen Namen benutzt hat. 2. Wenn Aët. dieselbe Lehre auch Diog. zuschreibt, so wird er dies ebenfalls aus Theophr. haben; Diog. aber kann derartiges nur dem L., nicht dem Dem. entnommen haben. 3. Die von Aët. dem L. beigelegte Ansicht war diesem nicht allein durch den Vorgang seines Lehrers Parmen. nahegelegt, sondern ließ sich auch auf seinem Standpunkte kaum um-

gehen. Daß auch die demokritische Theorie des Sehens bis in ihre Einzelheiten auf L. zurückgeht, hat Zeller in einer kürzlich erschienenen Abh. (Arch. XV 137 ff.) nachgewiesen. Aus alledem ergiebt sich, daß sich Dem. nicht nur in den leitenden Gedanken der atomistischen Physik, sondern auch zum großen Teile in ihrer Verwertung für das einzelne der Naturerklärung eng an L. angeschlossen hat. Windelband, der in seiner Gesch. d. alten Philos.[2] S. 56 ff. zum ersten Male den an sich wohl berechtigten, aber bei der Beschaffenheit unserer Überlieferung gewagten Versuch gemacht hat, Leukipps Philosophie getrennt von der Demokrits zu behandeln, hat in der Sonderung leukippischen und demokritischen Eigentums nicht überall das Rechte getroffen; so, wenn er S. 58 jene Lehre von der Subjektivität der Sinnesqualitäten dem L. abspricht und dem Dem. vorbehält, weil die Anwendung der Gegensätze φύσει — νόμῳ auf die αἰσθητά erst unter sophistischem Einflusse möglich gewesen sei. Die subtile Unterscheidung, die er dabei zwischen der Leugnung der Sinnesqualitäten bei L. und der Behauptung ihrer Subjektivität bei Dem. macht, verstehe ich nicht; diese folgt doch mit Notwendigkeit aus jener. Ob L. schon den Gegensatz zwischen der Subjektivität der Empfindungen und der Objektivität der Atome und des Leeren in eine so scharf zugespitzte Formel (νόμῳ — ἐτεῇ) gebracht hat wie Dem., mag man bezweifeln; aber inhaltlich muß er bei ihm ausgedrückt gewesen sein. Über Demokrits Verhältnis zu Protag. s. u. Ähnlich wie Windelband beschränkt auch Burnet early greek philos. 350 ff. den Anteil Leukipps an der atomistischen Lehre zu sehr, während Gomperz Gr. D. 254 ff. dem L., obwohl er ihn in seiner Darstellung mit Dem. zusammenfaßt, das ihm gebührende Verdienst, die wesentlichen Grundlagen des Systems geschaffen zu haben, ungeschmälert läßt. G. unterscheidet sich auch darin von Windelband, daß er sich in dem Streite zwischen Diels und Rohde entschieden auf die Seite des ersteren stellt, wogegen W. sich über diesen Punkt unsicher und zweifelnd äußert (S. 58 f.). Nur darin stimmt G. Diels nicht zu (S. 455), daß L. dem Theophr. als Schüler des Parmen. gegolten habe; die Worte κοινωνήσας Παρμενίδῃ τῆς φιλοσοφίας (Doxogr. 453, 12) brauche man so wenig wie die wörtlich übereinstimmende Äußerung über das Verhältnis des Anaxag. zur Lehre des Anaximenes (Dox. 478, 18) in diesem Sinne aufzufassen. Das trifft insofern zu, als an beiden Stellen Theophr. nicht von einem eigentlichen Schülerverhältnis redet, sondern nur von gewissen Übereinstimmungen der Lehre. Daß aber ein solcher Zusammenhang zwischen L. und den Eleaten bestand und zwar ein weit engerer als zwischen Anaxag. und Anaximenes, geht aus der Darstellung dieses Verhältnisses bei Aristot. d. gen. I 8, deren Richtigkeit durch eine unbefangene Vergleichung der beiderseitigen

Systeme bestätigt wird (s. Zeller 952 ff.), zur Genüge hervor. Mit Unrecht leugnet G. 277 ff. jede direkte Beeinflussung des L. durch Parmen. und will die Urheber der ihnen gemeinsamen Prämisse: „ohne Leeres keine Bewegung" lieber in älteren namenlosen Denkern, wahrscheinlich Pythagoreern (vgl. G. 144), suchen, die beiden vorangegangen waren und nicht nur das Leere, sondern auch bereits etwas den Atomen Analoges ersonnen hatten (?). Einer anderen auf Leukipps Lehre bezüglichen Bemerkung bei G. 457 f. dagegen stimme ich rückhaltlos zu. Wenn Theophr. (Dox. 483, 17) den L. sagen läßt: καὶ τῶν ἐν αὐτοῖς σχημάτων ἄπειρον τὸ πλῆθος διὰ τὸ μηδὲν μᾶλλον τοιοῦτον ἢ τοιοῦτον εἶναι (G. faßt diesen Satz als Parenthese und ergänzt als Subjekt zu τοιοῦτον: τὸ σχῆμα αὐτῶν), so darf diese Äußerung in der That nicht, wie es gewöhnlich geschieht (so auch Zeller 856, 2) mit der Demokrits bei Plutarch und Sextus: οὐ μᾶλλον τοῖον ἢ τοῖον identifiziert werden. Der Ausspruch Demokrits geht nach dem Zusammenhange gar nicht auf die unendliche Zahl der Atomgestalten, sondern, wie auch Zeller 920, 2 zugiebt, „lediglich auf die sekundären sinnlichen Qualitäten"; die Zahl der subjektiven Variationen der Empfindung aber, die ein und dasselbe Objekt hervorruft, kann nie zu einer unendlichen werden und hat mit der unendlichen Menge der Atomgestalten nichts zu thun. Überdies ist das Vorhandensein dieser unendlichen Zahl und ihre Vereinigung in jedem einzelnen Sinnending zweierlei, wie denn auch Theophr. d. sens. 518, 20 (G. hält die Stelle für verderbt und sucht sie durch mehrere Ergänzungen zu heilen) nur von der Vereinigung vieler, nicht unendlich vieler Atomgestalten in jedem Sinnendinge spricht.

Andere dem L. eigentümlichen Lehren werden gelegentlich in dem folgenden Abschnitt Erwähnung finden, in dem unter dem Sammelnamen Demokrit auch solche Schriften, die sich auf die ältere Atomistik überhaupt beziehen, besprochen werden sollen. Hinweisen will ich hier nur auf die sehr lesenswerte Darstellung der Genesis des Atomismus bei Burnet a. a. O., der L. an Zenon und Melissos anknüpfen läßt. Wir haben es hier freilich mit einer bloßen Möglichkeit, keiner Gewißheit zu thun; andere, wie Zeller und Diels, nehmen, wie wir gesehen haben, umgekehrt eine Beziehung des Melissos auf L. an, vielleicht mit größerem Rechte.

2. Demokrit.

a) Schriften zur Quellenkritik.

368. R. Hirzel, Untersuchungen zu Ciceros philosophischen Schriften. T. I: De natura deorum, Leipzig 1877. T. II: De finibus, de officiis. 2 Abteilungen. Ebd. 1882. — T. III: Academica priora, Tusculanae disputationes. Ebd. 1883.

369. W. Kahl, Demokritstudien. I: D. in Ciceros philosophischen Schriften. Progr. d. Gymn. zu Diedenhofen 1889. 28 S. 4.

370. P. Natorp, Demokritspuren bei Platon. Arch. f. G. d. Ph. III (1890) S. 515—531.

371. H. Usener, Epikureische Schriften auf Stein. Rh. Mus. 47 (1892) S. 414—456.

372. S. Sudhaus, Nausiphanes. Rh. M. 48 (1893) S. 321—341.

373. R. Hirzel, Demokrits Schrift περὶ εὐθυμίης. Herm. 14 (1879) S. 354—407.

374. R. Heinze, Ariston von Chios bei Plutarch und Horaz. Rh. M. 45 (1890) S. 497—523.

375. O. Hense, Ariston bei Plutarch. Ebd. S. 541—554.

376. O. Hense, Seneca und Athenodorus. Univers.-Pr. (Festrede). Freiburg i/Br. 1893.

377. Gregorii Palamae Archiepiscopi Thessalonicensis Prosopopoeia animae accusantis corpus et corporis se defendentis cum iudicio ed. A. Jahn. Halis 1884.

378. E. Maaß, Rezension der Schrift von *M. Heeger, De Theophrasti qui fertur περὶ σημείων libro (Leipzig 1889). Gött. Gel. Anz. 1893 S. 624—642.

379. G. Kaibel, Aratea. Herm. 29 (1894) S. 82—123.

380. H. Diels, Über Demokrits Dämonenglauben. Arch. VII (1894) S. 154—157.

381. M. Berthelot, Des origines de l'alchimie et des oeuvres attribuées à Démocrite d'Abdère. Journ. d. Savants 1884 S. 517—527.

382. P. Tannery, Études sur les alchimistes grecs. Synésius à Dioscore. Rev. d. Études gr. III (1891) S. 282—288.

383. W. Gemoll, Untersuchungen über die Quellen des Verfassers und die Abfassungszeit der Geoponica. Berlin 1883.

384. E. Oder, Beiträge zur Geschichte der Landwirtschaft bei den Griechen. I. Rh. M. 45 (1890) S. 58—99 und 212—222.

Hirzel, dessen Untersuchungen ihrem Hauptinhalte nach nicht hierher gehören (s. die Besprechungen in den Jahresberichten über Ciceros philosophische Schriften und über die nacharistotelische Philosophie), giebt im 4. Abschnitte des 1. Bandes: „Differenzen in der epikureischen Schule“ wichtige Beiträge zu Erkenntnislehre und Ethik Demokrits. Epikur ist nach H. von D. ausgegangen, und zwar nicht bloß in seiner atomistischen Naturlehre, sondern auch in den anderen Disciplinen, zunächst in der Kanonik. Bei D. ist die sinnliche Wahrnehmung der Ausgangspunkt, aber nicht der Sitz unserer Erkenntnis,

wie Aristot. ihn mißverstanden hat. D. war durchaus kein Skeptiker; er hielt nicht jede Sinneswahrnehmung für subjektiv, sondern nur eine gewisse Klasse dieser Wahrnehmungen, die sich auf die sekundären Eigenschaften der Dinge bezieht. Wenn Aristot. Mtaaph. 1009 a 38 den D. im Auge hat, so muß man entweder annehmen, daß dieser seinen Standpunkt gewechselt und früher selbst den des Protag., den er später bekämpft, eingenommen habe, oder man muß in den Worten 1009 b 11: Δημόκριτός γέ φησιν ἤτοι οὐδὲν εἶναι ἀληθὲς ἢ ἡμῖν γ' ἄδηλον eine Folgerung sehen, die D. nicht aus seiner eigenen Lehre, sondern aus der des Prot. zog, um diesen ad absurdum zu führen; dann hat ihn Aristot. (und ebenso Plut. adv. Col. 1108 Df.) mißverstanden und seine Meinung „ins Übertriebene entstellt". [Die erste Annahme ist sehr unwahrscheinlich; in der zweiten liegt etwas Richtiges. Gründlicher und zutreffender hat über den scheinbaren Widerspruch zwischen sensualistischer und skeptischer Auffassung in den uns erhaltenen Berichten über D. Natorp Forsch. 173 ff. gehandelt. Er sucht ihn dadurch zu lösen, daß D. vom erkenntnistheoretischen oder kritischen Standpunkt aus ähnlich wie schon die Eleaten zwischen λόγος und αἴσθησις, zwischen der objektiven Wahrheit der Verstandesbegriff und der Scheinwahrheit der Phänomene unterschied, dagegen über die psychologische Bedeutung dieses Gegensatzes, d. h. über die Möglichkeit des Denkens und Wahrnehmens noch nicht nachgedacht und daher als Physiker beide Thätigkeiten aus körperlichen Veränderungen hergeleitet hat. Aristot. hat den Mangel einer psychologischen Erklärung der Erkenntnis bei D. aufgedeckt, aber mit Unrecht seine Kritik der Erkenntnis nach psychologischen Voraussetzungen beurteilt und ihn zum Vertreter eines Sensualismus gemacht, der nach aristotelischer Auffassung in seinen Konsequenzen notwendig in Skepticismus umschlagen mußte. Vgl. Zeller 919, 1.] So wenig als D. ein abgesagter Feind, so wenig war Epikur nach H. ein parteiischer Freund der sinnlichen Wahrnehmung. Seine Auffassung unterscheidet sich nicht wesentlich von der des Abderiten. Auch die πρόληψις findet sich, wenn auch das Wort erst von Ep. stammt, doch der Sache nach bereits bei D. Dies beweist die Erklärung des Begriffes Mensch: ὃ πάντες ἴδμεν, die D. bei Sext. math. VII 265 giebt (vgl. Aristot. 640 b 29). Dieselbe nur durch den Zusatz μετὰ ἐμψυχίας erweiterte Vorstellung des Menschen benutzte Ep. zur Verdeutlichung des Wesens der πρόληψις. Auch in der bei Sext. VII 140 unter den drei demokritischen Kriterien der Erkenntnis aufgeführten ἔννοια, d. i. der Vorstellung, in der der Gegenstand der Untersuchung gegeben ist, steckt im Keime die πρόληψις Epikurs. Wenn nach Aristot. D. einen Anlauf zum Definieren gemacht hat, so mögen seine Definitionen wohl Realdefinitionen gewesen sein (vgl. die von Aristot. 1078 b 19 angeführte

des θερμόν und ψυχρόν), wie sie auch Ep. zuließ. Wie sich ferner D. nach Sext. VIII 327 gegen die ἀπόδειξις entschieden ausgesprochen hat, aber nur in gewisser Hinsicht (so erklärt H. das τάχα [?]), so kann auch Ep. die ἀπόδειξις nicht gänzlich verworfen haben. Die Bestreitung der ἀπόδειξις stand bei D. in den κανόνες [diesen Plural bei Sext. bezieht H. auf die drei Kriterien, richtiger Natorp Forsch. 180, 1 unter Berufung auf Birt Buchwesen 450, 1 auf die verschiedenen Bücher, deren jedes κανών betitelt war]. Daß diese Schrift erkenntnistheoretischen Inhalts war, beweist ihre Zusammenstellung mit den κρατυντήρια und mit περὶ εἰδώλων ἢ περὶ προνοίης (= Voraussehen der Zukunft, wie sie nach D. durch die εἴδωλα bewirkt wird) im thrasyllschen Verzeichnis (Laert. IX 47). [Was H. über den Titel und Inhalt dieser Schrift bemerkt, ist jetzt gegenstandslos geworden, nachdem wir durch Hertz belehrt worden sind, daß bei Gellius 4, 13 die handschriftliche Lücke vor κανών in den früheren Ausgaben aus Laert., wo die Überlieferung περὶ λοιμῶν κανών bietet, willkürlich ergänzt worden ist. Überhaupt hat Hirzels Erörterung über die Titel der demokritischen Schriften wenig Wert, weil sie ohne Kenntnis der von Nietzsche „Beitr. zur Quellenkunde und Kritik des Diog. Laert." 1870 veröffentlichten Handschriftenkollation geschrieben ist. Es handelt sich, wie schon Nietzsche erkannt hat, offenbar um zwei verschiedene Schriften: περὶ λοιμῶν, κανών, wobei freilich unerklärt bleibt, wie die medizinische Schrift im Kataloge des Laert. und ebenso bei Gellius mit den erkenntnistheoretischen zusammengestellt werden konnte. Eine ihm von Birt mitgeteilte Erklärung dafür giebt Natorp a. a. O.]. Auch Ep. nannte sein erkenntnistheoretisches Werk κανών und die ganze Disciplin κανονική. Nach alle dem ist Ep. in seiner Erkenntnislehre von D. abhängig, nicht, wie Zeller annimmt, von Aristipp. Auf diesen geht nach Zeller auch die Ethik Epikurs zurück. Aber viel näher liegt auch hier die Annahme eines Anschlusses an D. Der Hedonismus ist auch dessen Prinzip. Wenn Ep. die Ursache unserer Glückseligkeit nicht in die sinnliche Lust, sondern in die φρόνησις setzt, so ist dies auch Demokrits Standpunkt. Gegen Leidenschaften und Aberglauben spricht sich D. wie Ep. aus (in der Schrift περὶ τῶν ἐν Ἅιδου hat D. ohne Zweifel gegen die abergläubischen Vorstellungen über ein Fortleben nach dem Tode gekämpft). Während nach Aristipp das Ziel unsers Strebens die einzelne Lustempfindung ist, setzen es D. und Ep. in die Ruhe der Seele und die Freiheit von Schmerzen (ἀταραξία auch bei D.). Anscheinend bestehen allerdings zwischen beiden wesentliche Differenzen. Nach Ep. liegen die Bedingungen der Glückseligkeit nicht bloß in der Seele, sondern auch im Körper, und um sie zu erreichen, muß zur ἀταραξία noch die ἀπονία hinzukommen, während D. sie lediglich in der Ruhe der Seele

(εὐθυμία u. ähnl. Ausdr.) erblickt. Aber auch diese Differenz ist nicht so groß, wie es den Anschein hat. Wenn Ep. mit Platon fordert, daß jede positive Lust auf einem Bedürfnis, mithin auf einem Schmerz beruhe, der durch sie gehoben werden soll, so hat Platon selbst diese Lehre von anderen Philosophen überkommen. Er berührt sie Rep. 583 B ff. und Philebus 43 D ff. (vgl. 44 B f. und 51 A) und formuliert sie so: was gewöhnlich als ἡδονή bezeichnet wird, sei nur der Schein einer solchen, in Wahrheit aber nichts als die Befreiung vom Schmerze. Da bei Ep. dieselbe Lehre wiederkehrt, so werden wir in den platonischen Stellen von vornherein nicht mit Zeller an Antisthenes, sondern an D. zu denken haben, auf den auch das μάλα δεινοὺς λεγομένους τὰ περὶ φύσιν Phileb. 43 B (vgl. δεινούς Soph. 246 B) viel besser paßt als auf Antisthenes. Wenn die von Platon wiedergegebene Lehre nur die sinnliche, nicht die reine Lust bekämpft, so stimmt damit Dem. Fr. 7 N. überein. In dem Phileb. 43 D mitgeteilten Satze ὡς ἥδιστον πάντων ἐστὶν ἀλύπως διατελεῖν τὸν βίον ἅπαντα (Freiheit von jedem Schmerze, körperlichem wie seelischem) läßt sich Demokrits εὐθυμίη nicht verkennen, und es ergiebt sich daraus, daß auch dieser mit der ἀταραξία die ἀπονία verbunden dachte (?). Eine weitere Beziehung auf D. liegt in den τῶν ἀσχημόνων ἡδοναί Phileb. 46 A und D, womit Dem. Fr. 85 zu vergleichen ist. Platon nennt die Vertreter jener Ansicht zwar δυσχερεῖς wegen der Schroffheit, mit der sie alle Lust verdammten (Phileb. 44 C), aber er spricht doch von ihnen mit einer gewissen Achtung und leitet ihre δυσχέρεια aus ihrer „nicht unedlen Natur“ ab; ja in der Republik nennt er den Urheber der Lehre geradezu einen σοφός. Dies scheint der angeblichen Feindschaft Platons gegen D. zu widersprechen, für die man sich mit K. F. Hermann auf Theaet. 155 E und Soph. 246 A berufen kann. Daß im Theaet. wirklich die Atomiker gemeint seien, wird weniger durch ἀπρὶξ τοῖν χεροῖν λαβέσθαι als durch die darauf folgenden Worte πράξεις δὲ καὶ γενέσεις καὶ πᾶν τὸ ἀόρατον οὐκ ἀποδεχόμενον ἐν οὐσίας μέρει bewiesen, die die Konsequenz der atomistischen Lehre enthalten. Diese Konsequenz aber hat keiner der alten Philosophen außer Ep. gezogen, der nur den Körpern ein substantielles Sein zugestand, also alle πράξεις u. s. w. davon ausschloß (Lucr. I 455 ff.). Allerdings erkannte Ep. auch die πράξεις u. s. w. in gewissem Sinne als seiend an, da er nur das Leere zum völlig Nichtseienden zählte. Aber auch die bei Platon genannten Philosophen können nicht alle Handlungen und alles Werden für ein absolut Nichtseiendes erklärt haben, weil sie sonst zu Idealisten im Sinne der Eleaten würden. Also wird wohl Pl. hier die οὐσία als ein „substantielles Sein“ gefaßt und mit πᾶν τὸ ἀόρατον, das gegen die Atomiker zu sprechen scheint, vielleicht, freilich nur in seinem Sinne, nicht in dem der Atomiker, das, was

Gegenstand nur der geistigen Anschauung und des Denkens ist, wie die Ideen und Begriffe, bezeichnet haben. Die Beziehung auf D. ist ferner durch die Worte σκληροί τε καὶ ἀντίτυποι gesichert, die nur eine Charakterisierung, nicht eine Verunglimpfung der atomistischen Lehre enthalten sollen, so wenig wie μάλ' εὖ ἄμουσοι Theaet. 156 A. Auch die Stelle im Soph. beweist nicht, daß Pl. den D. gehaßt oder verachtet habe; denn die Hartnäckigkeit, mit der jene Philosophen sich fremden Ansichten verschließen (246 B) und bei ihrer eigenen Meinung verharren (248 C), und die Schroffheit, mit der sie eine Erörterung ihrer Ansichten ablehnen (246 D), stehen im besten Einklange mit der δυσχέρεια im Phileb., die doch Pl. nicht gehindert hat, ebendort ihre ἀγεννὴς φύσις anzuerkennen. Daraus ergiebt sich für H. ein Doppeltes: 1. Platon hat über den Differenzen zwischen seiner und der atomistischen Lehre das Übereinstimmende nicht übersehen und sogar den Einfluß Demokrits erfahren, indem er sich dessen Ansicht über das Wesen der Lust, wenn auch mit einer Beschränkung, aneignete; 2. Epikur stimmt mit D. in den Kardinalpunkten der Ethik überein; wenn er auch im einzelnen sowie in der Zurückführung aller geistigen Lust auf die sinnliche von ihm abwich. So knüpfte Ep. in allen drei Disciplinen an D. an. Seine Philosophie ist nur eine vergröberte Nachbildung der demokritischen. Mit diesem Ergebnisse stimmt, daß sich Ep. lange Zeit hindurch als Demokriteer bekannte. In seiner weiteren Entwickelung hat er sich allerdings von D. entfernt, wie seine und seiner Anhänger Polemik gegen diesen zeigt.

Durch diese Erörterungen hat H. den Anstoß dazu gegeben, die Beziehungen zwischen Ep. und D. nicht bloß auf dem Gebiete der Physik, wo sie klar zu Tage liegen, sondern auch auf dem der Erkenntnistheorie und Ethik, wo man sie bis dahin ziemlich unbeachtet gelassen hatte, näher ins Auge zu fassen. Seiner Auffassung dieses Verhältnisses freilich wird man nur in beschränktem Maße zustimmen können. Daß Ep. auch in den genannten Zweigen seines Systems von D. nicht unberührt geblieben ist, hat H. richtig erkannt, und namentlich für die Ethik ist dies, wie wir weiter unten sehen werden, durch die neuesten Forschungen immer mehr zur Gewißheit geworden. Aber er überspannt den Bogen, indem er Ep. nicht nur in Einzelheiten, sondern auch in der ganzen Grundlage seiner Kanonik und Ethik als wesentlich durch D. beeinflußt hinstellt und ihn damit aus der Reihe selbständig denkender Philosophen so gut wie streicht. Er bringt dies dadurch fertig, daß er, ohne den zeitlichen Abstand beider Philosophen und die Einwirkung der platonisch-aristotelischen Philosophie auf die späteren Philosophen, der sich auch Ep. nicht entziehen konnte, genügend zu erwägen, Demokrits wie Epikurs Lehren so modelt und deutelt,

daß fast jeder Unterschied zwischen ihnen verschwindet. Was zunächst die Erkenntnistheorie betrifft, so sind den Spuren der πρόληψις, die H. in der bei Sext. unter den Kriterien Demokrits genannten ἔννοια finden will, doch sehr unsicher, da jene Mitteilung über die drei Kriterien Demokrits [über ihren Urheber s. u. zu No. 402] in ihrer Fassung und Terminologie (vgl. außer ἔννοια noch τῆς τῶν ἀδήλων καταλήψεως, αἱρέσεως δὲ καὶ φυγῆς πάθη) nicht aus Demokrits Kanon herrühren kann. Daß D. die ἀπόδειξις nicht habe grundsätzlich bekämpfen können, zeigt Zeller 923 (vgl. Natorp Forsch. 159, 3). Auch aus der Thatsache, daß Ep. für sein erkenntnistheoretisches Werk denselben Titel wie D. gewählt hat, folgt noch nicht notwendig eine weitgehende innere Übereinstimmung. Eine solche leugnet Zeller III 2³ S. 473, 2 mit Recht. Vgl. auch Natorp S. 173 ff. und 209 ff., wo das Verhältnis beider so gefaßt wird: Ep. hielt das eine, wenigstens scheinbar sensualistische Motiv der demokritischen Erkenntnislehre fest, daß der λόγος die πίστις der Sinne, von denen er selbst seine Beglaubigung empfange, nicht verletzen dürfe, verwarf aber die andere bestimmt antisensualistische Lehre, wonach die Sinne keine „Wahrheit" haben und nichts objektiv Vorhandenes darstellen. Diese grundsätzliche Verschiedenheit der Auffassung hat H. völlig verwischt. Noch weniger ist es ihm gelungen, eine prinzipielle Abhängigkeit der epikureischen Ethik von der des D. zu erweisen. Es ist zwar nicht zu leugnen, daß sich bei Ep. deutliche Anklänge an ethische Fragmente Demokrits finden; ja bei näherer Vergleichung hätte H., wie wir später sehen werden, noch eine bedeutend größere Zahl solcher Anklänge entdecken können; aber der grundsätzliche Gegensatz zwischen beiden Philosophen ist auf dem Gebiete der Sittenlehre vielleicht noch größer als auf dem der Kanonik. Demokrits Ethik ist keine Lustlehre im Sinne Epikurs. Allerdings bilden Lust und Unlust auch bei ihm den Ausgangspunkt der ethischen Betrachtung; aber er erklärt die ἡδονή nicht im Gegensatze zu jeder anderen Bestimmung für den letzten Zweck unseres Handelns und unterscheidet sich von allem darin von Ep., daß er die höhere Lust, die am Rechten und Wahren, hoch über die niedere, die Sinnenlust stellt (s. Zeller III 2 S. 473, 1). Hirzels Beweisführung beruht auch weniger auf einer direkten Vergleichung der uns überlieferten Lehren beider als auf der doppelten Annahme, daß Platon an den Stellen des Phileb. und der Rep., wo er eine eigentümliche, von der vulgären Auffassung der ἡδονή sich unterscheidende Lehre darstellt, D. im Auge habe, und daß Ep. sich eben diese Lehre angeeignet habe. Wäre diese doppelte Voraussetzung richtig, so würde freilich bei der genauen Bekanntschaft Epikurs mit den Werken seines Meisters alle Wahrscheinlichkeit dafür sprechen, daß er diese Lehre unmittelbar und nicht erst durch Platons

Vermittelung aus D. geschöpft habe. Aber die erste der beiden Prämissen Hirzels, mit der die zweite steht und fällt, muß trotz der Zustimmung Natorps Forsch. 290 ff. und Windelbands G. d. a. Ph.^{2} 95 und 104, 4 nach der erschöpfenden Kritik Zellers II 1^4 308, 1 (vgl. III 2, 473) als unhaltbar bezeichnet werden; die von Pl. wiedergegebene Lehre geht vielmehr wahrscheinlich auf Antisthenes zurück (auf die neuen Gründe, die Natorp in einer späteren Abh. gegen Zeller und für seine Auffassung beigebracht hat, werden wir unter No. 370 eingehen). Besser begründet ist die Annahme Hirzels, in der er mit Schleiermacher, Brandis und K. F. Hermann zusammentrifft, daß unter dem Vertreter einer einseitig materialistischen Lehre, wie sie Platon im Theaet. und Soph. schildert, D. zu verstehen sei. Zwar hat Dümmler Anisthenica 51 ff., dem darin, was die Theätetstelle betrifft, schon Winckelmann und Blaß vorangegangen waren, nachzuweisen gesucht, daß auch hier Pl. den Antisthenes und nicht den D. im Auge habe, und Natorp Forsch. 195 ff. sowie Zeller II 1^4 297, 1 und 299, 2 pflichten ihm bei. Aber die von diesen angeführten Gründe scheinen mir keine zwingende Kraft zu haben. Ausdrücke wie σκληροὶ καὶ ἀντίτυποι spielen doch, meine ich, ziemlich deutlich auf die Atomenlehre an (s. Hirzel S. 150). Allerdings ist zuzugeben, daß die von Pl. beschriebene Lehre (Natorp 199 fügt zu den Stellen im Theaet. und Soph. noch Phaed. 79 A f. und 81 B hinzu) in ihrem kraß sensualistischen Charakter sich nicht mit dem rationalistischen Materialismus Demokrits deckt. Will man daher Pl. nicht zutrauen, daß er die seiner idealistischen Weltansicht doch auch in ihrer echten Gestalt sicherlich widerstrebende Atomistik entstellt habe, so könnte man, wie dies neuerdings Susemihl gethan hat, annehmen, er beziehe sich auf einen aus dem demokritischen Atomismus hervorgegangenen vergröberten Materialismus, dessen Urheber wir nicht kennen. Daß dies Antisthenes war, ist von den Gegnern Hirzels nur aus der späteren stoischen Lehre erschlossen worden, während ihm sonst in unserer Überlieferung nirgends eine derartige Auffassung zugeschrieben wird. Aus der Thatsache jedoch, daß die Stoiker auf anderen Gebieten an Antisthenes angeknüpft haben, ohne weiteres auch in der physikalischen Grundanschauung eine ebenso enge Verwandtschaft zu folgern halte ich für einen unzulässigen Analogieschluß. Aber selbst wenn sich bei Antisthenes eine ähnliche Doktrin nachweisen ließe, so dürfte doch an den bezeichneten Stellen bei Platon nicht an Antisthenes gedacht werden; denn, wie ich Berl. Ph. W.-Schr. 1886, 873 bemerkt habe, ist jede Beziehung auf diesen durch die Worte Soph. 251 D: καὶ πρὸς τούτους καὶ πρὸς τοὺς ἄλλους, ὅσοις ἔμπροσθεν διειλέγμεθα direkt ausgeschlossen; hier werden die zuletzt von Pl. erwähnten γέροντες, unter denen ohne Zweifel Antisthenes zu verstehen ist, deutlich von den vorher

bekämpften Materialisten geschieden. Daß übrigens Platon im Timaios mehrmals physikalische Theorien Demokrits berücksichtigt hat, ist durch Zeller (s. Ber. I 189 und 276) wahrscheinlich gemacht worden. — Wir haben im Vorhergehenden die Vermutungen Hirzels über Epikurs und Platons Verhältnis zu D. zum großen Teile zurückweisen oder beanstanden müssen. Aber das Verdienst bleibt ihm, daß er auf gewisse Anklänge Epikurs an die Lehre des Abderiten auf dem Gebiete der Ethik und Kanonik aufmerksam gemacht hat. Der Gedanke besonders, daß Ep. in den Anfängen seines Philosophierens sich enger an D. angeschlossen habe, während er ihm später selbständiger gegenübergetreten sei, hat, wie wir unten sehen werden, in neuester Zeit eine unerwartete Bestätigung gefunden.

Etwas ausführlicher beschäftigt sich H. wieder mit D. im 1. Abschnitt des III. Teiles, der von dem Ursprunge der pyrrhonischen Skepsis handelt. Diese knüpft nach ihm ebenso an D. wie die akademische Skepsis an Sokrates an. Was er indes zum Beweise dieser Anbahnung anführt, beschränkt sich darauf, daß die Ataraxie Pyrrhons schon bei D. eine gewisse Rolle spielt, daß das Mißtrauen Demokrits gegen die sinnliche Wahrnehmung, das bei seinem Schüler Metrodor noch stärker ausgeprägt war, der Skepsis einen Anknüpfungspunkt bieten konnte, und daß die Gegenüberstellung νόμῳ und ἀληθείᾳ bei den Skeptikern an das Demokritische νόμῳ — ἐτεῇ erinnert. Darin geht H. sicherlich auch hier wieder zu weit, daß er, um D. den Skeptikern möglichst anzunähern, annimmt, jener müsse die Konsequenzen seines erkenntnistheoretischen Subjektivismus auch für das ethische Gebiet gezogen und ein scheinbares und wahres ἀγαθόν unterschieden haben.

Kahl verschließt sich in seiner Untersuchung über Cic. als Quelle für D. nicht der Erkenntnis, daß Cic. gerade in philosophischen Fragen ein wenig kompetenter Beurteiler und daher nur mit großer Vorsicht zu benutzen ist. Er glaubt aber nachweisen zu können, daß die Anführungen demokritischer Lehren bei diesem Autor größtenteils auf gute Quellen zurückgehen. Er berücksichtigt jedoch zu wenig die Dürftigkeit unserer Überlieferung über D. und gelangt da, wo er Neues vorträgt, durch vorschnelle Schlußfolgerungen zu sehr zweifelhaften Ergebnissen. Dies zeigt sich recht deutlich gleich im Beginne der Abh. an der Behandlung der Stellen, in denen Cic. Demokrits Lebensverhältnisse berührt. Daraus, daß sich Cic. d. fin. V 86 auf Theophr. beruft, nachdem er kurz zuvor dessen Buch π. εὐδαιμονίας angeführt hat, folgert K., daß Cic. oder vielmehr sein Gewährsmann Antiochos „ohne Zweifel“ die ganze Stelle V 86 f. dieser Schrift Theophrasts entnommen hat, und er findet diese Annahme bestätigt durch Älian v. h. IV 20, wo „ganz ähnliche Gedanken“, ebenfalls unter Berufung auf Theophr.,

entwickelt werden. Indessen stimmt Älian, wie ich in meiner Rezension B. Ph. W.-Schr. 1890, 1616 ff. gezeigt habe, nur darin mit Cic. überein, daß er D. sein väterliches Erbteil gering achten und weite Reisen unternehmen läßt, in bezug auf die näheren Einzelheiten aber von jenem erheblich abweicht. Daraus, daß Älian aus Theophr. den Ausspruch citiert, D. habe auf seinen Reisen bessere Schätze gesammelt als Menelaos und Odysseus, ergiebt sich keineswegs, daß auch der übrige Inhalt seines Berichtes auf Theophr. zurückgeht. Dasselbe gilt von der Stelle bei Cic., wo Theophr. nur zur Bekräftigung eines Satzes über den wahren Wert der Philosophie angeführt wird. Einzelne Bemerkungen in beiden Stellen können sicher nicht aus Theophr. stammen, so die Erwähnung von Demokrits Selbstblendung bei Cic. und die Nachricht von seiner Reise zu den indischen Weisen bei Älian; denn dies sind Erdichtungen einer späteren Zeit (s. Kahl selbst S. 7). Es bleibt also ganz ungewiß, ob Cic. und Äl. oder ihre Gewährsmänner, abgesehen von jenen beiden Citaten, irgend etwas oder wieviel und was sie etwa aus Theophr. geschöpft haben. Auch darin greift K. fehl, daß er die ursprüngliche Quelle unserer Kenntnis von Demokrits persönlichen Verhältnissen in den eigenen Schriften dieses Philosophen zu erkennen glaubt. — Auf festerem Boden steht der Verf. im zweiten Teile, wo er sich mit den auf Demokrits Physik sich beziehenden Stellen beschäftigt. Hier hat er durch genaue Vergleichung der Darstellung Ciceros und namentlich der einzelnen von ihm gebrauchten Ausdrücke mit unserer sonstigen Überlieferung wahrscheinlich gemacht, daß überall, wo physikalische Ansichten des D. erwähnt werden, Ciceros Gewährsmänner, Antiochos, Kleitomachos u. a. aus Theophr., wenn nicht direkt, so doch durch Vermittelung der sogen. vetusta placita geschöpft haben. Unsere Kenntnis der demokritischen Physik wird freilich nur unbedeutend durch diese Beiträge gefördert. — Vgl. auch die Rezensionen von A. Döring, W.-Schr. f. kl. Ph. 1890, 943 f. und von Diels, Arch. IV 117 f.

Natorp (No. 370) knüpft an eine von ihm Arch. III, 347 ff. über „Aristipp in Platons Theaetet“ angestellte Untersuchung an. Er hatte dort eine zuerst von Schleiermacher ausgesprochene, dann von Dümmler, Antisthen. 56 ff. und Akadem. 173 ff. aufgenommene Vermutung durch neue Gründe gestützt, die auch Zeller veranlaßt haben, seinen noch II 1⁴, 350, 2 festgehaltenen gegnerischen Standpunkt aufzugeben (s. Zeller I⁵, 1098 f.). Danach ist der Urheber der von Platon Theaet. 156 A ff. wiedergegebenen, zu seiner eigenen Ansicht im schärfsten Gegensatze stehenden Wahrnehmungstheorie nicht Protagoras, sondern wahrscheinlich Aristipp. Ebendort hatte N. auf ein nahes Verhältnis zwischen dieser Lehre und Demokrits Auffassung von der Subjektivität der

Qualitäten und der Qualitätslosigkeit des Substrats, ein Verhältnis, das nur als Abhängigkeit Aristipps von D. gedeutet werden könne; auch den bei Platon sonst ungebräuchlichen Terminus ποιότης habe Aristipp vielleicht schon von D. übernommen (?). Daraus hatte er dann den gewagten Schluß gezogen, wenn Pl. sich mit einer von D. abstammenden Lehre schon im Theaet. auseinandergesetzt habe, so werde er schwerlich unterlassen haben, D. selbst zu prüfen. Diesem Gedanken geht N. in der vorliegenden Abh. weiter nach. In jener eigentümlichen Sensationslehre, von der Pl. im Theaet. ausgeht, entdeckt er einen latenten Widerspruch, der darin liegt, daß auf der einen Seite die Unräumlichkeit aller Empfindungen angenommen wird (es giebt kein ἓν αὐτὸ καθ' αὑτό, also auch kein τί, τοῦτο, τόδε, ἐκεῖνο, kein irgendwie Bestimmtes), während sich auf der andern Seite eine wenn auch ungewisse Ahnung von der Bedeutung des Raumes als Grundlage der Bestimmung des Sinnlichen verrät. Eben dieser Widerspruch scheint dem Verf. deutlich auf die tiefere Quelle jener Lehre, auf D., zurückzuweisen, der das Leere d. h. den Raum, für sich ein „Nichts“, ein Unbestimmtes, trotzdem als real, als Grundlage der Bestimmung für das „Ichts“ d. i. die Atome anerkennt. Ebenso wird auch im Theaet. im Widerspruch mit dem Prinzip der Raum und ein bewegliches Substrat im Raum als Voraussetzung zur Erklärung der Sinneswahrnehmungen festgehalten. Eine solche Inkonsequenz ist ohne Demokrits Einfluß nicht denkbar. Dadurch wird Aristipp als Urheber jener Sensationstheorie noch wahrscheinlicher, da seine Lehre auch sonst Spuren demokritischen Einflusses zeigt. — Auf die angebliche Verwandtschaft zwischen den Lehren dieser beiden Philosophen gehe ich hier nicht näher ein. Sie scheint mir keineswegs so sicher zu sein, wie N. annimmt. Aber auch wenn man gewisse Anklänge an D. bei Aristipp gelten lassen will, so ist damit noch lange nicht eine Beziehung der im Theaet. dargestellten Sensationslehre auf D. erwiesen. — Nicht minder unsicher sind die Spuren direkter Anlehnung an Demokrits Ethik, die N. im weiteren Verlaufe seiner Untersuchung in Platons Schriften zu finden glaubt. Zunächst verteidigt er die schon in den „Forschungen“ im Anschluß an Hirzel (s. o. S. 107) vorgetragene Beziehung der Stellen Phileb. 44B und Rep. 583 ff. auf D. gegen Dümmler und Zeller. Auf eine Prüfung der Gründe für und wider die Gleichsetzung der Gegner der Lustlehre mit Antisthenes kann ich hier um so mehr verzichten, als, selbst wenn diese Auffassung unmöglich wäre, daraus mit nichten die Notwendigkeit folgen würde, D. als den Urheber jener Lehre anzusehen. Dem widerspricht vielmehr alles, was wir über Demokrits ethische Ansichten wissen. So wenig D. ein ausgesprochener Hedoniker war und so unrecht auch die haben, die unter seiner εὐθυμία die ἡδονή verstanden

(s. Laert. IX 45), so wenig darf man ihn zu den Verächtern jeder Lust rechnen, als die Pl. die Vertreter jener Lehre kennzeichnet. Wenn N. darauf hinweist, daß auch in Platons Berichten nicht jede Lust verworfen wird, sondern nur die größte und gewöhnlichste d. h. die körperliche, während die des φρόνιμος ausdrücklich ausgenommen wird, und wenn er hiermit die Unterscheidung der höheren und niederen Lüste bei D. vergleicht, so hat er nicht beachtet, daß Pl. in der Philebosstelle eine solche Unterscheidung gerade gegen jene δυσχερεῖς geltend macht, keineswegs sie ihnen selbst beilegt. Daran wird auch durch die Deutung nichts geändert, die N. dem Worte δυσχέρεια bei Pl. geben möchte, wonach es nicht „verächtliche Strenge" (Schleiermacher) oder „mürrisches Wesen" (Zeller), sondern „die einer vornehmen Natur (οὐκ ἀγεννοῦς φύσεως) eigene, leicht übertriebene Feinfühligkeit", das Widerstreben gegen das gemeine Lustverlangen bezeichnen soll. — Ist schon die Beziehung der angeführten Stellen auf D. höchst unwahrscheinlich, so ist eine solche Beziehung vollends im Phaid. (69 B, 81 B, 84 A; vgl. 79 C) unerweislich. Es ist kühn, wenn sich N. auf grund solcher unsicherer Kombinationen berechtigt glaubt, zu behaupten, Pl. habe frühzeitig den Einfluß Demokrits erfahren, und schon der Theaet. sei in voller Bekanntschaft mit dessen Lehre geschrieben, obwohl sich deutlichere Hinweise auf D. nur in jenen ethischen Fragen fänden. Dieses Verhältnis Platons zur demokritischen Ethik hat N. dann in seiner Ausgabe der Ethika S. 157 ff. durch eine noch genauere und umfassendere Vergleichung zwischen beiden Philosophen näher zu begründen versucht. Wenn man auch zugeben muß, daß an manchen Stellen die Anklänge an D. so auffallend sind, daß es nahe liegt, eine direkte Beziehung anzunehmen, so ist doch in den meisten Fällen die Ableitung aus D. unsicher oder ganz unwahrscheinlich. Und selbst wenn hier und dort wirklich ein Citat aus D. vorliegen sollte, so wäre es doch unstatthaft, mit N. Platon seine Grundanschauungen aus der Philosophie des Abderiten schöpfen zu lassen. Vgl. meine Besprechung der Ausgabe B. Ph. W.-Schr. 1894, 1000 ff.

Von großer Wichtigkeit für die Erkenntnis der Einwirkung Demokrits auf Epikur ist die neuaufgefundene Steinschrift von Oinoanda, auf der um das J. 200 n. Chr. ein gewisser Diogenes, ein begeisterter Anhänger der Gartenphilosophie, neben seinen eigenen Darstellungen der epikureischen Lehre einige Urkunden des Meisters hat eingraben lassen. Die wertvollste unter diesen Urkunden ist ein Brief Epikurs an seine Mutter, ohne Zweifel eins der ältesten Denkmäler seiner Hinterlassenschaft. Hier tritt uns in No. 9, 1, wie Usener (No. 371) bemerkt, das Wörtchen εὐθυμία entgegen, das Schlagwort der Ethik Demokrits, von dem Ep. durch Vermittelung des Nausiphanes ausgegangen ist.

Aber wie er alle Beziehungen zu seinem Lehrer Nausiphanes durchschnitten hat, so hat er später auch jene demokritische εὐθυμία fallen lassen; sie begegnet nirgends in seinen bisher bekannt gewordenen Schriften oder Fragmenten. Der Brief muß daher in die Zeit seiner ersten Lehrthätigkeit zu Mytilene und Lampsakos oder spätestens in den Anfang der athenischen Wirksamkeit fallen. Damit haben wir ein urkundliches Zeugnis für die Annahme Hirzels, daß Ep. auch in seiner Ethik von D. abhängig sei. Beachtenswert ist auch ein auf der Inschrift stehender „Abriß der epikureischen Physik“, der u. a. in No. 49 eine Polemik gegen Demokrits νόμῳ γλυκύ u. s. w. enthält, sowie die Widerlegung des Schicksalglaubens (No. 40), in der D. getadelt wird, daß er keine freie Bewegung der Atome zugelassen habe.

Neue Beweise für den Einfluß der Sitten- und Erkenntnislehre des D. auf Epikur gewinnt Sudhaus aus den in den herkulanensischen Rollen 1015 und 832 erhaltenen Teilen aus Philodems Rhetorik B. II, deren Text er zum ersten Male veröffentlicht und herzustellen versucht hat. Der erste Teil behandelt Ansichten und Lehren des in Demokrits Spuren wandelnden Nausiphanes. In col. 4 beantwortet Nausiph. die Frage, ob der Weise sich an der Gesetzgebung, an strategischer und staatswissenschaftlicher Thätigkeit beteiligen werde, mit ja. Er weicht also hierin wie auch sonst von dem eudämonistischen Quietismus Epikurs ab. „Von der εὐθυμία oder εὐεστώ des D. zu der ἀκαπληξία des Naus. und der epikureischen ἀταραξία ist ein langer Weg.“ Die paradox scheinende Behauptung, daß gerade die Physiologie der beste Ausgangspunkt für die rhetorische Ausbildung sei, begründet Naus. so: Der Weise und der Politiker unterscheiden sich keineswegs im Gedankeninhalt und im Stoffe, sondern nur in der Ausdrucksweise. Wie sich der Philosoph des Syllogismus und der Induktion bedient, so der Politiker des Enthymems und des Beispiels. Dabei erschien ihm als die wertvollste Schlußform die Berechnung des Künftigen und des Unklaren aus dem Gegenwärtigen und Klaren, die auch bei D. und Epikur eine wichtige Rolle spielt (s. Hirzel Unters. I 111). In Anlehnung an D. geht Naus. von der Wahrnehmung als der wirklichen und allgemeinen Grundlage der Erkenntnis aus. Er muß dann weiterhin die Gesetze der Natur, wie er selbst sie lehrte, sowie seine psychologische Kenntnis des Privatlebens auf den weiteren Kreis des staatlichen Lebens übertragen haben. — Vielleicht die wichtigste Notiz des Papyrus steht col. 44, 19, wo es heißt: nicht auf klingenden Lohn komme es an, sondern auf κενῶν δοξῶν ἀπαλλαγήν. Hier trifft Naus. mit Ep. (vgl. auch Dem. bei Laert. IX 45) zusammen. Aber der Weg zur Glückseligkeit ist bei beiden verschieden. Ep. verweist den Philosophen auf sich selbst und auf ruhigen Genuß, Naus. auf die Gemeinschaft, auf politisches Wirken

und gemeinnützige Arbeit. Seine ἀκαταπληξία hat also weit mehr Ähnlichkeit mit der der Stoa als mit der Epikurs. — Es tritt uns in diesem Bruchstücke Philodems ein offenbarer Einfluß Demokrits auf Naus. entgegen. „Die Angaben über die Erkenntnistheorie des Naus. sind eine glänzende Bestätigung von Hirzels Unters. I 109 ff. Die Brücke, die er für die Kanonik von D. zu Ep. schlug, erhält jetzt gewissermaßen durch Naus. eine Zwischenstufe." Allen dreien ist der Satz gemeinsam, daß man in der Kanonik von den αἰσθήσεις auszugehen habe als dem untrüglichsten Kriterium der Erkenntnis, und daß man, was die Methode angeht, vom Erscheinenden und Deutlichen zum Verborgenen vorschreiten müsse. — Vgl. Prächter Fortschr. 1898 (Band 96) S. 50, der mit Sudhaus in den Mitteilungen Philodems über Naus. sowie in der oben angeführten Stelle aus der Inschrift von Oinoanda eine volle Bestätigung der Hirzelschen Auffassung erblickt. Aber ehe man ein abschließendes Urteil fällt, bedürfte es erst einer genaueren Untersuchung der einzelnen Punkte, die neben den Ähnlichkeiten auch die Unterschiede ins rechte Licht setzte; denn daß Ep. dem D. auf den verschiedenen Gebieten der Philosophie zwar vieles entlehnt hat, aber oft genug auch bewußt von ihm abgewichen ist, wird mehrfach bezeugt.

Für die Ethik hat zu einer solchen Untersuchung neuerdings Natorp in seinen „Ethika des D." S. 127 ff. eine dankenswerte Vorarbeit geliefert. Mir war bereits bei meinen früheren Studien über D. die Übereinstimmung einzelner Sentenzen Epikurs mit ethischen Bruchstücken des D. aufgefallen, und ich hatte in meiner Abh. „über die ethischen Fragmente Demokrits" S. 25 f. darauf hingewiesen, daß Ep. sent. XVI das demokritische Fr. 30 vor Augen gehabt und nachgebildet hat (vgl. Usener Epic. S. 396). Einige andere Beziehungen Epikurs auf ethische Aussprüche des Abderiten hatte dann Usener im Index S. 402 f. kenntlich gemacht. Natorp weist nun eine noch viel größere Zahl von epikurischen Aussprüchen nach, die sich im Inhalt und oft auch in der Form eng an D. anschließen. Aber nicht nur in einer Reihe spezieller Vorschriften, sondern auch in der Grundlage und Ausgestaltung seiner Sittenlehre hat Ep., wie N. darthut, vielfach, selbst in den Punkten, wo er unter dem Einflusse der kyrenaischen Ethik von ihm abweicht, an Ep. angeknüpft. Ob N. freilich das Verhältnis Epikurs zu D. und Aristipp, der nach seiner Meinung gleichfalls auf der Ethik des Abderiten fußt (s. Eth. 193 ff.), durchweg richtig bestimmt hat, ist mir zweifelhaft. Darin besonders kann ich ihm nicht beistimmen, daß er dem τέλος des D. absolute Bewegungslosigkeit beilegt. Eine genauere Betrachtung des 52. Fr. wird m. E. ergeben, daß D. eine gewisse mäßige Bewegung der Seele mit der wahren Lust und der εὐθυμία untrennbar verbunden gedacht hat. S. meine zu No. 385 anzuführende Besprechung der

„Ethika“ 999 f. Wie weit aber auch die Übereinstimmung Epikurs mit D. in ethischen Fragen gehen mag, ein fundamentaler Unterschied, den Natorp nicht genügend beachtet hat, bleibt doch bestehen. Eine systematische Bearbeitung der Ethik ebenso wie der Kanonik hat Ep. sicher nicht bei D. vorgefunden, und er konnte sich daher in diesen beiden Disziplinen von vornherein nicht entfernt so eng an seinen Meister anschließen wie in der Physik, die ihm bei diesem als ein in sich geschlossenes Ganzes entgegentrat.

In den Abhandlungen von Usener und Sudhaus ist ein Punkt nicht in Erwägung gezogen worden, der für die Beurteilung der Beziehungen zwischen Epikur und der demokritischen Ethik von Wichtigkeit ist, die Frage nämlich, ob die ethischen Fragmente Demokrits in ihren Hauptbestandteilen als echt anzusehen sind. Diese Frage, die mit der Erforschung der Quellen jener Fragmente im engsten Zusammenhange steht, ist während der Berichtszeit mehrfach erörtert worden. Ich hatte in meiner Abh. „über die ethischen Fragmente Demokrits“ (Progr. des Sophiengymn. Berlin 1873) die Echtheit zu erweisen unternommen (vgl. die Besprechung von Susemihl Fortschr. I 5 [1875] S. 532 ff.). Ich glaubte mich bei dieser Untersuchung innerhalb der Grenzen einer vorsichtigen Kritik gehalten zu haben. Daß die Echtheit der Fragmente mit der Widerlegung einzelner gegnerischer Gründe noch nicht erwiesen sei und daß, solange sich keine Spur einer Kenntnis der demokritischen Ethik vor den Zeiten Ciceros nachweisen ließ, die Zweifel der Echtheit nicht verstummen würden, verhehlte ich mir nicht. Ich war daher darauf gefaßt, daß mein Standpunkt in dieser Frage bestritten werden würde. Eines Angriffes freilich, wie er von Rohde gegen mich gerichtet wurde, versah ich mich nicht. Dieser hat in der ihrem Hauptinhalte nach unter No. 362 besprochenen Schrift S. 67 und 70 ff., ohne meinen Namen zu nennen, meine ganze Auffassung von der ethischen Schriftstellerei Demokrits als grundverkehrt bezeichnet. Der „ganze Wust“ (!) moralischer Sentenzen, der unter Demokrits Namen laufe, sei diesem abzusprechen. Es sei neuerdings versucht worden, diese Überbleibsel zu unverdienter Ehre zu bringen. In der That aber sei es keine „Hyperkritik“, wenn man aus dem wirren Haufen angeblich demokritischer Moralsprüche, in denen sich eine „Biedermannsmoral“ mit spezifisch epikureischem Quietismus seltsam vermische (!), dem D. selbst so gut wie nichts zuzuschreiben wage. Ein eigentlicher Ethiker sei dieser überhaupt nicht gewesen. In den Versuchen zu einer Sonderung des Echten und Unechten sei keine philologische Methode zu erkennen. Ansätze zu ionischem Dialekt seien kein Indizium der Echtheit. Auch Seneca sei kein Prüfstein der Echtheit, da er z. B. dem D. die sonst dem Heraklit oder Anacharsis

oder Antimachos zugeschriebene Sentenz: unus mihi pro populo et populus pro uno in den Mund lege. Einer Widerlegung bedürfen diese unerwiesenen oder unzulänglich begründeten Behauptungen um so weniger, als ihre Unhaltbarkeit sich aus den unten zu besprechenden Untersuchungen Natorps und Birts von selbst ergiebt.

Unter den eben genannten Forschern entfernt sich von Rohdes Standpunkt am weitesten Hirzel (No. 373), der jedoch nach der anderen Richtung hin ins Uferlose treibt. Er sucht nachzuweisen, daß Seneca in seiner Schrift de tranquillitate vornehmlich Demokrits Werk π. εὐθυμίης benutzt hat. Zu diesem Ende geht er der Reihe nach die einzelnen Kapitel der Schrift durch und findet hierbei eine solche Fülle von Übereinstimmungen und Beziehungen, daß ihm jede andere Annahme als die einer direkten Abhängigkeit ausgeschlossen erscheint. Fänden sich in der That an allen diesen Stellen sichere Hinweisungen auf demokritische Aussprüche, so hätte Hirzels These eine gewisse Wahrscheinlichkeit, obwohl auch dann Seneca nicht notwendig Demokrits Buch selbst vor Augen gehabt haben müßte. Nun erscheinen aber bei näherer Prüfung die angeblichen Übereinstimmungen vielfach in höchst zweifelhaftem Lichte. Von vornherein auszuscheiden sind die Fälle, in denen es sich um Gedanken handelt, welche H. nur auf unsichere Vermutung hin als demokritisch in Anspruch nimmt. So setzt er die von ihm in seinen „Untersuchungen" behauptete Beziehung einer Philebosstelle auf D. ohne weiteres als erwiesen voraus und zieht daraus den mit jener Voraussetzung natürlich hinfälligen Schluß, daß das Wesen der ἡδονή in der Schrift π. εὐθυμίης eingehend erörtert worden sein muß. Besonders aber in dem hippokratischen Briefwechsel glaubt H. zahlreiche Spuren demokritischer Lehren entdeckt zu haben. Ich habe es (a. a. O. S. 24) als eine vergebliche Mühe bezeichnet, aus der Hülle dieser Briefe, abgesehen von einem längeren Bruchstücke περὶ φύσιος ἀνθρώπου, das ten Brink dem Abderiten zugeschrieben hat (s. jedoch jetzt Diels Fr. d. Vorsokr. 469), irgend einen demokritischen Kern herauszuschälen. Diese Ansicht kann ich auch Hirzels Ausführungen gegenüber im wesentlichen nur aufrecht erhalten. Daß der Verf. der Briefe verschiedene Titel der demokritischen Schriften nennt, beweist noch nicht, daß er diese Schriften auch selbst gelesen und benutzt hat. Die Möglichkeit einer solchen gelegentlichen Benutzung läßt sich zwar nicht bestreiten, und manche Stellen, wie καὶ δοκέουσι μὲν ἐν πολέμῳ κτλ. S. 366 Littr. und ἀταραξίης καὶ ταραχῆς μέτρα μὴ ἐπισκοπεύειν ebd., haben in der That eine gewisse Ähnlichkeit mit Aussprüchen und Anschauungen Demokrits [vgl. auch J. F. Marcks symbola critica ad epistolographos graecos Bonn 1883, S. 39 ff., wo zu den von H. bemerkten noch manche neue Anklänge, namentlich an physikalische Ansichten Demokrits, angeführt werden].

Aber im großen und ganzen sind doch die seichten und endlos ausgesponnenen moralischen Betrachtungen über die Thorheit der Menschen, die der Verf. der Briefe den D. zum besten geben läßt, von der gehaltvollen und knappen Art dieses Philosophen zu weit entfernt, als daß sie auf ihn zurückgeführt werden könnten. S. R. Heinze in der unter No. 374 zu besprechenden Schrift (vgl. desselben Schrift de Horatio Bionis imitatore Bonn 1889 S. 5), der im 17. Briefe ein Dokument der neukynischen Schule sieht und treffend bemerkt, der Charakter des Ganzen werde nicht dadurch geändert, daß hier und da, übrigens ungeschickt genug, demokritische Sätze verwertet werden. Am allerwenigsten aber durfte H. aus der inhaltlichen Verwandtschaft mancher Abschnitte bei Seneca mit Äußerungen des Demokrit der Briefe folgern, daß der Verf. dieser die gleiche Schrift Demokrits benutzt haben müsse wie Seneca. Das wäre nur dann zulässig, wenn zuvor der strikte Beweis erbracht worden wäre, daß beide aus bestimmten Stellen Demokrits geschöpft haben; einen solchen Beweis aber hat H. nirgends erbracht. Die Ähnlichkeiten sind fast durchweg so allgemeiner Art und so wenig charakteristisch, daß sie sich auch ohne die Annahme einer Entlehnung aus D. erklären lassen. Etwas anders steht es mit der nicht geringen Zahl von Anklängen an bestimmte demokritische Fragmente, die H. bei Seneca bemerkt hat. Einige von ihnen sind allerdings von der Art, daß man an eine Entlehnung aus D. glauben könnte; vgl. z. B. Sen. c. 2, 11 fin. mit Fr. 49; c. 6, 4 mit Fr. 163; c. 7, 6 mit Fr. 217 u. ä. In anderen Fällen aber liegt doch nur eine sehr entfernte (wie c. 10, 1 und Fr. 127 zwischen necessitas fortiter ferre docet und ἀνδρηίη τὰς ἄτας σμικρὰς ἔρδει) oder allzu allgemeine Übereinstimmung vor. — Über das Verhältnis zwischen den beiden ethischen Schriften Demokrits stellt H. eine von der meinigen (s. d. eth. Fr. D.s S. 6 f.) abweichende Ansicht auf. Die Bezeichnung ὑποθῆκαι werde bei den älteren Schriftstellern nur für Gedichte, nicht für Prosawerke gebraucht. Lege man aber die Definition der ὑποθήκη bei Aristot. Rhet. 1368 a 2 ff. zu grunde, so seien Fr. 7, 163 und viele andere, die sicher zu π. εὐθυμίης gehört haben, ὑποθῆκαι. Da habe doch D. diesen Titel nicht einer ganz anderen Schrift geben dürfen, wenigstens nicht ohne Hinzufügung einer näheren Beschränkung. Wie nun in dem Verzeichnis aristotelischer Schriften bei Hesych. nach Heitz der Titel περὶ ἠθικῶν Νικομαχ. ὑποθῆκαι auf einen Auszug aus dem betreffenden Werke zu beziehen sei, so könne auch von Demokrits Schrift π. εὐθ. ein Auszug veranstaltet worden sein. Dies scheine bestätigt zu werden durch Marc Aurel IV 24, der offenbar Fr. 163 in kürzerer Form wiedergebe. Diese Sentenz müsse dann nach Sen. c. 13, 1 den Anfang gebildet haben [aber hier ist die Lesung coepisse nicht sicher; die Handschriften haben cepisse, und

H. A. Koch schreibt, wie H. selbst angiebt, praecepisse, eine nach dem Urteile von M. Heinze Abh. d. sächs. Ges. d. W. 1883 S. 708, 1 annehmbare Konjektur, die ich bei Abfassung meiner Abh. übersehen hatte], während Dionys. Al. als Anfang Fr. 29 angebe. Dieser Widerspruch löst sich nach H., wenn wir unter den ὑποθῆκαι nicht einen Auszug aus der ganzen Schrift Demokrits verstehen, sondern nur aus ihrem positiven Teile, also ohne die polemische Einleitung, der wohl Fr. 93—98 sowie 33 und 60 angehören, welche alle mit ἀνοήμονες beginnen. Dann würden also die Worte bei Dionys. den Anfang des Hauptteiles der Schrift bezeichnen. Für widerlegt kann ich meine Auffassung der ὑποθῆκαι als einer selbständigen Schrift neben der π. εὐθ. durch diese Beweisführung nicht halten, die übrigens an einem auffallenden Widerspruche leidet. Nach H. müßte das ὀλίγα πρῆσσε bei M. Aurel in den ὑποθῆκαι, also dem Auszuge, gestanden haben, während die ihm entsprechende längere Sentenz (Fr. 92) den, wie H. meint, von diesem Auszuge ausgeschlossenen Anfang der ganzen Schrift (π. εὐθ.) gebildet hätte. Davon abgesehen aber, hat Hirzels Annahme manches für sich, und ich habe nichts dagegen, wenn man sie der meinigen vorziehen will.

Nachdem bereits von M. Heinze a. a. O. 708 f. gegen die Hirzelsche Hypothese Bedenken erhoben worden waren, hat R. Heinze (No. 374) auf die Unzulänglichkeit der Argumente Hirzels hingewiesen. H. habe nur gezeigt, daß für den von ihm ohne weiteres angenommenen Fall der Echtheit der ethischen Fr. Demokrits viele von diesem zuerst ausgesprochenen Sätze in der späteren Ethik fortgewirkt haben. Eine wörtliche Übereinstimmung trete fast nirgends hervor. Gegen eine unmittelbare Abhängigkeit Senecas von D. spreche aber alle Wahrscheinlichkeit. Bei dieser Annahme wäre es schwer zu erklären, daß der so viel und gern citierende Sen. nur ein einziges Mal (d. ir. III 6, 3) einen ethischen Satz Demokrits anführt, und zwar eben den einzigen, für den er d. tranqu. 13, 1 die Autorschaft Demokrits bezeugt. Auch den schroffen Widerspruch gegen die stoische Lehre von den Affekten, die Hirzel in c. 8 und 9 zu finden glaubt, kann Heinze nicht anerkennen. Aus allen diesen Gründen kommt er zu dem Ergebnis, daß die etwaigen Reminiscenzen an demokritische Sätze durch stoische Tradition zu Sen. gelangt sind. Übereinstimmungen zwischen Plutarch π. εὐθυμίας und Sen. brauchen daher nicht auf D. zurückgeführt zu werden, und wir dürfen nicht mit H. Plutarchs Schrift benutzen, um Aufschlüsse über den Gang der Untersuchung in Demokrits Schrift zu erlangen. Gegen die Annahme Hirzels, daß Panaitios π. εὐθυμίας, den er vielleicht nicht mit Unrecht als eine Hauptquelle Plutarchs ansieht, den D. benutzt, aber dessen Grundsätze bekämpft habe, bemerkt Heinze, diese Polemik beschränke sich auf die Zurückweisung des verwerfenden Urteils über

die πολυπραγμοσύνη c. 2; wenn im Schlußkapitel die Feste als überflüssig für den Weisen verworfen werden, so leite schon die Anknüpfung an Diogenes zu einer kynischen Quelle hin.

Hense (No. 375) macht Ariston von Chios auch für Plutarch π. πολυπραγμοσύνης als eine Hauptquelle wahrscheinlich und findet aristonische Anklänge nicht nur mit Heinze in π. εὐθυμίης, sondern auch noch in andern Schriften Plutarchs, so besonders in π. φυγῆς. Der Frage nach der Quelle von Sen. de tranqu. tritt Hense näher in No. 376. Er thut dar, daß Sen. neben anderen Quellen, wie Panaitios, hauptsächlich den Stoiker Athenodoros benutzt habe. Ein Hauptbeweisgrund gegen Hirzels Hypothese ist die übereinstimmende Verkürzung von Fr. 163 bei Sen. und Plut. π. εὐθ., von denen letzterer sicher nicht direkt aus D. schöpft, sondern aus einer stoischen Quelle, nach Heinze aus Ariston.

Welchen Wert haben nun alle diese Untersuchungen für die Entscheidung über die Echtheit oder Unechtheit der ethischen Fragmente? Daß die von Cicero, Seneca und Plutarch benutzten Autoren eine unter Demokrits Namen gehende Schrift π. εὐθυμίης gekannt haben, kann keinem Zweifel unterliegen. Aber auch Epikur? Erwiesen sind freilich in den Resten seiner ethischen Schriftstellerei zahlreiche Anklänge an Demokrits Fragmente, und Natorp, dem das Hauptverdienst zufällt, diesen Nachweis geführt zu haben, ist überzeugt (Ethika 141), daß diese Übereinstimmungen an sich schon genügen, um jeden Gedanken an eine durchgängige oder auf größere Partien sich erstreckende Fälschung der Überlieferung über Demokrits Ethik auszuschließen; eine evidente Parallele bei Ep. könne im allgemeinen geradezu als Bestätigung für die Echtheit eines demokritischen Ausspruches gelten. Ein hartnäckiger Leugner der Echtheit könnte indes den Spieß umkehren und sagen: alle diese Parallelen beweisen gar nichts; sie lassen sich ebenso gut erklären, wenn man annimmt, daß erst nach Ep. unter Demokrits Namen eine Schrift entstand, in der neben anderen älteren Philosophen wie Platon und Aristot. in ausgiebigstem Maße Ep. geplündert wurde. So sind wir doch schließlich bei dem Mangel einer sicheren äußeren Beglaubigung auf die Betrachtung des Inhalts und des Stils der Fragmente selbst hingewiesen. Dieser Weg ist denn auch in der That mit Erfolg von Natorp und Birt eingeschlagen worden, wie wir unten sehen werden.

Was das Verhältnis des Lucrez zu D. betrifft, so verweise ich auch hier, wie bei Empedokles, auf die Briegerschen Jahresberichte.

Das von A. Jahn veröffentlichte Werk des Gregorius Palamas (No. 377), der um die Mitte des 14. Jahrhunderts lebte, enthält nach einer Προθεωρία einen Streit zwischen Körper und Seele in der

Form einer gerichtlichen Verhandlung. Palamas knüpft damit an eine aus dem Altertum überlieferte Darstellung des Kampfes zwischen Seele und Leib an, über die Jahn im Epimetrum I S. 56 f. handelt. Überliefert ist uns die Ansicht Demokrits über den Verlauf und Ausgang dieses Kampfes und die davon abweichende des Theophrast bei Plut. praec. san. tuend. 135 E und noch genauer im Fr. d. an. I 2. Theophr. folgte dem Aristot., und dieser hat wiederum in Platon seinen Vorgänger gehabt. Derselben Ansicht schlossen sich die patres platonizantes, die Gnostiker und besonders die Manichäer an.

Sehr verdächtig, ja zum weitaus größten Teile sicher unecht ist, was uns bei nachchristlichen Autoren aus angeblichen astrologischen, alchimistischen und geoponischen Schriften Demokrits überliefert wird. Dem Versuche von Maaß[1]) (No. 378), einer echten Schrift des Abderiten über Wetterzeichen auf die Spur zu kommen, ist die Widerlegung alsbald gefolgt. Heeger hatte in der unter Theophrasts Namen überlieferten Schrift π. σημείων ein Exzerpt aus einem peripatetischen Buche des ausgehenden 4. oder des anfangenden 3. Jahrhunderts v. Chr., vielleicht einem echten Werke Theophrasts, vermutet, während Böhme „De Theophrasteis quae feruntur Περὶ σημείων excerptis" Halle 1884 an einen Auszug aus Eudoxos gedacht hatte. Beide hatten auch bereits erkannt, daß sich in der attisch geschriebenen Kompilation nicht wenige poetische und besonders ionische Worte und Wortformen finden. Maaß ist diesen Spuren weiter nachgegangen (vgl. die Prolegomena zu seiner Aratausgabe S. XXVI). Er glaubt überall, wo Ps.-Theophr. sich mit Arat im Wortlaut berührt, die gemeinsame Quelle hindurchschimmern zu sehen. Auch die Disposition von Ps.-Theophr. weist nach M. auf eine solche Quelle hin. Diese ist aber nicht Eudoxos, sondern Dem., der in dem Buche περὶ ἀχαιριῶν καὶ εὐχαιριῶν über „Wetterzeichen" gehandelt hat. Auch Clemens strom. VI 755 P. (= Plin. n. h. 18, 341) führt auf Wetterbeobachtungen Demokrits hin. Arat v. 391: σύες φορυτῷ ἔπι μαργαίνουσαι (vgl. Ps.-Theophr. § 49 und Clem. Protr. 92) stimmt wörtlich mit Dem. fr. mor. 23 überein. Wenn man hier auch zunächst an die Schrift π. εὐθυμίης zu denken hat, so muß man doch annehmen (?), daß D. das Vorzeichen von den tollenden Schweinen auch in π. ἀχαιριῶν u. s. w. dargestellt habe. Zu den bei Ps.-Theophr. § 1 genannten nicht unberühmten Gewährsmännern gehört

[1]) Beiläufig sei hier erwähnt, daß Maaß in seinen Aratea (Philolog. Unters., 12. Heft, Berlin 1892) S. 123 ff. von den verschiedenen Bedeutungen des Wortes πόλος handelt. Er bemerkt hierbei, daß das Wort bei Anaxagoras im Sinne der beiden Pole gebraucht wird (s. Hippolyt. Doxogr. 563, 4 und Laert. II 9, 5: τὸν φανερὸν πόλον); auch in Demokrits πολογραφίη sei von der Lage des Nordpols oder beider Pole die Rede gewesen.

mithin außer Aristot. auch D. Ein derartiges Buch Demokrits paßt auch in das atomistische System hinein: sofern wir nicht durch uns selber über das, was in der Natur bevorsteht, Bescheid wissen, können wir uns durch Beobachtung der Einzelwesen über sich vorbereitende Phänomene Bescheid verschaffen. Auch Plinius, der in der n. h. B. XVIII zum Teil wörtlich mit Ps.-Theophr. übereinstimmt, und ebenso Älian (s. z. B. die Stelle von den Schweinen d. nat. an. VII 8, wo für φαινόμενοι μαινόμενοι [vgl. μαργαινούσαις bei Dem.] zu lesen ist) müssen ein vielleicht mit einigen fremdartigen Zusätzen versehenes Exzerpt aus der echten Schrift Demokrits benutzt haben.

Zu wesentlich anderen Ergebnissen gelangt Kaibel (No. 379). Nachdem er für den ganzen rein astronomischen Teil der Φαινόμενα Arats ebenso wie für Vitruv IX 6—7,4 Eudoxos als Quelle nachgewiesen hat, wendet er sich gegen Maaß' Hypothese über den zweiten Teil des Gedichtes (π. σημείων). Die von M. bei Ps.-Theophr. nachgewiesenen Ionismen sind von der Art, wie sie seit Aristot. und Theophr. zahlreich in die attische Schriftsprache eingedrungen sind, und die „poetischen Wendungen“, die er anführt, sind entweder keine solche, oder sie können von einem Prosaiker guter Zeit wie D. überhaupt nicht geschrieben sein; so θάλασσα οἰδοῦσα καὶ ἀκταὶ βοῶσαι; hier haben wir vielmehr ein unverfälschtes Citat aus Arat (v. 909). Es ist also in dem Buche π. σημείων Arat benutzt worden (vgl. auch § 23 mit Arat v. 892). Daß bei Ps.-Theophr. auch Gedanken Demokrits vorkommen, der an Wetterzeichen glaubte und manche von ihnen erwähnt hatte, ist nicht zu verwundern. Aber wenn Ps.-Theophr. das Zeichen von den Schweinen (§ 49) ein δημόσιον nennt, so ist seine Quelle eben nicht Dem., sondern die mündliche Tradition. Auch daraus, daß sich der Gedanke in § 57 teilweise mit dem deckt, was Dem. bei Plin. 18, 23 (vgl. Geopon. I 5, 3) sagt, darf man nicht mit Maaß auf D. als Quelle schließen. Sicher kann diese Quelle nicht die Schrift Αἰτίαι π. ἀκαιριῶν καὶ ἐπικαιριῶν sein, ein Titel, der für eine Bearbeitung der Ἔργα καὶ ἡμέραι, nicht aber für ein Buch gleich dem περὶ σημείων passen würde, in dem von „günstigen und ungünstigen Tagen“ nirgends die Rede ist. Das Buch π. σ. ist überhaupt kein Exzerpt, sondern ein in seinen Hauptteilen gut geordnetes Original, mit schönem, wohldurchdachtem Vorwort; die Ordnungslosigkeit innerhalb der Hauptteile ist zum großen Teil durch nachträgliche Einfügung von Citaten aus Arat entstanden. Arat kann also Ps.-Theophr. nicht benutzt haben und ebensowenig dessen angebliches Original.

Noch ohne Kenntnis der Kaibelschen Kritik hat Diels die kleine Abh. No. 380 geschrieben. Im Anfang weist er auf einige Fragmente vorsokratischer Philosophen hin, die wir dem Londoner medicinischen

Papyrus verdanken (s. Ber. I 176 ff.), und bemerkt dann, daß das angebliche Fragment des Parmen., welches Couvreur Rev. d. philol. 1893 S. 108 (s. unter No. 139) bei Proklos in Cratyl. entdeckt haben will, nach einer Erinnerung Zellers sich nicht auf den Eleaten, sondern auf Platons Parm. (142A) bezieht. Dagegen findet sich ein neues Demokritfragment, auf das D. durch F. Cumont hingewiesen worden ist, bei dem anonymen Verf. des Dialoges Hermippus S. 25, 7 Kroll-Viereck. Die von D. abgedruckte Stelle ist zwar kein wörtliches Citat, hat aber die atomistische Anschauung über die Einwirkung der in der Luft schwebenden Dämonenbilder auf die menschliche Seele treu bewahrt. Die Worte νεύροις καὶ μυελοῖς ἐγκαθημένους ἀνεγείρειν καὶ ἀναπλάττειν τὰς ψυχὰς ἡμῶ νεὶς αὐτοὺς διά τε φλεβῶν καὶ ἀρτηρίων καὶ αὐτοῦ τοῦ ἐγκεφάλου καὶ μέχρι τῶν σπλάγχνων διήκοντας erinnern stark an das ἐγκαταβυσσοῦσθαι τὰ εἴδωλα διὰ τῶν πόρων εἰς τὰ σώματα Demokrits bei Plut. qu. sympos. VIII 10, 2. Das neue Fr. ist eine genauere Ausführung zu Sext. math. IX 19 über Demokrits Dämonenglauben. D. scheint den Nachtseiten der menschlichen Natur eine bei seinem Rationalismus auffallende Vorliebe zugewandt zu haben. E. Maaß hat, wie D. glaubt, bewiesen, daß Ps.-Theophr. π. σημείων und Arat auf ein ausführliches Wetterbuch Demokrits zurückgehen.

Berthelot ist geneigt, die Mitteilungen bei Seneca und Laert. über mehrere demokritische Schriften, die von Steinen, Metallen u. s. w. handelten, sowie die Nachricht Olympiodors über eine aus 4 Büchern bestehende Schrift des D. de elementis auf alte und zum Teil echt demokritische Werke zu beziehen. Er beruft sich für diese Annahme auf die Nachrichten des Laert., Diodor und Clem. über weite Reisen Demokrits, die er für ebenso authentisch hält wie die Mitteilung, D. habe über die heiligen Schriften der Chaldäer und von Meroe geschrieben (!). Die Umwandlung des D. in einen Magiker sei nicht nur durch Plinius und die griechischen alchimistischen Schriften, sondern auch in dem magischen Ritual der ägyptischen Papyri von Leyden bezeugt; es habe also auch in Ägypten in den ersten christlichen Jahrhunderten eine solche Tradition geherrscht. Unter den verschiedenen alchimistischen Rezepten, die in dem von Pizzimenti Padua 1573 herausgegebenen Buche Democriti Abderitae de Arte magna (identisch mit den Mystica es Physica, nicht, wie Mullach Dem. fragm. S. 158 f. will, davon verschieden) vereinigt sind, ist nach B. die am Anfang stehende Anweisung, mit Purpur zu färben, ein altes Fragment, das vielleicht auf einige der von Laert., Petron. und Seneca angeführten Abhandlungen zurückgeht. Das dann folgende Stück über Demokrits Rückkehr aus der Unterwelt steht vielleicht im Zusammenhange mit seiner Lehre von den Götteridolen und den Träumen. Das übrige zerfällt in drei Partien, von

denen die alchimistische apokryph und am jüngsten, aber doch älter als das 4. Jahrhundert n. Chr., die magische, ebenfalls apokryph, aber älter als Plinius ist, und die technische, vielleicht die älteste, an D. oder vielmehr an seine Schule anknüpft. Über die 4 Bücher über Färben auf Gold, Silber, Steine und Purpur berichtet uns Synesius, der vor 389 schrieb, und Zosimus (etwa zur Zeit Konstantins oder Diokletians, vielleicht noch älter); für diese ist Ps.-Dem. schon eine Autorität. Die fälschlich dem D. beigelegten Betrachtungen über die Natur von dem Mendesier Bolus: Χειρόκμητα d. h. „manipulationes" hält Plinius für authentisch; vielleicht hatte D. Abhandlungen dieser Art wirklich geschrieben (?), mit denen man dann die seiner Nachahmer verbunden hat. Bolus, dem u. a. auch das pseudodemokritische Buch π. συμπαθειῶν καὶ ἀντιπαθειῶν zugeschrieben wird, scheint kein absichtlicher Fälscher gewesen zu sein, sondern sich zur Schule des D. gerechnet zu haben (vgl. Steph. Byz. Βῶλος ὁ Δημοκρίτειος); er lebte spätestens zur Zeit Christi. Auf ein ähnliches Werk gehen wohl auch die demokritischen Vorschriften in den Geoponica zurück [vgl. auch die mir nicht zugegangene Collection des anciens alchimistes grecs par Berthelot et C. E. Ruelle B. I Paris 1888]. — Diesem Versuche des französischen Chemikers, in dem Wuste der unter Demokrits Namen überlieferten alchimistischen und magischen Werke gewisse Reste echt demokritischen Schrifttums zu entdecken, fehlt es an der rechten kritischen Methode.

Tannery giebt eine Reihe von Erklärungen zu dem pseudodemokritischen Traktat Physica et Mystica und bemerkt, daß Synesius vier alchimistische Bücher Demokrits anführt, von denen nur zwei, die über Gold und Silber, erhalten sind; dazu kommt noch ein von Synesius nicht gekanntes 5. Buch Demokrits, das dem Leukipp zugeeignet ist.

Viel besonnener als Berthelot verfährt Gemoll. Er geht (S. 107—127) sämtliche Stellen der Geoponica durch, die dem D. beigelegt werden oder in denen er erwähnt wird, und legt dar, daß Mullachs (S. 150 ff.) Beweise für den demokritischen Ursprung von 13 Stellen auf sehr schwachen Füßen stehen. G. selbst nimmt mit Meyer Gesch. d. Botanik S. 17 ff. an, daß das γεωργικόν ebenso wie die Schrift π. ἀντιπαθῶν oder π. συμπαθειῶν καὶ ἀντιπαθειῶν, aus der wohl ein Teil der Stellen in den Geop. stammt, ein Machwerk des Bolos sei, das wahrscheinlich einen Teil von dessen ὑπομνήματα gebildet habe. Auch glaubt er, daß die Geop. nicht aus der Schrift des D. π. συμπ. κ. ἀντιπ., sondern aus der des Neptualius [s. jedoch zu No 384] π. τῶν κατ᾽ ἀντίπαθειαν καὶ συμπάθειαν geschöpft haben. Da das pseudodemokritische γεωργικόν nach Laert. nicht mehr erwähnt wird, so ist es vermutlich in ein Geoponicorum corpus aufgenommen worden,

wohl dasselbe wie das des Anatolius. Auf dieses würden dann sämtliche dem D. in den Geop. zugeschriebenen Stellen zurückgehen.

Zu einem nicht wesentlich verschiedenen Ergebnis gelangt Oder in seiner trefflichen Untersuchung, obwohl er die Methode Gemolls für verfehlt erklärt. Unter den zahlreichen Quellenschriftstellern, die Anatolius, die nächste Quelle der Geop. (so auch Gemoll) benutzt hat (doch schöpft er seine Kenntnis Demokrits nicht unmittelbar aus diesem, sondern aus Apuleius und Africanus), wird D. im Texte am häufigsten angeführt und zwar in 21 Eklogen. In diesen sind dem Inhalte nach zu unterscheiden: a) Astrologisches; b) mystisch-magische Mittel auf grund von Sympathie und Antipathie; c) Veterinärkunde; d) Landwirtschaftliches. Gruppe b geht auf Ps.-Demokrits Buch π. συμπ. κ. ἀντιπ. zurück. Ekl. XV 1 deckt sich mit den Bruchstücken zweier von Gemoll Striegau 1884 herausgegebenen Traktate über denselben Gegenstand. Der Verf. des ersten ist nach Haupts (Opusc. III 279) glänzender Emendation nicht Neptualius, sondern Neptunianus, wahrscheinlich ein Zeitgenosse Tatians, der des zweiten scheint ein Fälscher unter Demokrits Flagge zu sein, obwohl dem Traktate Demokrits Name auch nur als Vermutung eines Späteren hinzugefügt sein kann. Das Sympathiebuch wird dem D. bereits im Altertum einstimmig von allen Kritikern abgesprochen, und bei Thrasyll fehlt es gänzlich. Wenn dieser andere unzweifelhaft gefälschte Schriften wie die χειρόκμητα ἢ προβλήματα in seinen Katalog aufgenommen hat (die ὑπομνήματα ἠθικά, zu denen die χειρόκμητα gehörten, bestanden wohl nicht aus 9, sondern aus 10 Spezialschriften, da man zu den 9 von Thrasyll aufgezählten die ὑπομνήματα noch als besonderes Buch hinzunehmen muß [?]), so erkannte doch auch er unechte Bücher Demokrits als solche an; vgl. die Schlußbemerkung des Verzeichnisses Laert. IX 49 wo in der Wendung τὰ δ᾽ὅμοια ὁμολογουμένως ἐστὶν ἀλλότρια zu liegen scheint, daß er selbst angezweifelte Schriften seinem Kataloge eingereiht hat. Die Notiz bei Suidas, die dem D. nur den μέγας διάκοσμος und περὶ φύσεως κόσμου als echt läßt, hätte Rhode nicht ernst nehmen sollen; es war dies ein arger Streich eines „Spaßvogels“. — O. vermutet dann, daß es Kallimachos war, der den Bolos als Fälscher demokritischer Schriften ermittelt hat und zwar in den von Suidas erwähnten πίναξ τῶν Δημοκρίτου γλωσσῶν καὶ συνταγμάτων. — Die meisten Citate aus D. in den Eklogen können auf das von Thrasyll angeführte Buch π. γεωργίης ἢ γεωργικόν zurückgehen, das aber ebensowenig echt war wie das über Sympathie und Antipathie. Höchstens könnte einiges Echte aus Demokrits Schriften darin gewesen sein, das dann nach Thrasylls Ausdruck ἐκ τῶν αὐτοῦ διεσκεύασται. Daß auch dieses Buch als ein Erzeugnis des Bolos angesehen wurde, scheint aus Colu-

mella XI 3, 2 hervorzugehen. — Zu der Oderschen Abh. bemerkt Diels Arch. IV 118, da Bolos auch als Pythagoreer bezeichnet werde, dürfe man vielleicht auch bei der pythagoreischen Litteratur, die unter Demokrits Flagge segelte, an ihn denken. — Vgl. auch den von Oder bearbeiteten 25. Abschnitt in Susemihls Gesch. d. gr. Litt. in der Alexandrinerzeit I (Leipzig 1891) S. 835 f.

b) Zu Demokrits Fragmenten.

385. P. Natorp, Die Ethika des Demokritos. Text und Untersuchungen. Marburg, Elwert 1893. VII, 198 S. 8.

386. Demokrits ethische Fragmente ins Deutsche übertragen von K. Vorländer. Ztschr. f. Philos. 107 (1896), S. 253—272.

387. A. Ammon, Der Philosoph Dem. als Stilist. Xenien, der 41. Philologenvers. dargeboten vom hist.-philol. Verein. München, Lindl, 1891. S. 3—11.

388. P. Thomas, Zu Demokrit Fr. 103 (Stob. fl. ed. Mein IV p. 160). Rev. de l'instr. publ. en Belg. 31 (1888) S. 231.

389. H. Usener, Variae lectionis specimen primum. Jahrb. f. kl. Ph. 139 (1889) S. 369—397.

390. S. Mekler, Lucubrationum criticarum capita quinque. Sep.-Abdr. aus dem Jahresb. d. Obergymnasiums im XIX. Bezirke Wiens. 1894/95. 18 S. gr. 8.

Natorps Ethika sind in doppelter Hinsicht für die Demokritforschung von großer Bedeutung. Bis dahin hatte es sowohl an einer gründlichen Untersuchung der Ethik Demokrits wie auch an einer den heutigen Anforderungen der Wissenschaft einigermaßen entsprechenden Ausgabe der ethischen Fragmente gefehlt. Diese Lücke ausgefüllt zu haben ist Natorps Verdienst. Der 1. Hauptabschnitt enthält: a) das Verzeichnis der ethischen Schriften bei Laert.; b) die Doxographie über das τέλος des D. und seine Schule; c) die Sammlung der Fragmente. Die Neubearbeitung des Textes ist zwar nicht frei von Mängeln, aber sie läßt die Mullachsche weit hinter sich und ist sicherlich dazu angethan, einer künftigen abschließenden Rezension als Grundlage zu dienen. Für die in der pseudodemokratischen Sammlung enthaltenen Bruchstücke hat N. den cod. Palat. 356 neu verglichen, ohne freilich daraus erheblichen Gewinn zu ziehen. Was die bei Stob. überlieferten Fragmente anbetrifft, so bot N. für die sogen. Eklogen Wachsmuths Ausgabe einen gereinigten Text, während er für das sogen. Florilegium auf die unzureichenden Ausgaben von Gaisford und Meineke angewiesen war. Leider ist Natorps Verfahren in der Auswahl der

kritischen Anmerkungen sehr ungleichmäßig; während bei manchen Fragmenten geringfügige Abweichungen unter dem Strich erwähnt werden, fehlt anderwärts, selbst bei erheblichen Änderungen, jede kritische Note. Neu hinzugekommen sind 7 bei Mull. fehlende Bruchstücke, von denen 5 mit Recht Aufnahme gefunden haben: 12 (aus Laert. IX 45), 29 (s. meine Abh. S. 25), 37a = fr. var. arg. 8 Mull., 120 (aus Seneca), das sich von 211 hinreichend unterscheidet, um als selbständiges Fragment zu gelten, und 184 = fr. spur. 5 Mull., das N. nach meinem Vorgange wieder in sein Recht eingesetzt hat. Sehr zweifelhaft dagegen erscheinen mir Fr. 3, ein stark stoisch gefärbter Bericht des Diotimos über Demokrits ethisches Prinzip, und das auf grund einer unsicheren Vermutung Ritters und Useners (Epic. S. 118, 19) aufgenommene Fr. 86a. — Der Sammlung der Fragmente sind zwei Anhänge beigegeben. Der erste handelt über den Dialekt der Fragmente und enthält eine ziemlich erschöpfende Zusammenstellung der Besonderheiten dieses Dialekts auf dem Gebiete der Laut- und Formenlehre. N. hat mit dieser Übersicht einen guten Grund zu einer Darstellung des demokritischen Dialekts gelegt; aber es ist freilich nur ein Anfang. Nicht allein, daß manche Einzelheiten noch einer genaueren Feststellung bedürfen, es steht auch noch eine Untersuchung der lexikalischen und syntaktischen Eigentümlichkeiten Demokrits aus. Sehr wichtig, auch für die Frage der Echtheit, wäre eine Sammlung der, wie es scheint, ziemlich zahlreichen ἅπαξ λεγόμενα oder selten vorkommenden Wörter und der D. eigentümlichen Wendungen. Eine treffliche Unterlage für solche Untersuchungen würde das den zweiten Anhang bildende Wortregister bieten, das mit großer Sorgfalt angelegt ist.

Der zweite Hauptabschnitt bringt „Untersuchungen über die Ethik des D. und ihre Fortwirkung in der philosophischen Ethik der Griechen". Im 1. Kap.: „Die Überlieferung des D." wird zunächst auf die Gleichartigkeit der doxographischen und auf die Güte ihrer gemeinsamen Quelle hingewiesen. Die doxographische Tradition steht aber mit den überlieferten Fragmenten im Einklang und hat ihren Ursprung wahrscheinlich in denselben ethischen Schriften des D., aus denen die ältere von Stob. und von Ps.-Dem. benutzte Spruchsammlung geflossen ist. Über die Zahl und Beschaffenheit dieser ethischen Schriften stimmt N. im wesentlichen meiner Auffassung bei. Sehr unsicher dagegen erscheint mir die Annahme Natorps, die ὑποθῆκαι seien identisch mit der Τριτογενείη des Thrasyllschen Verzeichnisses, die nach den in den Iliasscholien zur Erklärung ihres Titels angeführten drei Kategorien: εὖ λογίζεσθαι, καλῶς λέγειν und ὀρθῶς πράττειν geordnet gewesen sei. Das letztere könnte selbst dann nicht mit Sicherheit behauptet werden, wenn der Titel und die Deutung wirklich von D. herrührten (s. Zeller 930, 4). Was N. S. 59 f. über das Ver-

hältnis der Gnomen des sog. Demokrates zu der Sammlung ἐκ τῶν Δημοκρίτου Ἰσοκράτους Ἐπικτήτου (vgl. Schenkl Sitz.-B. d. Wiener Ak. B. 105, 465 ff. und desselben Ausgabe des Epiktet) sowie über die Wertlosigkeit dieser Sammlung und der späteren Gnomologien überhaupt, die alle aus einer gemeinsamen, am besten durch das Gnomol. Parisinum repräsentierten Quelle stammen, an der Hand von Mitteilungen Elters ausgeführt hat, ist durchaus zutreffend.[1]) Am Schlusse dieses Kap. bespricht N. das Verhältnis unserer Fragmente zu den älteren Elegikern und Iambographen, Demokrits Vorgängern in der ethischen Reflexion. Hierbei stellen sich besonders zahlreiche Beziehungen zu Theognis heraus, aber auch zu Solon, Archilochos, Simonides v. Amorgos u. a. Diese Beziehungen sind zum Teil polemischer Art; aber noch häufiger knüpft D. an seine Vorgänger direkt an, wie in den Betrachtungen über Reichtum und Armut, über Erziehung, über die Notwendigkeit des Maßes im Handeln. Mit Recht sieht N. in diesen Übereinstimmungen eine der Stützen für die Echtheit unserer Fragmente. — Das 2. Kapitel: „Über die Form der Demokritgnomen" enthält einen wertvollen Beitrag zur Stilanalyse. Es werden zunächst die verschiedenen Formen, in denen sich die ethische Reflexion bewegt, besprochen, und es wird dargethan, daß sich die einfachen Grundformen der bloß thatsächlichen Beobachtung, des Werturteils und, wenn auch viel seltener, der direkten Paränese im ganzen gleichmäßig wiederholen. Eine besondere Eigentümlichkeit des D. ist es, daß er seinen sittlichen Urteilen eine möglichst abstrakte Gestalt verleiht, während er andererseits wieder eine starke Neigung zeigt, das Abstrakte des Gedankens durch Personifikation oder sachliche Veranschaulichung konkret zu machen. Es schließen sich hieran einige weitere Beobachtungen, von denen wir nur die folgende erwähnen. Wenn sich auch bei D. genug Antithesen finden, so hält er sich doch von einem künstlichen Parallelismus fast durchweg frei, ja in manchen Fragmenten ist die strenge Entsprechung der Glieder wie absichtlich vermieden worden, oder sie ist bloßer Schein. — Eine Ergänzung dieser Beobachtungen bieten die dem Buche als Anhang (S. 180 ff.) beigegebenen Untersuchungen Birts „über den Stil der Ethika". B. weist nach, daß D. die Kola mit Vorliebe rhythmisch gestaltet und dabei abweichend von der verfeinerten Rhetorik eines Isokrates und Demosthenes gerade die der gemeinen Metrik angehörenden Versfüße gehäuft hat. Besonders bevorzugt werden der Daktylus und Anapäst; fast gleich häufig treten

[1]) Ein näheres Eingehen auf die Ergebnisse der inzwischen weitergeführten umfassenden Untersuchungen Elters über die griechische Gnomologienlitteratur behalten wir uns für den nächsten Jahresbericht vor.

iambische und trochäische Kola auf, daneben auch nicht selten logaödische Kola und Cretici. Daß hier nicht Zufall, sondern Absicht herrscht, beweist die Häufigkeit der Belege sowie der Umstand, daß in einzelnen Fällen offenbar dem Rhythmus zuliebe die Wortstellung verschränkt worden ist. Demokrits Rede nähert sich dadurch oft der strophenlosen Lyrik und wird dithyrambisch. Eine Parallele hierzu bieten die von Platon als gorgianisch gekennzeichnete Rede des Agathon im Symposion, der pseudolysianische Epitaphios und besonders die auch im Inhalt mehrfach an D. anklingende pseudoisokratische Schrift an Demonikos. Birts Verfahren unterscheidet sich von ähnlichen Versuchen, wie sie z. B. Blaß mit Demosthenes und mit Aristoteles' Ἀθηναίων πολιτεία angestellt hat, vorteilhaft dadurch, daß die rhythmischen Kola aus dem überlieferten Texte meist ungesucht und ohne jede Änderung gewonnen werden. Mag man im einzelnen gegen seine Konstruktion manches einwenden, so macht doch die Fülle der unverdächtigen Belege den Eindruck, daß es sich hier nicht um eine rein zufällige Erscheinung handelt. Bemerkenswert ist auch, daß sich bei Herodot, wie B. hervorhebt, und bei Heraklit, wie ich auf grund genauer Prüfung hinzufügen kann, rhythmische Kola nur ganz vereinzelt herstellen lassen. — Auf einen Widerspruch in der Beurteilung des demokritischen Stils zwischen Natorp und Birt macht K. Vorländer in seiner Besprechung der „Ethika" (Ztschr. f. Philol. 106 [1895], 285 ff.) aufmerksam: N. betont S. 85 ff. die Naivetät des Schreibers, die Abneigung gegen alle Rhetorenkünste, während Birt S. 180 von einer gewissen Durchdachtheit redet (vgl. S. 187: „Staffel der gorgianischen Halbkunst"). Gegen Natorps Auffassung erklärt sich Diels in seiner Rezension (D. L.-Z. 14 [1893], 1288 ff.): D. sei so wenig naiv, daß er vielmehr die ionische Kunst abschließe wie etwa Platon die attische. Vgl. auch Ammon (No. 387). Zu dem von Birt S. 185 in Fr. 79 bemerkten Spiele mit Paronomasien weist Diels auf Heraklit Fr. 91 hin, das von D. nachgeahmt worden sei.

Im 3. Kap. „Grundzüge der Ethik des D. nach der Überlieferung" wird zunächst das Prinzip der demokritischen Ethik behandelt. D. geht von der Erscheinung der Lust und Unlust als dem Nächstgegebenen aus, gelangt aber von dieser Grundlage aus nicht, wie die Kyrenaiker und Epikur, zum Hedonismus, sondern erhebt zum Prinzip die Euthymie, die nicht aus der Lust an sich, sondern aus der Begrenzung und Unterscheidung der Lüste entsteht. Nur die Lust am Guten erscheint ihm wahrhaft erstrebenswert, die sinnliche Lust dagegen unwahr; ja in Fr. 6 wird geradezu das ἀγαθόν dem ἀληθές entgegengesetzt und als das stets sich gleich bleibende dem je nach der Individualität der Menschen wechselnden ἡδύ entgegengestellt. Diese

Auffassung steht mit Demokrits erkenntnistheoretischer Unterscheidung der γνησίη und σκοτίη γνώμη im besten Einklange. Daher räumt er auch den Gütern der Seele den entschiedenen Vorzug vor denen des Leibes ein und macht die Seele für das Wohl des Leibes verantwortlich. Das eigentliche Unterscheidungsprinzip für unser Handeln aber ist nach D. die φρόνησις. In den Fragmenten erscheint daher mehrfach die Erkenntnis der Weisheit als das höchste Gut und wird mit der ἀθαμβίη (= εὐθυμίη) in engste Verbindung gesetzt. Ja in Fr. 36 wird geradezu als höchste Lust die Theorie gepriesen. Man sieht daraus, daß D. wie Platon die Erkenntnis als die eigentümliche Kraft der Seele gedacht hat. Bei dieser Höhe der sittlichen Auffassung ist es nicht zu verwundern, wenn er den Kern des Sittlichen nicht in äußerem Thun, sondern im Innern des Bewußtseins, in der Gesinnung sucht, und wenn sich bei ihm so reine und erhabene Aussprüche finden wie der, daß man der eigenen Seele zum Gesetze machen müsse, nichts Unrechtes zu thun (Fr. 43), und der andere: ὁ ἀδικεών τοῦ ἀδικουμένου κακοδαιμονέστερος (Fr. 48), von denen der zweite ganz platonisch lautet. Negativ gefaßt bedeutet die demokritische Euthymie die Freiheit von der Unruhe der Begierden und Leidenschaften, die ἀταραξίη. Doch verfällt D. dabei nie in das Extrem der skeptischen Apathie oder Adiaphorie; er fordert nicht Unterdrückung, sondern Beherrschung der sinnlichen Triebe und ihre Unterwerfung unter Norm und Gesetz, das ἴσον und μέτριον im Gegensatz zur ὑπερβολή und ἔλλειψις, die ἁρμονίη und ξυμμετρίη. Er bekämpft daher entschieden jedes Unmaß und empfiehlt eindringlich Enthaltsamkeit und Selbstbeherrschung. Diese aus einem einheitlichen Grundgedanken hervorgegangene Ethik, die trotz ihrer idealen Zuspitzung doch mit dem Ganzen des Systems und zwar nicht nur mit der Erkenntnislehre, sondern auch mit der Physik zusammenstimmt, darf man nicht mit Zeller (935) nur als „eine Reihe vereinzelter Beobachtungen und Vorschriften“ betrachten, sie zeigt vielmehr ein entschieden systematisches Gepräge, wenn sie sich auch nicht in der Form eines strengen Beweisganges bewegt. Auch im zweiten Teil der Fragmente (von 99 an), der nach N. der Schrift Τριτογενείη entstammt und demgemäß nach den drei S. 128 angegebenen Kategorien geordnet worden ist, fügen sich die einzelnen „Regeln der Lebenskunst“, obwohl mit dem Prinzip nur in einem losen Zusammenhange stehend, in ein einfaches System, das einen bestimmten Kreis von Fragen umspannt. Weitaus am zahlreichsten sind die das ὀρθῶς πράττειν betreffenden Aussprüche; sie enthalten außer einigen Sätzen allgemeinerer Art eine spezielle Pflichtenlehre, die mit den Pflichten des öffentlichen Lebens beginnt, und sich dann zu denen des Privatlebens wendend nach einander die Familie, die Erziehung, die Jugend, das Alter, die Freundschaft und

die Umgangspflichten behandelt. — Es ist N. gelungen, im großen und ganzen in den überlieferten Fragmenten einen einheitlichen Charakter und inneren Zusammenhang sowie eine trotz des materialistischen Prinzips unverkennbare Hoheit der sittlichen Anschauung nachzuweisen, die uns bei einem vorplatonischen Philosophen in Erstaunen setzen müssen. Es fragt sich aber, ob die von N. entworfene Zeichnung in allen ihren Zügen, ja ob sie auch nur in ihren Grundlinien völlig zutrifft. Zunächst scheint mir N. zu weit zu gehen, wenn er auf grund einzelner Fragmente, deren Zusammenhang uns unbekannt ist, die Ethik Demokrits, wenigstens in ihrem Endergebnis, mit dem Idealismus Platons fast völlig zusammenfallen läßt. Wo bleibt da die doch unleugbar hedonistische Grundlage, die in Fr. 1 und 2 so unzweideutig ausgesprochen wird? In der That kommt in den längeren, mehr argumentierenden Bruchstücken die Begründung der sittlichen Vorschriften meist darauf hinaus, daß uns das rechte Handeln vor der Unlust und den Unannehmlichkeiten, die mit dem unrechten Handeln verbunden sind, bewahrt und uns größere Lust gewährt; vgl. Fr. 47, 52, 53, 130, 163, 203 und ganz besonders 178 und 180—182. Dies ist eine Auffassung des Sittlichen, die sich von der platonischen wesentlich unterscheidet. Auf der andern Seite ist nicht zu leugnen, daß D. das Übermaß der Lust bekämpft und der geistigen Lust vor den sinnlichen Lüsten den Vorzug giebt, ja manche von diesen, wie den Liebesgenuß, fast zu verwerfen scheint. Auch ist allem Anscheine nach diese Unterscheidung nicht erst das Schlußergebnis seiner ethischen Betrachtungen, sondern von vornherein schon in der Grundlegung der Lehre enthalten gewesen und hat auch in den von ihm für die Lustgefühle angewandten Bezeichnungen ihren sprachlichen Ausdruck gefunden. Schon vor langer Zeit hat sich mir die Beobachtung aufgedrängt, daß bei D. ἡδονή (Gegensatz λύπη, ἀηδίη), ἥδεσθαι, ἡδύ entweder die Lust im allgemeinen oder wie in Fr. 63, 157, 220 die niedere Lust im besonderen bedeutet, während der in den grundlegenden Frr. 1 und 2 gebrauchte Terminus τέρψις (Gegensatz ἀτερπίη) sowie τέρπειν, τέρπεσθαι, τερπνόν, ἐπιτερπής (Gegensatz ἀτερπής) fast nur da vorkommen, wo von der höheren Lust die Rede ist und nur zweimal (53 und 56) gleichbedeutend mit ἡδονή erscheinen. Hiernach wäre also τέρψις der technische Ausdruck für die geistige Lust, nicht, wie N. S. 98 annimmt, χαρή, das sich nur einmal (47, sonst nur noch χαίρειν 61 und 220) findet. — Durch die Darlegung der Grundzüge von Demokrits Ethik soll zugleich die Reihenfolge der Fragmente in der Natorpschen Sammlung gerechtfertigt werden. Sicherlich liegen diese bei N. in einer klaren und verständigen Anordnung vor, die sich von der wirren Zusammenstellung bei Mullach vorteilhaft ausnimmt. Ob indes in dieser neuen Gestalt die ursprüngliche Gliede-

rung auch nur annähernd wiedergegeben ist, bleibt sehr zu bezweifeln. Das oben ausgesprochene Bedenken gegen die Ansicht Natorps über die Dreiteilung der Τριτογενείη wird dadurch verstärkt, daß in der vorliegenden Rekonstruktion die Rubrik εὐλογίζεσθαι sowie der Abschnitt, der das ὀρθῶς πράττειν im allgemeinen behandelt, sehr dürftig bedacht sind.

Diese Ausstellungen berühren jedoch das wesentliche Ergebnis der bisherigen Untersuchung nicht, wonach die ethischen Fragmente sprachlich wie inhaltlich ein einheitliches und so eigentümliches Gepräge tragen, wie es ein Fälscher ihnen nie hätte verleihen können, und daher als ursprüngliches Eigentum des Abderiten zu betrachten sind. Eine weitere starke Stütze erhält dieses Ergebnis durch die Vergleichung mit späteren Systemen, die die letzten fünf Kapitel ausfüllt. N. zeigt zunächst, daß die „Abderiten" des Clemens (Strom. II 21), Hekataios, Nausiphanes, Diotimos und Apollodotos in ihren ethischen Prinzipien sämtlich auf die Grundlehre des D. zurückgehen, und geht dann auf das Verhältnis Epikurs, Aristipps, der Skeptiker (Timon und Ainesidemos) und schließlich Platons zur demokritischen Ethik ein. Wir haben bereits oben (S. 116 vgl. S. 112 ff.) das Wesentliche aus diesen Untersuchungen angeführt und dem Verfasser darin zugestimmt, daß namentlich bei Epikur und zum Teil auch bei Aristipp eine stärkere Anlehnung an D. zu erkennen ist, als man bisher geglaubt hatte (bei den Skeptikern ist eine solche Abhängigkeit kaum bestritten worden); nur bei Platon schienen uns die zahlreichen Anspielungen auf die Sittenlehre des Abderiten, die N. aufgefunden zu haben glaubt, unerweislich und eine innerliche Abhängigkeit von dieser Lehre vollends unwahrscheinlich. Nimmt man zu diesen schwerwiegenden Beweisen noch die neuerdings aufgefundene direkte Erwähnung der εὐθυμία bei Epikur hinzu (s. o. S. 114 f.), so erscheint uns ein etwaiger Zweifel an der Echtheit der uns überlieferten Ethika Demokrits (s. S. 121) nunmehr völlig ausgeschlossen. Dies gilt natürlich nur von der Hauptmasse der Fragmente. Daß sich N. bei der Entscheidung über die Echtheit einzelner Fragmente skeptischer hätte verhalten sollen, ist bereits S. 128 bemerkt worden. Wenn aber Diels (a. a. O.) behauptet, die abderitische Schule sei im 4. Jahrhundert reich an ethischer Produktion gewesen, und die Art der Schulüberlieferung mache eine Scheidung der einzelnen Autoren aussichtslos, so soll die Möglichkeit, daß die Sammlung der ethischen Aussprüche Demokrits durch einzelne Zusätze seiner Schüler bereichert worden sei, nicht bestritten werden; aber die weitaus größte Zahl der Fragmente verrät doch einen so individuellen und einheitlichen Charakter, daß sie nur dem Geiste des einen D. entsprungen sein kann. — Vergleiche außer den schon angeführten Besprechungen von Diels und Vorländer die von R. Ausfeld N. Philol. Rundsch. 1894 No. 22, G. v. Hertling Philos.

Jahrb. der Görresgesellsch. 1896, 70 ff., E. Wellmann Arch. VIII 296 ff. sowie meine Rezension Berl. Ph. W.-Schr. 1894, 936 ff. und 993 ff. — Vorländers Übersetzung, die sich mit geringen Ausnahmen an Natorps Text anschließt, ist mit großer Gewandtheit geschrieben und hält im allgemeinen die rechte Mitte zwischen Worttreue und einem guten, lesbaren Deutsch.

Ammon beginnt mit einer Anführung der Äußerungen der Alten, in denen die Meisterschaft des D. in der Sprache gerühmt wird. Ciceros Urteil, der ihm d. or. I 49 ornatus orationis zuschreibt und ihn or. 67 mit Platon wegen seiner der Poesie verwandten Diktion zusammenstellt, wird durch Dionys. d. comp. verb. c. 24 S. 372 Sch. bestätigt, wo D. mit Platon und Aristot. als Vertreter der κοινὴ ἁρμονία, der zwischen der αὐστηρά und γλαφυρά in der Mitte stehenden Wortfügung, zusammengestellt wird. Auch in dem Abschnitt über die gegenseitige Annäherung der Poesie und Prosa bei Dionys. c. 25 S. 382 ist unter den ἄλλοι τε πολλοί wahrscheinlich auch D. zu verstehen. Es liegt am nächsten, als Quelle dieser übereinstimmenden Urteile Theophr. anzunehmen. Ein Beweis dafür, daß das musikalische Element in Demokrits Sprache nicht zufällig, sondern beabsichtigt war, ist die fünfte, die Μουσικά enthaltende Abteilung des Thrassyllschen Verzeichnisses seiner Schriften, in dem u. a. die Aussprache (ὀρθοεπείη) und die Schönheit der Wörter (diese, nicht die Schönheit der Epen ist mit π. καλλοσύνης ἐπέων gemeint) behandelt wird. Die beiden letzten Titel sind zu einem zusammenzufassen und so zu lesen: π. ῥημάτων καὶ ὀνομάτων oder ὀνοματικῶν (vulgo π. ῥ. ὀνομαστικὸν, cod. B ὀνομαστικῶν). Auch die übrigen vier Titel lassen sich auf das Musikalische in der Sprache beziehen. Der gerühmte Wohlklang und Rhythmus in den Schriften Demokrits ist daher wohl als eine Frucht seiner Forschungen anzusehen. — Auf eine genauere stilistische Analyse der Fragmente läßt sich A. nicht ein; er begnügt sich mit einigen kurzen Bemerkungen über die zahlreichen Metaphern in fr. phys. 10, die bewegten Rhythmen in fr. ph. 1 und 2 und die kunstvolle Gliederung (περίοδος πολύκωλος) von fr. ph. 4. — Vgl. den Bericht von E. Wellmann Arch. VI 271 f.

Thomas ergänzt Fr. 123 N.=103 M. bei Stob. so: πολλοὶ δρῶντες <ἔργα> τὰ αἴσχιστα λόγους τοὺς ἀρίστους ἀσκέουσι. — Usener verbessert S. 383 in dem auf Demokrits Erkenntnistheorie bezüglichen Passus bei Sext. math. VII 135 ὁτὲ μέν st. ὅτι μέν (Gegensatz ἐν δὲ τοῖς Κρατυντηρίοις § 136) und ebd. § 137 κρίνει st. κινεῖ. Das demokritische Wort ἐτεῇ stellt er in einer Stelle des Oenomaos bei Euseb. pr. ev. V 27, 3 für εἰ δέ γε οἱ her und vermutet dasselbe auch bei Parmen. 1, 3: ἣ κατὰ πάντ' ἐτεῇ (st. πάντα τῇ) φέρει εἰδότα φῶτα [so schon vor ihm Bergk Ges. Abh. II 68; s. Diels Parm. S. 48]. — Meklers Abh.

enthält mehrere kritische Beiträge zu den ethischen Fragmenten. — Mehrere Verbesserungsvorschläge hat auch Gomperz Beitr. zur Kritik u. Erkl. griech. Schriftst. [s. Ber. I 276] gemacht. Im III. Beitrage S. 586 f. behandelt er eine Stelle in Fr. 167, wo er statt der verderbten Worte οὐδενὶ γὰρ ἄλλῳ ἔοικεν ἢ ἑαυτῷ τὸν αὐτὸν ἐφ' ἑτέροισιν γίγνεσθαι vorschlägt: ἢ τῷ τὸν ἀετὸν ἐπ' ἑρπετοῖσι γίνεσθαι und so erklärt: „Das Schicksal der rechtsprechenden Obrigkeit, die durch Volkswahl und Rechenschaftspflicht von eben den Übelthätern abhängig ist, deren Schlechtigkeit sie im Zaume halten soll, wird mit jenem des königlichen Adlers verglichen, der in die Gewalt des niedrigen Gewürmes gegeben wäre.“ Die Konjektur ist geistvoll, aber doch nicht so evident, daß sie Gomperz Gr. D. 297 wie eine sichere Emendation verwerten durfte. — Willamowitz Herakles [s. Ber. I 275] I 91 schreibt in Fr. 25 εὐρόπως st. εὐπόρως und I 111 in Fr. 47 τὰ χρὴ ἐόντα st. χρηέοντα (Nat. χρέοντα). Derselbe führt Her. II ²8, wie in der ersten Auflage, als Spruch Demokrits einen hippokratischen νόμος an und bemerkt auf eine Anfrage von Gomperz, er habe den Spruch in seinem Handexemplar des Hippokrates ebenso wie den bei Hippokr. vorhergehenden als demokritisch notiert, wahrscheinlich aus Plutarch, könne aber die Stelle nicht wiederfinden.

Diels Atacta [s. Ber. I 276] Herm. 13 S. 1 ff., No. 5 bemerkt daß die Mitteilung bei Aët. IV 4, 7 und 9, 20, D. habe auch den Toten noch eine gewisse sinnliche Wahrnehmung zugeschrieben, trotz der Leugnung Ciceros Tusc. I 82 durch folgende Stelle aus Tertullian d. an. c. 51 (nach Soran) bestätigt werde: ad hoc et Dem. crementa unguium et comarum in sepulturis aliquanti temporis (wofür nach D. vielleicht zu lesen ist: in sepultis aliquantum temporis) denotat.

c) Zur Lehre Demokrits.

391. K. Modritzki, Die atomistische Philosophie des Demokritos in ihrem Zusammenhange mit früheren philosophischen Systemen. Progr. d. Stadtgym. zu Stettin. 1891.

392. A. Brieger, Die Urbewegung der Atome und die Weltentstehung bei Leucipp und Demokrit. Progr. d. Stadtgym. zu Halle a/S. 1884.

393. H. K. Liepmann, Die Mechanik der Leucipp-Demokritschen Atome unter Berücksichtigung der Frage nach dem Ursprung derselben. Leipzig, G. Fock, 1886 (ursprünglich als Doktordiss. Berlin 1885 erschienen).

394. A. Goedekemeyer, Epikurs Verhältnis zu Demokrit in der Naturphilosophie. Strassburg, Trübner, 1897.

395. Löwenheim, Der Einfluß Demokrits auf Galilei. Arch. f. G. d. Ph. VII (1894) S. 230—268.

396. G. Hart, Zur Seelen- und Erkenntnislehre des D. Leipzig 1886.

397. P. Natorp, Über Demokrits γνησίη γνώμη. Arch. f. G. d. Ph. I (1888) S. 348—356.

398. V. Brochard, Protagoras et Démocrite. Arch. f. G. d. Ph. II (1889) S. 368—378.

399. R. Bobba, La jettatura secondo Democrito. Riv. di filosofia scientifica VI (1887) S. 111 f.

400. F. Kern, Über D. von Abdera und die Anfänge der griechischen Moralphilosophie. Zschr. f. Philos. Ergänzungsheft 1880. S. 1—26.

*401. Schanz, Die Atomistik und die christliche Religionsphilosophie. Theolog. Quartalsschr. Tübingen 1891. S. 412—454.

Modritzkis Arbeit nennt E. Wellmann im Arch. VI 272 mit Recht eine wertlose Kompilation. M. hat nur einige moderne Darstellungen benutzt, besonders die von Ritter, an dessen zum Teil ganz veraltete Auffassung er sich eng anschließt, und außerdem Zeller (in der 3. Aufl.!). Das Ganze enthält kaum ein eigenes Wort, geschweige denn einen eigenen Gedanken des Verfassers.

Für die Kosmogonie der Atomiker sind wir, abgesehen von den leider nur sehr allgemein gehaltenen Bemerkungen des Aristot., auf die kurze Darstellung der leukippischen Kosmogonie bei Laert. angewiesen. Es war daher eine besonders schwierige Aufgabe, der sich Brieger in der Abh. No 392 unterzog; um so mehr ist es anzuerkennen, daß es ihm gelungen ist, durch eine scharfsinnige Untersuchung über die richtige Auffassung der Bewegung der Atome ein neues Licht zu verbreiten. B. unterscheidet scharf zwischen der vor- und außerweltlichen und der kosmogonischen Bewegung der Urkörper. Jene findet gleichzeitig mit dieser statt. Die an Gesamtmasse und an Zahl unendlichen Atome tummeln sich in dem weltenleeren Teile des unendlichen Raumes. Unter diesem Getümmel (δινουμένας bei Laert IX 44) ist aber nicht eine dem welterzeugenden δῖνος gleiche, einheitliche Wirbelbewegung des gesamten Atomenheeres zu verstehen, sondern ein wirres Durcheinanderfliegen nach verschiedenen Richtungen. Diese Bewegung steht im geraden Widerspruche zu der von Zeller angenommenen ursprünglich senkrechten Bewegung der Atome, deren Ursache die Schwere ist, und aus der sich die Wirbelbewegung erst erzeugt. Allerdings leugnet auch B. im Hinblick auf die unzweideutigen Zeugnisse des Aristot. und

Theophr. nicht, daß die Atome Demokrits Schwere besitzen, und zwar im Verhältnis zu ihrer Größe oder Stoffmasse. Dagegen bestreitet er, daß die Schwere der Atome die Ursache ihrer Bewegung im Unendlichen sei. Er legt die Wertlosigkeit der Angaben des Simplic. dar, vermutet, daß die Polemik des Aristot. (Phys. IV 8) gegen die Möglichkeit ungleich schneller Bewegung im Leeren ebensowenig wie die ähnliche Beweisführung bei Lucrez II 225 ff. gegen Demokrit gerichtet sei, und entkräftet das Zeugnis des Cicero (d. fat. 23) durch den Nachweis, daß Cic. sich selbst widerspreche. Hierzu kommen mehrere Stellen, die die Stoßbewegung und nicht den senkrechten Fall als die Urbewegung erkennen lassen, die somit nur als Wirbelbewegung oder wirres Durcheinanderfliegen gedeutet werden kann. Daß sich D. bei diesem Durcheinanderfliegen die horizontale Bewegung als vorherrschend gedacht habe, vermutet B., ohne es beweisen zu können. Unser im wesentlichen zustimmendes Urteil über diese von der früher herrschenden Auffassung völlig abweichende Hypothese Briegers soll weiter unten im Anschluß an den Bericht über die Abh. Liepmanns näher begründet werden. — In dem zweiten von der Kosmogonie handelnden Teile giebt B. an der Hand des Berichtes über Leukipp bei Laert., den er scharfsinnig erläutert, eine zwar in manchen Einzelheiten bestreitbare, aber in den Hauptzügen vollständige und die bisherige Auffassung vielfach bereichernde und berichtigende Darstellung der älteren atomischen Lehre von der Entstehung, Erhaltung und Zerstörung der Welten, wobei sich manche nicht ganz unerhebliche Abweichungen Demokrits von seinem Lehrer herausstellen. Auf die Einzelheiten dieser Kosmogonie kann aber hier nicht eingegangen werden. — Vgl. die Rezensionen von F. Susemihl Wschr. f. kl. Ph. II 295 f. und von Lortzing Phil. Anz. XV (1886), 578 ff.

Liepmann entwickelt über die Urbewegung der Atome eine Ansicht, die sich mit der Briegers im großen und ganzen deckt. Es ist dies um so bemerkenswerter, als der Verf. seine Arbeit in ihren Grundzügen schon vor Erscheinen der Briegerschen vollendet hatte und erst nachträglich auf diese Rücksicht nehmen konnte. Auch er schreibt den Atomen eine Art von Schwere zu, ohne in dieser die treibende Kraft und das Prinzip ihrer Bewegung zu sehen; auch er betrachtet ein wirres und regelloses Durcheinanderfliegen als den ursprünglichen Zustand und sieht in dieser Urbewegung die letzte begreifbare Ursache alles Geschehens, über die die Atomiker in ihrer Welterklärung nicht hinausgingen. Dagegen weicht er von Brieger ab in der Funktion, die er der Schwerkraft zuteilt. Während jener annimmt, daß die Schwere, obwohl eine reale Eigenschaft der Atome, doch für ihre Bewegung gleichgültig sei und somit völlig latent bleibe, läßt L. neben dem rein

mechanischen Stoß und dem von der geometrischen Gestalt der Atome abhängigen Sichzusammenfinden des Gleichartigen noch ein dynamisches Moment bei der Weltbildung mitwirken, ein βάρος, das jedoch von jenem Triebe nach unten, der in Epikurs Kosmogonie eine wichtige Rolle spielt, wohl zu unterscheiden ist und nichts weiter bedeutet als eine passive Widerstandskraft gegen das Bewegtwerden oder „die von dem ῥυσμός abhängige Reaktionsweise gegen den Wirbel“. Es läßt sich nicht leugnen, daß diese Auffassung eine größere Wahrscheinlichkeit hat als die Briegers. Nur ist nicht abzusehen, warum L. die Schwere der Atome als eine rein passive bezeichnet und dadurch zu einem in sich unklaren und wesenlosen Begriffe macht (s. Zeller 876, 4), während doch nichts uns hindert, anzunehmen, daß sie auch aktiv im Stoße und Gegenstoße der Atome zur Geltung komme. Es hängt dies, mit der, wie mir scheint, unbegründeten Voraussetzung des Verf. zusammen, daß D. gemäß der bei den Griechen vorherrschenden Auffassung unter dem βάρος im eigentlichen Sinne die Fallbewegung verstanden habe und zu dem Zugeständnis jener „Pseudoschwere“ (S. 29) nur gedrängt worden sei, um die Schwere der zusammengesetzten Körper schon irgendwie in den einfachen vorzubereiten (S. 60). Da es für D. im unendlichen Leeren kein Oben und Unten gegeben haben kann, so darf auch bei der vor- und außerweltlichen Bewegung der Atome weder an eine Fallbewegung noch an einen den Atomen wenn auch nur latent innewohnenden Zug nach unten gedacht werden. Es wird vielmehr anzunehmen sein, daß sich nach D. die außerkosmische Schwere der getrennten Atome genau wie die kosmische der zusammengesetzten Atomgebilde in einer der Größe der Atome proportionalen Kraft der Bewegung und des Stoßes äußere, nur mit dem Unterschiede, daß sich im außerweltlichen Raume die Atome nicht nach einem bestimmten Mittelpunkte, sondern nach den verschiedensten Richtungen hin, die einen schneller, die anderen langsamer bewegen, während durch die weltbildende Kreisbewegung des δῖνος und dem aus dieser sich ergebenden „Kampf um die Mitte“ (Brieger S. 19) auch der Schwerkraft eine bestimmte Richtung gegeben wird, so daß die größeren und schwereren Atome und Atomverbindungen in die Mitte des Wirbels gerissen, die leichteren nach der Peripherie gedrängt werden. Zu einer solchen Annahme hat sich Verf. freilich von vornherein den Weg dadurch versperrt, daß er den δῖνος, der doch nur modifizierend auf die Bewegung der von ihm ergriffenen Atomenmasse einwirkt und insofern die unerläßliche Bedingung einer Weltbildung ist, den Atomen erst die Bethätigung ihrer verschiedenen Beschaffenheit, also auch der Schwere entlocken läßt (S. 28 und 52). Auf diese Weise erhebt er ihn nach dem Vorgange mancher alten Erklärer der Atomistik, die er selbst

deswegen S. 64 tadelt, zu einem schöpferischen Prinzip und verfällt damit in denselben Widerspruch, dessen er Brieger zeiht, indem er den einzelnen Atomen als solchen die Schwere zwar beilegt, dieser Kraft aber jede Bedeutung für die außerweltliche Bewegung der Atome abspricht. Übrigens macht die ganze Erörterung über die Mechanik Demokrits den Eindruck, als ob L. allzu systematisch verfahre und sich im Gegensatze zu der Selbstbeschränkung Briegers in seinen Rekonstruktionsversuchen zu weit von dem durch die Quellen Gegebenen entfernen. Es gilt dies besonders von den Betrachtungen über den allgemeinen Charakter der demokritischen Weltanschauung, die zunächst auf der festen Grundlage der vom Verf. freilich nicht erwähnten Auseinandersetzung bei Aristot. d. gen. I 8 beruhen, weiterhin sich aber in die Höhen moderner Philosophie und Terminologie verlieren. So sucht er S. 55 die angeblichen Widersprüche zwischen Demokrits Grundanschauung und seiner Erklärung mancher einzelner Naturerscheinungen, z. B. des Verharrens der Erde im Mittelpunkte unserer Welt, durch den, wie er meint, in der Person des Abderiten hervortretenden Gegensatz des Naturforschers und Philosophen zu beseitigen, eine Trennung, die für die gesamte vorsokratische Philosophie unstatthaft ist. — Einen ziemlich breiten Raum nimmt die Quellenuntersuchung ein, die einzelnes Wertvolle enthält, wie den eingehenden und die Begründung Briegers vervollständigenden Nachweis der epikureischen Herkunft der Kosmogonie bei Aët. I 3; im allgemeinen aber leidet sie an erheblichen Mängeln. L. hätte sich nicht mit der übrigens unsicheren Scheidung der Zeugnisse in die überlieferten Kosmogonien als reinste und unmittelbarste Quelle und die diesen und anderen uns nicht zugänglichen Quellen entnommenen Urteile der Alten begnügen sollen. Es mußten vielmehr, wie dies Brieger thut, von vornherein die Quellen nach der Zuverlässigkeit ihrer Urheber gesichtet werden. Davon aber finden sich bei L. nur vereinzelte Spuren. Auch in der Besprechung des Textes der einzelnen Stellen vermißt man öfter die rechte Genauigkeit und Schärfe. Näheres darüber s. in meiner Rezension B. Ph. Wschr. 1886, 1365 ff.

Die Brieger-Liepmannsche Auffassung der Urbewegung hat die unbedingte Zustimmung von Gomperz Gr. D. 269 ff., von Windelband G. d. a. Ph. ² S. 57 und 100 und im großen und ganzen auch die von Goedekemeyer (s. zu No. 394) gefunden. Dagegen hält Zeller 872 ff. an der Annahme fest, daß die ursprüngliche Bewegung der Atome in dem senkrechten Fall besteht, und sucht die Haltlosigkeit der gegnerischen Hypothese ausführlich nachzuweisen. Richtig ist, daß ein wirres Durcheinanderfliegen der Atome im Leeren nirgends als Lehre des D. ausdrücklich bezeugt wird; aber ebensowenig findet sich

ein direktes Zeugnis für die Fallbewegung. Auch Zeller sieht sich daher, wie seine Gegner, auf ein indirektes Beweisverfahren angewiesen: er bestreitet die Möglichkeit der von jenen aufgestellten Hypothese und schließt aus Äußerungen des Aristot. und anderer Berichterstatter sowie aus dem Systeme Epikurs, daß Demokrits Auffassung keine andere gewesen sein könne als die von ihm angenommene. Die Entscheidung in dem Streite hängt, wie sich aus den obigen Berichten über Briegers und Liepmanns Arbeiten ergiebt, zum guten Teil von der Frage ab, welche Bedeutung die Schwere bei D. hat. Zeller behauptet, niemand im Altertum habe unter dem βάρος etwas anderes verstanden als die Eigenschaft der Körper, vermöge deren sie sich nach unten bewegen, und wenn diese Bewegung auch innerhalb eines kugelförmigen Kosmos durch eine dem Mittelpunkte zustrebende Bewegung ersetzt werde, so müßten doch die Atome vermöge der ihnen innewohnenden Schwere im außerkosmischen Leeren, in der sie nichts an der Bewegung nach unten hindere, diese notwendig ausführen. Zuzugeben ist, daß alle nachsokratischen Philosophen unter der Schwere den Zug nach unten verstanden haben, und auch bei den nicht atomistischen Vorsokratikern wird man, soweit sie sich überhaupt darüber ausgesprochen haben, eine gleiche Vorstellung voraussetzen müssen. Aber daraus darf nicht ohne weiteres gefolgert werden, daß auch die Atomiker eine solche Auffassung teilten. Diese unterschieden sich von den anderen Vorsokratikern darin, daß sie eine ewige, anfangslose Bewegung setzten, während ein Emped. und Anaxag., die in der Annahme eines weltbildenden Wirbels mit den Atomikern übereinstimmten, den Urzustand der Dinge als einen ruhenden gedacht haben. Die Atomiker waren daher auch die einzigen, die Veranlassung hatten, zwischen einer vor- und außerweltlichen und einer innerweltlichen Bewegung zu unterscheiden. Hatten sie aber so in ihrer Auffassung von der Bewegung einen völlig neuen Gedanken in die Philosophie eingeführt, so darf man doch die Möglichkeit nicht bestreiten, daß sie sich auch in der Bestimmung der Schwere von der herrschenden Anschauung lossagten; ja bei dem engen Zusammenhange beider Begriffe muß man es für wahrscheinlich halten, daß sie den scharfen Gegensatz der außerweltlichen und innerweltlichen Bewegung auch auf die verschiedenartige Bethätigung der Schwerkraft übertrugen. Dafür, daß sie bei dieser nicht an einen Zug nach unten denken und mithin in der ursprünglichen Bewegung der Atome nicht die Fallbewegung erblicken konnten, hat Brieger ausschlaggebende Gründe angeführt. Wenn endlich Zeller der Meinung ist, Epikurs Lehre von der Deklination der senkrecht fallenden Atome lasse sich nur als eine Abweichung von einer älteren, nicht von ihm selbst erfundenen Lehre begreifen, und diese Lehre könne nicht von einem Unbekannten, dessen

Name uns nirgends überliefert werde, sondern nur von D. herrühren, so ist darauf zu erwidern, daß Epikur, wie in andern Punkten, so auch in diesem durch die Einwendungen des Aristot., obwohl dessen Auffassung auf ganz anderen Voraussetzungen beruhte als die atomistische, zu einer Abweichung von seinem Meister verleitet worden sein kann.

Auch Goedekemeyer bekämpft, z. T. mit ähnlichen Gründen, die Zellersche Beweisführung. In der Auffassung der Schwere freilich steht er auf einem etwas anderen Standpunkt (S. 14 ff.). Daß dem D. die Schwere nicht wie dem Platon und Aristot. grundsätzlich mit dem Zuge nach unten zusammengefallen sei, giebt auch er zu. Den Grund dafür findet er darin, daß D. noch nicht den Begriff der natürlichen Bewegung der Körper kannte und daher auch noch nicht wie die Späteren die Schwere mit diesem Begriffe in Verbindung bringen konnte. Wo aber ein solcher Begriff fehlt, da ist nach G. auch keine einheitliche Auffassung der Schwere zu suchen. D. faßte diese teils als Zug nach unten, teils als Gewicht; die zweite Bedeutung galt ihm insbesondere für die Atome. Weil ihm die natürliche Bewegung fehlte, verwickelte er sich, wie Aristot. 309b 7 zeigt, in einen Widerspruch, indem er das Leere für die Ursache des Aufsteigens der Körper erklärte, ohne ihm jedoch an und für sich diese Bewegung zuzuschreiben. Durch diese Erörterung wird der Begriff der Schwere bei D. eher verdunkelt als geklärt. Man muß vielmehr, wie dies oben geschehen ist, zwischen der Bedeutung, die bei D. die Schwere ebenso wie die Bewegung im außerkosmischen Raume, und die sie innerhalb des durch den Wirbel gestalteten Kosmos hat, scharf unterscheiden; dann verschwindet auch der scheinbare Widerspruch, den Aristot. von seinem Standpunkt aus bei den Abderiten findet. — Auf festerem Boden bewegt sich G. in seinen Ausführungen über die Bewegung (S. 98 ff.). Hier geht er von der durch Aristot. und zum Teil durch Cicero bezeugten Ewigkeit und Ursachlosigkeit der Atomenbewegung aus und zeigt, daß sich damit die Annahme Zellers (882 f.), die Schwere und das Leere seien die Ursache jener Bewegung, nicht vertrage; nicht Ursache der Bewegung sei dem D. das Leere, sondern nur condicio sine qua non. Nachdem er dann Zellers Annahme einer Fallbewegung der Atome im Leeren ungefähr mit denselben Gründen wie die oben von mir beigebrachten zurückgewiesen hat, geht er näher auf Theophr. d. sens. § 71 ein, eine Stelle, die Brieger und Zeller fälschlich auf die Bewegung der Atome bezogen haben, während nach dem Zusammenhange nur von den verschiedenen Arten der Sinnesempfindungen die Rede sein kann. Auch Aristot. Phys. IV 8 hat Zeller nach G. mißverstanden, wenn er daraus schließt, die Atomisten hätten die schweren Körper im Leeren schneller fallen lassen als die leichten. Aristot. behauptet nicht, daß im Leeren

alle Körper gleich schnell fallen müßten, sondern er sagt: im Leeren können sich die Körper weder verschieden schnell noch gleich schnell, also überhaupt nicht bewegen. Daraus läßt sich nicht ableiten, die Atomiker hätten einen ungleich schnellen Fall aller Körper im Leeren angenommen. Mit dieser, wie es scheint, richtigen Deutung der aristotelischen Argumentation ist in der That der Zellerschen Hypothese der Boden entzogen, da nur unter der Voraussetzung einer ungleichen Bewegung das Fallen der Atome zu einem Zusammenstoße und somit zur Bildung eines Wirbels führen konnte, und es bleibt kaum noch etwas anderes übrig, als mit Brieger und Liepmann ein wirres Durcheinanderfliegen der Atome anzunehmen. G. stimmt dann auch der Auffassung der beiden Forscher in der Hauptsache bei, wenn er auch nicht alle ihre Gründe gelten lassen kann und insbesondere die Bezeichnung der unordentlichen Bewegung der Atome als „Urbewegung“ in dem Sinne, wie Zeller den Fall so bezeichnet oder wie Aristot. die natürliche Bewegung der Atome bei D. vermißt, für unzutreffend hält; man könne, streng genommen, nur von einer dem weltbildenden Wirbel vorausgehenden Bewegung reden [richtiger doch wohl von einer vor- und außerkosmischen].

Wir kommen nunmehr zu den Ausführungen Goedekemeyers über andere Teile des demokritischen Systems. Es liegt in der verschiedenen Beschaffenheit unserer Überlieferung über D. und Epikur, daß der Versuch, zweifelhafte Punkte in ihren Lehren aufzuklären, bei D. auf größere Schwierigkeiten stößt als bei Epikur. Kein Wunder daher, daß die Ergebnisse der Untersuchung des Verfassers in bezug auf jenen weniger sicher erscheinen als in bezug auf diesen. S. 32 ff.: D. weist wie später Ep. in den Vorgängen des Entstehens und Vergehens, des Wachsens und Abnehmens, des Wirkens und Leidens die Finalität zurück und sieht die einzige Ursache jener Vorgänge in der ἀνάγκη und τύχη. Die ἀνάγκη faßt D. doppelt auf, als eine mechanische (durch Stoß und Abprall) und als ewige und ursachlose Notwendigkeit. Diesen Begriff der Notwendigkeit wendet er nur auf solche Thatsachen an, die man gewöhnlich als zweckmäßig bezeichnet, und zwar: 1. auf die, welche zu der nicht erstmaligen Entstehung und Entwickelung des Organismus und seiner Teile gehören; 2. auf die ewige Bewegung der Atome. Beide Erscheinungen will er nicht aus dem Zweck erklären, aber auch nicht lediglich aus der mechanischen Bewegung der Atome und greift deshalb zu der seltsamen Annahme einer ewigen, ursachlosen, gleichsam über der Bewegung der Atome schwebenden Notwendigkeit: „es war früher so und muß deshalb immer so sein“; 3. auf den weltbildenden und später die Gestirne bewegenden Wirbel; eine solche δίνη muß, wie der νοῦς des Anaxag., ohne Zweifel

als zweckmäßig betrachtet werden (?). Von diesen drei Bedeutungen hat Ep. nun die erste, die man als „transeunt (so!)“ bezeichnen kann, übernommen, während er an die Stelle der beiden anderen zwei immanente Ursachen setzt: die Schwere der Atome und das Naturgesetz. Noch bedeutender ist der Unterschied in der Auffassung der τύχη bei beiden Philosophen. Wenn man Aristot. 196a 24 auf D. beziehen darf, so hat dieser unzweifelhaft (?) den Ausdruck αὐτόματον selbst gebraucht. Das αὐτόματον steht somit der absolut bedingenden und völlig eindeutigen Ursache der Entstehung von Pflanzen und Tieren gegenüber. Aus der Bewegung der Atome im ἀθροισμός folgt nicht mit derselben Notwendigkeit die δίνη, sondern sie entsteht in ihr ἀπὸ ταὐτομάτου; ihre Entstehung ist nur möglich, nicht notwendig. Während die Atomisten die objektive Existenz des Zufalls aufs entschiedenste verwarfen, gaben sie doch zu, daß es unsichere und zufällige Ursachen gebe, deren Wirkungen für den Menschen unberechenbar seien. D. gab damit dem Zufallsbegriff eine subjektive Wendung. Anders Ep., der (Laert. X 133) gegen D. polemisiert (diese Vermutung Guyaus, La morale d' Epicure 72, 1, wird durch eine Polemik des Diogenes von Oinoanda gegen die εἱμαρμένη Demokrits bestätigt; s. Usener Rh. M. 47 S. 484) und dem Zufall Realität zuschreibt. Trotz dieser tiefgehenden Differenz wird die Anwendung des Zufallbegriffes bei beiden die gleiche gewesen sein, nämlich auf die Erzeugnisse unübersehbarer und kausal nicht verknüpfter Bewegungen. D. wendet ihn auf das Entstehen des ἀθροισμός, der δίνη, das Eintreten der Gestirne in unsern Kosmos und vielleicht auch auf das erstmalige Entstehen der Organismen und der übrigen Atomverbindungen an. Bei Ep. dagegen fällt die δίνη weg; er benutzt aber den Zufall dazu, im Anschluß an Emped. auf materialistischem Wege die Zweckmäßigkeit zu erklären, ein Versuch, der dem D. nirgends beigelegt wird (bei Plut. adv. Col. 8, 4 darf man ihn nicht suchen). D. hat prinzipiell an dem naturwissenschaftlichen Ideal festgehalten und die Welt als ein von strengen Gesetzen kausaler Notwendigkeit beherrschtes System von Vorgängen aufgefaßt; der Begriff der τύχη ist bei ihm nur ein Grenzbegriff des Erkennens. Ep. dagegen verzichtet auf diese strenge Weltbetrachtung; er stellt der ἀνάγκη nicht nur die objektive τύχη zur Seite, sondern auch die προαίρεσις und die Deklination der Atome. Damit wird der stolze Bau Demokrits von Grund aus zerstört. — Diese scharfsinnigen Erörterungen lassen die Verschiedenheit in der Grundauffassung Epikurs und Demokrits deutlich hervortreten; sie haben aber das Bedenkliche, daß bei D. eine Schärfe der begrifflichen Distinktion vorausgesetzt wird, die wir bei ihm noch nicht suchen dürfen. Ich kann mich nicht dazu entschließen, zu glauben, daß D. so klar zwischen ἀνάγκη und τύχη unterschieden hat, wie G. an-

nimmt, bezweifle auch, daß er den Ausdruck αὐτόματον, der ja allerdings in einem ethischen Fragmente (189) vorkommt, im streng technischen Sinne gebraucht hat. Auch gegen die Zweckmäßigkeit, die er schwerlich begrifflich erfaßt, sicherlich nicht formuliert hatte, kann er nicht polemisiert haben. Die sonstigen Ausführungen des Verf. über das Verhältnis zwischen beiden Philosophen in der Lehre von den Elementen, von der Seele, von den Wahrnehmungen und ihrem Wahrheitswerte sowie in der Kosmologie müssen wir hier bei Seite lassen, obwohl auch sie sehr beachtenswerte Beiträge zur Demokritischen Philosophie enthalten.

Löwenheim weist gegen Natorp, Philos. M.-H. 18 (1882) S. 213 nach, daß Galilei D. gekannt hat und wesentlich von ihm beeinflußt worden ist. Besonders durch die Lehre von der Schwere (L. nimmt irrtümlicherweise an, daß D. alle Körper [vielmehr Atome] im leeren Raume gleich schnell [?] fallen ließ [s. S. 141 f.]) wurde er aus einem Schüler des Archimedes ein Schüler Demokrits. D. hat zuerst den Grundsatz aufgestellt, daß wir nicht für die Fortdauer, sondern nur für die Änderung eines bestehenden Zustandes eine Ursache zu suchen haben, und diesen Grundsatz auch auf die Bewegung angewandt. Er hat das Beharrungsgesetz nicht nur zuerst aufgestellt, sondern auch genau wie heute Kirchhoff und Helmholtz begründet im Gegensatze zu der Newtonschen Annahme von der Trägheit der Materie. Der Unterschied zwischen D. und der heutigen Naturwissenschaft ist nur der, daß D. die Kreislinie für ebenso einfach hielt wie die gerade Linie und daher einen im Kreise sich bewegenden Körper, wenn er seine Richtung nicht ändert, fortwährend sich im Kreise bewegen läßt. Galilei hat eine Zeitlang dieser Auffassung Demokrits gehuldigt. Aber der Einfluß Demokrits auf Galilei beschränkt sich nicht auf die Mechanik, sondern erstreckt sich auch auf das astronomische Gebiet. Indem sich D. nach Hippolyt. I 13 die meisten Welten bewohnt, also von unserer Welt gar nicht unterschieden dachte, hatte er den geozentrischen Standpunkt bereits überwunden, wenn er auch innerhalb unserer Welt die Erde in den Mittelpunkt stellte. In diesen Punkten wie auch in der Lehre von der Unendlichkeit des Weltalls und der Mehrheit der Welten steht G. auf Demokrits Standpunkt und im Gegensatze zu Aristot. Auch in der Theorie von der Subjektivität der Sinnesqualitäten (L. ist geneigt, diese Lehre erst D., nicht schon Leukipp beizulegen; s. jedoch o. S. 101 f.) erfährt er den Einfluß des D. In bezug auf die Wärme muß D. nach Aristot. 405a und Plut. qu. symp. VIII 10, 2 angenommen haben, daß die höhere Temperatur der warmblütigen Tiere dadurch hervorgerufen wurde, daß in ihrem Körper die Feueratome stärker vertreten sind und daß diese sich in lebhafterer Bewegung befinden, so daß die sich von

den betreffenden Körpern ablösenden Bilder hier mit besonderer Energie fortgeschleudert werden. Also ist nach D. die Wärme eine lediglich subjektive Empfindung, und das ihr entsprechende Objektive sind Atome, die sich infolge ihrer Gestalt stets in lebhafter Bewegung befinden. Gegen diese nüchterne Wissenschaftlichkeit empörte sich Platon, wie Goethe gegen Newton, und mit ihm Aristot.; sie stellten seiner Subjektivität der Sinnesqualitäten die objektive Idee des Warmen, des Weißen, des Tones gegenüber. Der erste unter den Neueren, der wieder für die Subjektivität eintrat, war G., wahrscheinlich auch hier von D. abhängig. Demokrits Lehre von den Sinnesempfindungen hat weiterhin zur Lehre von der Undulation des Schalles, des Lichtes und zur mechanischen Wärmetheorie, aber auch zur Entdeckung des Gesetzes von der spezifischen Energie der Sinnesorgane geführt. Auch die Kant-Laplacesche Theorie, das Prinzip von der Erhaltung der Kraft und die Darwinsche Theorie gehen auf D. zurück.

Harts Abhandlung bezweckt, das φρονεῖν und die γνησίη γνώμη des D. näher zu bestimmen und die Bedingungen zu vermitteln, unter denen sich die wahre Erkenntnis vollzieht. Das Hauptergebnis der auf genauer Kenntnis des Materials fußenden und nicht ohne Scharfsinn geführten, aber wenig übersichtlichen Untersuchung ist, daß nach D. die echte Erkenntnis in einer Art von intuitiver Auffassung oder verfeinerter αἴσθησις bestehe, die durch das Eindringen feiner, der gewöhnlichen Sinneswahrnehmung unzugänglicher εἴδωλα in unsern Körper hervorgerufen werde; während aber der großen Menge nur gelegentlich im Traume eine über die Sinneserkenntnis hinausgehende Offenbarung zu teil werde, besitze der Philosoph die Fähigkeit, jene εἴδωλα auch im wachen Zustande auf sich wirken zu lassen und mit ihrer Hülfe das Wesen der Dinge zu erkennen. Die Haltlosigkeit dieser Annahme, die sich hauptsächlich auf eine willkürliche Übertragung der übrigens schwerlich auf die Erkenntnis der Atome gerichteten ἐπιβολὴ φανταστική Epikurs stützt, ist durch meine Besprechung (B. Ph. Wschr. 1888, 170 ff.), und noch ausführlicher durch Gödekemeyer nachgewiesen worden. Auch Diels (Arch. I 250 f.) urteilt im gleichen Sinne und fügt hinzu, diese Theorie passe besser zum modernen Spiritismus als zur alten Atomistik.

Gegen Harts Gleichsetzung der γνησίη γνώμη mit der φανταστικὴ ἐπιβολή und seine Unterschätzung des logischen Faktors in der Lehre Demokrits wendet sich auch Natorp (No. 397). Sext. log. II 56 ff. kann nach seiner Meinung nicht für D. verwertet werden, sondern läßt vielmehr auf eine Differenz zwischen Epikur und D. schließen. Auch der Umstand, daß D. auch das φρονεῖν von der subjektiven διάθεσις abhängig macht, entscheidet nichts. Denn das φρονεῖν, d. h. die normale

Verfassung des Denkens fällt ebensowenig wie die νόησις, d. h. die Phantasievorstellung (?) oder Vorstellung überhaupt mit der σύνεσις, d. i. der Erkenntnis des Wahren zusammen. Die Phänomene sind nach D. nicht das Wahre, wenn auch nicht zu leugnen ist, daß sie auch an der Wahrheit teilhaben, insofern sie in den angenommenen Gründen ihre Erklärung finden; der λόγος macht das φαινόμενον erst wahr. Gerade wenn D. φρονεῖν und ἀλλοφρονεῖν an Wahrheitswert gleichstellte, so bedurfte er nach N. eines besonderen Kriteriums der Wahrheit, und dies ist bei ihm die logische Einstimmigkeit des wenngleich auf die Phänomene gerichteten Denkens. Über die Wahrheit entscheiden allein die wissenschaftlichen Gründe, dieselben, die Aristot. als „eigentümlich physikalische“ bezeichnet, und die beweisen, daß, um das Reale gegen das vom mathematischen Standpunkt unwiderlegliche Argument von der Teilbarkeit in infinitum zu retten, die Annahme des physisch Unteilbaren (ἄτομον) gewagt werden muß. Das ἐπ' ἔλαττον und ἐπὶ λεπτότερον bei Sext. VIII 139 = Fr. phys. 1 fin.) versteht N. so: die echte Erkenntnis ist an die Schranke (modern ausgedrückt, Reizschwelle oder Unterschiedsschwelle) der Sinneswahrnehmung nicht gebunden. Der Begriff geht über die Sinneswahrnehmung hinaus, aber nicht etwa, um als ein sechster Sinn das Kleinste auf eine der Wahrnehmung analoge Art vorzustellen; denn wie sollten die qualitätslosen Atome und vollends das Leere wahrgenommen werden können? Das Wahre muß von dem Wechsel der διάθεσις unberührt bleiben. Bei der gegenteiligen Auffassung ist nicht zu begreifen, warum D. zwischen echter und und echter Erkenntnis eine solche Kluft befestigte. Man darf daher Demokrits σκοτίη γνώμη nicht mit „dunkler“ Erkenntnis übersetzen, was einen schiefen Gegensatz gegen die γνησίη ergeben würde: auch ist gerade das Wahre das Verborgene und Dunkle (ἀποκεκρυμμένη nach Demokrits eigenem Ausdruck). Die σκοτίη γν. ist vielmehr als „unechte, untergeschobene“ Erkenntnis zu fassen (vgl. σκότιοι παῖδες), die die „echte“ in den Hintergrund drängt. Mit dieser sprachlichen Erklärung hat N. unzweifelhaft das Richtige getroffen.

Brochard stellt eine Vergleichung zwischen der Erkenntnistheorie Demokrits und der des Protagoras an. Natorp hat (im 1. Abschnitt der Forsch.) zweifellos nachgewiesen, daß die bekannte Formel des Prot. relativistisch und skeptisch sei; aber er irrt, wenn er den Relativismus des Sophisten als rein subjektiv betrachtet, so daß es zwischen ihm und D. keinen Unterschied gäbe [dies ist eine willkürliche Folgerung Brochards, die zu ziehen N. völlig fern gelegen hat]. Prot. betrachtet die Dinge als wirklich außerhalb des menschlichen Geistes existierend, wenn auch nur als eine vorübergehende und flüchtige, auf ein Minimum reduzierte Wirklichkeit. Er unterscheidet zwischen

Wahrnehmung und wahrgenommener Sache. Es giebt also Wahrheit im System des Prot., und er durfte sein Werk mit Recht 'Ἀλήθεια nennen. Wenn Aristot. sagt, Prot. hebe das Prinzip des Widerspruches auf, so mag jener diesen Ausdruck nicht gebraucht haben, aber die thatsächliche Konsequenz seines Systems, nämlich die gleichzeitige objektive Realität der Gegensätze, konnte ihm nicht entgehen. Die Materie (?) vereinigt in sich die entgegengesetzten Bestimmungen; daher giebt es über jede Frage nach Prot. stets zwei Ansichten. Die Beweisführung des Sophisten beruht also auf dem allen vorplatonischen Philosophen gemeinsamen und selbst noch bei Plat. (s. Theaet. 160 A.) sich findenden Grundsatz: on ne pense (sent, se représente) pas ce qui n'est pas. Seine Doktrin ist ein objektiver oder realistischer Relativismus. D. dagegen war der erste subjektivistische Philosoph. Ihm erschien die flüchtige, auf der Oberfläche der Dinge befindliche Wahrheit des Prot. als ein leeres Wortspiel; er suchte die Wahrheit in der Tiefe (ἐν βυθῷ). Das ist kein Zugeständnis des Skeptizismus, sondern des noch suchenden Dogmatismus. Um diese Wahrheit zu gewinnen, mußte er den Wahrnehmungen jeden objektiven Wert absprechen. Sie sind ihm πάθη τῆς αἰσθήσεως oder „des états vides du sujet“ (κενοπάθειαι Sext. math. VIII 184). Zum ersten Male war damit das Band zwischen Sein und Denken, Vorstellung und Wirklichkeit zerrissen. Das war eine große Kühnheit, ein logischer Skandal; das hieß behaupten: „on peut penser ce qui n'est pas“ (?). — D. verband mit der von Heraklit und Prot. erkannten Existenz der Bewegung als Prinzip des Bestehens die Atome und das Leere. Daher genügten die später sogenannten primären Eigenschaften, die den Atomen wesentlich anhaften, im Grunde rein mathematische Begriffe, die Größe und die Gestalt [und die Härte und Schwere, die doch nach D. auch objektive Existenz haben?], um alle objektiven Eigentümlichkeiten der wirklichen Objekte zu erklären. — Diese scharfe Zuspitzung des Gegensatzes zwischen den beiden Abderiten hat etwas Blendendes, beruht aber im Grunde auf einer willkürlichen Konstruktion.

Bobba zieht zum Verständnis der Lehre Demokrits vom bösen Blick (Plut. qu. symp. V 7, 6) dessen Theorie des Erkennens und insbesondere die Lehre von den Gesichtswahrnehmungen heran. Er weist dann auf die mit der demokritischen Erklärung der jettatura verwandte Annahme gewaltiger übermenschlicher Wesen in der Luft hin, die teils wohlwollend, teils übelwollend sind und namentlich im Schlafe auf uns einwirken.

Kern giebt eine Darstellung der demokritischen Ethik nach den überlieferten Bruchstücken, die sich teilweise mit der Natorps in der „Ethika“ berührt und offenbar auf dessen Würdigung der sittlichen

Vorschriften des Abderiten von Einfluß gewesen ist. Nachdem wir oben über Natorps Schrift ausführlich berichtet haben, können wir uns daher hier auf einige kurze Bemerkungen beschränken. K. verfährt in der Auslegung der Fragmente öfter sehr willkürlich. So ist es z. B. eine völlig leere Vermutung, wenn er meint, daß Fr. 174 verstümmelt überliefert und in der zweiten Hälfte von den Vorzügen des Weibes in leidenschaftlicher Neigung auch zum Guten die Rede gewesen sei. In der Beurteilung des Wertes der demokritischen Sittenlehre überschätzt er ähnlich wie Natorp, aber noch stärker als dieser, die Bedeutung jenes ersten und trotz seiner hohen Bedeutung doch noch unvollkommenen Versuches einer ausführlichen und selbständigen Behandlung ethischer Probleme. Mit solchen Bemerkungen wie, daß die Sittenlehre Demokrits reiner, besonnener und philosophisch besser begründet sei als die des Sokrates, daß D., wo er von diesem abweiche, im besseren Rechte sei — so lehre er zwar auch, daß der Mensch aus Unkenntnis des Besseren handle, aber ohne die sokratische Übertreibung, daß das Wissen das Rechtthun verbürge —, zeigt K., daß er für die völlig neue Grundlage, die Sokrates der Ethik durch seine Begriffsphilosophie gegeben hat, kein rechtes Verständnis besitzt. Wenn er D. gegen den Vorwurf der ungeschminkten Nützlichkeitsmoral dadurch verteidigt, daß auch Sokrates, Platon, Aristot., Epikur (!) und die Stoa nicht über diesen Standpunkt hinausgekommen seien, so verkennt er den Unterschied des Eudämonismus, der allerdings die ganze spätere Ethik beherrscht, und des Hedonismus, der doch nicht erst bei Aristipp und Epikur, sondern schon bei D. den Ausgangspunkt der ethischen Betrachtungen bildet (s. o. S. 132). Bezeichnend für Kerns Auffassung ist, daß er Epikur ganz unbefangen mit den entschiedensten Bekämpfern der Lustlehre in eine Reihe stellt.

Über die Abh. von Schanz vgl. den kurzen Bericht von E. Wellmann Arch. VI 272.

Zum Texte der Fragmente.

Die in die Berichtszeit fallenden Textesänderungen und Vorschläge zu solchen hier aufzuzählen erscheint überflüssig. Sie sind zum größten Teile in den jedermann zugänglichen Ausgaben der ethischen Fragmente von Natorp, des Stob. von Wachsmuth und Hense (vgl. Ber. I 174) und anderer Quellenschriften wie der Moralia Plutarchs von Bernardakis und des umfangreichen theophrastischen Bruchstückes de sens. in Diels' Doxogr. zu finden. Das letztgenannte Bruchstück enthält zwar eine wertvolle Darstellung der demokritischen Lehre von den Sinneswahrnehmungen, giebt aber schwerlich an irgend einer Stelle seine Quelle, auch wenn man

vom ionisches Dialekte absieht, wortgetreu wieder.[1]) Nur einzelne echt demokritische Ausdrücke scheint Theophr. beibehalten zu haben. Einige solche, über deren Ursprung kaum ein Zweifel herrschen kann, hat Diels durch Anführungszeichen und gesperrten Druck hervorgehoben, so ὁμοιοσχημονεῖν S. 513 (vgl. Hippolyt. I 12 S. 565, 1 τὰ ὁμοιοσχήμονα), θρύπτεσθαι ebd., διαμίμνει, σκίδνασθαι, ἀλλοφρονεῖν S. 515, μεταπῖπτον S. 517, μοῖραν ἔχειν συνέσεως S. 520, προχρόσσας S. 523 (vgl. die Anm. von Diels), die sämtlich bei Mullach im index vocum Democritearum sowie mit Ausnahme von ἀλλοφρονεῖν und μεταπῖπτον auch im index rerum et verborum memorabilium fehlen. Es hätten vielleicht noch einige andere Ausdrücke hinzugefügt werden können, wie σκαληνῇ S. 518, 11 und öfter, παράλλαξιν oder besser nach Brieger „die Urbewegung" S. 15 ἐπάλλαξιν (vgl. ἐπαλλάττειν 523, 13), εὔθρυπτα (oder mit Schneider εὐθότρυπα?) 521, 5 u. 7 u. a. Sonstige Demokritische Wortformen sind δεῖνον Simpl. phys. 327, 24 (von Diels hergestellt), περιπαλάσσεσθαι = περιπλέκεσθαι ebd. 1319, 1 von D. für περιπαλαίσεθαι vorgeschlagen, und δηναιότητος, δηναιότητι Stob. flor. IV 75 (nach Bücheler = Hense).

d) Spätere Demokriteer.

402. R. Hirzel, Der Demokriteer Diotimos. Herm. 17 (1882) S. 326—328.

403. Th. Gomperz, Anaxarch und Kallisthenes. Comment. philol. in hon. Th. Mommseni. Berol. 1877 S. 471—480.

Während Hirzel früher (Unters. zu Cic. I 120, 2) angenommen hatte, daß der bei Sext. dogm. I 40 als Erklärer Demokrits erwähnte Diotimos mit dem Stoiker gleichen Namens, dem boshaften Verleumder Epikurs (Laert. X 3) identisch sei, giebt er in No. 402 diese Vermutung auf, nachdem Diels dox. 346 nachgewiesen hat, daß Diotimos aus Tyros bei Aët. II 17, 3 ein Demokriteer war. H. findet nun diesen Demokriteer bei Clem. strom. II 179 Sylb. wieder, wo das ethische Prinzip des D. und seiner Nachfolger angegeben und außer Hekataios, Apollodotos und Nausiphanes auch Diot. genannt wird, der die παντέλεια τῶν ἀγαθῶν als τέλος hinstellte und damit eine Erklärung der demokritischen εὐεστώ geben wollte. Er ist derselbe wie der von Sext.

[1]) Mullach hätte daher die betreffenden Abschnitte so wenig wie die zoologischen, astronomischen und geoponischen Bruchstücke nach der ganzen Anlage seiner Sammlung in diese aufnehmen dürfen; mit demselben Rechte hätten dann auch zahlreiche Stellen aus Aristot., Laert., Hippolyt., Aët. u. a. zugelassen werden müssen.

math. VII 1401 angeführte. Dieser letzteren Annahme widerspricht Zeller 966, 5, der mit Natorp Forsch. 1901 es für wahrscheinlich hält, daß bei Sext. der Stoiker gemeint sei, da die Ausdrücke κριτήρια, αἵρεσις und φυγή dem stoischen Sprachgebrauche entsprechen [S. jedoch jetzt Natorp Eth. 89, 2].

Gomperz verweist zum vollen Verständnis der in unverständlicher Fassung bei Laert. IX 60 fin. erhaltenen Anekdote über Anaxarch und Alexander, die auch durch Plut. qu. conv. 736 F noch nicht genügend aufgehellt wird, auf Philodem περὶ κακιῶν κτλ. Diese Geschichte zeige uns so recht die Gewandtheit und Geistesgegenwart, den Takt und die Selbstbeherrschung des Mannes. Sie biete ebenso wie die sonstige anekdotenhafte Überlieferung über A. keinen Anhalt für die im Altertum verbreitete Auffassung, daß A. ein Schmeichler und Schmarotzer gewesen sei. — Das bei Stob. fl. 34, 19 und Clem. strom. I 6, teilweise auch bei Athen. Mechan. erhaltene Fragment des A. über die πολυμαθίη (s. Bernays Ges. Abh. 1 123 ff. und 128 f.) liegt jetzt in vielfach verbessertem, aber noch nicht gesichertem Texte bei Hense vor.

Über Nausiphanes s. o. Sudhaus No. 372.

I. Diogenes von Apollonia.

1. Zur Lehre des Diogenes.

404. G. P. Weygoldt, Zum Verständnis einer pseudo-plutarchischen Nachricht über D. N. Jahrb. f. Ph. 123 (1881) S. 508—510.

405. Derselbe, Zu D. von Apollonia. Arch. f. G. d. Ph. I (1888) S. 161—171.

406. G. Geil, Die schriftstellerische Thätigkeit des D. v. Ap. Philos. Mon.-H. 26 (1890) S. 257—270.

Das Verhältnis des D. zu früheren und gleichzeitigen Philosophen ist bereits oben unter Leukipp (No. 363, 365—367) besprochen worden. Wir haben gesehen, daß sich D. mit seinem Prinzip zwar zunächst an Anaximenes angeschlossen, aber gewisse nähere Bestimmungen dieses Prinzips sowie die Erklärung einzelner Naturerscheinungen dem Anaxagoras und Leukipp entnommen hat. Wie durch diesen Eklektizismus widersprechende Elemente in seine Lehre gekommen sind, legt Zeller 272 ff. dar. Indem D. den weltbildenden νοῦς des Anaxagoras, den dieser von allem Stofflichen getrennt hatte, mit seinem Urstoffe verschmolz, sah er sich genötigt, diesen Urstoff als das Alldurchdringende und Belebende für das Feinste und Dünnste zu erklären, während er andererseits die Dinge nicht allein durch Verdichtung, sondern auch

durch Verdünnung aus ihm entstehen läßt; denn daß er nicht bloß die warme Luft oder die Seele, sondern die Luft überhaupt das Dünnste genannt hat, geht deutlich aus Aristot. 405 a 21 und aus Fr. 6 Panz. hervor. Es hat sich uns ferner aus den unter Leukipp angeführten Untersuchungen ergeben, daß Diogenes' Luftlehre in den 20er Jahren des 5. Jahrhunderts in Athen allgemein bekannt war und ebenso auf der tragischen Bühne (Eurip.) wie auf der komischen (Aristoph.) Widerhall fand. Aber auch auf die wissenschaftliche Litteratur der nachfolgenden Jahrzehnte muß seine Naturerklärung eine nicht unbedeutende Wirkung ausgeübt haben, da sich deutliche Spuren der Benutzung seiner Lehre in den pseudohippokratischen Schriften erkennen lassen. Dies ist nach Petersen Hippocr. scripta u. s. w. S. 30 f. von Weygoldt in No. 405 nachgewiesen worden.

Berührt werden solche Beziehungen des D. zur medizinischen Litteratur auch schon in der früheren Abh. (No. 404) desselben Gelehrten, die im übrigen den Zweck hat, eine bis dahin meist dem Apolloniaten zugeschriebene δόξα diesem streitig zu machen. Es handelt sich um die Mitteilung bei Aët. IV 5, 7, D. habe das ἡγεμονικόν der Seele ἐν τῇ ἀρτηριακῇ κοιλίᾳ τῆς καρδίας, ἥτις ἐστὶ πνευματική, verlegt. Diese Ansicht ist von Zeller und Panzerbieter fälschlich auf D. bezogen worden. Nach Simpl. phys. 152, 11 ff. und Theophr. d. sens. 39 ff. und 44 kann D. nur das Gehirn als Hauptträger der Vernunft angesehen haben, eine Annahme, die durch Ps.-Hippokr. π. τῆς ἱερῆς νόσου [s. No. 405] bestätigt wird. Ihr Verfasser, der in bewußter Abhängigkeit ätiologische und pathologische Sätze des echten Hippokrates mit der Psychologie und Anatomie des D. verbindet, sagt (VI 390 Littr.): die Luft, die wir einatmen und die das denkende Prinzip ist, gelangt zuerst zum Gehirn und erst von hier aus zu den übrigen Teilen des Körpers; dabei läßt sie im Gehirn die ἀκμή ihrer geistigen Kraft zurück; das Gehirn ist Sitz und Träger der wichtigsten Funktionen. Auch aus der Gefäßlehre des D. (Aristot. hist. an. III 2) folgt, daß das Herz für die mit dem Blute durch die Adern strömende Luft oder Vernunft keine hervorragende Bedeutung haben kann. Auch setzt die Aëtiosstelle eine genauere Unterscheidung zwischen den Venen und Arterien sowie eine tiefere Einsicht in den Bau des menschlichen Körpers voraus; beides aber war zur Zeit des D. nicht möglich. Demnach kann dieser auch keine ἀρτηριακὴ κοιλία des Herzens gekannt haben. Dagegen paßt die Stelle vortrefflich auf den Stoiker Diogenes. Dieser Auffassung schließt sich jetzt Zeller I[5] 270, 2 an (vgl. auch Stein Psych. d. Stoa II 3).

In No. 405 zeigt W., daß die Lehre des D. in folgenden pseudohippokratischen Schriften benutzt worden ist: I. Περὶ φυσῶν (vor 380 ge-

schrieben). Der Verf. betrachtet die Luft als ἀρχή aller Dinge und verwertet die Nosologie des D., um alle Krankheiten auf die Luft zurückzuführen. Dies ergiebt sich aus 4 Stellen: 1. VI 94 Littr. = I 571 m. — 572 i. Kühn, wo sich Satz für Satz aus Anaximander, Anaximenes und D. belegen läßt. Auf D. allein geht die Lehre vom Atmen der Fische und die Behauptung zurück, daß die Luft λεπτός und folglich Ursache der Bewegung sei. W. schließt daraus, daß auch die übrigen Gedanken aus D. geschöpft sind [kein zwingender Schluß]. 2. VI 96 L. = I 572 — 573 m. K. „Es liegt in der Natur der Sache, daß D. sich gleichfalls und zwar in ähnlicher Weise über die Unentbehrlichkeit der Luft für das Leben verbreitet haben muß (?).“ An diesen beiden aufeinanderfolgenden Stellen nimmt W. demnach eine Kompilation aus D. an. 3. VI 96 = I 572 Z. 3 und 2 v. u. und 573 μετὰ τοῦτο — εἰσέλθῃ. Vgl. Diog. bei Theophr. d. sens. 43. 4. VI 110 = I 583 m. — 584 i. Wenn hier das Blut als Ursache des Denkens bezeichnet wird, so ist damit die „Luft im Blut“ gemeint (vgl. die unter II 3 angeführte Stelle aus π. ἱερῆς νόσου) und daher nicht an Emped., sondern an D. zu denken; wie dieser bei Theophr. 44, bringt auch der Verf. der Schrift die Beispiele des Schlafes und des Rausches in der gleichen Reihenfolge; er gebraucht ferner φρόνησις für die in den Adern zirkulierende Vernunft und nennt, wie D., das Denken ein ἔθισμα oder (vgl. Fr. 6 bei Simpl. phys. 152, 24 [s. jedoch, was über den Text dieser Stelle unten beigebracht wird]). — II. Περὶ ἱερῆς νόσου (ebenfalls vor 380): 1. VI 396 f. = I 595 m. — 597 s: Beschreibung des Adersystems. Der ausführlichere, aber ungenauere Auszug bei Aristot. h. an. III 3, 511 b 30 ff. beruht offenbar auf freier Wiedergabe, was besonders durch den Gebrauch gewisser technischer Ausdrücke wie σπληνῖτις und ἡπατῖτις bewiesen wird, die D. so wenig wie der ältere Hippokrates kannte. 2. VI 367 = I 596 — 597 s. und 372 = 599 — 601 m. Vgl. Aët. V 24, 3. Die Luft ist nach D. nicht an sich vernünftig, sondern nur, weil und solange sie bewegt ist. Daraus ergiebt sich, daß D. wie die Atomiker nicht den Urstoff als solchen, sondern die Bewegung des Urstoffs als Ursache des Denkens betrachtet hat. Der Vorwurf συμπεφορημένως κατὰ Λεύκιππον bei Theophr. war also berechtigt. 3. VI 390 f. = I 612 — 613 i. Hiernach hat D. das ἡγεμονικόν nicht ins Herz, sondern in das Gehirn gelegt (s. No. 404). Er unterschied zwischen φρόνησις, dem im ganzen Körper verbreiteten Denken, und σύνεσις, der nur im Gehirn möglichen klaren Erkenntnis. Auch das Schlagwort des D. ἰκμάς kehrt hier wieder. 4. VI 386 f. = I 609 m. — 610 m. Vgl. Simpl. phys. 152, 25 ff., Aët. V 20, 5 und Theophr. 44. Wenn Aristophanes den Sokrates hoch über dem feuchten Boden in einem Korbe atmen läßt, so trifft er

damit den Standpunkt des D. aufs genaueste. Im Sinne des D. bezeichnet der Verf. auch den trockenen und kühlen Boreas als den für das Denken günstigsten Wind. — III. Περὶ φύσιος παιδίου (um 350). Die Abhängigkeit von D., die Petersen bemerkt, aber nicht näher festgestellt hat, liegt nach W. in den Abschnitten vor, die die Bildung des Fötus und das Wurzeln der Pflanzen behandeln. Hierbei wird VI 496 — I 390 — 391 s. Anaxagoras zu Hülfe genommen, um die Frage zu beantworten, wie aus dem Weichen das Harte entsteht. Hierauf stützt sich vermutlich der Vorwurf Theophrasts, daß D. sich eklektisch an Anaxag. angelehnt habe [noch manche andere Beziehungen sind o. unter Leukipp erwähnt worden]. — Aus alle dem ergeben sich folgende Lehrsätze als diogenisch: 1. Die ἀρχή ist die atmosphärische Luft, kein Zwischenwesen [vgl. Bd. CXII S. 179]. 2. Die Luft ist Prinzip der Bewegung, weil sie dünn ist. 3. Sie ist Trägerin der Vernunft, weil und solange sie bewegt ist. 4. Unsere Seele ist gleichfalls atmosphärische Luft. 5. Nicht die warme, sondern die trockene Luft ist der beste Seelenstoff. 6. Die Feuchtigkeit hemmt das Denken, weil sie die Beweglichkeit der Luft hemmt. 7. Wenn sich die Luft mit den Winden und Jahreszeiten ändert, so ändert sich auch unser Denken. 8. Weil sie kälter ist als der Samen und das Blut, bewirkt sie ein Zirkulieren dieser Stoffe; dadurch erregt und unterhält sie das Leben. 9. Das Wachstum beruht nicht auf Neubildung, sondern auf Gruppierung der im Blute und der Erdfeuchtigkeit gegebenen Homöomerien. 10. Der Vorwurf der Anlehnung an Anaxagoras und die Atomistik ist begründet.

Während Zeller 278, 3 diesen Darlegungen Weygoldts beistimmt, kann Dümmler Akad. 140, 1 den Versuch, unsere Kenntnis des D. aus den Medizinern zu bereichern, nicht in allen Punkten für gerechtfertigt halten, da W. den eklektischen Charakter der Lehre zu wenig beachte. Entschieden falsch sei die Behauptung, daß der Seelenstoff nicht aus warmer Luft bestehe. Daß dies wirklich Diogenes' Ansicht war, folge schon allein aus seiner Bezeichnung der Seele als μικρὸν μόριον τοῦ θεοῦ (Theophr. 42); er sage es aber auch ausdrücklich bei Simpl. phys. 153, 4. Verbinde man diese Stellen mit Aët. V 15, 4, so ergebe sich, daß das im Samen enthaltene πνεῦμα mit dem göttlichen „bei der Sonne“ identisch sei und sich erst durch den Atmungsprozeß abkühle. Allerdings liege darin, daß einerseits die heißeste Luft die göttlichste sei und andererseits zum ζῷον-werden des Embryo eine gewisse Abkühlung notwendig sei, ein Widerspruch, den D. aber nun einmal begangen, und den die Stoiker von ihm übernommen hätten. Die Schrift π. ἱερῆς νόσου sei also für die Lehre des D. nur sehr bedingt zu verwerten. Aber gerade die von Dümmler angeführten Stellen aus Simpl. und Aët. beweisen, daß die die Seele bildende Luft an Wärme-

gehalt in der Mitte zwischen der Sonnenluft und der uns umgebenden Atmosphäre steht und daß der Embryo erst durch das Einatmen der kühlen Außenluft beseelt wird. Dümmler selbst ist ja sogar geneigt (S. 139 f.), die etymologische Ableitung des Wortes ψυχή von der ψύξις in Platons Kratylos und bei Chrysipp auf D. zurückzuführen. — Weitere Anklänge an D. hat Dümmler S. 225 ff. in der Schrift π. σαρκῶν (VIII 584 ff. Littr.) entdeckt. Hier findet sich in § 2 eine auffallende Übereinstimmung nicht bloß im Inhalt, sondern auch in der Ausdrucksweise mit D. Fr. 6 und 3. Die sonstigen Beziehungen auf D., die Dümmler in der Schrift vermutet, sind unsicher und bedürfen einer genaueren Nachprüfung.

Geil widerspricht der von fast allen Forschern, auch von Zeller (159, 1) geteilten Ansicht Schleiermachers und Panzerbieters, Simpl. habe phys. 151, 24 ff. irrtümlicherweise eine Verweisung des D. auf frühere Abschnitte seiner Schrift π. φύσεως für einen Hinweis auf andere, vor dieser verfaßte Schriften gehalten. Die Worte des Simpl., die zu verdächtigen kein zwingender Grund vorliegt, nötigen uns zu der Annahme, daß D. in der That vor seinem Hauptwerke noch drei Bücher: Πρὸς φυσιολόγους, Μετεωρολογία und Περὶ ἀνθρώπου φύσιος geschrieben habe. Unbegründet ist auch die Vermutung Krisches (Forsch. 166), dem Simpl. könne nur das 1. Buch π. φύσιος vorgelegen haben, da das von Rufus bei Galen in Hippocr. VI epidem., XVIIa 1006 Kühn Berichtete, das dem 2. Buche entnommen sei, von ihm nicht erwähnt werde. Was Simpl. mitteilt, berührt sich so nahe mit jenem Berichte des Rufus, daß ihm das Buch sehr wohl in derselben Gestalt vorgelegen haben kann wie jenem. Wenn D. in der Schrift π. φύσιος gegen die früheren Philosophen gekämpft hätte, so hätte er das doch im Anfange oder wenigstens im 1. Buche thun müssen [diese Notwendigkeit leuchtet nicht ein]; nun berichtet aber Simpl., daß er unmittelbar hinter seinem προοίμιον die Darstellung seiner eigenen Lehre begonnen habe. Auch ist nicht abzusehen, wo D. alles das, was Weygoldt in drei medizinischen Schriften als diogenisch nachgewiesen hat, ausgeführt haben sollte. Sicher doch nicht in dem Simpl. bekannten Teile von π. φύσιος. Schwerlich kann auch, was die Doxographen an verschiedenartigen δόξαι des D. bringen, in diesem Buche behandelt worden sein. So weist z. B. die ganze Wahrnehmungstheorie bei Theophr. auf eine Schrift π. ἀνθρώπου φύσιος hin. — Diese Ausführungen Geils sind beachtenswert; aber zwingend sind seine Gründe ebensowenig wie die der Gegner. Vor allem ist Simpl. nicht so unfehlbar, wie er voraussetzt; Irrtümer und Mißverständnisse sind bei ihm nicht selten. — Vgl. den Bericht von E. Wellmann Arch. V 97.

Dümmler geht an verschiedenen Stellen seiner Akad. auf die

Lehre des D. ein, für die er auch außer der Schrift περὶ σαρκῶν noch mehrere neue, bisher unbeachtet gebliebene Quellen gefunden zu haben glaubt. Wir haben die Dümmlerschen Vermutungen schon Ber. I 273 kurz erwähnt. — Hingewiesen sei hier schließlich auf die schöne und treffende Darstellung, die Gomperz Gr. D. 299 ff. von dem Systeme des D., seiner Vielseitigkeit und seiner Einseitigkeit, giebt.

2. Zur Kritik des Textes der Fragmente.

Außer dem Anfange des Buches π. φύσιος (Fr. 1 Panz. bei Laert.) und der bei Aristot., aber nicht dem Wortlaute nach erhaltenen Darstellung des Adersystems (Fr. 7) sind uns sämtliche Fragmente durch Simpl. phys. 151, 31 ff. aufbewahrt. Diese liegen uns jetzt in wesentlich verbesserter Gestalt in der Ausgabe des Simpl. von Diels vor, auf die ich verweise. Hervorzuheben sind nur die folgenden beiden Stellen. Fr. 2 hat Diels mit Recht hinter γῆ καὶ ὕδωρ (Simpl. 152, 1) aus D E die in a F und ebenso von den Neueren ausgelassenen Worte καὶ ἀὴρ καὶ πῦρ eingefügt (vgl. die an das Fr. sich anschließende Bemerkung des Simpl. 152, 9). Demnach hat sich D. ausdrücklich auf die Elementenlehre des Emped. bezogen und die Einheit seines Urstoffes gegen ihn verteidigt (s. Zeller 265 mit Anm. 2). — In Fr. 6 ist die verderbte Stelle ἀπὸ γάρ μοι τοῦτο ἔθος δοκεῖ εἶναι (Simpl. 152, 24) noch nicht mit Sicherheit hergestellt. Nachdem Panzerbieter αὐτοῦ statt ἀπὸ und Mullach ἀπὸ γ. μ. τούτου νόος δ. εἶ. vermutet hatten, hat Usener αὐτὸ γ. μ. τ. θεὸς (oder ὁ θεὸς) δ. εἶ. vorgeschlagen. Obwohl Zeller 261, 6 diesen Vorschlag dem Mullachschen vorzieht und Burnet 561 sich ihm anschließt (auch Diels scheint ihn zu billigen, indem er auf Theophr. 42 sowie auf Cic. d. nat. deor. I 29 und die oben angeführte Stelle aus Philodem d. piet. [s. Doxogr. 536] hinweist, wo von dem Gotte des D. die Rede ist), erscheint sie mir nicht unbedenklich. Ob bei Theophr. die Worte μικρὸν ὢν μόριον τοῦ θεοῦ wirklich richtig überliefert sind, ist zweifelhaft; Schneider vermutet θυμοῦ statt θεοῦ und Zeller 270, 7 ὅλου. Vielleicht hat hier einmal Mullach das Richtige getroffen oder ist ihm doch nahe gekommen (s. Gomperz S. 230 u. 459, wo er auf seine „Beitr. zur Kritik u. Erkl." I [1875] S. 39 verweist). — Eine wahrscheinlich von D. selbst gebrauchte ionische Form: διασκίδνασθαι hat Theophr. d. sens. 45 erhalten (vgl. das demokritische σκίδνασθαι bei demselben § 55 und 56).

Nachtrag zu dem Abschnitte über die Quellenkritik (Bd. LXXXXVI [1898 I.]) S. 193.

28a. R. v. Scala, Zur philosophischen Bildung des Isokrates. N. Jahrb. f. Ph. 144 (1891) S. 445—448.

28b. A. Baumstark, Ζητήματα βαρβαρικά. Philolog.-hist. Beiträge für Wachsmuth. Leipzig 1897. S. 145—154.

Scala bespricht die Zusammenstellung von φυσικαὶ δόξαι περὶ ἀρχῶν bei Isokrates π. ἀντ. 265. Die Worte ὁ μὲν ἄπειρον τὸ πλῆθος ἔφησεν εἶναι τῶν ὄντων bezieht er auf die Lehre Anaximanders vom ἄπειρον [aber diese Lehre kann wegen des τὸ πλῆθος τῶν ὄντων unmöglich auf Anaximander gedeutet werden, wohl dagegen auf Anaxag., an den Sc. selbst bei den ganz ähnlich lautenden Worten Isokr. 10, 3 denkt]. Die Lehre des Emped. tritt, wie Verf. bemerkt, wenn das ἐν αὐτοῖς richtig ist, in der Form auf wie bei Aristot. metaph. 985a 31: werden νεῖκος und φιλία als ἀρχαί aufgefaßt, so ergiebt sich jene von Aristot. angenommene Zweiteilung der Prinzipien. Die Lehre des Ion (οὐ πλείω τριῶν) ist sonst nur noch durch Philopon. zu Aristot. d. gen. 329a 1 und Harpokrat. s. v. Ἴων bezeugt. Zu Alkmaions Dualismus ist Aristot. 986a 27 zu vergleichen, zu dem ἕν des Parmen. und Melissos Aristot. 187a 1 und Ps.-Arist. 976a 5 sowie Plat. Parm. 128A und Theaet. 180E. Den Schluß der Aufzählung bildet Gorgias' παντελῶς οὐδέν. Es scheint hiernach schon um 353 eine Sammlung von φυσικαὶ δόξαι gegeben zu haben, aus der Isokr. schöpfte und die zum Teil ausführlicher war als die spätere theophrastische. Eine derartige Zusammenstellung läßt sich auch aus den jüngeren Jahren des Isokr. nachweisen. Aus Hel. 2 f. erfahren wir, daß er, ehe er alle Philosophie wie in π. ἀντ. zur Taschenspielerkunst rechnete, der Lehre des Anaxag. huldigte. Hel. 8 verhöhnt er, wie Dümmler Akad. 64 erkannt hat, die Lehre des Antisthenes, obwohl er von dem Kyniker gelernt und dessen προτρεπτικός in der Nicoclea benutzt hat. Auch auf des Protagoras' τὸν ἥττω λόγον κρείττω ποιεῖν spielt er π. ἀντ. 15 an. Gleichfalls auf sophistisch-philosophischem Wege, nicht auf rhetorischem, vielleicht durch Hippias oder Antisthenes angeregt, ist er zu der Gegenüberstellung von φύσις und νόμος (Paneg. 105) gekommen, wobei er das Naturrecht in ähnlicher Weise verwertet, wie Alkidamas im Μεσσηνιακός und zwar früher als dieser, dessen Rede nur in 356—351 gesetzt werden kann. Auf eine andere sophistische Lehre, gegen die sich auch Plat. im 10. Buch der Gesetze wendet, spielt Is. Bus. 41 an. Am merkwürdigsten aber ist die Nachahmung des Xenophanes. In der Bekämpfung des Anthropomorphismus Bus. 38 sind die berühmten Worte des Kolophoniers

(Fr. 7 K.): κλέπτειν μοιχεύειν τε καὶ ἀλλήλους ἀπατεύειν genau so abgeändert wie später bei Varro (Augustin d. civ. dei VI 5, 1): ut dii furati sint, ut adulterati sint, ut servierint homini [hier wie in den Worten des Is. καὶ παρ' ἀνθρώποις θητείας liegt offenbar eine falsche Lesart der Stelle des Xenoph. zu grunde, vielleicht ἀνθρώποις θητεύειν]. Auch Paneg. 1 f., wo der Panegyrikos des Gorg. mit seinem Lobe auf die Körperstärke bekämpft wird, ist wahrscheinlich eine Nachahmung des Xenoph. anzunehmen; § 32 und 38 wird dessen Gedanke (Fr. 16) wiedergegeben, daß die Menschen erst sich selbst die Güter des Lebens im rastlosen Kampfe erwerben müssen.

Baumstark handelt auf S. 150—154 von der Bekanntschaft der arabischen Übersetzer mit den ältesten griechischen Philosophen. Die Namen dieser waren ihnen ebenso wie die der ältesten Geschichtschreiber bekannt. Solche Kenntnis schöpften sie teils aus griechischen Successionsdarstellungen, teils aus chronographischen Schriften. Auch des Paulus Orosius lateinisch geschriebenen adversus paganos historiae waren ins Arabische übersetzt. Am ausführlichsten werden die Vorsokratiker bei al-Sharastāni de religionum generibus sectisque philosophorum (ed. Bulaq, deutsch von Haarbrücker) behandelt. Hier fehlt nur Anaximander. Es scheinen aber die II 101 B. (II 129f. H.) dem Plutarch beigelegten Lehren auf Anaximander zurückzugehen. Die Verwechselung wurde durch die an mehreren Stellen klar zu Tage liegende Benutzung von Ps. Plut. plac. phil. veranlaßt. — Al-Sharastāni ist vorsichtig zu benutzen, aber er war kein absichtlicher Fälscher, wie Nauck in seiner Ausgabe des Porphyrios annimmt.

Berichtigungen zu Bd. CXII (1902 I) S. 132 ff.: Zu S. 150 Z. 3: Oldenbergs Abh. ist 1895, nicht 1898 erschienen. S. 177 Z. 23 lies ὑποκείμενον und Z. 25 noch. S. 199 (No. 200) l. scritta. S. 221 Z. 24 l. καθόλου. S. 223 Z. 421 u. l. Er st. Fr. S. 231 Z. 19 ist hinter θεοῦ φύσιν: ὂν ausgefallen. S. 245 Z. 9 v. u. l. zuverlässigere. Zu S. 253 Z. 12 v. u. ist irrtümlich οὐν ἐὸν bei Parm. 8, 46 als überlieferte La. bezeichnet worden; die Hss haben οὔτε ὄν, οὐκ ἐόν (Ald.) beruht auf Konjektur; Diels' οὔτεον steht also im Einklang mit der Überlieferung. S. 254 S. 12 l. 1897 st. 1889. S. 261 Z. 24 l. Sonnenbewegung. S. 262 Z. 1 v. u. l. anzuweisen. S. 272 Z. 13 v. u. l. herabgesetzt. S. 279 Z. 7 l. oben u. Z. 8 berührten. S. 294 Z. 15 l. zu dem Leblosen. S. 296 Z. 3 v. u. l. Fr. 87—89 st. 47 u. 48 und im folgenden Satze Fr. 74 st. 47. S. 299

Z. 18 v. u. l. Fr. 87 st. 17. S. 303 Z. 10 l. δαήμονος. S. 319 Z. 8 v. u. l. repräsentierten. — Oben S. 96 Z. 22 ist hinter Systems einzufügen: Ungers.

Der letzte Abschnitt dieses Berichtes, der die Sophisten behandelt, ist aus redaktionellen Rücksichten zurückgestellt worden und wird zugleich mit dem Bericht über die Jahre 1898—1902 erscheinen.

Bericht über die Literatur der griechischen Komödie aus den Jahren 1892—1901.

Von

Carl v. Holzinger

in Prag.

In diesem Berichte beabsichtige ich alle jene literarischen Erscheinungen zu berücksichtigen, deren Titel in der Bibliotheca philologica classica vom 1. Quartale 1892 bis zum letzten Quartale 1901 unter den Schlagwörtern Comici graeci, Aristophanes, Menandros und unter den Namen anderer griechischer Komiker registriert sind. Natürlich ließ sich diese Absicht nicht ohne alle Ausnahme verwirklichen. Eine — allerdings nur geringe — Anzahl von Publikationen ist mir trotz wiederholter Bemühungen nicht erreichbar gewesen. Einige andere, die nicht in einer der Weltsprachen erschienen sind, waren mir aus diesem Grunde nicht zugänglich und sind, wenn nicht einmal ihre Titel verständlich waren, überhaupt übergangen worden. Zum reichlichen Ersatze für diesen Ausfall habe ich manches Werk in diesen Bericht einbezogen, das sich in den oben bezeichneten Rubriken der Bibliotheca nicht genannt findet. Sichere Grenzen lassen sich aber bei einem so großen Gebiete nicht ziehen. Den ganzen Strom von literarischen Erzeugnissen eines Jahrzehnts, die für das Studium der griechischen Komödie von einem beliebigen Gesichtspunkte aus in Betracht kommen, in einen einzigen Bericht hineinzuleiten, ist um so weniger möglich, als auch die Fachreferenten für Literaturgeschichte, Mythologie und Religion, Altertümer, Grammatik, Metrik u. s. w. auf ihren Anteil an einem so reichhaltigen Autor wie Aristophanes nicht verzichten können. So bleibt denn nichts anderes übrig, als sich zu bescheiden und auf Vollständigkeit im wahren Sinne des Wortes zu verzichten. —

Am nächsten wäre es nach dem verflossenen Jahrzehnt gelegen gewesen, bei einer Berichterstattung über die „griechische Komödie“ auch auf die Literatur der scenischen Altertümer, insbesondere der Bühnenfrage systematisch einzugehen. Auch diesen Plan habe ich aber schließlich aufgegeben, und so findet man selbst die bekanntesten Erscheinungen dieses Gebietes in meinem Berichte nicht einmal genannt.

Mag es denn also bei einzelnen über diesen Gegenstand gelegentlich eingestreuten Bemerkungen sein Bewenden haben! Trotz dieser Einschränkung auf Schriften, die den Namen eines der griechischen Komiker oder der Komödie selbst in ihrem Titel führen, war es nicht leicht, die Masse der Publikationen zu bewältigen.

Das hervorstechendste Ereignis in diesem ganzen Bereiche waren die Funde neuer Fragmente, unter denen einige Scenen des Menandrischen Georgos und der Perikeiromene den ersten Platz einnehmen. Auf dem Gebiete der Aristophanesliteratur hingegen gebührt die Palme einigen Kritikern und Exegeten einzelner Stellen. Zahlreiche Verse, die vor zwanzig Jahren als dunkel galten oder deren Verständnis ein Geheimnis weniger war, sind jetzt genügend aufgeklärt. Ein etwas geringerer Rang kommt wohl, wenn ich von einzelnen rühmlichen Ausnahmen absehe, den in dem gleichen Zeitraume erschienenen Ausgaben zu, insofern sie nicht selten hinter den Ergebnissen der Einzelliteratur zurückbleiben. Bei der Fülle von Rezensionen, welche sich gerade mit diesen umfangreichen Veröffentlichungen beschäftigen, kann es niemand schwer fallen, sich mehrere fachmännische Urteile über sie zu verschaffen und sie miteinander zu vergleichen. Vielleicht nicht alle Leser dieses Jahresberichtes, aber doch gewiß sehr viele von ihnen werden es mir daher wohl Dank wissen, daß ich in solchen Fällen nicht zu zehn Beurteilungen eines jetzt längst bekannten Buches noch post festum eine elfte hinzufüge, sondern daß ich es vorziehe, über die weit zerstreuten und dem einzelnen oft schwer erreichbaren kleineren Schriften und Aufsätze genauere Auskunft zu geben. Die Reihenfolge, in welcher ich die vorgeführten Erscheinungen behandle, ist, soweit sich überhaupt eine strenge Anordnung einhalten läßt, auf den Inhalt der Werke gegründet. Ein Urteil über den Wert derselben ist dadurch ebensowenig ausgedrückt, als etwa durch die größere oder geringere Ausführlichkeit der Berichterstattung. Schließlich diene zur Nachricht, daß ich über das Jahr 1892 nur in vereinzelten Ausnahmen zurückgegangen bin. —

Übergangen wurden aus dem oben angeführten Grunde die in der Bibliotheca philologica classica genannten Arbeiten von Boros, Danka, Hahn, Hegedüs, Hornyansky und Konarski.

Die übrigen ca. 300 Publikationen sind in folgenden Abteilungen untergebracht:

I. Überblick über die oft rezensierten und bereits als allgemein bekannt vorausgesetzten Ausgaben, neue Auflagen und Fortsetzungen bewährter Schulausgaben.

II. Arbeiten von allgemeinerer Tendenz, die Komödie überhaupt oder einige Komödien des Aristophanes betreffend.

III. Arbeiten von speziellerer Tendenz. Vorangehen die Arbeiten über eine der elf Komödien des Aristophanes, angeordnet nach der Chronologie der Stücke. Es folgen die Arbeiten über die Parepigraphae und die Scholien zu Aristophanes, zuletzt die Arbeiten über die Fragmente der ältesten und der späteren griechischen Komiker in chronologischer Anordnung.

I.

Von Frid. H. M. Blaydes sind in den Jahren 1892—1901 folgende Werke dieses Gebietes erschienen:

Aristophanis Equites. (Vol. X.) Halle 1892.

Aristophanis Vespae. (Vol. XI.) 1893.

Adversaria in comicorum Graecorum fragmenta, pars II. 1896.

Adversaria in varios poëtas graecos et latinos. 1898.

In diesem Bande führt die II. Abteilung den Sondertitel: Analecta tragica et comica graeca. Hiervon sind S. 183—189 und einige Notizen auf S. 201—202 den Fragmenten der Komiker gewidmet.

Adversaria critica in Aristophanem. 1899.

Dazu erschien noch neuestens:

Spicilegium Aristophaneum. 1902.

Die Arbeitsweise des greisen, aber unermüdlichen Gelehrten ist in ganz Deutschland so sehr bekannt, daß es nicht notwendig ist, sie auch hier wieder zu charakterisieren. Die ersten vier Bände der großen Aristophanesausgabe, besonders die Aves, habe ich in der Zeitschrift f. d. österr. Gymnasien (Jahrg. XXXIV, S. 603—7) ausführlich besprochen. Desgleichen späterhin den im J. 1886 erschienenen Plutos. Trotz der oft gerügten, aber unverändert gebliebenen Mängel enthalten alle, auch die neueren Werke des ausgezeichneten Gräzisten so viel Brauchbares, daß sie von niemand, der auf diesem Gebiete mitarbeiten will, unbeachtet gelassen werden können.

Gleichzeitig sind von J. van Leeuwens Ausgabe, Leyden, Brill, folgende Bände erschienen:

Aristophanis Vespae. 1893.

Aristophanis Ranae. 1896.

Aristophanis Nubes. 1898.

Aristophanis Equites. 1900.

Aristophanis Acharnenses. 1901.

Aristophanis Aves. 1902.

Da van Leeuwen seinen Ausgaben Aufsätze in der Mnemosyne vorauszusenden pflegt, in denen er viele Neuigkeiten, welche für die Ausgaben bestimmt sind, vorwegnimmt, finden sich gerade die wichtigsten Eigentümlichkeiten derselben in meinen Berichten über diese Abhandlungen ausführlich besprochen. Bezüglich der Ausgaben selbst begnüge ich mich daher, auf die zahlreichen Rezensionen, die sie gefunden haben, hinzuweisen. Diese Rezensionen hier im einzelnen namhaft zu machen, wäre insofern ganz überflüssig, als sie in der Bibliotheca philologica classica verzeichnet sind. —

Allgemein bekannt sind wohl auch folgende Ausgaben:

Ἀριστοφάνους Εἰρήνη cum scholiorum antiquorum excerptis passim emendatis. Recognovit et adnotavit Henricus van Herwerden. Pars prior continens praefationem et fabulae textum cum scholiis metricis et adnotatione critica; pars altera continens commentarium exegeticum et indices. Leyden 1897.

Eine Besprechung der von Herwerden in der Mnemosyne behandelten Stellen der Pax habe ich dem Berichte einverleibt. —

Eine Gesamtausgabe des Textes mit einem Auszuge aus dem kritischen Apparate ist in der Scriptorum classicorum bibliotheca Oxoniensis 1900 in zwei Oktavbänden erschienen:

Aristophanis Comoediae. Recognoverunt brevique adnotatione critica instruxerunt F. W. Hall and W. M. Geldart. Tom. I. II. Oxonii.

Der zweite Band bringt zum Schlusse die auf 969 Nummern erweiterte Sammlung der Fragmente, indem das in meinem Berichte behandelte Stück aus den Oxyrhynchus Papyri II, CCXII. pp. 20—23 bereits Aufnahme fand. — Die konservative Haltung, welche die Herausgeber gegenüber der Überlieferung einnehmen, kann ich von meinem Standpunkte nur billigen. Einige Einzelheiten habe ich in dem Berichte über J. B. Burys Aufsatz: „Some observations on the Peace" behandelt.

Der Theodor Bergkschen Ausgabe wird die neue Oxforder Edition starke Konkurrenz machen. —

Eine fleißige und in mehrfacher Hinsicht treffliche Ausgabe der Wespen, wohl die beste Spezialausgabe dieses Stückes, ist Starkies Buch. Auf einzelne Bemerkungen Starkies komme ich in diesem Berichte mehrere Male zu sprechen. Hier kann ich mich also mit der Angabe des Titels begnügen: The Wasps of Aristophanes with introduction, metrical analysis, critical notes, and commentary by M. Starkie. London 1897.

Brauchbare Schulausgaben sind die neuen Bändchen von Green (Wasps, 1894), Graves (Clouds, 1898, Wasps, 1899), Merry (Peace, 1900). —

Eine nach dem Tode des Verfassers erschienene und mit reichlichen sprachlichen Bemerkungen ausgestattete Einzelausgabe der Ritter ist das Buch:

The knights of Aristophanes. Edited by A. Neil, Cambridge 1901.

In der Bibliotheca philol. class. 1892, 4, S. 222 findet man den Titel notiert: Equites, with introduction and notes by A. Neil, Cambridge. — Über das Verhältnis dieser zwei Titel zueinander gibt das Vorwort der im J. 1901 erschienen Ausgabe keine Auskunft. Die Ausgabe von 1892, falls sie existiert, war mir nicht erreichbar.

Ich beschließe diese Liste von Werken mit dem ersten Teile von G. Kaibels CGF., welcher der dorischen Komödie, den Mimen des Sophron und den Phlyaken gewidmet ist. Die Einleitung bilden die Commentaria vetera de Comoedia graeca, zu denen die Quellenstudien in den Abhandlungen der k. Ges. d. Wissenschaften zu Göttingen 1898 gesondert erschienen sind. Seinen Abschluß findet das unentbehrliche Werk in dem Glossarium Italioticum und den Indices poëtarum, titulorum, fontium und vocabulorum. Die Titel beider Arbeiten lauten:

Comicorum graecorum fragmenta edidit G. Kaibel. Vol. I. Berlin 1899.

Die Prolegomena περὶ κωμῳδίας. Von G. Kaibel. Abhandl. d. G. d. W. zu Göttingen. Philolog.-histor. Klasse. NF. Bd. 2. 1898.

Auch den neuen Auflagen von Ausgaben und Übersetzungen kann ich bei der Abfassung dieses Berichtes weder Zeit noch Raum widmen, sondern muß auf die Rezension der Fachblätter hinweisen. In diese Gruppe gehören folgende Titel:

Aristophanes Equites rec. A. v. Velsen. Editio altera quam curavit K. Zacher. Lipsiae 1897.

Der Text ist konservativer gestaltet, als dies in der ersten Ausgabe der Fall war. Über die Grundsätze, von denen sich der Herausgeber leiten ließ, hat er in den Aristophanesstudien (1898) und in den kritisch-grammatischen Parerga (1899) Rechenschaft gegeben. Über beide Schriften ist der Bericht zu vergleichen.

Von Kocks Ausgabe sind die Wolken 1894 in vierter, die Vögel 1894 in dritter, die Frösche 1898 in vierter Auflage erschienen. Da die Kocksche Ausgabe für die Erklärung der vier Komödien, die sie umfaßt, seit Jahrzehnten das Standardwork bildet, wird sie in der Einzelliteratur dieser Stücke von den meisten Interpreten — auch von solchen, die Kocks Namen nicht nennen — benutzt und dementsprechend auch angegriffen. Man findet daher in den Berichten über diese Literatur vieles, was zur Beurteilung der neueren Auflagen, in denen es Kock an gelegentlichen Fortschritten nicht fehlen ließ, beiträgt.

Von englischen Neuauflagen sind mir ausser W. Merry's Ausgaben folgende bekannt:

The comedies of Aristophanes. A new and literal translation by James Hickie. Vol. I. II. London 1900—1901.

Es ist dies bekanntlich eine der besten Aristophanesübersetzungen, mit vielen trefflichen Fußnoten ausgestattet. Die Franzosen besitzen keine Übersetzung des Komikers von gleichem Range.

Fragments of the greek comic poets With renderings in English verse by F. A. Paley. 2. ed. London 1892.

Hierher gehörte auch E. L. Hawkins' Übersetzung der Frösche, London 1894 u. A. —

In Frankreich sind die Übersetzungen von C. Poyard (Hachette 1892) und seine Morceaux choisies, publiées avec des notices etc. (ibid. 1900) in neuer Auflage erschienen und zwar das erstgenannte Werk in neunter Auflage.

Im J. 1892 ist auch das Werk von E. Deschanel, Études sur Aristophane (Paris) und das fleißige Buch von A. Couat, Aristophane et l'ancienne comédie attique (Paris), ersteres in dritter, letzteres in zweiter Auflage herausgegeben worden.

II. **Arbeiten von allgemeinerer Tendenz.**

R. Hecht, Die Darstellung fremder Nationalitäten im Drama der Griechen. — Progr. Königsberg 1892.

Der Verfasser zählt zunächst die griechischen Dramen auf, in denen Perser, Trojaner oder Phrygier, Ägypter, Thraker, Skythen, Kolcher, Phöniker, Mysier, Lydier, Karer, Lykier und schließlich Individuen sagenhafter Völker, wie Aithiopen und Kyklopen, vorkommen. Bei der Aufzählung der Thraker vermisse ich die Odomanten aus den Acharnern. Nach dieser Vorführung seines Studienmaterials behandelt nun Hecht die Art und Weise, in welcher die griechischen Dramatiker die Barbarenrollen ausstatteten. Denkungsweise, Charakter, Landessitten, Sprache, Religion, Kostümierung, kurz alles, was bei den Trägern dieser Rollen auf geistigem und körperlichem Gebiete in Erscheinung tritt, wird gesammelt und zusammenfassend dargestellt. Etwas Neues tritt dabei wohl nicht zu Tage, aber alle Seiten, die das Thema darbietet, sind mit Fleiß bearbeitet, so daß die Abhandlung gelegentlich auch bei der Einzelerklärung von Dramen mit Vorteil benutzt werden kann. Zum überwiegenden Teile bezieht sich jedoch dieser Aufsatz, wie sich von selbst versteht, auf die Tragödie.

J. Zelle, De comoediarum Graecarum saeculo quinto ante Christum natum actarum temporibus definiendis. — Halis Saxonum 1892.

Nach einigen Vorbemerkungen über die den Zeiten des peloponnesischen Krieges voranliegende Entwicklung der attischen Komödie

sucht der Verfasser die Aufführungsdaten der zwischen die Jahre 431—421 fallenden Komödien festzustellen. Seine Arbeit beruht hierbei im wesentlichen auf Ulrich von Wilamowitz-Möllendorffs Observ. crit. in com. Graec. sel. Berol. 1870, indem er die dort begründeten chronologischen Aufstellungen teils billigt, teils zu widerlegen sucht. In einem zweiten Teile der Arbeit S. 38—57 behandelt er die komischen Aufführungen der Jahre 420—405 und faßt schließlich die Resultate seiner Dissertation in einem Kataloge aller nach seiner Ansicht festgestellten Komödienaufführungen für die ganze Zeit des peloponnesischen Krieges zusammen. Von den 162 Komödien, die während der 27 Jahre des Krieges aufgeführt wurden, glaubt Zelle 70 rücksichtlich der Zeit ihrer Aufführung mehr oder weniger genau bestimmen zu können. Sie verteilen sich auf 15 Dichter, von denen Kratinos mit 8, Eupolis mit 12, Aristophanes mit 22 Dramen an diesem Pinax beteiligt sind. — Als Einzelheit erwähne ich, daß Zelle die Πόλεις des Eupolis auf 424 ansetzt und trotzdem die Stellen über den Amynias in einem ähnlichen Zusammenhange bespricht, als Kaibel im J. 1895 (s. d.), der allerdings das Material um Hermipp. fr. 71 K. erweitert. —

Alfred J. Church, Stories from the Greek Comoedians. — London 1893.

Das schön ausgestattete mit 16 Illustrationen geschmückte Werk ist auf einen weiten Leserkreis berechnet, dem es zu schwer fällt, sich in die Leistungen der alten Komödie durch Übersetzungen — geschweige denn durch die Originale einzulesen. Der Verfasser erzählt den Inhalt von 9 Komödien des Aristophanes und 6 Stücken des Philemon, Diphilos, Menander und Apollodoros, indem er für die letzteren Plautus und Terenz eintreten läßt. Die Erzählung wird durch eingeflochtene Scenen der Komödien selbst nach der Übersetzung von Hookham Frere belebt, so daß der Leser rasch einen Überblick über viele bekannte Erscheinungen der alten Literatur erhält, die ihm allerdings in einer modernisierten Umformung und mittelst einer Kontamination von Altem und Neuem vermittelt werden. So heißt z. B. der Dikaiopolis der Acharner Mr. Honesty und Lamachos erscheint als General Dobattle. —

Carlo Borromeo, Le donne di tempi di Aristofane e dopo assistevano alle rappresentazioni della commedia. Verona 1893.

Ottomar Bachmann sagt in der Berl. phil. Wo 1895 No. 12, Sp. 353 ff. über diesen Aufsatz, den ich selbst nicht gelesen habe, im wesentlichen folgendes: Einzelne Stellen, wie Lysistr. 456—460 faßt Borromeo in dem Sinne auf, als wären sie an Zuschauerinnen im Publikum gerichtet. Entgegengesetzte Stellen, wie Av. 793—796, wo der Dichter stillschweigend voraussetzt, daß die Frauen zu Hause und

nicht im Theater sind, werden durch ebenso gewagte Interpretation beseitigt. Neues Material aber zur Entscheidung der oft besprochenen Streitfrage findet man bei Borromeo nicht, so daß es bei der bisher eingelebten Ansicht bleiben muß, daß zur Zeit der alten Komödie anständige Bürgersfrauen mit ihren Töchtern nicht als Zuschauerinnen zu denken sind. Ottomar Bachmann macht die richtige Bemerkung, daß man bei der Diskussion dieses Themas bisher den Kostenpunkt zu wenig berücksichtigte, da der Bürger das θεωρικόν nur für seine Person ausbezahlt bekam. — Man könnte vielleicht sogar auch auf den Mangel an Platz im Theater hinweisen, wenn es bei den Athenern jener Zeit üblich gewesen wäre, im Theater mit der Familie zu erscheinen. Vom Standpunkte unseres Gefühles für Anständigkeit allein kann man allerdings bei derartigen Untersuchungen nicht ausgehen, da sich der Geschmack mit den Zeiten ändert. Übrigens behaupten böse Zungen, daß gerade im modernen Theater lascive Stücke und selbst Verhandlungen im Gerichtssaale, die einige Pikanterie versprechen, von einem recht distinguierten Damenflor besucht zu sein pflegen. Aber zwischen demjenigen, was bei uns bei offenen Türen geboten wird, und der Entfaltung grober Obscönitäten in der alten Komödie, ist denn doch noch ein Unterschied. Auch wird man nicht vergessen dürfen, daß sich die Frauen und Töchter des athenischen Mittelstandes an Freiheit der Bewegung auch in vielen anderen Beziehungen mit dem weiblichen Geschlechte unserer Tage nicht messen konnten. —

W. Scherrans, De poëtarum comicorum atticorum studiis Homericis. Regimonti 1893.

Die Arbeit geht darauf aus zu zeigen, daß die Dichter der alten attischen Komödie noch stark unter dem Einflusse Homers stehen. Für Aristophanes gelte dies insbesondere für die Ritter, Wolken, Wespen, den Frieden und die Vögel, während die letzten 5 Stücke davon freier seien als die Mittlere Komödie. In der Mittleren Komödie seien nämlich zwar viele Homerische Stoffe benutzt, aber in ihrem Sprachschatze fände sich nur wenig Homerisches. In der Neuen Komödie finde man fast gar nichts davon. Zum Beispiele lese man in der Alten Komödie ziemlich viele heroische Hexameter, wenige in der Mittleren, keinen in der Neuen Komödie. — Dieses Resultat der Abhandlung, welches ja wohl niemand unerwartet kommen dürfte, wird durch eine fleißige Sammlung aller auf Homer hinweisenden Komödientitel, Homerparodien, Homerischen Vokabeln und Wortformen, sowie überhaupt Homerischer Anklänge jeder Art vorbereitet, so daß die allerdings selbstverständliche These ordentlich begründet erscheint. Daß der Verfasser die Behandlung der Homerischen Anklänge auf die Meinekesche Fragmentsammlung

stützt, während er dieselben Fragmente in dem Verzeichnisse der heroischen Hexameter nach Kock citiert, verursacht einem kontrollierenden Leser manchen unnötigen Zeitverlust. — Übrigens vergleiche man mit dem Aufsatze von Scherrans die Abhandlung A. Olivieris in der Rivista di filologia 1901, XXIX. (s. d.) —

Orestes Nazari, Quo anno Aristophanes natus sit. Rivista di filologia XXII, 1894, p. 50—56.

Der Verf. erklärt mit Bergk-Peppmüller IV p. 73 Anm. 105 den Teil des schol. Nub. 510 für unglaubwürdig, in welchem es heißt: νόμος ἦν Ἀθηναίοις μήπω τινὰ ἐτῶν λ΄ γεγονότα μήτε δρᾶμα ἀναγινώσκειν ἐν θεάτρῳ, μήτε δημηγορεῖν. Ein Drama aufführen zu dürfen sei in Athen ein munus publicum gewesen und die Bekleidung einer solchen öffentlichen Stellung sei dem Athener erst bei vollendetem zwanzigsten Lebensjahre möglich gewesen. Aus der Parabase der Wolken vss. 528—533 ergebe sich, daß Aristophanes bei der Aufführung der Daitaleis durch Kallistratos Ol. 88. 1 = 427 v. Chr. das zwanzigste Lebensjahr noch nicht erreicht hatte. Hingegen lehren die Verse der Equ. 514—517 und 541—546, daß Aristophanes die Babylonier im J. 426 und die Acharner im J. 425 freiwillig nicht selbst auf die Bühne gebracht habe, während ihn die gesetzliche Altersgrenze daran nicht gehindert haben würde. Somit, sagt Nàzari, sei Aristophanes im J. 446 v. Chr. geboren. Bei seiner Darlegung hätte er aber 447/446 sagen müssen, da er eine Einschränkung seines Ansatzes auf ein bestimmtes Halbjahr nicht begründet. — Es ist kaum notwendig hinzuzufügen, daß die Ausführungen des Verf. kein sicheres Geburtsdatum des Dichters verbürgen, weil die Verse der Nub. 528—533 keine auf ein bestimmtes Lebensjahr hinweisende Interpretation zulassen. —

E. Lange, Athen im Spiegel der aristophanischen Komödie. — 1894. Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge begründet von Virchow und Holtzendorff. NF. IX. Serie, Heft 206.

Dem Titel seines Aufsatzes entsprechend sucht der Verfasser ein Bild des Athens der blühendsten Zeit zu entwerfen, wie es sich in den Komödien des Aristophanes abspiegelt. Berücksichtigt werden die politischen und die wirtschaftlich-sozialen Verhältnisse, Erziehung und Bildung, Glaube und Sitte. Mit Vorliebe verweilt der Verfasser bei der Frage, inwieweit Aristophanes als historische Quelle zu verwerten ist. —

Utrum Aristophanes an Thucydides veriora de vita ac moribus Atheniensium praeceperit oratio latina praemio cancellari donata auctore St. Robertson. Oxonii 1896.

Das geschichtliche Zeugnis des Aristophanes und des Thukydides werden in dieser epideiktischen Rede gegeneinander abgewogen. Dabei

ist hauptsächlich die Stellung berücksichtigt, welche beide Schriftsteller gegenüber den athenischen Frauen, gegenüber der Grausamkeit der Athener, ferner bei der Behandlung der Religion und der Götter und in der Charakteristik einzelner Männer und ganzer Stände einnehmen. Vielfach werden beide Autoren wegen ihres ungerechten oder unrichtigen Urteils getadelt. Nach S. 7 dürfte man wohl die Ansicht Robertsons mit seinen eigenen Worten in den Satz zusammenfassen: Non igitur debemus Aristophane reiecto Thucydidis scriptorum veritatem comprobare. Wissenschaftlichen Wert kann ich dieser Deklamation nicht zugestehen. An Sonderbarkeiten — nicht bloß der Latinität — fehlt es nicht. Wenn der Autor z. B. S. 7 über Sophokles sagt: Si quis sententias Sophocleas ad rem vulgarem transtulerit, prope ridiculus evadat poëta, so waren die Athener, als sie der Dichter gerade wegen der Tüchtigkeit und Brauchbarkeit seiner Ansichten zum Strategen machten, jedenfalls anderer Meinung.

E. Rieß, Superstitions and popular beliefs in Greek Comedy. Americ. Journ. of Philol. XVIII, 1897, p. 189—205.

Diese Abhandlung über Aberglaube und Volksglaube in der griechischen Komödie schließt sich an den Aufsatz an, den der Verf. über „Superstition in Greek Tragedy“ in den Transactions Americ. Philol. Assoc. (XXVI, XXVII) veröffentlichte. — Rieß erklärt eine Anzahl griechischer Komikerstellen, indem er den Nachweis versucht, daß ihrem Inhalte ein Aberglaube zu Grunde lag. Damit ist natürlich nicht gesagt, daß die betreffenden Komiker den von ihnen berücksichtigten Volksglauben auch teilten. Speziell Aristophanes und Menander werden als Männer aufgefaßt, die durch die Verurteilung abergläubischer Gebräuche den meisten ihrer Zeitgenossen weit voraneilten. Dasselbe wird wohl auch von den anderen Komikern gelten. Der Verf. behandelt folgende Fragmente: Menand. Μισόγυνος 326 (nach Kocks Zählung) (= inc. 601 Ko), Aristoph. Ἥρωες 306, Τελμισῆς 530 und 532, Alk. Γανυμήδης 4, Krates Ἥρωες 10, Strattis Φοίνισσαι 46 = Aristoph. Νῆσοι 389, Com. anon. 85 Ko und aus des Aristoph. Fröschen v. 298 ff. Daß Dionysos weder als Herakles, noch auch mit seinem wahren Namen angerufen sein will, hat nicht bloß den speziellen Grund, den die bisherigen Erklärungen voraussetzten, sondern die Vorsicht des Dionysos ist mit einem weitverbreiteten Aberglauben in Zusammenhang zu bringen. Wer den Namen eines Dämons kennt, hat bereits Macht über ihn gewonnen. Kennt der Dämon den Namen des Menschen, dann steht dieser in seiner Macht. Empusa soll also den Namen des Dionysos nicht erfahren, sonst ist er verloren. Nicht anschließen kann ich mich der Ansicht des Verfassers, daß auch das Pseudonym Οὖτις des Odysseus bei Homer diesen Untergrund habe.

Hier ist m. E. nur der beabsichtigte Anklang Οὖτις an Ὀδυσ-σεύς als Nebenelement zu berücksichtigen. Rieß beschließt seine interessanten Ausführungen mit einem Index, in welchem die griechischen Komikerstellen, die über irgend einen Aberglauben Aufschluß geben, unter alphabetisch geordneten Schlagworten gesammelt sind. — [Wenn der Verf. S. 191 sagt: „At the door the souls have one of their habitual haunts, though I hardly recollect any reference to it from Greek soil“, so darf man vielleicht auf Eur. Alk. 100: πηγαῖον ὡς νομίζεται χέρνιβ' ἐπὶ φθιτῶν πύλαις hinweisen.]

J. L. Heiberg, Den gamle attiske Komodies frisprog. Kopenhagen 1899. = Studier fra Sprog- og Oldtidsforskning, No. 39, p. 1—38.

Dieser Aufsatz des geschätzten dänischen Gelehrten behandelt die Freiheit der Sprache in der alten attischen Komödie, zumeist, wie es scheint, den Aristophanes als den ungezogenen Liebling der Grazien. Ich bedauere sehr, über diese Abhandlung nicht eingehender berichten zu können.

W. Rhys Roberts, On Aristophanes and Agathon. — The Athenaeum, Journal of Literature, Science etc., 1899, No. 3732, p. 567.

Der ungenannte Referent berichtet über eine in der Londoner Hellenic society am 27. April 1899 abgehaltene Vorlesung über Aristophanes und Agathon. Roberts verglich darin die Art, mit welcher Aristophanes den Agathon in den Thesmophoriazusen und in den „Fröschen“ (v. 83) behandelt. Roberts spricht hierbei die Ansicht aus, daß Aristophanes im Laufe der Jahre allmählich zu einer halbwegs gerechten Würdigung des Tragikers vorwärts schritt und daß er ihn zuletzt schon mehr wie seinen Freund als wie einen Anhänger der Euripideischen Schule behandelte.

W. Rhys Roberts, Aristophanes and Agathon. — The Journal of Hellenic Studies, vol. XX, 1900, p. 44—56.

Die Abhandlung Roberts beruht nur auf dem schon längst bekannten und oft verwerteten Materiale über Agathon. Das rhetorische Element bei Agathon, die körperliche Schönheit und die Wohlhabenheit des Dichters, ferner sein Verhältnis zu Euripides werden in ansprechender Weise in das richtige Licht gerückt, ohne daß hierbei irgendwie etwas Neues zu Tage träte. — Vgl. auch meinen Bericht über das im Athenaeum (1899, No. 3732) enthaltene Referat über den Vortrag Roberts gleichen Inhaltes. —

J. Völker, Berühmte Schauspieler im griechischen Altertum. — Hamburg 1899. — Sammlung gemeinverst. wissensch. Vorträge. Heft 327.

Dieser Vortrag beruht in seinem Materiale auf der Dissertation des Verfassers De Graecorum fabularum actoribus, Halle 1880 und berücksichtigt auch neuere Literatur. Besprochen werden die Schauspieler der Tragödie und der Komödie im 5. und 4. Jahrh. Für die Komödie des 5. Jahrh. werden Krates, Hermon, Apollodoros, für das 4. Jahrh. Philemon, Satyros aus Olynthos, Parmenon, Nausikrates, Ariston, Phormion und Lykon genannt und mit einigen Notizen vorgeführt. —

H. Richards, On the use of the words τραγῳδός and κωμῳδός. — The Classical Review 1900, XIV, p. 201—214.

Mit einigen Worten soll auch auf diese eingehende und sorgfältige Untersuchung über den Sprachgebrauch von τραγῳδός und κωμῳδός hingewiesen werden. Der Verf. ist bemüht, die allmähliche Änderung des begrifflichen Umfanges dieser Termini chronologisch zu fixieren. Weder τραγῳδός und κωμῳδός, noch auch das analog gebildete τρυγῳδός bezeichnen im guten Attischen des fünften und vierten Jahrh. irgendwo den Schauspieler oder den Dichter. In Stellen wie Vesp. 1537, Pax. 806, Av. 787 bedeuten diese Ausdrücke in der Verbindung mit χορός oder auch der Dativ mit ἐπί, wie in Vesp. 650, bloß das Stück oder die Aufführung desselben, also einfach: Tragödie oder Komödie. — Zu Ende dieses Zeitraumes zeigt sich außerhalb Attikas bereits die Anwendung dieser Wörter für den Schauspieler, aber noch nicht mit voller Sicherheit. Ein unzweifelhaftes Beispiel für diesen Sprachgebrauch gehört erst dem ersten christlichen Jahrhundert an. Dagegen findet sich die Verwendung dieser Ausdrücke für den Dichter der Stücke erst vom zweiten christlichen Jahrhundert abwärts. —

R. Hessen, Aristophanes und Hauptmann. — Preußische Jahrbücher, Bd. 102, 1900, S. 83—93.

Die Tendenz des Aufsatzes geht dahin, den „Biberpelz“ Hauptmanns darum zu verurteilen, weil dieses Stück auf das Rechtsbewußtsein des Zuschauers beleidigt und demoralisierend wirkt. Bei der Entwicklung dieser These kommt der Verfasser mehrmals auf Aristophanes, Euripides und auf die Forderungen der Aristotelischen Poëtik zu sprechen. Die Bemerkungen über Aristophanes sind von der Anschauung getragen, daß seine Komödien darauf ausgehen, ethisch zu wirken. Der Erfolg dieser Richtung auf das Publikum sei allerdings Null gewesen. Manche Bemerkungen Hessens über die hier angedeuteten Stoffe wäre ich nicht in der Lage zu unterschreiben. So bezeichnet es z. B. Hessen als eine „innerlich unwahre“ Behauptung, daß „die Athener sich ein Vergnügen daraus machten, gegen die Größen des Tages das Äußerste unbelästigt aussprechen zu lassen“ und daß der Aristophanische Geist bei den modernen deutschen Lustspieldichtern darum nicht zum Durchbruche komme,

weil ihnen die unbeschränkte Freiheit fehle. Hessen weist dabei auf das Psephisma hin, das unter Archon Morychides die Theaterfreiheit einschränkte. Die Parallele, die Hessen zwischen dem „Amtsvorsteher Wehrhahn" im „Biberpelz" und dem Sokrates in den „Wolken" zieht und die besagen soll, daß sich Hauptmann bei der „naturgetreuen" Darstellung dieses „Amtsvorstehers" einer hinreichenden politischen Freiheit erfreute, scheint mir aus mehr als einem Grunde nicht zutreffend. Vor allem ist „Wehrhahn" für das Publikum nur ein Typus. Sokrates aber, der in einer großenteils ungerechten Weise als Typus des Sophisten hingestellt wird, war für das Publikum der „Wolken" auch eine leibhaftige Persönlichkeit, die unter ihrem wahren Namen und wahrscheinlich in vergröberter Maske dem Gelächter preisgegeben wurde. Man mag über Theaterzensur wie immer denken, aber die Tatsache, daß die Theaterfreiheit im Zeitalter des Aristophanes selbst während der wechselnden Perioden ihrer Einschränkung größer war als in unseren monarchischen Staaten, läßt sich wohl nicht bestreiten. — Störend ist der Druckfehler „Planeten" statt „Platanen" in der Übersetzung des Verses Ri. 528. —

A. Roemer, Über den litterarisch-ästhetischen Bildungsstand des attischen Theaterpublikums. Abhandl. d. k. bayer. Akad. I Cl. XXII, Bd. 1901.

Der Verfasser verteidigt die These, daß das attische Theaterpublikum rasche Auffassung und Geschmack besaß, daß aber auf literarische Bildung nur bei einem kleinen Kreise von Zuschauern zu rechnen war. In letzterer Hinsicht verfolgt also diese Abhandlung die Tendenz, vor einer Überschätzung der Athener der besten Zeit zu warnen. Der Verfasser führt seinen Beweis mit reicher Belesenheit durch und behandelt dabei viele in das Gebiet der Redner, der Tragiker und der Komiker einschlägige Fragen in überzeugender Weise. Auch die Aristotelische Poëtik wird mehrfach in den Kreis der Betrachtung gezogen. Ich kann mich natürlich nicht allen Einzelheiten der Darstellung anschließen. Ich erwähne beispielsweise, daß ich bei der Behandlung der Frage nach der Verbreitung des Lesens und Schreibens und des Gebietes seiner Anwendung, des Buchwesens und der angelesenen Bildung eine genauere Sonderung der Epochen für erforderlich halte. Zwischen den Zuschauern der Acharner und der Wolken, also jener Generation, welche eben die Schrecken der großen Seuche überdauert hatte, und dem Publikum der Frösche bestand rücksichtlich der literarischen Bildung wirklich ein größerer Unterschied, als Roemer S. 61—62 anzunehmen scheint.

Andererseits erweist er den Athenern des ausgehenden sechsten Jahrhunderts zu viel Ehre, wenn er (wegen der ὄστρακα, S. 43 ff.)

meint, daß wir „den Analphabeten wenigstens seit der Zeit des Kleisthenes glücklich los geworden sind". Sehr gelungen ist die Behandlung von Ran. 1109 ff.: βιβλίον τ' ἔχων ἕκαστος μανθάνει τὰ δεξιά, wo sich der Verf. auf O. Kaehlers treffliche Ausführungen stützt (Berl. phil. Wo. 1898, Sp. 103). Auffallend ist dabei Roemers Bemerkung: „Wären die Scholien des cod. Rav. durch den librarius nicht so schaudervoll zugerichtet worden, so würden wir heute zu v. 1113 eine Erklärung der Alten lesen, die uns alle befriedigen würde. Jetzt ist dort nichts erhalten, als die wenigen aber vielsagenden Worte: ἐν εἰρωνείᾳ und damit ist der Nagel auf den Kopf getroffen." Wie kommt aber hier der arme Cod. Rav. zu diesem Tadel, da gerade er mit einer interlinearen Bemerkung „den Nagel auf den Kopf trifft". Was soll man denn vom Cod. Venetus sagen, in welchem nach Dindorf selbst diese Bemerkung fehlt? Man kann doch schließlich nicht wissen, ob „die Alten" irgend eine Veranlassung fanden, hier über den Text mehr zu sagen, als: ἐν εἰρωνείᾳ δεξιά. In der Tat genügt dies vollkommen. Alles übrige ergibt sich von selbst, mit Ausnahme der Erklärung von ἐστρατευμένοι, welche der Scholiast wenigstens versucht, Roemer aber übergeht. —

J. van Leeuwen, Quaestiones ad historiam scenicam pertinentes. — Mnemos. NS. XX, 1892, p. 202—223.

Dieser Aufsatz behandelt in zwei getrennten Abschnitten Neophrons Medea und Sophokles als Strategen und fällt demnach nicht in den Bereich dieses Berichtes.

J. Poppelreuter, De comoediae atticae primordiis. — Berlin 1893.

In dieser von Carl Robert beeinflußten Arbeit folgt Poppelreuter in glücklicher Weise dem durch Ferd. Dümmlers „Skenische Vasenbilder" (Rh. Mus. 43, S. 355 ff.) gegebenen Beispiele, alte Vasenbilder zur Erhellung der dunklen ältesten Geschichte oder der Vorgeschichte der griechischen Komödie heranzuziehen. Eingehende Behandlung findet insbesondere die Berliner Vase No. 1928. Nach einem Gedanken Carl Roberts erblickt Poppelreuter in der Darstellung dreier behelmter und bepanzerter Jünglinge, welche auf drei anderen gebückten Jünglingen sitzen, die mit Pferdekopf und Pferdeschweif maskiert sind und ihre Richtung gegen einen Flötenbläser nehmen, ein Muster, nach welchem man sich eine Scene der Ritter des Aristophanes (595—610) zu vergegenwärtigen und zu erklären habe. Sowohl diese Vase als auch einige andere, wie Berl. No. 1830 und 1697 behandelt Poppelreuter in dem Sinne, daß wir durch derartige Monumente über die Darstellung, welche Aristoteles in der Poetik über die Anfänge der Komödie gibt, hinausgelangen und die ersten Ansätze einer politischen und scenisch halbwegs entwickelten komischen Darstellung höher hinaufrücken müssen.

Im II. Teile beschäftigt sich die lesenswerte Abhandlung mit dem Aufbau der aristophanischen Komödien in der Absicht, zu zeigen, daß die lose und gerade in den Schlußscenen sich oft sprungweise überstürzende Komposition derselben nicht ein persönlicher Fehler des einen Dichters, sondern eine in dem Wesen der Gattung begründete Manier sei und daß ein besonderer Vorzug des Aristophanes gegenüber seinen Vorgängern gerade in der strafferen Führung der Handlung wenigstens in den Anfangspartien seiner besten Stücke zu erblicken sei. Neu ist dieser Gedanke nicht, aber in seiner Durchführung begegnet man mancher belehrenden Einzelheit. Ferdinand Dümmler hat diese Abhandlung Poppelreuters in der Berl. ph. Wo. 1894, No. 21, Sp. 644—646 rezensiert. —

E. Capps, The dramatic synchoregia at Athens. — The American Journal of Philology XVII, 1896, p. 319—328.

Der Verfasser nimmt in dieser Abhandlung seinen Ausgang von Aristoph. Ran. 404 und dem dazu gehörigen Scholion. Er bespricht sodann die Verhältnisse der Synchoregie für die Tragödie und die Komödie auf der Grundlage des bekannten inschriftlichen Materials und der daran sich knüpfenden neueren Literatur. Nach seiner Darstellung hätten sich die genannten Verhältnisse in folgender Weise entwickelt: Auf das Jahr 406 ist das Gesetz zu datieren, welches die Vereinigung zweier Bürger für die Leistung der tragischen und ebenso für die komische Choregie an den großen Dionysien anordnete. Zwischen den Jahren 399 und 394 — und zwar näher an 394 als an 399 — wurde diese Einrichtung für den tragischen Agon wieder aufgegeben. Dagegen für die Komödie wurde die Synchoregie beibehalten, und noch vor dem J. 388 wurde die Zahl der aufzuführenden Komödien von 3 auf 5 erhöht. Dieser Zustand dauerte bis zum J. 340, in welchem die alte Ordnung der Choregie wieder auflebte. Nur wurde wahrscheinlich um dieselbe Zeit die Bestimmung der Choregen für die Komödie vom Archon auf die Phylen übertragen. Der Sieg aber galt auch weiterhin als Sieg des Choregen, insofern er den Chor und die Phyle repräsentierte. — Der Aufsatz Capps verdient bei Untersuchungen dieser Art aufmerksame Berücksichtigung. —

E. Capps, The catalogues of victors at the Dionysia and Lenaea, CIA. II 977. — The American Journal of Philology XX, 1899, p. 388—405.

Die vier Kolumnen d, e, f, g, h der unter CIA. II 977 zusammengestellten Fragmente erklärt Capps gegenüber U. Köhler und Th. Bergk als die Siegerliste der Komödie an den Lenaeen und zwar den Lenaeen allein. Unter dieser Voraussetzung scheint ihm der Umstand begreiflich,

daß die geringeren Komiker stärker hervortreten als die bedeutendsten Dichter. Denn die großen Dionysien seien, seitdem einmal die Komödie einen Bestandteil ihres Agons bildete, das vornehmste Schlachtfeld nicht nur für die Tragödie, sondern auch für die Komödie gewesen und die Dionysien hätten demnach die stärksten Talente angezogen. Die Lenaeen hingegen seien der Tummelplatz der geringeren Kräfte geworden, und Meister ersten Ranges wie Aristophanes hätten daher ihre besten Stücke für die großen Dionysien eingereicht, andere Komödien aber, auf welche sie schwächere Hoffnungen setzten, für die Lenaeen. So könne man erst recht den großen Schmerz begreifen, den Aristophanes durch seine Niederlage an den Dionysien des J. 423 erfuhr, weil er seine „Wolken" dieses höchsten Festtages für würdig gehalten hatte. — Die Fragmente i und k derselben Inschrift weist Capps den großen Dionysien zu, nicht den Lenaeen. Daß sich auf diesem neuen Fundament bedeutende Veränderungen gegenüber den bisherigen Annahmen über die Wirksamkeit mancher griechischer Komiker ergeben, liegt auf der Hand. Diese Einzelheiten des wichtigen Aufsatzes mitzuteilen, ist mir nicht möglich. — Weiterhin (S. 399) wird CIA. II, 977c der Liste der Komiker zugeteilt, desgleichen 977 n und m. Daß sich diese Fragmente auf die Lenaeen bezögen, stellt Capps in Abrede. Außer den genannten Fragmenten rechnet Capps noch 977 l zur Liste der Komiker (wegen der Nennung des Philemon), dagegen bestreitet er, daß irgend ein anderer Teil der unter No. 977 zusammengefaßten Partikelchen, mit Sicherheit der Liste der komischen Dichter zugerechnet werden dürfen, also auch nicht a', q und r. — Bezüglich der Liste der Tragiker und der Verzeichnisse der Schauspieler der Tragödie und Komödie weicht Capps nur in geringfügigen Einzelheiten von Köhlers Ansätzen ab. —

E. Capps, Chronological studies in the Greek tragic and comic poets. The American Journal of Philol. XXI, 1900, p. 38—61.

In diesem Artikel zieht Capps die Konsequenzen seiner Auffassung von CIA. II, 977 (vgl. Americ. Journ. of Philol. 1899, XX, p. 388 ff.) für verschiedene chronologische Angaben über einige griechische Tragiker und Komiker. Z. B. bezüglich Menandros knüpft Capps an Wilhelms Besprechung der neuen Fragmente des Marmor Parium an (Athen. Mitteil. XXII, 1897, p. 200). Wilhelm macht dort darauf aufmerksam, daß Menandros in der Siegerliste (CIA. II, 977 g) vor dem Philemon steht. — Capps erklärt diesen Umstand dahin, daß Menandros früher einen Sieg an den Lenaeen davontrug als Philemon. Dieser erste Sieg Menanders an den Lenaeen kann nun mit Rücksicht auf das Geburtsdatum des Dichters (342/341) nicht vor 321 gesetzt werden, aber auch nicht viel später, weil dies die Chronologie des Philemon verbietet.

Nach Capps war nun dieser erste Sieg Menanders nicht derjenige, den er mit der Ὀργή gewann, sondern die Ὀργή setzt Capps in das Jahr 315, während Wilhelm sie dem J. 321 zuweist. — In gleicher Weise bespricht Capps Daten über Theodektes, die beiden Astydamas, die zwei oder gar drei Apollodoros, Kephisodotos und Kephisodoros, Aristomenes, Antiphanes und Alexis. Seine Polemik ist zum Teile gegen Kaibels einschlägige Artikel in der Encyklopädie von Pauly-Wissowa gerichtet. —

Ettore Romagnoli, La „commedia fiaba“ in Atene. — Atene e Roma I, 1898, p. 177—186. —

Im wesentlichen ist dieser Aufsatz nur ein Referat über Zielinskis „Die Märchenkomödie in Athen“, Petersburg 1885. Der Verfasser anerkennt, daß Zielinskis Arbeit anregend und lehrreich sei, tritt aber den von ihm gewonnenen Ergebnissen entgegen, indem er die Existenz einer Märchenkomödie für Eupolis und Aristophanes in Abrede stellt.

G. Lettner, Bau, Wesen und Bedeutung des sogenannten Agons in den aristophanischen Komödien. — Jahresbericht des k. k. II. Obergymnasiums in Lemberg. 1894.

Diese Zusammenfassung der hauptsächlichsten Ergebnisse der in polnischer Sprache erschienenen Abhandlung des Verfassers macht in ihrer deutschen Gestaltung den Eindruck einer Kritik des Zielinskischen Buches (1885) über „Die Gliederung der altattischen Komödie“, in welcher der sogenannte Agon besondere Berücksichtigung findet. Lettner gelangt zu manchen Anschauungen, die von den Ansichten Zielinskis erheblich abweichen, mitunter ihnen auch geradezu entgegengesetzt sind. —

C. Haym, De puerorum in re scaenica Graecorum partibus. — Dissertationes philologicae Halenses. XIII, 1897, p. 219—294.

Haym unterscheidet in dieser Abhandlung das Alter der in den griechischen Dramen dargestellten Kinder und den Grad ihrer Verwendung. Seine Untersuchung erstreckt sich auf die erhaltenen und die verlorenen Stücke der drei großen Tragiker und auf die erhaltenen Komödien des Aristophanes. Innerhalb dieser letzteren wird nur das Kind der Myrrhine in der Lysistrata (v. 879 ff.) als Puppe bezeichnet. Dagegen die in den Acharnern, Rittern, Wespen und im Frieden vorkommenden Kinderrollen werden auch von wirklichen Kindern und zwar des jedesmal der Rolle entsprechenden Alters und Geschlechtes gegeben. So ist z. B. schon längst und zwar mit vollem Rechte anerkannt worden, daß die in den Acharnern (v. 781 ff.) vorgeführten Mädchen wirkliche Mädchen sind und daß dies das Salz der Stelle ausmacht, da

ja sonst die saftigen Späße über χοῖρος unmöglich wären. Die Abhandlung Hayms beschränkt sich jedoch keineswegs auf die fleißige Sammlung und Erörterung der einzelnen in Betracht kommenden Stellen, sondern gelangt auch zu einer interessanten Verarbeitung dieses Materials. Unter anderem sucht der Verfasser festzustellen, daß es Euripides war, der zuerst die Kinderrollen schuf und sich ihrer auch am meisten bediente (ἐλεεινόν). Von der Alkestis (438) angefangen bis zu den Hiketiden (421?) bringt Euripides fast in jedem Stücke singende Kinder auf die Bühne, dann noch zweimal im Herakles und in den Troades stumme Kinderrollen. Vom Jahre 415 abwärts scheint Euripides diese Rollen aufgegeben zu haben. Die Kinderrollen bei Aristophanes erscheinen demnach im wesentlichen als Euripidesparodie. Aus der Zeit vor den Acharnern ist eine derartige Kinderrolle für die Komödie nicht nachweisbar. Aber auffallend ist, daß die häufigere Anwendung von Kinderrollen in der Komödie gerade aus jenem Zeitraume zu belegen ist, in welchem sie auch in der Tragödie am meisten beliebt waren. — Die Schlüsse des Verfassers, der in den Datierungen der Stücke (z. B. Antigone älter als Ajas: S. 220) den Ansätzen von Wilamowitz folgt, gehen manchmal weiter als das Material reicht, das doch ganz lückenhaft ist, und daher weiter, als ich folgen kann. Meines Erachtens liegt z. B. keine Nötigung vor, die Rolle des Eurysakes im Ajas für jünger zu halten als die Kinderrollen in der Alkestis. —

A. Couat, Notes sur la division du choeur dans les comédies d'Aristophane. Mélanges Henri Weil, p. 39–66.

Der seit dem Erscheinen des Werkes bereits verstorbene Verfasser beschäftigt sich in dieser Abhandlung mit der Frage, ob der Chor bei Aristophanes stets in Halbchöre geteilt war oder nicht. Von diesem Gesichtspunkte aus behandelt er die Chorgesänge der einzelnen Komödien und gelangt zu dem Resultate, daß durchgängige Antichorie nicht nur für die Parabase und die Parodos, sondern auch für alle Stasima nachweisbar sei. Hingegen bei der Exodos hätten sich die beiden Halbchöre, die getrennt in die Orchestra eingezogen und während des ganzen Stückes getrennt geblieben waren, zu einem Vollchore zusammengeschlossen. — Die Ausführung dieser These läßt m. E. manchmal die erforderliche Klarheit vermissen. Auch das Verhältnis Couats zu dem anregenden Buche Zielinskis bleibt unklar. Der Verfasser sagt z. B. S. 39: „Zielinski a soutenu que le choeur était toujours divisé en deux demi-choeurs." Wer nun das Buch von Zielinski nicht kennt, müßte glauben, daß das erwartete Neue in den Aufstellungen Couats die Exodos betreffe und daß somit Couat das Urteil Zielinskis einschränke.

Zielinski aber sagt zwar auf S. 277 seiner „Gliederung der altattischen Komödie" (1885): „Ich suchte zu erweisen, daß der komische Chor nie — oder so gut wie nie — vollstimmig gesungen hat, sondern immer in Halbchöre gespalten war" — aber die Exodos hatte Zielinski schon S. 276 ausdrücklich ausgenommen, indem er dort sagt: „Wir nehmen in der Exodos auch Vortrag durch den Gesamtchor an."

H. Dähn, Scenische Untersuchungen. Progr. Danzig 1892.

Diese Abhandlung befaßt sich vorzugsweise mit dem Königspalaste als Dekoration der tragischen Bühne. Für die Komödie kommt diese Arbeit nicht direkt in Betracht. —

J. Pickard, The relative position of actors and chorus in the greek theatre of the V. century B. C. — The American Journal of Philology XIV, 1893, p. 68—89, p. 198—215, p. 273—304.

Der erste Teil dieser Abhandlung ist der Hauptsache nach identisch mit John Pickard, der Standort der Schauspieler und des Chors im griech. Theater des V. Jahrhunderts. Diss. München 1892. Sein Inhalt ist durch den Spezialtitel „consideration of the extant theatres" umschrieben. Im zweiten Artikel werden die 14 Dramen des Aischylos und Sophokles mit Rücksicht auf die Bühnenfrage durchgesprochen. Im III. Teile p. 273—287 behandelt der Verf. die Euripideischen Tragödien und p. 287—304 alle erhaltenen Komödien des Aristophanes. Der Autor kämpft gegen die hohe Bühne und für die Vereinigung von Schauspielern und Chor auf der Orchestra. — Auf die Einzelheiten dieser seinerzeit verdienstlichen Schrift einzugehen, ist nicht möglich, da sie durch die Ereignisse begreiflicherweise überholt wurde. Daß der Autor das Problem der hohen „Vitruvischen" Bühne der „Bühnenfrage" überhaupt gleichsetzte und nicht bemerkte, daß seit dem Bau von Paraskenien, welche die Orchestra nicht erreichten, ein außerhalb der Orchestra gelegener Spielplatz der Schauspieler ἐπὶ σκηνῆς von selbst gegeben war, kann man ihm nicht verargen. Die Wahrheit zu finden, war erst nach dem Erscheinen der genauen Angaben Dörpfelds möglich. Z. B. bei der Behandlung der „Vögel" sagt Pickard: This play could not be „set" on a „stage", and the actors have evidently entered by the parodos. Mit keinem Worte wird dies wirklich bewiesen. Da die Vögel, die sich auf der Orchestra tummeln, die beiden Athener lange Zeit hindurch nicht bemerken, obwohl der Epops ihre Anwesenheit gemeldet hatte, können die beiden Schauspieler nur auf dem außerhalb der Orchestra ἐπὶ σκηνῆς gelegenen Raume hinter einem Baume oder einem Felsen versteckt gewesen sein, versteckt vor den Vögeln, nicht vor den Zuschauern. Stellen wie βλέψον κάτω und βλέπε νῦν ἄνω (v. 175) beweisen natürlich nichts für den Standort des Schauspielers.

K. Zacher, Die erhöhte Bühne bei Aristophanes. Philologus LV, 1896, p. 181—185.

Zacher behandelt folgende These: „Gegen die von Dörpfeld und seinen Anhängern verfochtene Ansicht, daß das Attische Theater des 5. Jahrhunderts keine erhöhte Bühne gehabt habe, sondern daß Schauspieler und Chor auf demselben Niveau der kreisrunden Orchestra agiert hätten, erheben einige Stellen des Aristophanes den lautesten Widerspruch, an denen die Worte ἀναβαίνειν und καταβαίνειν so gebraucht sind, daß jeder Unbefangene sie vom Besteigen der Bühne oder Herabsteigen von derselben auffassen muß. Es sind die folgenden: Vesp. 1514: καταβατέον μ᾽ ἐπ᾽ αὐτούς. — Equ. 148 ff.: δεῦρο δεῦρ᾽ ὦ φίλτατε, ἀνάβαινε σωτὴρ τῇ πόλει καὶ νῷν φανείς. — Ach. 732: ἄμβατε ποττὰν μᾶδδαν. — Vesp. 1342: ἀνάβαινε δεῦρο χρυσομηλολόνθιον." — Zacher bespricht diese Stellen und nimmt namentlich Equ. 148 ff., dann aber auch Ach. 732 und Vesp. 1342 für seine Ansicht in Anspruch. Das von Bodensteiner (S. 697 und 721) z. B. zu Eur. Herc. 119 ff. durchgeführte Gegenargument, daß „alle Stellen, wo beim Auftreten von Schauspielern ein Ansteigen angedeutet ist, in gleicher Weise auf das Auftreten durch die Parodoi" zu beziehen sind, läßt Zacher nicht gelten. Er findet vielmehr für die drei ältesten erhaltenen Stücke des Aristophanes eine über die Orchestra erhöhte Bühne bezeugt. Daß diese Bühne höchstens ein paar Stufen höher gewesen sei als die Orchestra, habe schon G. Hermann (Opusc. VI, 2, 153) angenommen. Die natürliche Entwickelung der Bühne sei mutmaßlich die gewesen, „daß die ursprüngliche Thymele sich immer mehr erweiterte und immer mehr vom Mittelpunkt in den Hintergrund, auf die den Zuschauern abgewendete Seite der runden Orchestra verschob". Zacher glaubt demnach annehmen zu dürfen, „daß die gemauerte Orchestra selbst, wie für die Männer- und Knabenchöre, so auch für die tragischen und komischen den Tanzplatz bildete, nur daß für die Dramen jedesmal über einen Bruchteil der Orchestra, dessen Größe vielleicht je nach den Bedürfnissen der aufzuführenden Stücke wechselte, eine niedrige Bühne errichtet wurde, so daß der Chor sich auf den übrigbleibenden Teil der Orchestra beschränkt sah." — Warum Zacher diese niedrige Bühne nicht gleich ganz aus der Orchestra bis an ihre Peripherie hinausschiebt und mit dem Raume ἐπὶ σκηνῆς gleichsetzt, gibt er nicht an, und ich meinerseits halte dies für die schwache Seite dieses für die Bühnenfrage bei Aristophanes im übrigen lehrreichen Aufsatzes. —

Th. Papadimitracopoulos, Le poëte Aristophane et les partisans d'Érasme. — Ἑλλάς IV, 1892, p. 96—104, 145—169, 227—262.

Der Verfasser beruft sich vielfach auf seine im J. 1889 erschienene Schrift: Βάσανος τῶν περὶ τῆς Ἑλληνικῆς προφορᾶς ἐρασμικῶν ἀποδείξεων und auf den Aufsatz: Nouveaux documents épigraphiques démontrant l'antiquité de la prononciation des Grecs modernes (Ἑλλάς vol. II p. 247—279), deren Inhalt er zum Teil abermals vorträgt. In der vorliegenden Abhandlung sind die zu beweisenden Thesen nicht mit wünschenswerter Klarheit ausgesprochen. So will er z. B. p. 99 beweisen, qu'on faisait grand usage dans l'Attique du i au lieu du η. Man empfängt aus solchen Äußerungen die Anschauung, daß bei Aristophanes nach der Ansicht des Verf. η wie ι geklungen haben sollte. Aber z. B. p. 258 heißt es: à part la prononciation de l'η, de l'υ et de l'οι, qui est différente de celle du ι, ainsi que la diminution des voyelles longues en brèves, la prononciation moderne ne parait différer presque en rien de l'ancienne. Noch verwirrter sind die Beweise des Verfassers. Denn während er häufig von Aristophanes ausgeht, bringt er unermüdlich Stellen aus papyri und Inschriften der verschiedensten Zeiten und Dialekte, sowie auch Stellen der mannigfaltigsten Autoren von Homer bis in die christlichen Jahrhunderte. Man fragt sich vergebens, wie auf diesem Wege ein Beweis für die Aussprache der Komödien des Aristophanes aufgebaut werden soll. Und selbst wo Papadimitracopoulos wirklich einmal bei der Sache bleibt, die er nach dem Titel seiner Arbeit vertreten soll, bringt er zwar reichliches Material vor, aber die Schlüsse, die er daraus zieht, sind nicht im mindesten überzeugend. Z. B. im Frieden v. 926 folgt aus dem Wortspiele βοΐ — βοηθεῖν in keiner Weise, daß Aristophanes βοηθεῖν so ausgesprochen habe, wie es die Neugriechen tun (p. 97 u. p. 253). Oder man sehe, was er p. 156 über Vesp. 316 sagt: „Aristophane témoigne aussi qu'il prononçait le αι comme e long quand il fait brève l'interjection exprimant la douleur αἶ αἶ en l'écrivant par le ε bref: ἔ ἔ.“ Es ist doch im Gegenteile ganz klar, daß Aristophanes $\bar{a}i$ $\bar{a}i$ meint, wenn er αἶ αἶ sagt; will er aber ĕ́ ĕ́ sagen, dann schreibt er ἔ ἔ. Weder durch solche „Beweise“, noch auch durch die daran geknüpften leidenschaftlichen Tiraden, — die namentlich gegen den verdienstvollen Friedrich Blaß gerichtet sind, werden sich die Erasmianer widerlegt fühlen. — Gerade ein Komiker übrigens sollte als Basis einer derartigen Untersuchung mit besonderer Vorsicht behandelt werden. —

W. Uckermann, Über den Artikel bei Eigennamen in den Komödien des Aristophanes. — Progr. d. Sophien-Gymn. in Berlin, 1892.

Uckermann behandelt den Gebrauch des Artikels bei Völkernamen im Plural, bei Städtenamen und Ortsbezeichnungen, bei Länder- und Inselnamen, bei Gebirgs- und Vorgebirgsnamen und bei Flußnamen.

Die Fortsetzung dieser Arbeit soll die Beobachtungen des Verfassers über die übrigen Eigennamen, die Götter- und die Personennamen umfassen. Die vorliegende Abhandlung beruht auf sachgemäßer Benutzung der vorausliegenden Literatur, aus welcher außer Krüger und Kühner, Friedrich Blaß (Rh. Mus. 44 S. 1 ff.), Kallenberg (Philologus NF. III S. 515 ff. und im Progr. d. Fried.-Werderschen Gymn. Berlin 1891), sowie O. Bachmanns Schrift Conj. observ. Aristoph. Spec. I. 1878 hervortreten. Das Ziel, das sich Uckermann stellt, ist die Erkenntnis der Stellung, welche die gesprochene attische Volkssprache rücksichtlich der Artikelsetzung bei Eigennamen im Vergleiche zur geschriebenen Musterprosa einnimmt. Daher betont Uckermann vor allem den Gebrauch des Artikels im jambischen Trimeter des Aristophanes und steuert bei der Vorführung des gesammelten Materiales und bei der Abwägung der einzelnen Fälle, welche der offenkundigen Regel widersprechen, dem Resultate zu, daß auch Aristophanes im Setzen des Artikels bei Eigennamen festen Gesetzen folge. Gerade bei der Untersuchung dieser unfügsamen Stellen wird auch der Leser manchmal durch die für die Ausnahme gegebene Rechtfertigung nicht überzeugt sein. Ein Beispiel hierfür habe ich in der Besprechung des Aufsatzes van Herwerdens über einige Stellen der Friedenskomödie (Mnemos. N. S. XXV, 1897) gegeben.

J. Strachan, Koseformen in der Anrede. — Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung, NF. XII, 1892, p. 596.

Strachan macht darauf aufmerksam, daß κάνθων im Vesp. 199 Koseform für κανθήλιος sei, aber in Pac. 82 für κάνθαρος und daß diese Koseform beide Male in der Anrede gebraucht sei. — Diese Notiz schließt sich an eine Anmerkung W. Schulzes an, die H. Zimmer in den Keltischen Studien auf p. 195 desselben Bandes anführt. —

W. Pecz, Die Tropen des Aristophanes verglichen mit den Tropen des Aischylos, Sophokles und Euripides. — Ungarische Revue XIII, 1893, p. 198—205.

An der Hand der von ihm aufgestellten stofflichen Kategorien, welche den Gruppen der Tropen zu Grunde liegen, und unter der Voraussetzung, daß Synekdoche und Metonymie ein Ausfluß der Reflexion, dagegen die Proportionstropen (Metapher, Gleichnis, Allegorie) Ausflüsse der Phantasie sind, gelangt Pecz zu dem Resultate, daß die Synekdoche und die Metonymie bei Aristophanes nur etwa ein Achtel der Proportionstropen bilden. Da er nun in einer früheren Arbeit (Berliner Stud. f. klass. Phil. u. Arch. 1886, III, 3) erwiesen hatte, daß die Synekdoche und die Metonymie bei Aischylos beiläufig ein Sechstel, bei Sophokles ein Drittel, bei Euripides mehr als die Hälfte der Proportions-

tropen ausmachen, beweist nicht nur die Konzeption der Dramen, sondern auch das Zahlenverhältnis der verschiedenen Tropen, daß unter den vier großen Dramatikern die Phantasie des Aristophanes die größte, die Reflexion die kleinste ist. — Ohne in der Lage zu sein, auch die übrigen Sätze vorzuführen, in denen Pecz die Tropen des Aristophanes in kulturgeschichtlicher Hinsicht verwertet, muß ich nur kurz bemerken, daß mir in der Aufstellung der stofflichen Kategorien, auf denen sich die Zählungen und Schlüsse des Verfassers aufbauen, manches willkürlich zu sein scheint. Z. B. die Kategorien der Metonymie sind bei Pecz: „Der Mensch, die Kochkunst, Speise und Trank, der Krieg, das staatliche Leben, die Gärtnerei und der Ackerbau" (S. 200). Die Ungleichheit des begrifflichen Umfanges dieser Kategorien muß sich natürlich bei der Klassifizierung der einzelnen Beispiele geltend machen. Z. B. S. 204 sagt Pecz: „bei Eur. Hek. 129—131 τὰ δὲ Κασάνδρας λέκτρ' οὐκ ἐφάτην τῆς Ἀχιλείας πρόσθεν θήσειν ποτὲ λόγχης steht das Bett für das Weib und die Lanzenspitze für den Krieger, d. h. zwei Metonymien aus verschiedenen Kategorien, die eine aus der Kategorie des Menschen, die andere aus derjenigen des Krieges, fließen in ein Bild zusammen." Zunächst steht hier nicht „Bett für das Weib", weil der Eigenname dies verhindert. Und wenn Κασάνδρας λέκτρα in die „Kategorie des Menschen" fällt, so fällt doch Ἀχιλλείας λόγχης mit gleichem Rechte in diese Kategorie, und dann gehören also diese zwei Metonymien nur einer Kategorie an. Auch fließen diese zwei Metonymien nicht zu einem Bilde zusammen, sondern sie sind mittelst der Antithese scharf voneinander getrennt. Solche Bemerkungen aber lassen sich leicht vermehren. Auf S. 205 heißt es: „Bei Eur. Phoen. 1380—1381: κάπροι δ' ὅπως θήγοντες ἀγρίαν γένυν | ξυνῆψαν wird der Kinnbacken für zwei verschiedenartige Tropen gesetzt, in erster Reihe als Synekdoche (für Zahn) und die synekdochische Bedeutung desselben als ein Glied des Gleichnisses." Keineswegs! Denn das letztere wäre nur dann der Fall, wenn nicht κάπροι dastände, sondern wenn die zwei Helden mit zwei Eberkinnbacken (γένυες κάπρων) verglichen wären, was der Dichter wohlweislich zu tun unterlassen hat. — Ebensowenig könnte ich zugeben, daß bei Aisch. Pers. 821—822 θέρος für zwei verschiedene Tropen gesetzt sei, und zwar als Metonymien für Saat (richtig) und gleichzeitig als Metapher für Gram. Letzteres ist unrichtig, weil ja doch πάγκλαυτον im Text steht. πάγκλαυτον θέρος heißt Ernte der Tränen, Tränensaat, aber niemals heißt θέρος „Gram".

C. L. Jungius, De vocabulis antiquae comoediae atticae, quae apud solos comicos aut omnino inveniuntur aut peculiari notione praedita occurrunt. — Trajecti ad Rhenum 1897.

Der Inhalt dieses in zahlreichen Kritiken besprochenen Werkes

ist durch den ausführlichen Titel zur Genüge umschrieben. Der Verf. gibt ein alphabetisch geordnetes Verzeichnis aller derjenigen Wörter, welche entweder nur bei den Dichtern der alten Komödie vorkommen oder doch wenigstens, falls sie sich auch bei anderen Schriftstellern finden, bei den Komikern eine besondere Bedeutung aufweisen. Ein Lexikon zu den Komikern ist dies also nicht, ein Index ebenfalls nicht. Aber als eine Vorarbeit zu einem Komikerlexikon kann das Werk wohl betrachtet werden. Warum der Index von Jacobi, der den Schluß der Meinekeschen Fragmentausgabe bildet, nicht einmal genannt wird, weiß ich nicht zu sagen. Daß er den gegenwärtigen Ansprüchen nicht mehr zu genügen vermag, scheint mir für diese völlige Ignorierung kein hinreichender Grund zu sein. Die vorliegende Arbeit ersetzt nur jenen Teil der Artikel Jacobis, der sich auf die ἀρχαία κωμῳδία erstreckt. In dieser Beziehung ist das Wortverzeichnis des Verfassers reichhaltiger, weil es nicht nur die neueren Entdeckungen berücksichtigt, sondern die Artikel über die einzelnen Wörter auch mit gelehrtem Apparate ausstattet. — Ich verweise noch auf die Rezension Siegfried Reiters in der Zeitsch. f. d. österr. Gymn. 1899 p. 303. —

Hilfswörterbuch zum Aristophanes von J. Hirschberg. I. Teil. Leipzig 1898.

Der Geh. Med.-Rat und Professor Dr. J. Hirschberg in Berlin bietet in diesem Heftchen die Übersetzung der selteneren Vokabeln der Acharner, Ritter, Wolken, Wespen und des Friedens, indem er als ein Liebhaber des Aristophanes meint, anderen Liebhabern des Dichters das Lesen des Originaltextes erleichtern zu sollen. Als Arzt und Fachmann spricht sich Hirschberg über einige wenige Stellen aus. Zu Equ. 376 bemerkt er, daß die Finnenprobe nicht nach dem Schlachten des Schweines gemacht wurde, sondern an dem lebenden Tiere. Zu Equ. 909 sammelt er einige Stellen über die Häufigkeit der Augenentzündungen bei den alten Griechen. Weniger beifällig kann ich Hirschbergs Anmerkung zu Equ. 755: κέχηνεν ὥσπερ ἐμποδίζων ἰσχάδας besprechen. Hirschberg schlägt ἐνστομίζων vor, indem er meint, ἐμποδίζειν bedeute zwar nach einer Angabe „anbinden“, „aufreihen“, aber bei dieser Tätigkeit sperre man den Mund nicht auf. Man hat m. E. diese Stelle bisher darum nicht verstanden, weil man den zwischen dem κεχηνέναι und dem ἐμποδίζειν ἰσχάδας bestehenden Kausalnexus verkannte und verdrehte. Nicht darum sperrt der Greis den Mund auf, weil er Feigen zum Trocknen an Schnüren aufreiht; im Gegenteile, weil der Greis in seiner Greisenhaftigkeit und Gedankenlosigkeit stets mit offenem Munde dazusitzen pflegt, kann man ihn zu keiner Arbeit mehr verwenden, die größere Ansprüche an die Kräfte des Geistes und des

Körpers stellt als das Anreihen von Feigen an Schnüren. Wer mit diesem Gedanken an Equ. 755 herantritt, wird die Stelle sofort aufgeklärt finden und in Equ. 1119 κέχηνας κτλ. und Equ. 1262 Κεχηναίων passende Parallelstellen erblicken. Ob man die Bedeutung von ἐμποδίζειν gerade darauf zurückführen solle, daß πούς oder πόδιον den Fruchtstengel bezeichnen kann, an welchem sich die Feige festbinden läßt, will ich hier nicht entscheiden. — Vgl. S. 208 das über Piccolominis Aufsatz Gesagte. —

Bielecki, Les mots composées dans Eschyle et dans Aristophane. Étude littéraire et grammaticale. Luxembourg 1899, Beffort. (Mir unbekannt.)

E. Romagnoli, Εἷς, μία, ἕν. Studi ital. di filol. class. VII, 1899, p. 175—180. —

Der Verf. klassifiziert den Gebrauch von εἷς, μία, ἕν bei Aristophanes. Er unterscheidet den rein numeralen Gebrauch, den Gebrauch als Ordnungszahl annähernd wie πρῶτος (Ri. 131, Ach. 1162), den Gebrauch als unbestimmten Artikel (Av. 1292) und kommt schließlich auf die Bedeutung von εἷς = μόνος zu sprechen. Das Ziel des Aufsatzes geht dahin, zu erweisen, daß εἷς den Sinn von μόνος nur durch den Zusammenhang erhalte und daß dies durch den Kontrast von εἷς gegenüber ἄλλα oder ἅπαντες oder τοσαῦτα oder gegenüber einer Grundzahl erreicht werde. Daher habe man an mehreren Aristophanesstellen, in denen solche Kriterien des Kontrastes fehlen, εἷς bisher unrichtig mit μόνος gleichgestellt und habe es mit „einer allein“ oder im Italienischen mit un solo übersetzt, während dem εἷς an solchen Stellen nur die Kraft eines articolo indeterminato zukomme. Als solche Stellen bezeichnet Romagnoli vielleicht mit Recht Av. 550 μίαν ὀρνίθων πόλιν, Av. 588 γλαυκῶν λόχος εἷς, Av. 590 ἀγέλη μία κιχλῶν, Ach. 1033 σταλαγμὸν εἰρήνης ἕνα, Ach. 1053 κύαθον εἰρήνης ἕνα. Hingegen würde ich ihm bezüglich Av. 1639 ἡμεῖς περὶ γυναικὸς μιᾶς πολεμήσομεν; nicht beistimmen. Hier ist μιᾶς doch stärker als der unbestimmte Artikel des Deutschen oder des Italienischen. Auch ist der vom Verf. verlangte Quantitätsgegensatz vorhanden, da unter ἡμεῖς keine geringeren Personen als Herakles und Poseidon zu verstehen sind. Noch weniger würde man bei Eccl. 594 ἀλλ' ἕνα ποιῶ κοινὸν ἅπασιν βίοτον καὶ τοῦτον ὅμοιον mit dem unbestimmten Artikel ausreichen, was übrigens der Verf. selbst als zweifelhaft bezeichnet. Eine sichere Regel über εἷς = μόνος wird man darum schwer ausfindig machen, weil es der Zusammenhang oft zweifelhaft läßt, ob ein Quantitätskontrast angenommen werden solle. Aber gerade für die Entscheidung dieser Fälle wäre eine solche Regel recht erwünscht, wie z. B. für Ri. 37: ἓν δ' αὐτοὺς παραιτησόμεθα. —

M. Dufour, Étude sur la constitution rhythmique et métrique du drame grec. — Travaux et mémoires des facultés de Lille, tome III, 1893, No. 14, deuxième série: Aristophane, Les grenouilles. S. 35—70. —

Der Verfasser teilt die Batrachoi in ihre Hauptpartien und diese wieder in ihre Unterabteilungen ein, druckt den ganzen Text aller lyrischen Partien nach Theodor Bergks Ausgabe ab und fügt die vollständigen metrischen Schemata hinzu, denen er auch die ihnen zukommenden Bezeichnungen und Namen beisetzt. Bezüglich der theoretischen Auffassungen, welche diesen Schemata zu Grunde liegen, verweist der Verfasser auf das Werk: Traité de Rhythmique et de Métrique grecques de O. Riemann et M. Dufour, Paris, Collin 1893. — Dufour ist ein Schüler Riemanns und Chargé du cours de Philologie grecque et latine à la Faculté de lettres de Lille. Man darf daher wohl vermuten, daß diese Arbeit als Anleitung der dortigen Studierenden gedacht ist. —

A. Couat, La parodos dans les comédies d'Aristophane. — Revue des Universités du Midi. Nouvelle Série, Tome I (Année XVII), 1895, p. 363—385. —

Couat behandelt in diesem Aufsatze die Parodoi aller Komödien des Aristophanes sowohl mit Rücksicht auf die Stellung, welche der Parodos in jeder dieser Komödien zukommt, als auch in Bezug auf scenische Fragen. Couat gelangt zu folgenden Resultaten: 1. In der größeren Zahl der Komödien und zwar von den Acharnern bis einschließlich zur Lysistrata ist die Parodos ein Hauptstück der Komödie, enthält die Exposition, vervollständigt dadurch den Prolog und bereitet die Lösung des Konfliktes vor. Von den Thesmophoriazusen an verliert die Parodos diese Bedeutung mehr und mehr. 2. In der Aristophanischen Komödie und zwar von den Acharnern bis zu den „Vögeln" nimmt der Chor in der Parodos einen wesentlichen Anteil an der Handlung und tritt auch in den Konflikt wie ein Schauspieler ein. Erst nach der Parodos verwandelt sich der Chor in einen Schiedsrichter zwischen zwei Parteien. In der Lysistrata zeigt die Parodos in diesem Punkte bereits eine große Verschiedenheit gegenüber den älteren Stücken. Mit den Thesmophoriazusen beginnt die Parodos auf den Rang eines lyrischen Zwischenspieles herabzusinken. — In dieser Zusammenfassung seiner Resultate hat Couat die Lysistrata ungenau behandelt, da er S. 375 richtig angibt, daß ihre Parodos nicht mehr die Exposition des Stückes enthält. — Die Resultate, welche Couat für die scenischen Fragen gewonnen zu haben glaubt, beruhen nicht auf sicheren Schlüssen. Den Dörpfeldschen Ansichten tritt er aller-

dings vollständig bei; aber mit Couats Methode ist nicht einmal der eine Satz Dörpfelds zu erweisen, daß Schauspieler und Chor auf dem gleichen Niveau spielen, geschweige denn die andere Behauptung Dörpfelds, daß die Orchestra für Schauspieler und Chor der gemeinsame Standort sei. Die Stellen, die Couat im einzelnen anführt, um den innigen Kontakt zwischen den Schauspielern und dem Chore darzustellen, beweisen höchstens, daß der Niveauunterschied zwischen Bühne und Orchestra geringfügig war. Daß Bühne und Orchestra voneinander nicht zu trennen seien, beweisen sie nicht. —

H. Steurer, De Aristophanis carminibus lyricis. — Straßburg, 1896.

In dieser Arbeit werden die lyrischen Partien der aristophanischen Komödien analysiert und charakterisiert und zwar zu dem Zwecke, um zu zeigen, daß die älteren Stücke des Dichters in ihren lyrischen Teilen mehr durch Einfachheit, die späteren hingegen durch Freiheit und Künstlichkeit hervorstechen. Der ältere Stil zeige sich namentlich in den Acharnern und in der Lysistrata. Die Höhe seiner Kunst in musikalischer Hinsicht erreiche Aristophanes in den Thesmophoriazusen und in den Fröschen. Dann komme der Verfall. Die Wolken zeigen nach der Ansicht des Verf. in der genannten Beziehung mehr den Charakter der späteren Periode, als den der älteren Zeit. Steurer bringt diesen Umstand mit der Retraktation des Stückes in Verbindung. Auf mich hat diese Einzelheit, sowie auch manches andere nicht überzeugend gewirkt. Ich weise auch auf Otto Kaehlers Rezension (Berl. ph. Wo. 1898, Sp. 1221—1222) hin, wo man den Inhalt des Schriftchens nach Kapiteln angegeben findet. —

C. O. Zuretti, Analecta Aristophanea. Torino 1892.

Im ersten Abschnitte dieses fleißig gearbeiteten Werkes gibt der Verf. einen Bericht über die in Italien befindlichen Handschriften des Aristophanes. Er bespricht die Aristophanescodices der Bibliotheca Ambrosiana, Marciana, Laurenziana, Estensis, Vaticana, der biblioteca Nazionale di Napoli, der bibl. Universitaria di Ferrara, der Riccardiana, Marucelliana, der bibl. Comunale di Perugia, der Barberiniana, Valicelliana, des Archivio di S. Pietro, der bibl. Capitolare di Verona und Nazionale di Torino, Comunale di Cremona, Classense di Ravenna, Universitaria di Messina. Dann gibt er auf S. 33 ff. einen Überblick über die Aristophaneshandschriften anderer Länder. — In einem zweiten Abschnitte behandelt der Verf. die handschriftliche Grundlage, auf der die Aldina beruht. Er bezeichnet die Aldina als eine wahre Edition und spricht ihr den Rang eines Codex ab. Ein mühevolles Kapitel ist der Personenbezeichnung in den Handschriften des Plutos

gewidmet, ein anderes dem Index fabularum des Cod. Vaticanus 918. Die letzte Abhandlung beschäftigt sich mit den Tzetzesscholien zu Aristophanes, denen er eine größere Bedeutung beilegt, als dies früher geschah. — Eine ausführliche Besprechung gibt Zacher in seinem Jahresberichte 1892, S. 26 ff., 65 ff.

C. C. Zuretti, Su alcuni nomi di personaggi nelle comedie di Aristofane. Rivista di filol. vol. II (= XXIV), 1896, S. 44—78.

Zuretti knüpft an Eduard Hillers bekannten Aufsatz an: „Über einige Personalbezeichnungen griechischer Dramen, Hermes 1874, VIII, 442 ff., sucht ihn durchaus zu widerlegen und vertritt demnach die These, daß für Rollen, wie die des Dieners des Euripides in den Acharnern, für die Sklaven in den Rittern, den κηδεστής der Thesmophoriazusen, den Torwärter des Hades in den Fröschen u. dgl. durchweg schon in den ältesten für den Buchhandel bestimmten Exemplaren die Eigennamen Kephisophon, Nikias, Demosthenes, Kleon, Mnesilochos, Aiakos u. s. w. eingetragen gewesen seien. Er stützt sich dabei auf die Analogie der Parepigraphae und meint überdies, daß dem Leser durch die Nennung der gemeinten historischen Personen noch immer lange nicht die gleiche Hilfe zum Verständnisse dargeboten war, als den Zuschauern etwa durch die Maske und durch die Vertrautheit mit den zeitgenössischen Verhältnissen und Personen. Diese Personenbezeichnungen seien in den indices personarum, den Hypotheseis, Scholien und Glossen allmählich von dem auf die Typenfiguren der neueren Komödie gerichteten Sinne der späteren Generationen durch allgemeine Bezeichnungen, wie οἰκέτης, θεράπων, κηδεστής u. dgl. verdrängt worden. — Die Arbeit Zurettis geht tief in Einzelheiten ein und verdient jedenfalls die Berücksichtigung der Fachgenossen. — Man vgl. auch eine Bemerkung Zachers, Aristophanesstudien 1898, S. 1—2. —

W. Allen, On the composition of some Greek manuscripts. II. The Ravenna Aristophanes. — The Journal of Philology, XXIV, 1896, p. 300—326.

W. Allen beschäftigt sich in diesem Aufsatze mit der Art der Anfertigung des Codex Ravennas durch die Schreiber, und zwar in derselben Weise, in der er in derselben Zeitschrift 1894, No. 44, p. 157—183 den Codex Laurentianus 32, 9 behandelt hatte. W. Allen gibt die Zahl der „Hefte“ oder „Lagen“, aus denen R besteht, mit 25 an und erklärt das Abweichen von den Angaben seiner Vorgänger. Er gibt weiterhin an, aus wie vielen Halbbogen jede Lage besteht und wie viele und welche Blätter als Einzelblätter eingeschoben sind. Er erörtert sodann die Frage, inwiefern das Leerbleiben einzelner Seiten oder einzelner Teile von Seiten mit dem Anfange der nächsten Komödie in

Zusammenhang zu bringen sei. Wichtig für die Beurteilung des Zustandekommens der Handschrift sind vor allem folgende Aufstellungen Allens. Der Schreiber, der den ganzen Text schrieb (T), hatte das Bestreben, den Anfang einer Komödie auf den Anfang einer neuen Seite (page) zu bringen. Dagegen ist nicht anzunehmen, daß er beabsichtigte, in einer „Lage“ gerade eine Komödie unterzubringen oder in einer Gruppe von Lagen eine Gruppe von Komödien wiederzugeben. Der Begriff des „Heftes“ oder der „Lage“ (quire) hat also keine Bedeutung für die Geschichte dieses Textes. Der Schreiber hatte es mit einer Vorlage zu tun, die dem heutigen Ravennas im Formate und, wie Allen mit Zacher übereinstimmend meint, auch im Alter sehr nahe stand. Daß dieser Schreiber T an drei Stellen Einzelblätter einfügte und zwar einmal drei, einmal eines und einmal zwei, erklärt W. Allen aus großen Blattlücken, die T erst nachträglich bemerkte, wobei es W. Allen unentschieden läßt, ob diese Blattlücken sich schon in der Vorlage befanden, oder ob T einzelne Blätter aus Unachtsamkeit übergangen hatte. Bezüglich der Scholienschreiber ist W. Allen der Meinung, daß es deren allerdings zwei gab, die er mit A und B bezeichnet, daß aber A nicht identisch sei mit der Texthand T. Durch die Erklärung des Vorkommens von Einzelblättern und mit der Unterscheidung der Hände T und A hat mich W. Allen nicht überzeugt. Als störend habe ich bei dem Studium dieses beachtenswerten Aufsatzes empfunden, daß auf S. 301 der Ausdruck page für „Blatt“ gebraucht wird, da der Codex R aus „191 pages“ besteht, während derselbe Ausdruck page weiterhin „Seite“ heißen muß, wenn dasjenige, was Allen über die Anfänge der Komödien feststellt, richtig sein soll (S. 301—311). Und den Ausdruck archetype gebraucht er S. 325 für die unmittelbare Vorlage des Schreibers.

H. van Herwerden, De codicum Aristophaneorum Ravennatis et Veneti lectionibus. — Mnemosyne NS. XXVI, 1898, p. 94—111.

Der Verfasser handelt nicht von den Scholien, sondern von dem Texte der codd. RV für alle Komödien des Aristophanes mit Ausnahme der Εἰρήνη, bezüglich deren Textanlage er auf seine Ausgabe verweist. — Man muß leider zugeben, daß Herwerden in dem kurzen Vorworte zu seiner Arbeit ganz mit Recht bemerkt, daß man bei dem Texte der Aristophanischen Komödien noch immer häufig genug im Zweifel darüber ist, welche Lesart die wichtigsten Handschriften darbieten. Herwerden gibt aus diesem Grunde zu 10 Komödien jene Lesarten des Cod. R an, welche Blaydes in seinem Apparate entweder überging oder unrichtig angab. In gleicher Weise behandelt er die Lesarten des Venetus nach Cobets Kollation, die in der Universitätsbibliothek zu Leyden aufbewahrt wird. Für die Stücke, welche in der von Velsen begründeten

Ausgabe noch immer nicht erschienen sind, ist dies ohne Zweifel ein dankenswerter Behelf. Die Textkollation des R hat Herwerden selbst „olim" angefertigt. —

K. Zacher, Kritisch-grammatische Parerga zu Aristophanes. Leipzig 1899 (SA. aus d. VII. Supplementbande d. Philologus).

Dieses Werk, dessen Behandlung man wegen seines mannigfaltigen Inhaltes in dem allgemeinen Teile dieses Berichtes erwarten durfte, habe ich in dem Abschnitte über die Parepigraphae und in dem Referate über Rutherfords Ausgabe der Ravennasscholien besprochen.

Ganz kurz kann ich mich über das Buch Ijzerens fassen:

De vitiis quibusdam principum codicum Aristophaneorum scripsit J. van Ijzeren. Amsterdam 1899.

Zacher hat dieses Werk in der Berl. phil. Wo. 1901 No. 4 eingehend besprochen. Ich hebe aus dieser Rezension nur hervor, daß Ijzeren gegen 200 Stellen des Aristophanes aus den sieben im Venetus erhaltenen Stücken behandelt und sie nach Kategorien der Fehlerquellen anordnet. Die Schrift bietet also eine Sammlung von Beispielen zu einer Theorie der Textkritik, während man nach dem Titel erwartet, in diesem Buche Erörterungen über die Eigenart der Haupthandschriften des Aristophanes zu finden. —

W. Headlam, Various conjectures II. — Journal of Philology XXI, 1893, p. 75—100. —

Auf S. 81 dieser Sammlung von Konjekturen wird Aristoph. Pac. v. 1144 behandelt: ἀλλ' ἄφαυε τῶν φασήλων, ὦ γύναι, τρεῖς χοίνικας. Aus den in den Ausgaben angegebenen Schwankungen der Lesart zwischen ἄφαυε, ἄφαυσε und ἄφευε glaubt Headlam schließen zu sollen, daß Aristophanes einen Infinitiv schrieb: ἀφαύ[ζ]ειν, ἀφεύειν, ἀφαῦσαι oder ἀφεῦσαι und beruft sich hierfür auf Pac. v. 1153: ὧν ἔνεγκ' ὦ παῖ τρί' ἡμῖν, ἓν δὲ δοῦναι τῷ πατρί. Man sieht aber auf den ersten Blick, daß dieses Beispiel anders geartet ist und daß ein Infinitiv statt ἄφαυε in v. 1144 sowohl wegen des unmittelbaren Anschlusses an ἀλλά, als auch wegen der im v. 1143 vorangehenden Konstruktion ἐμπιεῖν ἔμοιγ' ἀρέσκει durchaus nicht am Platze wäre. Man muß im Gegenteile ἄφαυε lesen und φρύξον interpretieren, wie es die Scholien tun. Um geröstete Bohnen handelt es sich, die zum Weine geknuspert werden sollen, nicht um abgebrühte (ἄφευε) Schoten, die als Gemüse zu essen wären. Mit dem Praesens ἄφαυε vgl. ὄπτα z. B. bei Antiphanes frg. 226, 227 v. 11 Kock. —

H. van Herwerden, Studia Aristophanica. Mnemos. NS. XXIV, 1896, p. 266—310.

In diesem Aufsatze bringt Herwerden zahlreiche textkritische Bemerkungen zu allen Komödien des Aristophanes. Am reichlichsten

wird die Friedenskomödie mit Konjekturen bedacht, mit deren Herausgabe sich Herwerden gerade damals beschäftigte. Ich werde daher diesen Abschnitt genau besprechen. Es werden darin 56 Stellen der Pax behandelt und meistens neue Konjekturen vorgeführt. Von diesen halte ich nur folgende für beachtenswert: Für die Verse 2, 4 und 11 empfiehlt Herwerden den Beistrich vor der Apposition. In v. 150 liest er τούσδ' ἐγὼ πόνους πονῶ, v. 163 ἡμερίων st. ἡμερινῶν, v. 197 εἰσιν, ἐχθὲς, v. 568 αὐταῖς st. αὐτῶν, v. 816 τήνδ' ἑορτήν, v. 1251 τοῖνδε st. τῶνδε, 1310 ἐστ' st. ἔστ'. — Zweifelhafter ist mir für v. 870 Herwerdens Schreibung πάρα st. καὶ, weil man vielleicht doch aus dem Vorangehenden καλά ἐστιν zu ἁπαξάπαντα ergänzen kann. Zweifelhaft ist auch die Versetzung des v. 961 hinter v. 957. Denn unter der Annahme, daß Trygaios von 2 Dienern bedient werde und nicht bloß von einem Diener, sind alle Veränderungen in der Stelle überflüssig. Zweifelhaft ist auch in v. 1114 der Ersatz von ποιήσεις durch κεν θείης, weil man dem Dichter nicht die Wiederholung desselben komischen Elementes mehrere Male hintereinander zutrauen darf. Es genügt τρηχὺν ἐχῖνον zu wiederholen, womit sich ein bestimmter Zweck verbindet. Die übrigen Konjekturen Herwerdens in diesem der Pax gewidmeten Abschnitte würde ich bestimmt ablehnen, z. B. in v. 418 μετὰ ταῦθ' statt τὰ μεγάλ'. Herwerden scheint den Scholiasten mißverstanden zu haben, als wolle er besagen, daß es damals kleine Panathenaeen noch nicht gegeben habe. Ich komme auf diese Vermutung, weil Herwerden im Kommentare seiner Ausgabe sich für die Existenz kleiner Panathenaeen auf Menander und auf „tituli" beruft. Kleine Panathenaeen erwähnt z. B. Lysias XXI, 2 ausdrücklich für das Jahr des Diokles (408 v. Chr.), vgl. A. Mommsen, Feste der Stadt Athen p. 48. Der Scholiast erklärt die Stelle unrichtig, wenn er meint, Aristophanes habe μεγάλα nur gesagt: αὔξων τὴν χάριν. — Für v. 427 schlägt der Verf. εἶ' ἰόντες vor st. εἰσιόντες und bezieht sich für εἶα auf 7 Stellen des Aristophanes. Aber gerade diese Stellen lehren, daß ἀλλ' εἶα nicht so weit voneinander getrennt werden kann, als dies Herwerdens Konjektur voraussetzt. Da in dem ἀλλά gewissermaßen ein Anstoß zu etwas Neuem ausgedrückt ist und in εἶα ebenfalls, ist es begreiflich, daß der Dichter ἀλλ' εἶα nebeneinandersetzt, wenn er sich beider Wörter bedient. Die Konjektur verfolgt natürlich nur den Zweck, das mißliebige εἰσιόντες wegzuschaffen, weil man es nicht verstehen zu können behauptet. Aber gerade dieses εἰσιόντες ist für die richtige Vorstellung der Bühnenverhältnisse sehr wichtig. Die Choreuten müssen sich vom Tanzplatze des Chores auf den Standort der Schauspieler, also auf den Platz ἐπὶ σκηνῆς, der zwischen den Paraskenien liegt und mit einem Dache gedeckt ist, begeben und von dort in die Tür des Skenengebäudes eintreten. Es handelt sich

darum, einen Koloß aufzurichten, der vom Schnürboden aus an Seilen gelenkt wird. Die wirkliche Arbeit leistet eine Maschinerie. Die Choreuten arbeiten nur zum Scheine mit, markiren nur ihre Kraftanstrengung und sind dabei in der Nähe der Tür gruppiert, die meisten außerhalb, einige auch innerhalb. Eine so wichtige Stelle darf man weder durch schlechte Erklärung, noch durch eine Textveränderung wegräumen wollen. — In den Versen 989—990 schreibt Herwerden: οἵ σοῦ δίχα καὶ δέκ᾽ ἔτη | τρυχόμεθ᾽ ἤδη statt des überlieferten: οἵ σου τρυχόμεθ᾽ ἤδη | τρία καὶ δέκ᾽ ἔτη. — Offenbar rechnet Aristophanes von den Dionysien 432 bis zu den Dionysien 421 zwölf ganze Jahre. Da nun an den Dionysien 421 der Friede noch nicht geschlossen war, rechnet er noch die nächste Zeit hinzu, also ein dreizehntes Jahr. Er kann gar nicht anders geschrieben haben als τρία και δέκ᾽ ἔτη. Hätte er z. B. δύο καὶ δέκ᾽ ἔτη gesetzt, würde niemand δύο absichtlich in τρία umgeändert haben. — Bei einer genauen Vergleichung aller Einzelheiten dieser Abhandlung mit der Ausgabe und dem Kommentar zur Εἰρήνη desselben Verfassers ergibt sich, daß Herwerden nur wenige seiner Konjekturen in den Text setzte und manche ganz zurückzog. Jedenfalls wird man durch seine Vermutungen, auch wo sie nicht zutreffen, auf Schwierigkeiten aufmerksam, die der Text darbietet. — Zu den „Fröschen“ teilt Herwerden 13 Konjekturen mit. Zwei davon muß ich billigen: die Athetese des v. 780 und die Schreibung: πεινῆν δὲ τὸ δειπνεῖν in v. 1478. — Die Konjekturen zu den übrigen Stücken zu besprechen, ist mir leider durch den Mangel an Raum verwehrt. —

T. Halbertsmae Adversaria critica, edidit van Herwerden. Leidae 1896.

Ich habe diesen Band in der Wo. f. kl. Phil. 1896, No. 19, Sp. 505—508 ausführlich in seinem dem Homer und dem Hesiod gewidmeten Teile gekennzeichnet. Für diesen Jahresbericht kämen p. 53—68 mit 54 Konjekturen zu Aristophanes' Ach., Equ., Vesp., Av., Lys., Thesm., Ran., Plut. und 10 Bemerkungen zu den frag. com. in Betracht. Indessen ist die Auslese dessen, was nach methodischer Kritik von diesen rasch hingeworfenen und zumeist nur kurz angedeuteten oder auch gar nicht begründeten Einfällen übrig bleibt, sehr unbedeutend. Der Herausgeber selbst hat in seinen Fußnoten ein böses Beispiel gegeben, indem er dort nicht wenige der im Text gebrachten Vermutungen seines verstorbenen Freundes sachte ablehnt. —

F. Corazzini, La Marina in Aristofane. Torino 1898.

Diese Abhandlung bildet Appendice I. in Corazzinis Storia della Marina militare e commerciale tom. II, parte II, p. 291—332. — Sie

enthält eine Sammlung von Stellen aus neun Komödien des Aristophanes (es entfielen die Wolken und die Ekklesiazusen), in denen irgend ein dem Seewesen entlehnter Ausdruck verwendet wird. Corazzini nimmt hierbei aber keine Rücksicht auf die gelehrte Aristophanesliteratur des letzten Jahrhunderts außerhalb Italiens und begnügt sich auch gegenüber der Leistung seiner eigenen Landsleute damit, einzelne Übersetzer wegen gelegentlicher nicht ganz genauer Übertragungen derartiger termini technici anzugreifen und wie Unwissende zu behandeln. In dieser Weise findet man Übersetzungen von Castellani, Alfieri, Franchetti und Capellina erwähnt und außer ihnen nur noch Brunck. Dieser Mangel an Apparat bringt es mit sich, daß auch dort, wo Corazzini gegenüber einem der genannten Übersetzer im Rechte ist, dennoch für die Wissenschaft selbst nichts abfällt, da er nichts Neues bietet. Als Beispiel wähle ich die Behandlung von Ran. 180: ὠόπ, παραβαλοῦ. „Alcuno (!) annota: oop! è la voce allora usata nelle barche a più rematori per regolare il ritmo uniforme e concorde nel navigare (Keleusma).“ Dieser „Alcuno“ betrachtet also unrichtigerweise ὠόπ als ein κέλευσμα, welches verwendet werde, um die Gleichförmigkeit des Taktes im Rudern herbeizuführen. Corazzini hat aber diesen „Alcuno“ nicht verstanden: denn er setzt ihm folgende Bemerkung entgegen: Non direi che questa voce fosse allora usata nelle barche a più rematori a regolare il ritmo, ossia le canzoni, ossia il celeusma. Come poteva regolarsi una canzone con la voce oop? Als hätte der „Alcuno“ vom Rhythmus des Gesanges gesprochen! Schließlich findet C., daß ὠόπ „stop“ heißt, was man schon längst weiß. Unberechtigt ist auch der Tadel gegenüber Franchettis Übersetzung von Ran. 1220: ὑφέσθαι μοι δοκεῖ. „Ammaina“. Gerade dieser italienische Terminus entspricht dem griechischen ὑφέσθαι viel genauer als Corazzinis serrare le vele. — Zu Ran. v. 121 wird Castellani wegen der Bemerkung getadelt, daß θρανίου nicht bloß den Schemel, sondern auch die Ruderbank bezeichnen könne. Corazzini meint, letzteres müßte θρᾶνος, aber nicht θρανίον heißen. „Sfuggì l'iota al bravo Castellani.“ Aber Passow, Pape u. s. w. geben Pollux I, 94 für θρανίον = Ruderbank an. —

W. Passow, De Aristophane defendendo contra invasionem Euripideam. Pars prior: de terminis parodiae. — Pars altera: de fide scholiorum. — Hirschberg i. Schl. 1897, 1898.

In obigem nicht ohne weiteres verständlichen Titel verbirgt sich die Absicht des Verfassers, nachzuweisen, daß sowohl von den alten, als auch von neueren Erklärern des Aristophanes ziemlich viele Verse des Dichters ohne genügenden Grund als Eigentum des Euripides und bei dem Komiker als Euripidesparodie aufgefaßt würden. Bei dieser

kritischen Prüfung der von manchen neueren Gelehrten oder auch schon von den Scholiasten und ihren Quellen angenommenen Euripidesparodien ist Passow ohne Zweifel in vielen Einzelheiten im Rechte. So lehnt er z. B. Zielinskis verunglückten Einfall ab, daß Ar. Equ. 80: ἀλλὰ σκόπει, ὅπως ἂν ἀποθάνωμεν ἀνδρικώτατα eine Parodie von Eur. Hel. 841 sei: πῶς οὖν θανούμεθ' ὥστε καὶ δόξαν λαβεῖν. Vgl. Zielinski, Gliederung d. a. K. S. 97 und Passow a. a. O. I. S. 6. Neben anderem fällt auch auf Nauck der Vorwurf, in seiner Liste der frag. adesp. 42—63 (TGF. p. 847 ff.) zu weit gegangen zu sein. Bei dieser Verweisung vieler sog. Parodien unter die Pseudoparodien sucht Passow auch die Grenzen beider Gattungen sowohl durch theoretische Erörterungen, als durch Beispiele, die der deutschen Literatur entnommen sind, möglichst genau zu bestimmen. So erklärt sich also auch der Titel: De terminis parodiae. — In der zweiten Abhandlung, die mit der erstgenannten im engsten Zusammenhange steht, prüft Passow die Glaubwürdigkeit der Scholiasten bei ihren Angaben über das παρατραγῳδεῖν bei Aristophanes. Daß diese Prüfung nicht zu Gunsten der Scholiasten ausfallen werde, weiß der Leser schon nach der Lektüre des ersten Teiles der Abhandlung. Auch in diesem zweiten Abschnitte der Arbeit findet man viel Richtiges. Nur sollte man nicht vergessen, daß wir trotz aller Skepsis, mit der wir die Behauptungen der Scholiasten stets zu prüfen haben, ihnen gleichwohl zu unauslöschlichem Danke verpflichtet sind. — Im übrigen verweise ich auf O. Kaehlers Rezension in der Berl. ph. Wo. 1900, No. 16, Sp. 481—485. —

J. Vahlen, [Quaestiones Aristophaneae]. Ind. lect. hib. Berol. 1898.

Vahlen geht in dieser Abhandlung zunächst S. 1—8 vom aristophanischen Sprachgebrauche aus, um einige Athetesen im Platontexte als ungerechtfertigt zu bezeichnen. So wie man Platon häufig auf einen knapperen Text zu reduzieren und manche Weitschweifigkeit seines Stils zu beschneiden mit Unrecht unternommen hatte, so ist dies auch häufig genug dem Aristophanes ergangen. Indem nun Vahlen auf den Komiker übergeht, weist er in seiner sorgfältigen und zwingenden Art nach, daß folgende als Glosseme behandelte Stellen des Dichters heil und richtig sind: in Equ. v. 913: ἀναλίσκοντα τῶν σαυτοῦ, Lysistr. 975: καὶ πρηστῆρι ξυστρέψας καὶ, Thesmoph. 61: καὶ συστρέψας, Ran. 204: ἄπειρος, wozu natürlich τοῦ ἐλαύνειν zu denken ist und nicht: τῆς θαλάττης, schließlich in Ran. 1086: ἐξαπατώντων τὸν δῆμον ἀεί. —

W. J. M. Starkie, Emendations. — Hermathena, vol. X, No. XXIV, 1898, S. 246—247.

Für Acharn. 1091 schlägt Starkie ὀρνίθων γάλα vor, statt des überlieferten αἱ πόρναι πάρα und für v. 1093: ὀρχηστρίδες δ' αἱ „Φίλταθ'

Ἁρμόδιε', καλαί, statt: ὀρχηστρίδες, τὰ φίλταθ' Ἁρμοδίου καλαί. Schließlich wird für Equ. 816: μεστὴν πυρῶν-ἐπιχειλῆ, empfohlen. Hier wäre wenigstens der Gedanke ansprechend, daß Themistokles durch die Begründung der athenischen Seemacht auch zur reichlichen Einfuhr von Getreide nach Athen die Veranlassung gab. Die schwächste dieser drei Vermutungen ist die zu Acharn. 1091 gegebene.

R. Steiner, Aristophanes. — Magazin für Literatur LXVIII, 1899, Sp. 127—129.

Steiner, der bekannte Herausgeber des genannten Blattes, knüpft in seinem Artikel über Aristophanes an die in Berlin veranstalteten „Historisch-modernen Festspiele“ an, die auch eine Aufführung der „Vögel“ und des „Weiberstaates“ brachten. Der Hauptsache nach beschäftigt sich dieser Aufsatz mit der Tendenz der „Vögel“. Peithetairos, der am Schlusse der Aristophanischen Dichtung mit den Blitzen des Zeus auftrete, sei nicht ernsthaft zu nehmen. Aus dem Geiste des Aristophanes heraus könne dieser „Übermensch“ nicht im Sinne Friedrich Nietzsches, sondern „nicht anders aufgefaßt werden wie der Frosch, der sich aufblasen will, bis er so groß wie ein Ochse ist. Ein Bild unwiderstehlicher Komik soll dieser Mensch sein, unglaublich lächerlich dadurch, daß er, der Knirps, mit den Attributen des großen Gottes vor uns steht“. „Aristophanes wollte wohl nur den kleinen Menschen zeichnen, der sich hinstellt und meint, ein Gott zu sein.“ Diesen Gedanken, der die Billigung der Philologen schwerlich finden dürfte, sucht nun der Verfasser durch einen Hinweis auf die politischen Zeitverhältnisse des Stückes seinen Lesern etwas näher zu bringen. Die Brücke zwischen der Behandlung der Aves und einigen Bemerkungen über die Ekklesiazusen bildet der Satz: „das Geheimnis der Komik liegt darin, daß ein vollständiger Widerspruch als wirklich vor uns auftritt.“ So kann denn der Verfasser fortfahren mit den Worten: „Nach demselben Rezept ist der Weiberstaat gearbeitet.“ Das Ideal des menschlichen Zusammenlebens, von der Gütergemeinschaft bis zur freien Liebe, werde als wirklich vorgeführt und dadurch „soll es sich selbst lächerlich machen“. — Die Ekklesiazusen mit einigen Strichen als ein Thesenstück hinzustellen, kann allerdings nicht schwer fallen. Aber diese Komödie mit den „Vögeln“ auf einen Leisten zu schlagen, geht denn doch nicht an, da es Typen verschiedener Gattungen sind, deren Wesen besser durch die Hervorhebung der Unähnlichkeiten begriffen würde. —

B. Lakon, Κριτικὰ καὶ ἑρμηνευτικὰ εἰς τοὺς Ἕλληνας δραματικούς. Ἀθηνᾶ, tom. XII, 1900, p. 385—446.

Der Aufsatz beschäftigt sich vorwiegend mit Euripides. Nur zum Schlusse bringt der Verf. 5 Vermutungen zu Aristophanes. Be-

achtenswert ist seine Behandlung von Vesp. 1215: ὀροφὴν θέασαι, κρεκάδι' αὐλῆς θαύμασον. Auch die neueren Herausgeber van Leeuwen, Blaydes, Green, Starkie, Merry wissen mit den κρεκάδι' αὐλῆς nichts Rechtes anzufangen. Gegen eine heitere Darstellung von Vögeln in einem Speisezimmer, seien dieselben in einen Vorhang eingewebt oder nur aufgemalt, spricht m. E. vor allem das Wort κρεκάδιον selbst, da doch der Vogel κρέξ als Unglücksvogel galt. Lakon hat dies nicht hervorgehoben und scheint überhaupt nur Kontos und die Scholiasten zu berücksichtigen. Aber seine Konjektur κροκάλι' αὐλῆς dürfte ein Treffer sein. Er erklärt κροκάλια als ψῆφοι, indem er hinzufügt: σύνηθες κόσμημα τῶν αὐλῶν ἦσαν ψηφωταὶ παραστάσεις, οὐκ ὀλίγαι μέχρις ἡμῶν περισωθεῖσαι. Eher würde ich an einen Mosaikboden aus Kieselsteinen denken. Zur Anempfehlung der neuen Lesart in diesem Sinne weise ich auf Av. 175 hin, wo der Epops ebenfalls bald hinauf, bald hinabblicken soll. ὀροφή und κροκάλια stehen m. E. in einem örtlichen Gegensatze, durch den die Stelle sehr gewinnt. —

Mit Recht weist Lakon auch bei Vesp. 129: ὁ δ' ὡσπερεὶ κολοιὸς αὑτῷ παττάλους | ἐνέκρουεν ἐς τὸν τοῖχον, εἶτ' ἐξήλλετο darauf hin, daß sich die Dohle nicht selbst die Pflöcke einschlägt, wie dies Philokleon tat. Daß sich die Erklärer mit ἐξήλλετο als Verbum zu κολοιὸς behelfen, ist wirklich kaum zu billigen. Aber die Heilung, die Lakon vorschlägt, ὁ δ' ὥσπερ εἰς κολοιὸν κτλ. wird schwerlich Beifall finden. — Die übrigen Bemerkungen sind abzulehnen. Ach. 255—256 gibt der Verf. in folgender Gestalt: . . ὅς σ' ὀπύσει κἀκ ποιήσεται γαλῆς | σὲ μηδὲν ἧττον βδεῖν, ἐπειδὰν ὄρθρος ᾖ. Das ist ein Gedanke Bergks, der jedoch einsah, daß man dabei an dem ἐκ scheitert. Was soll hier bei Lakon das vom Verbum abgetrennte κἀκ? In Av. v. 62 schreibt L.: οὕτως τι δεινὸν οὐδὲ κάλλιον λέγεις; offenbar ohne Brunck als Vorgänger zu kennen, der wenigstens sinngemäßer interpungierte. — Für Thesm. 289 schlägt er vor: καὶ τὸν θυγατρὸς χοῖρον ἀνδρός μοι τυχεῖν, ohne zu beachten, daß θυγατρός bei Aristoph. Vesp. 573 ein Tribrachys ist und daß darum schon Scaliger, Küster, Bergler, Brunck, Bekker, Bothe, Weise und Dindorf τὸν θυγατέρος χοῖρον billigten, während Reiske τῆς θυγατέρος verlangte. Verf. scheint nicht einmal die Ausgabe von Blaydes benutzt zu haben, der dies alles und noch mehr angibt. —

H. Richards, Aristophanica. The Classical Review XV, 1901, p. 352—355 und 385—391.

Es werden im ganzen etwa 40 Stellen verschiedener Komödien des Aristophanes besprochen, zumeist in kritischer Hinsicht. Bemerkenswert erscheinen mir folgende Vorschläge: 1. Equ. 599: lies ὡς δ' ὅτ' statt ὡς ὅτ', 2. Equ. 1386: l. ὃς περιοίσει st. ὥσπερ οἴσει, 3. Nub. 146:

l. ἄλοιτο st. ἄλλοιτο, wobei Richards die Konjektur Piccolominis Χαιρεφῶν τὸν Σωκράτην anempfiehlt. Nebenbei bemerkt geben auch R und V ἄλοιτο und hat Teuffel (1863) diese La. in seinen Text gesetzt und Blaydes schließt sich dieser Schreibung in der adnotatio an. 4. Vesp. 967: l. αἰδοῦ τοὺς ταλαιπωρουμένους st. ἐλέει κτλ. Mit Recht bezeichnet er ἐλέει als Glossem, während Starkie, der die Äußerungen des Verf. in der Oxf. philol. Society vom J. 1894 nicht kannte, die Schriftzüge von ἐλέει aus αἰδοῦ ableiten will. — 5. Pac. 479: l. ἐνέχονται τῷ ξύλῳ st. ἔχονται τοῦ ξύλου, 6. Av. 753: l. εἴ τις ὑμῶν, ὦ θεαταί, βούλεται τὰς ἡμέρας | διαπλέκειν ζῶν ἡδέως τὸ λοιπὸν, ὡς ὑμᾶς ἴτω st. εἰ μετ' ὀρνίθων τις ὑμῶν, ὦ θεαταὶ, βούλεται κτλ. 7. Ran. 905: Richards erklärt εἰκόνας als Gleichnisse, Vergleichungen (nicht: Metaphern) unter Hinweis auf Vesp. 1308 ff. — 8. Ran. 950: l. ἡ δεσπότης st. χὠ δεσπότης. — Die übrigen Verbesserungsvorschläge sind zum Teile sehr zweifelhaft, zum Teile sicher unrichtig. Ich will nur einige Proben anführen. Richards schreibt Ach. 318: ὑπὲρ ἐπιξήνου 'θελήσω τὸν περὶ ψυχῆς δραμεῖν (st. τὴν κεφαλὴν ἔχων λέγειν). Den Daktylus hat schon Wilamowitz (Isyll. p. 8) gegen Porson mit Recht verteidigt. Alb. Müllers Ansicht, daß zwischen v. 317 und 318 eine Aposiopese stattfindet, die Richards nur aus van Leeuwens Ausgabe kennt, ist zu künstlich, um richtig zu sein. Es ist nichts zu ändern. Ach. 410 Richards erklärt ἀναβάδην durch „with the legs up". Dies hatte aber Blaydes schon im J. 1845 in seiner ersten Ausgabe beantragt, und in der neueren Ausgabe führt er diese Auffassung schon auf den alten Frischlinus zurück. Daß diese Erklärung des ἀναβάδην unrichtig ist, beweisen die Worte des Euripides: καταβαίνειν δ' οὐ σχολή. Für Ran. 814—829 empfiehlt Richards eine neue Versfolge, zum Teile nach Dobree, nämlich 814—817, 822—825, 826—829, 818—821. Die überlieferte Versfolge schildert die abwechslungsreichen Phasen des hin und her wogenden Kampfes in prächtiger Weise und man sollte sie nicht verunstalten. Das Gleiche gilt von Equ. 15—18. Der Verf. gibt 15 dem OIK. A und darauf 17. 18. 16 dem OIK. B. Schon diese Ungleichheit der Verteilung spricht gegen sie. —

Th. Zielinski, „Marginalien I." — Philologus LX. 1901, S. 1—16.

Aus diesen vermischten Bemerkungen bezieht sich p. 5—6 auf Ran. 302 und Lysistr. 833 ff. Mit A. Sonny (in der russ. philol. Rundsch. IV, 1, 190) erblickt Zielinski in den Worten Ran. 302: ἴθ' ᾗπερ ἔρχῃ · δεῦρο, δεῦρ', ὦ δέσποτα eine an die Empuse gerichtete Bannformel. Hieraus fällt nach Zielinskis Ansicht ein helles Licht auf Lysistrat. 833—34: ὦ πότνια Κύπρου καὶ Κυθήρων καὶ Πάφου | μεδέουσ', ἴθ' ὀρθὴν ἥνπερ ἔρχει τὴν ὁδόν. Der Scholiast bezog den zweiten Vers

auf Aphrodite. Man muß ihn jedoch mit Zielinski als an Kinesias gerichtet betrachten. Lysistrata will den Kinesias „durch die Bannformel als Ungeheuer kennzeichnen, wobei das eingeflochtene zweideutige ὀρθήν die Parodie markiert“. —

In ebendemselben Aufsatze S. 11 beschäftigt sich Zielinski mit Vesp. 578: παίδων τοίνυν δοκιμαζομένων ταἰδοῖα πάρεστι θεᾶσθαι. Er behandelt die Frage, in welchem Falle gerade die Heliasten dazu berufen waren, eine Inspektion der αἰδοῖα bei den Knaben vorzunehmen. Bei der Erörterung dieser Frage hatte sich schon van Leeuwen im Kommentar zur Stelle auf Aristot. de Rep. Ath. 42 bezogen. Ausführlicher erörtert Zielinski diesen Gegenstand. Bei der Eintragung der Knaben in die Bürgerrollen hatten die Demoten darüber abzustimmen, εἰ δοκοῦσι γεγονέναι τὴν ἡλικίαν τὴν ἐκ τοῦ νόμου. Wenn nun die Demoten die Altersreife eines Knaben bezweifelten und seine Eintragung ablehnten, stand den Vertretern des Knaben die Appellation gegen dieses Urteil an die Heliaia frei. Dieser Punkt ist in dem jetzigen Texte der Ἀθηναίων πολιτεία nicht ausgeführt. Daß aber hiervon bei Aristoteles die Rede war, erschließt Zielinski aus dem μὲν (ἂν μὲν ἀποψ.) im jetzigen cap. 42. In diese Lücke tritt nun nach Zielinskis Ausführungen die Stelle des Aristophanes ein. — Insofern Zielinski hiermit eine Textlücke in Aristot. Ath. polit. c. 42 andeutet, könnte ich nicht beistimmen. Man vgl. van Leeuwens Anmerkung im Kommentar zu Aristot. Ath. polit. 42, col. 21 l. 5 ff., wo er sich auf Lipsius, Verh. der Sächs. Ges. 1891, p. 63 bezieht. —

U. von Wilamowitz-Moellendorff, Über die Aufführbarkeit der aristophanischen Komödie. — Das literarische Echo. I. Jahrg. 1898—1899, S. 538—540. —

Anläßlich der Aufführung zweier Stücke des Aristophanes in Berlin am 29. Januar 1899 wurde v. Wilamowitz von der Redaktion des literarischen Echo befragt, wie er „über die Aufführbarkeit des Aristophanes auf der modernen Bühne dächte“. Der Verfasser zeigt nun zunächst, daß es „unmöglich ist, die Komödie auch nur von fern so zur Darstellung und dementsprechend zur Wirkung zu bringen, wie es der Dichter getan hat“. Gründe: 1. Das unanständige Kostüm und die Zote. 2. Unmöglichkeit, die Musik und den Tanz der Lieder nachzubilden. 3. Auch inhaltlich können manche Lieder, z. B. der Parabase, die altbekannte Kultgesänge waren oder an solche erinnerten, auf das moderne Publikum nicht in gleicher Art wirken. 4. Politische und persönliche Anspielungen sind verblaßt. — So weit wird man die vom Verf. vorgetragenen Ansichten gerne unterschreiben. — Im zweiten Teile des Aufsatzes wird der Gedanke erörtert, daß es sich bei der

Übersetzung und der dramatischen Aufführung eines alten Bühnenwerkes, sei es nun Tragödie oder Komödie, nicht um die „sogenannte Treue“ und nicht um eine „antiquarische Lektion“, sondern vielmehr um die „Erneuerung“ der antiken Dramen handle. Man habe nicht „die Aufführung der Antigone vom Jahre so und so viel v. Chr. zu imitieren“, sondern man habe „die Antigone zu spielen“. Diese Auffassung, die auf dem Gebiete der Tragödie bereits allgemein bekannt geworden ist, bringt v. Wilamowitz nun auch der „Erneuerung“ der Aristophanischen Komödie entgegen. Nur äußert er sich bezüglich der Durchführbarkeit dieses Gedankens nicht mit Entschiedenheit, weder ablehnend, noch auch eigentlich aufmunternd. — Der zweite Teil des Aufsatzes bewegt sich, wie man sieht, auf dem Gebiete subjektiver Anschauungen, denen sich nicht jedermann anschließen wird. Hier hören natürlich auch die Beweisführungen des Verfassers auf, mag er auch einzelnes noch so kräftig versichern, wie z. B. in dem Satze: „Aristophanes wird durch die Einführung des doppelten Spielplatzes für Schauspieler und Tänzer ganz unsinnig.“ Ausnahmen pflegen doch sonst nur die Regel zu bestätigen. —

P. de Saint-Victor, Die beiden Masken, Tragödie-Komödie. Übers. von Carmen Sylva. 3 Bände. Berlin 1899—1900. —

Das in Frankreich angesehene Werk Les deux Masques, Tragédie-Comédie, 1880—1884, Paris, Calman Lévy, behandelt den Aristophanes im II. Bande S. 353—525. Zuerst bringt Saint-Victor einen Abschnitt „Origines de la Comédie“, in welchem natürlich unter großem Aufwande an Metaphern und anderen Geistesblitzen wenig wirkliches Wissen gelehrt wird. Dann werden sowohl der Dichter selbst als auch seine Stücke mit einzelnen Abschnitten bedacht und zwar in einer Abfolge, für die der Verfasser keine Erklärung gibt. Die Lysistrata kommt vor den Rittern, die Ekklesiazusen vor den Fröschen. Daß die „Vögel“ zuletzt behandelt werden, hat wohl seinen Grund darin, daß dieser Komödie wegen des in ihr besonders hervortretenden phantastischen Zuges auch ein besonderer Platz eingeräumt werden soll. Hingegen wurden die „Wespen“ keines Abschnittes gewürdigt. — Die gekrönte Übersetzerin hat das Werk Saint-Victors sehr genau übertragen. Dabei liest sich aber die Übersetzung im ganzen leicht und flüssig, und nur selten stutzt man über eine sonderbare Wendung, zu deren Erklärung man sich das Original herbeiwünscht. Nur um zu zeigen, was ich meine, führe ich z. B. aus dem Abschnitte über die Lysistrata S. 371 des II. Bandes den Ausdruck „schlechtgehobelte Phallophorie“ an. Saint-Victor sagt II S. 393: la comédie . . n'était encore, au temps d'Aristophane, qu'une phallophorie dégrossie. An anderen Stellen, z. B.

S. 332. „Einzug der Komödie in die Städte. — Athen hobelt und bildet sie“ fällt der gleiche Ausdruck weniger auf. — Der Übersetzung ist folgende Widmung voraufgeschickt: „Meinem Jugendfreunde Professor Dr. Heinrich Gelzer gewidmet in Erinnerung an unsere Ferienwanderungen im klassischen Altertum.“ —

J. Bertheroy, Aristophane et Molière. Paris 1897.

Es ist dies nicht eine literargeschichtliche Parallele zwischen den beiden Meistern der Komödie, sondern ein „à propos en un acte en vers, représenté à la Comédie Française le 15. janvier 1897“ bei Gelegenheit des 275. Gedenktages der Geburt Molières. Die beiden großen Geister begegnen sich im Anblicke der Stadt Paris und tauschen ihre Meinungen über den Fortschritt der Menschheit aus. Aristophanes spricht als Pessimist, Molière hat die angenehmere Rolle des Optimisten und erhält darum für seine freundlich klingenden Tiraden von der plötzlich in Mlle. Moreno personifiziert auftretenden Humanité einen Kuß auf die Stirne. Hierauf fällt der Vorhang. — Der Umstand, daß Bertheroys Aristophanes bei seinem Auftreten den Montmartre für seinen heimatlichen Parnes hält, läßt vermuten, daß der Herr Verfasser sich in Paris besser auskennt als in Attika. Sonst hätte er wohl auch lieber den Schatten des Menandros aus der Unterwelt heraufbeschworen als den allzu unähnlichen Aristophanes. Aber der Name Menanders schlägt vielleicht in ein französisches Theaterpublikum zu wenig ein.

Aristophanes at Oxford. O. W. by Y. T. O. — Oxford 1894.

Das Büchlein enthält nicht, wie man nach dem Titel meinen könnte, einen kritischen Aufsatz über die Art und Weise, in welcher Aristophanes in den Oxforder Colleges behandelt wird, sondern eine als „aristophanisch“ bezeichnete Posse, als deren „Dramatis personae“ angegeben werden: The Hon. Algernon Amherst und William Robinson, Esq., of Maudlin College, Socrates, Thucydides, Aristotle, ancient philosophers, Oscar Wilde, a modern philosopher, The Proctor, Charon, Chorus of Ladies und Undergraduates u. s. w. In dem Vorworte wird versichert, daß Oscar Wilde nur eine Schöpfung der Phantasie sei. Deutschfreundlich ist der anonyme Autor nicht gesinnt. Auf ein eingestreutes „potz Blitz“, „Dreitausend Teufel“ läßt der Autor den Sokrates antworten: I beg your pardon, sir, We have no knowledge of barbarian tongues; so would you mind repeating your remarks in decent Attic or at least in English? Also das Deutsche ist barbarisch, das Englische aber nicht. Dies ist wohl der beste Scherz in dem ganzen Büchlein —

In der Sammlung von Sir John Lubbocks Hundert books ist als 69. Band eine Auswahl aus Aristophanes, Sophokles und Euripides in

englischer Übersetzung gegeben. London 1894, George Routledge and sons. 8vo. — Von Aristophanes sind in diese Sammlung die Acharner, Ritter und Vögel in der Übersetzung von John Hookham Frere aufgenommen. Dieser Staatsmann, Diplomat und Dichter (1769—1846) ließ im J. 1820 in der Quarterly Review einen Aufsatz über Aristophanes erscheinen, der großes Aufsehen erregte. Die Übersetzungen hat Hookham Frere selbst im J. 1839 in Malta drucken und im J. 1840 bei Pickering erscheinen lassen. In England genießen sie großes Ansehen. —

Ch. Zévort, Comédies de Aristophane. Traduction nouvelle avec une introduction et des notes. — Paris 1892.

Zévort ist mit seiner Prosaübersetzung des ganzen Aristophanes nicht vollständig zu Ende gelangt. J. Dénis, Doyen de la Faculté des lettres de Caen, dem die fertiggestellten Druckbogen anvertraut wurden, hatte noch die Übersetzung des Plutos und der zwei letzten Scenen der Ekklesiazusen hinzuzufügen. Auch die Einleitung zum Plutos ist von Dénis. Die dem Werke vorangeschickte Abhandlung Zévorts über Aristophanes und seine Zeit bricht im fünften Kapitel ab. Im Eingange desselben macht er die Bemerkung, daß die Komödien des Aristophanes durchwegs Thesenstücke seien. In dem Streben, die These zu erweisen, liege die Einheit der im übrigen locker gefügten Scenen. Mit dem Versprechen des Autors, diesen Gedanken an allen elf Komödien des Dichters durchzuführen, bricht sein Manuskript ab. Das Fehlende läßt sich aber nach diesem Plane leicht hinzudenken. — Die Übersetzung selbst wirft wohl auf die vielen umstrittenen Stellen kein neues Licht, ist aber doch, wenngleich Willems (vgl. d. Bericht über Eugène Talbot) sie mit allen übrigen französischen Übersetzungen des Aristophanes weitaus schärfer verurteilt, als dies ein „unhöflicher Deutscher" jemals täte, meines Erachtens genauer gearbeitet als andere französische Leistungen ähnlicher Art. Man vergleiche das von mir über die illustrierte Einzelausgabe der Lysistrata (1898) Gesagte, deren Text samt Anmerkungen ein wörtlicher Abdruck aus diesem Bande ist. —

G. Ferté, Aristophane, pièces choisies avec une introduction, un index et des notes. Paris 1894.

Das Buch ist für die Vorbereitung zur Baccalaureatsprüfung bestimmt und enthält Prosaübersetzungen ausgewählter Partien aus 9 Stücken des Aristophanes. Diese übersetzten Scenen jedes Stückes sind durch Übersichten über die weggelassenen Partien ergänzt. Jedem einzelnen Stücke sind kurze einleitende Bemerkungen vorangestellt, und an der Spitze des Ganzen steht ein Aufsatz von 24 S., der vorzüglich auf Croiset und Couat beruht und über Aristophanes und seine Komödien

im allgemeinen Auskunft gibt. Ausgeschlossen wurden von dieser Auswahl die Lysistrata und die Thesmophoriazusen. Auch im übrigen ist Aristophanes so kunstgerecht kastriert, daß gegen seine Heiligsprechung wohl nichts eingewendet werden könnte. —

E. Talbot, Aristophane, traduction nouvelle. Préface de Sully-Prudhomme. Paris 1897, 2 vol.

A. Willems, Une traduction nouvelle d'Aristophane. — Bulletins de l'Académie Royale de Belgique. 3. Serie, tom. XXXIV. 1897, p. 970—992.

In einer sehr ausführlichen und eingehenden Kritik bezeichnet Willems die neueste französische Übersetzung des ganzen Aristophanes von Talbot als durchaus unzureichend. Das Vorwort Sully-Prudhommes enthält eine geradezu dithyrambische Anpreisung der Vorzüge dieser Übersetzung, die Sully-Prudhomme nach der Ansicht Willems' entweder nicht gelesen hat oder zu beurteilen nicht im stande war. Ebenso schlimm kommt Leconte de Lisle weg, der für das Erscheinen dieser Übersetzung einen Teil der Verantwortung trägt. Die Liste von Fehlern und Mißverständnissen, die Willems auf den S. 975—986 zusammenstellt, kann ich hier nicht wiederholen. Ich will daraus nur einige erwähnen, die etwas Erheiterndes an sich haben: Ach. 627: ἀλλ' ἀποδύντες τοῖς ἀναπαίστοις ἐπίωμεν wird übersetzt: „Changeons notre habit contre des anapestes.“ Ach. 843: οὐδ' ἐξομόρξεται Πρέπις τὴν εὐρυπρωκτίαν σοι, „Prépis n'essuiera pas devant toi son derrière“: Eccl. 302: καθῆντο λαλοῦντες ἐν τοῖς στεφανώμασιν: „Des gens qui restent à babiller la tête ceinte de couronnes.“ Hier ist vielleicht Talbot durch Dindorfs Kommentar in Irrtum geraten, während die Scholien eine deutliche Erklärung geben. Nur muß man im Schol. Eccl. 302 richtig lesen, nämlich δικάζειν μὴ θελόντων (Cod. R.). Lys. 107: οὐδὲ μοιχοῦ καταλέλειπται φεψάλυξ, „pas le moindre tison de galant“. Es ist kaum zu bezweifeln, daß Talbot von der Aristophanesliteratur vieler Jahrzehnte keine Kenntnis genommen hat und sich auf den einfachsten und ihm am leichtesten zugänglichen Apparat einschränkte. Man wird dies dem alten Herrn, der, wenn ich nicht irre, im J. 1894 als Achtzigjähriger starb, auch nicht ernstlich verargen können. Nur hätte man seine Übersetzung, die er vielleicht in ganz anderen Zeiten gearbeitet hat, nicht nach seinem Tode herausgeben sollen. — Das Urteil Willems' erstreckt sich auch über Talbot hinaus auf die übrigen französischen Übersetzer des Aristophanes.

III. Arbeiten von speziellerer Tendenz.

A. Arbeiten über eine der elf Komödien des Aristophanes.

P. Petersen, Scener af Aristophanes „Acharnerne". — Festskrift til J. L. Ussing pag. 193—209. — Kopenhagen, 1900.

Diese Ehrengabe für Ussing besteht in einer Übersetzung von drei Scenen der Acharner, nämlich der vss. 1—133, 175—299, 471—530. Kommentar und Einleitung sind nicht beigegeben. Die Übersetzung gibt die Versmaße des Originals wieder, entzieht sich aber im übrigen, da sie in dänischer Sprache abgefaßt ist, meiner Beurteilung. —

P. Ferrieri, Studi di storia e critica letteraria. I. Gli Acarnesi di Aristofane. Milano 1892, pag. 1—118.

Der Essay Ferrieris über Aristophanes' Acharner war bereits im J. 1881 in Palermo erschienen und ist nun vom Verfasser zusammen mit drei anderen literargeschichtlichen Arbeiten unter einem neuen Gesamttitel Studi di storia etc. in verbesserter Gestalt ein zweites Mal herausgegeben worden. Der Aufsatz enthält eine Würdigung der Acharner nach sehr vielen Seiten hin. Ferrieri spricht über den Peloponnesischen Krieg, das Wesen der altattischen Komödie, die Aufführungszeit der Stückes, persönliche Verhältnisse des Dichters, seine politische Parteistellung, seine Friedensliebe, über die Sophistik, über die Wahrheit und den Subjektivismus in der Kritik des Aristophanes, über den Text, den Inhalt und die Einteilung des Stückes, über die darin vorkommenden Metra, über die von Friedrich Leo (de pristino Ach. exordio, Bonnae 1877) vermutete Lücke am Anfange des Stückes, die Ferrieri nicht anerkennt, über die Parodie des Telephos, die Kritik des Euripides und noch vieles, vieles andere. Nur irgend etwas Neues darunter zu entdecken, ist mir nicht gelungen.

Das Urteil des Verfassers, dem auch deutsche Literatur zugänglich zu sein scheint, ist in vielen Punkten ein ganz richtiges, so daß sein Aufsatz als Einführung in die Lektüre der Acharner für italienische Studierende anempfohlen werden kann. — Ein leicht zu verbessernder Schnitzer, der unter den Errata nicht angeführt ist, findet sich auf S. 27, wo παραχορηγήματα statt προσωπεῖα gesetzt ist: „L' uso delle maschere (παραχορηγήματα) e la consuetudine di non far occupare mai la scena da un numero di personaggi maggiore di tre, rendeva possibile a così scarso numero di attori l' esecuzione dello spettacolo." —

A. Couat, Sur la composition des Acharniens. — Revue des Universités du Midi. — Nouvelle Série, Tome I (Année XVII), 1895, p. 24—74. —

Der inhaltsreiche Aufsatz Couats erzählt zunächst die Handlung der Acharner (S. 24—27), untersucht sodann den Zusammenhang der Scenen und findet denselben in der zu Grunde liegenden These, daß der Friede erstrebenswerter sei als der Krieg. Diese Scenen sind mehrmals nur angereihte Bilder. Sich durch den Mangel an Einheit des Ortes und der Zeit und die dadurch entstehenden Unmöglichkeiten nicht stören zu lassen, setzt bei den Zuschauern viel guten Willen voraus. An den Zusammenhang der Handlung dürfe man also nicht zu strenge Anforderungen stellen. Stelle man sich auf diesen Standpunkt der Beurteilung, so seien nur die vss. 1186—1189 zu athetieren, v. 203 sei vor 201 zu stellen und zwischen v. 393 und 394, ferner zwischen 619—620 seien kleine Lücken anzunehmen. Im übrigen aber seien die Acharner im ganzen so auf uns gelangt, wie sie im J. 425 gespielt wurden (S. 28—32). — Der nächste Abschnitt (S. 33—39) beschäftigt sich speziell mit der Scene v. 566—625 und hat den Zweck, nachzuweisen, daß Lamachos in v. 593 nicht als gewählter Stratege erscheine, da er für Sold diene (v. 597). Der v. 593 stehe daher nicht im Gegensatze zu vss. 1073—1078. In diesem Abschnitt wird also das Material weggeräumt, auf welchem einige Schlüsse Müller-Strübings (Aristophanes u. d. h. K. p. 498 ff.) und Zielinskis (Gliederung d. a. K. p. 56 ff.) beruhen, und es soll dadurch sowie auch durch die Behandlung der Metra des Stückes (S. 40—52) der Weg frei gemacht werden für die Hauptabschnitte des Aufsatzes (S. 53—70 und 71—74), in denen die Komposition der Acharner im Gegensatze zu dem Werke Zielinskis behandelt wird. Für die Geschichte der altattischen Komödie gelangt der Verfasser (S. 70) zu folgenden über die Acharner hinausgreifenden Sätzen: Die wesentlichen Teile der altattischen Komödie hätten sich in folgender Reihe entwickelt, 1. das Chorikon, 2. Ode, Antode, Epirrhema und Antepirrhema der Parabase, 3. die Parodos, aufgebaut nach demselben Muster, 4. der anapaestische Teil der Parabase. — Tetrameter, anapaestische, trochäische und jambische, und zwar namentlich die beiden ersteren Gattungen, seien im Dialoge von den ältesten Anfängen an gebraucht worden. Der Tetrameter wurde in den wichtigsten Teilen der Komödie beibehalten. Der jambische Trimeter gelangte namentlich im Prolog und in der Exodos zur Herrschaft. — Auf mich haben die ersten drei Teile des Aufsatzes (S. 24—39) den günstigsten Eindruck gemacht. —

K. Zacher, Πασσακί, nicht πάσσακι. Zu Aristoph. Ach. 763. — Philologus LI, 1892, p. 379—380. —

Zacher hält die Lesart πάσσακι und die Erklärung des Scholiasten „ὑποκοριστικῶς τῷ πασσάλῳ“ für einen aus Didymos geschöpften und bis

in die Neuzeit fortgepflanzten Fehler. Er liest: πασσακί und erklärt es als παν — σαχ — εί „mit allem Nachdruck, ganz und gar“. Für die Verkürzung der Lokativendung weist Zacher auf ἀσπακτί bei Soph. OC 1251 und πανδημί bei Rufin. Anth. 5, 44 hin.

K. Wernicke, Miscellanea critica. — Philologus LI, 1892. p. 486—487. —

Von Aristophanes behandelt Wernicke Ach. 1082: Δι. βούλει μάχεσθαι Γηρυόνῃ τετραπτίλῳ; — Er vertritt die Ansicht, daß Dikaiopolis unter Geryones sich selbst meint und daß er sich von den vorhin umhergestreuten Federn (vgl. v. 990, nicht 1011, wie W. angibt) vier ausgewählte auf den Hut steckt. Die Ausgabe von Blaydes kann Wernicke wohl nicht benutzt haben, wenn er diese Erklärung für neu hielt. —

D. Kellog, Punning allusion to Euripides in Aristophanes' Acharnians 666. — Transactions of the American philological association XXIX, 1898, p. XIII—XIV. —

In Acharn. v. 666 sieht der Verfasser in der Zusammenstellung der Worte οὐρία ῥιπίδι ein Wortspiel mit dem Namen Euripides. Auch in v. 888 hebt Kellog δεῦρο . . . ῥιπίδα durch den Druck hervor, obwohl er hinzufügt: without trying to prove another punning allusion in δεῦρο καὶ τὴν ῥιπίδα. Da aber Kellog auf die Parodie von Alkestis v. 367 in der darauf folgenden Stelle 892—894 hinweist und in dem ἐντετευτλανωμένης (Ach. 894) eine Anspielung auf die Mutter des Euripides als Gemüsehändlerin finden zu dürfen glaubt, wird er wohl eigentlich auch bei δεῦρο . . . ῥιπίδα an ein Wortspiel denken. Auch in der Abfolge der beiden Wörter Εὐριπίδη, 'πείδηπερ findet Kellog eine komische Absicht. — Ich war stets der Meinung, daß man in der Annahme von Wortspielen vorsichtig sein müsse, um dem Dichter nicht überflüssig viele schlechte Witze aufzubürden. Z. B. οὐρίᾳ ῥιπίδι möchte ich durchaus nicht als Wortspiel mit dem Namen des Dichters anerkennen. —

C. E. S. Headlam, Aristophanes, Acharnians, 709. — Class. Rev. XII, 1898, p. 32. —

Daß in dem v. 709 die unverständliche Überlieferung τὴν 'Αχαίαν auf die Nennung der Demeter im v. 708 zurückzuführen ist, ist allerdings wahrscheinlich. Aber daß Aristophanes τὴν 'Αγραίαν geschrieben haben soll, wie Headlam vorschlägt, ist schwerer zu glauben. —

C. Bonner, Note on Acharnians 947. — Americ. Journ. of Philol. XXI, 1900, p. 433—437. —

Der Verf. verweist bezüglich des bisher nicht völlig aufgeklärten: μέλλω γέ τοι θερίδδεν des Boiotischen Landmannes (Ach. 947) auf eine

alte Erntesitte. Derjenige Schnitter, welcher die letzten Korngarben schnitt, wurde von den übrigen Schnittern zum Scherze überfallen, in die letzten Korngarben hineingebunden und so auf dem Erntewagen mitgeführt. Der Boiotier sieht hier den Synkophanten in Stroh eingepackt und soll ihn wegtragen. Daher sagt er: „Ich gehe wie zu einem Erntefest.“ Die vielen Landleute und Gutsbesitzer unter den Zuschauern machen diese Anspielung des Komikers begreiflich. — Ich halte diesen Aufsatz Bonners für sehr beachtenswert. — Auch in der neuesten Ausgabe des Stückes von J. van Leeuwen (1901) ist die Stelle noch nicht recht verständlich. —

J. van Leeuwen, Ad Aristoph. Acharn. v. 927. — Mnemos. NS. XXVIII, 1900, p. 451.

In der Scene, in welcher der Sykophant eingewickelt und eingebunden werden soll, sagt Dikaiopolis nach der handschr. Überlieferung: δός μοι φορυτόν, ἵν' αὐτὸν ἐνδήσας φέρω. Da nicht Dikaiopolis den Sykophanten fortzutragen hat, sondern der Boiotier ihn wegschaffen soll, empfiehlt der Verf. nach einer kritischen Durchmusterung der vorliegenden Konjekturen von Elmsley und W. Dindorf eine neue Schreibung: ἐνδήσω σφόδρα. — In den Text seiner seither erschienenen Ausgabe der Acharner hat Leeuwen diese Vermutung schon eingesetzt. — Allzu rasch, wie ich glaube.

Ἀριστοφάνους Ἱππῆς, adapted for performance by the Oxford University Dramatic Society, with an English Version by L. E. Bermann, Oxford 1897.

Das Buch enthält einen stark zusammengestrichenen Text der Ritter auf Grundlage der Merryschen Ausgabe. Beispielsweise bemerke ich, daß in der Partie von vss. 247—546 folgende Verse gestrichen sind: vss. 282—283, 294—295, 299—302, 311—334, 342—366, 375—386, 393—394, 397—401, 409—428, 430—437, 445—449, 461—474 479—481, 483—484, 527, 533 ἀλλὰ γέρων — 544 αὐτὸν ἑαυτῷ. Bei so starken Streichungen wird man hie und da den richtigen Zusammenhang vermissen. So sind meines Erachtens die vss. 544 τούτων κτλ. bis κώπαις 546 nicht verständlich, wenn man 533 ἀλλὰ bis 544 ἑαυτῷ wegläßt. In der englischen Übersetzung ist allerdings ein Zusammenhang hergestellt worden. Denn die Übersetzung Bermanns, die aus hübsch gereimten Versen besteht und zumeist der Übersetzung von Hookham Frere (1892) entnommen ist, ist sehr frei und kommt daher auch über bekannte und offenkundige Schwierigkeiten leicht hinweg. — Die kurze Einleitung enthält nur eine summarische Übersicht über den Inhalt des Stückes. —

J. van Leeuwen, Ad Aristophanem (zu Eq. v. 3). Mnemos. XX, 1892, p. 146.

Die vorgetragene Konjektur βύρσαις statt βουλαῖς hat Leeuwen bereits selbst in der im J. 1900 erschienenen Ausgabe der Ritter zurückgezogen. —

J. Hirschberg, Μαγειρικῶς in den Rittern des Aristophanes. — Philologus LI, 1892, p. 377—378. —

Hirschberg wendet sich in dieser Miszelle gegen Kocks Anmerkung zu Equ. 375—381 (1882), welche an die Notiz des Scholiasten: μετὰ τὸ ἀποσφάξαι anknüpft, und weist nach (aus Aristot. hist. animal. VIII, 21 und Oribas. Collect. med. IV, 2), daß der aristophanischen Stelle ein Hinweis auf die an dem lebenden, nicht an dem geschlachteten Schweine vorgenommene Finnenprobe zu Grunde liegt. — Vgl. S. 182. —

E. Piccolomini, Osservazioni critiche ed esegetiche sopra i Cavalieri d' Aristofane. — Studi italiani di filologia classica II, 1894, p. 571—592. —

Die sorgfältige Abhandlung enthält einige beherzigenswerte Bemerkungen zu den Rittern. Zu diesen rechne ich folgende: 1. Nach v. 20 ist keine Verslücke anzunehmen (gegen Velsen). 2. Nach v. 21 ist (gegen Kock) der Gedankenstrich zu setzen. Sklave B hat die Absicht, dem Genossen das gefährliche Wort μόλωμεν vorzusprechen. Dieser kommt ihm rasch zuvor, um sein Verständnis zu beweisen. 3. Das tragische Pathos der Verse 30—31 ist eine Parodie von Stellen wie Aisch. Sept. 95. — 4. In der wiederholten Anwendung von κρέας in v. 421 und v. 457 liegt ein parodisches Gegenstück zu dem tragischen Gebrauche von δέμας. 5. In v. 428 wird κρέας mit obscönem Doppelsinn erklärt. Nur ist zu bemerken, daß dies schon früher bekannt war. Vahlen hat dies im Herm. XXVI S. 168—169 ausführlich auseinandergesetzt und hat die Überlieferung auf dieser Grundlage verteidigt. — 6. Richtig wird in v. 555 μισθοφόροι durch den Hinweis auf v. 1065 und 1366 erklärt. Die Bemerkung über die lohnende Beschäftigung des gemeinen Mannes im Flottendienste ist jedenfalls auf die höchsten Sitzreihen des Theaters berechnet, schließt aber, wie schon Velsen (Rh. Mus. XVIII, 125) sagte, keinen Witz in sich. 7. In v. 814 vermutet Piccolomini νῆστιν statt μεστήν. Letzteres hält er mit Blaydes für ein Glossem zu ἐπιχειλῆ. Jedenfalls empfiehlt sich νῆστιν dadurch, daß es zu dem vom Dichter gewählten Bilde paßt. Ein Fehler konnte sich m. E. darum leicht einschleichen, weil hier nur das sichere Gefühl für die richtige Cäsur zur richtigen Wortverbindung anleitet. 8. Für v. 853 wird περιστείχουσι statt περιοικοῦσι vorgeschlagen. 9. Zu Schol. 859

gibt der Verf. die Verbesserung παράκρουσις μέτρου st. des offenbar fehlerhaften παρακρ. μέτρον. — Gegen die übrigen exegetischen oder kritischen Vorschläge verhalte ich mich ablehnend. So gibt P. das μόλωμεν des v. 26 noch dem OIK. B und setzt nach πυκνόν das Kolon, nach μόλωμεν (26) und nach αὐτομολῶμεν den Gedankenstrich. Hier ist Kocks Personenverteilung und Erklärung vorzuziehen. Zu ἐπάγων πυκνόν ergänze ich, wie ich glaube, im Sinne Kocks: λέγε πρῶτον τὸ μολωμεν, εἶτα δ' αὐτο, während Piccolomini μολωμεν allein als Objekt zu ἐπάγων πυκνόν zu ziehen scheint. — Nach v. 62 vermutet P. den Ausfall eines Verses, damit τέχνην πεποίηται eine direkte Beziehung erhalte. — In v. 74 wird eine Parodie des homerischen ὃς πάντ' ἐφορᾷ κτλ. behauptet. Aber ein Vergleich des Kleon mit Helios wäre für Kl. allzu rühmlich. — In v. 89 empfiehlt der Verf. κρουνοχυτρόληρός <τις> εἶ zu schreiben. Ich empfinde bei dem eingelebten κρουνοχυτρολήραιος εἶ keinen Anstoß. Vielleicht zeigt sich darin nur die Macht der Gewohnheit. Im ganzen ist aber ein Adjektiv auf — αιος wirklich zweckentsprechend und ein solches von λῆρος abzuleiten ist lange nicht des Dichters kühnste Tat. — Nach v. 269 empfiehlt P. das Fragezeichen und für v. 270 die La. ἡμᾶς ἐκκοβαλικεύεται, die Dindorfs Oxforder Ausgabe darbot. Hier ziehe ich κἀκκοβαλικεύεται vor. Vgl. Dind. poët. sc. gr. In v. 272 setzt P. mit Bernhardy den Beistrich vor δευρί. Aber der Beistrich nach δευρί ist durch die caesura media empfohlen. Nicht gelungen ist die Behauptung, man vermeide mit Bernhardys Interpunktion „die sonderbare Voraussetzung, daß der Paphlagonier bei seinen Gegnern Schutz suchen werde“. Setzt man aber voraus, daß er nach einer anderen Seite entweichen werde, wo seine Gegner nicht stehen, dann wäre die Drohung πρὸς σκέλος κυρηβάσει unmöglich, die nur bei einem Nahkampfe zu verwirklichen ist. — In v. 295 ist κοπροφορήσω nicht in κοπροφορύξω zu ändern. Dagegen hat P. Velsens Ansatz einer Lücke nach v. 299 mit Recht abgelehnt und hat auch für die v. 298—300 die Personenverteilung der Codd. RV mit guten Gründen verteidigt. — Zu v. 407 tritt P. für Deckers Vermutung Ἰουλιήτην und für die Schreibung πυροπίπην ein, indem er dadurch die Gewinnsucht des Dichters Simonides charakterisiert findet. In diesem Sinne ist aber wohl jetzt Zachers Text vorzuziehen. — Auch in v. 418 hat Zacher in der Lücke vor λέγων Bernhardys ἄν gegenüber P.'s τότε mit Recht bevorzugt. — Verfehlt ist der beabsichtigte Ersatz von ῥεύσας in v. 526 durch πνεύσας, das die Einheit der Allegorie verletzt. — In v. 821 liest P. οὐ νῦν statt καὶ νῦν. — In v. 1026 sucht P. die überl. La. θύρας zu rechtfertigen, indem er auf die Gewohnheit eingesperrter Hunde hinweist, an der Türe zu nagen. Kleon habe ein echtes Orakel verschluckt und habe an dessen Stelle einen gefälschten Spruch (v. 1014—1020) vor-

gelesen. — Daß die Überlieferung in v. 1336 ἀφέψησας. ΑΓ' ἐγώ; nicht richtig sein kann, wird schlagend erwiesen. P. empfiehlt Meinekes Schreibung und läßt den Agorakritos sagen, das Verjüngungsmittel des Umkochens sei für ihn (wohl als Wursthändler?) ein sehr einfaches gewesen. Es muß aber m. E. der ganze Vers dem Demos gehören, und daher dürfte Bergks Schreibung (vgl. auch Kocks Ausgabe) die beste sein. —

E. Piccolomini, Ἐμποδίζειν ἰσχάδας. Aristofane Cavalieri 752—755. — 1894, Rendiconti della R. Accademia dei Lincei, Ser. V, vol. III, p. 8—18. —

Der Verf. beschäftigt sich mit der bekannten Charakteristik des Demos in den Rittern, die schon den alten Erklärern große Schwierigkeiten bereitete: οἴμοι κακοδαίμων, ὡς ἀπόλωλ'. ὁ γὰρ γέρων | οἴκοι μὲν ἀνδρῶν ἐστι δεξιώτατος, | ὅταν δ' ἐπὶ ταυτησὶ καθῆται τῆς πέτρας | κέχηνεν ὥσπερ ἐμποδίζων ἰσχάδας. Piccolomini stützt sich auf den von Stefan Bergler aus einem Scholion gezogenen Gedanken, daß der Stelle ein Vergleich mit einem Kinderspiele zu Grunde liege. Piccolomini hat ein solches Spiel in Toscana beobachtet. Es bindet jemand, der sich mit den Kindern einen Scherz machen will, eine Frucht oder ein Stück Naschwerk an einen Faden und läßt diese Lockspeise an den Köpfen der Kinder vorbeikreisen. Die Kinder schnappen nun mit offenen genäschigen Mäulchen danach, bis endlich ein glücklicher Gewinner die süße Beute mit den Zähnen erhascht. Piccolomini meint nun, daß ἐμποδίζων konativ aufzufassen sei, in dem Sinne von „danach trachten, die Feigen mit dem Munde festzuhalten“, wie dies Kinder bei jenem Spiele tun; also werde der greise Demos als ganz kindisch geworden dargestellt, und hieraus ergebe sich eine schöne Antithese zu dem voranstehenden ἀνδρῶν. — Den Dichter sagen zu lassen, daß Demos sich wie ein Kind benehme, wäre an sich allerdings vollkommen passend. Hätte aber Arsitophanes eine solche Antithese hier beabsichtigt, dann dürfte ein darauf hinweisendes Wort, wie παῖς, nicht fehlen. Aber auch dann wäre der Vergleich mit spielenden Kindern gewissermaßen bei den Haaren herbeigezogen, weil doch Demos gelangweilt dasitzt, während Kinder, die mit dem Munde nach Süßigkeiten schnappen, in heftige Bewegung geraten und sich königlich unterhalten. Also ist es nichts mit dieser Erklärung. Im wesentlichen richtig hat Eustathios opusc. p. 291, 54 den Sinn der Stelle verstanden, ferner Casaubonus, Brunck, Wilh. Dindorf und Bergk; vgl. Dindorfs und Kocks Ausgaben und den Thesaur. s. v. ἐμποδίζειν. Zweifelhaft bleibt nur das eigentlich Lexikalische an ἐμποδίζων. Es bezeichnet irgend eine Tätigkeit beim Herrichten der schon getrockneten Feigen (ἰσχάδας), zu der man Kraft,

Geist, Aufmerksamkeit und Geschicklichkeit nicht benötigte und zu welcher daher selbst ganz alte Leute verwendet wurden. Vielleicht bezeichnet also ἐμποδίζειν doch θλίβειν τοῖς ποσὶ τὰς ἰσχάδας (Hesych). Appetitlicher wäre es freilich, an das Anreihen der Feigen auf Schnüren zu denken. Vgl. S. 182 das über Hirschbergs Hilfswörterbuch Gesagte. —

Th. Hultzsch, Zu Aristophanes Rittern. — Fleckeis. Jahrb. XLI, 1895, p. 669—672.

Hultzsch bespricht die für Ri. 526—527 πολλῷ ῥεύσας ποτ' ἐπαίνῳ | διὰ τῶν ἀφελῶν πεδίων ἔρρει κτλ. vorliegenden älteren Verbesserungsvorschläge, verwirft sie sämtlich, ebenso wie auch die Überlieferung in ῥεύσας und in ἀφελῶν und gelangt schließlich zu der neuen Konjektur: πολλῷ λάβρος πότ' ἐπαίνῳ | ἀφρῶν διὰ τῶν πεδίων ἔρρει. Man muß zugeben, daß λάβρος eine wohl ausgedachte Vermutung ist, weil es in das Bild paßt und auch gleichzeitig die Übertragung auf das rhetorische Gebiet zuläßt. ῥεύσας wäre dann als Glossem in den Text geraten. Ich meinerseits nun würde hier eine Konjektur, die auf einem Lesefehler aufgebaut wäre, vorziehen. Der zweiten Konjektur ἀφρῶν kommt ein geringerer Rang zu, nicht nur weil sie eine Umstellung bedingt, sondern auch weil sie dem Dichter eine Überladung der Stelle zumutet. Überhaupt ist nicht recht nachgewiesen, warum ἀφελῶν nicht vom Dichter herrühren sollte, während sich bei ῥεύσας wegen des folgenden ἔρρει ohne Zweifel ein gewisser Anstand ergibt. —

J. Vahlen, Quaestiones Aristophaneae. Index lect. aest. Berol. 1898.

Mit gewohnter Meisterschaft behandelt Vahlen mehrere kritische und exegetische Probleme der Ritter des Aristophanes. — Bei der Besprechung der Personenverteilung in den vss. 11—17 wird erwiesen, daß die Worte μὰ τὸν Ἀπόλλω 'γὼ μὲν οὔ (v. 14) dem Nikias gehören, wie es die mss. überliefern und daß dem Sinne nach nicht μαχοῦμαι zu ergänzen ist, sondern λέξω. Glücklich wird die überl. La. τῶν στρατηγῶν ὑποδραμόντων ἐκ Πύλου in v. 742 verteidigt, desgleichen in v. 260: ὅστις αὐτῶν ὠμός ἐστιν ἢ πέπων ἢ μὴ πέπων und zwar, weil hier nicht dreierlei, sondern nur zweierlei ausgedrückt wird. Denn πέπων ἢ μὴ πέπων drückt in diesem Zusammenhange nur eines aus. Als Analogon zieht Vahlen Eur. Or. 441 bei: φεύγειν πόλιν τήνδ' η θανεῖν ἢ μὴ θανεῖν. — In v. 609 liest Vahlen μηδ' ἐν βυθῷ nach Brunck. Sodann tritt er für Bruncks durch Velsen durchgeführte Umstellung der vss. 261—263 hinter 265 ein. Schließlich wird die überlieferte Folge der Verse 85—88 gegen Meinekes Umstellungsvorschlag: 85, 87, 86, 88, verteidigt. —

K. Zacher, Aristophanesstudien. Erstes Heft. Anmerkungen zu Aristophanes' Rittern. Leipzig 1898.

Die Tendenz seiner Neubearbeitung der Ritter (1897) hat Konrad Zacher bereits in dem Bursianschen Jahresberichte von 1892, Bd. LXXI, S. 127 ff. und auch in der Praefatio seiner Ausgabe ausgesprochen. Das im J. 1898 erschienene Heft der Anmerkungen zu den Rittern verfolgt nun, wie Zacher im Vorworte hierzu auseinandersetzt, den Zweck, die Abweichungen seiner Textkonstitution von der Velsenschen zu rechtfertigen. Von Velsens subjektiver und nicht selten gewalttätiger Kritik unterscheidet sich Zachers Text bekanntlich durch eine konservativere Richtung. In den vorliegenden Anmerkungen werden nun sowohl die Unterschiede beider Auflagen eingehend erörtert, als auch viele Stellen behandelt, in denen Zacher die Schreibung Velsens beibehielt und eine nachträgliche Motivierung der getroffenen Entscheidung als ersprießlich erachtete. Ein bedeutender Teil dieser Ausführungen kommt der Erklärung des Autors selbst zu gute und dies um so mehr, als Zacher natürlich eine ausgebreitete Kenntnis der einschlägigen Literatur besitzt. Ohne in der Lage zu sein, mich den Ansichten Zachers jedesmal anzuschließen (vgl. z. B. den Bericht über Joh. Vahlens Ind. lect. aest. und hib. 1898), muß ich es aussprechen, daß die zweite Auflage der Ritter gegenüber dem Texte Velsens gerade dort, wo Zacher wieder auf die Überlieferung zurückgreift, einen unzweifelhaften Fortschritt darstellt. Sollte Zacher, wie wir schon längst hoffen, endlich dazu gelangen, auch die übrigen Bändchen der von Velsen geplanten Gesamtausgabe fertigzustellen und die einzelnen Texte mit einer Fortsetzung der „Aristophanesstudien“ zu begleiten, so darf man wohl im Interesse vieler Benutzer einer so unentbehrlichen Ausgabe den Wunsch kundgeben, daß die Literaturnachweise ausführlicher gegeben werden möchten. Wenn z. B. in der Adnot. crit. die Umstellung der Verse 15 und 16 auf Sauppe ohne näheren Beisatz zurückgeführt oder Cobet zu v. 913 schlechthin genannt wird und auch die „Aristophanesstudien“ keine nähere Auskunft geben, wird mancher nicht wissen, daß er die Ep. crit. ad. God. Herm. oder gerade den I. Band der Mnemosyne nachzuschlagen habe. —

J. van Leeuwen, ΛΕΙΒΕΤΑΙ-ΘΛΕΙΒΕΤΑΙ. Ad. Aristoph. Equit. v. 327. Mnemosyne NS. XXVII, 1899, p. 154—155.

Der Verf. sucht nachzuweisen, daß die überl. Worte: ὁ δ' Ἱπποδάμου λείβεται θεώμενος sich nicht dazu eignen, den in der Stelle erforderlichen Sinn auszudrücken. Auf Grundlage des πρῶτος ὢν bezieht nämlich Leeuwen v. 327 auf die Proëdrie Kleons und verweist dementsprechend auf vss. 575 und 702 ff. des Stückes. Daraus ergibt sich,

daß auch θεώμενος vom Zuschauen im Theater gemeint sei und daß der Komiker über Archeptolemos gesagt habe: θλίβεται θεώμενος. — In der Ausgabe der Ritter hat Leeuwen seine Konjektur und Bothes ἀμέργεις (st. ἀμέλγεις) bereits in den Text aufgenommen. — Die bisherige durch die Scholiastenerklärung gestützte Auffassung ist nicht ohne Härte. Aber der Vorwurf Leeuwens, daß sich bei der Lesart und Interpretation kein geeignetes Objekt zu θεώμενος ergebe, scheint mir nicht ganz gerechtfertigt. Der Scholiast, der von der γαστριμαργία des Kleon und des Archeptolemos sprechen will, verbindet ebensowenig als Leeuwen θεώμενος mit einem eigentlichen Objekte, sondern faßt es in dem Sinne auf „hat das bloße Zusehen“. Überzeugender ist Leeuwens Schreibung ΘΛΕΙΒΕΤΑΙ in graphischer Hinsicht Der alte Textfehler Ἱππόδαμος statt Ἱπποδάμου, der auch die eine der jetzigen Scholienfassungen beherrscht, läßt sich in sehr ansprechender Weise mit dem Anfangsbuchstaben von θλίβεται in Verbindung bringen.

A. Willems, Notes sur les Cavaliers d'Aristophane, à propos d'une édition récente. — Bulletins de l'Académie Royale de Belgique (3. Série, tom. 37. 2), 1899, p. 137—168.

Willems nimmt in dieser Abhandlung seinen Ausgang von Zachers Ausgabe der Ritter. Willems anerkennt die Sorgfalt, die dem Apparate zu teil wird, zeigt sich aber als ein Gegner so mancher Textveränderungen und Zweifel gegenüber der Überlieferung. Bei dieser Kritik der Teubnerausgabe ist Willems nicht selten im Rechte. Andere Male hat sich Willems die Arbeit etwas zu leicht gemacht. Z. B. v. 21 . . μολωμεν . . bedarf gewiß nicht eines eingeschobenen Verses zum besseren Verständnisse. Aber dies ist schon von anderen hervorgehoben worden, die man bei dieser Gelegenheit nennen mußte. Bei v. 250 bemerkt die Ausgabe, daß πολλάκις τῆς ἡμέρας unverständlich sei. Willems belehrt den Breslauer Professor, daß dies „plusieurs fois le jour“ bedeute. Natürlich wußte dies Zacher auch schon früher und vermisste nur nicht ohne Grund etwas zum Verständnisse dieses Beisatzes. Oder sagt man vielleicht im Französischen: Monsieur! vous êtes fourbe plusieurs fois le jour, ohne daß ein bestimmter Hintergrund dafür bestände? Im weiteren Verlaufe des Aufsatzes behandelt Willems ein Dutzend Stellen der Equites in ausführlicher Weise. V. 428 κρέας ὁ πρωκτὸς εἶχεν wird richtig erklärt, aber zu spät, da Vahlen diese Aufgabe schon längst in glänzender Weise gelöst hat. Sehr schön ist die Behandlung von v. 1204: ἐγὼ δ' ἐκινδύνευσ', wo Willems Reiskes ἐκυνηγέτησα bekämpft. Schließlich wird in v. 1286 das Wort ὑπήνη als eine Bezeichnung des Schnurrbartes erklärt und von πώγων unterschieden. —

H. van Herwerden, Varia IV. Aristoph. Equit. v. 1399. — Mnemos. NS. XXIX, 1901, p. 216. —

Nach der Absicht des Allantopoles soll Kleon an seiner Stelle Wursthändler werden: τὰ κύνεια μιγνὺς τοῖς ὀνείοις πράγμασιν. Diesen köstlichen Scherz verdirbt Herwerden durch seine Konjektur: σάγμασιν. Er beruft sich dabei auf Leeuwen, der in seiner Ausgabe der Ritter sagt: „Vox πράγμασιν si sana est, pro κρέασιν iculariter nunc dictam esse statuamus necesse est; sed qualis tandem hic sit iocus me fugit.“ — Da Kleon als Politiker und Redner stets mit πράγματα im höchsten Wortsinne zu tun hatte, zeigt sich seine Degradierung zum Wursthändler vor allem darin, daß die πράγματα, mit denen er sich in Zukunft zu beschäftigen haben wird, κύνεια und ὄνεια πράγματα sein werden. Damit also, daß πράγμασιν einfach παρὰ προσδοκίαν statt κρέασιν gesagt wäre, wie selbst Brunck gemeint zu haben scheint, ist der Witz der Stelle nicht ausgeschöpft. Blaydes verweist wenigstens mit Recht auf v. 214: τάραττε καὶ χόρδευ' ὁμοῦ τὰ πράγματα. —

J. van Leeuwen, Ad. Aristophanis Equites observationes. — Mnemos. NS. XXVIII, 1900, p. 201—225. —

Der Verf. verteidigt zunächst die Überlieferung der v. 21, 295 κοπροφορήσω, das er richtig durch κόπρον σε ἀπορρίψω κοπροφόρος ἐγώ erklärt, dann v. 729, 808, 1204 ἐκινδύνευσ' und 1408. Gegen Kirchhoff wird mit Recht behauptet, daß der Schluß des Stückes nicht verstümmelt sei. Möglicherweise fehle nur ein mit dem Sujet nicht zusammenhängendes Schlußwort, wie z. B. das in den Wolken. Alle diese Rettungen muß man billigen. — Es folgt ein Abschnitt mit neuen Erklärungen richtiger Lesarten p. 209—212. In v. 321 Περγασῆσιν wird die Beziehung auf eine bestimmte Persönlichkeit abgelehnt. Gut wird in v. 849 πόρπαξι vom Riemen verstanden, an dem der Schild vom Halse des Spartiaten herabhing. Ob nicht z. B. schon Seeger (1845) eben dasselbe gemeint hat, lasse ich dahingestellt. Schön ist die Erklärung bei v. 1167 für ὀλῶν τῶν ἐκ Πύλου durch den Hinweis auf die Notiz des Thuk. IV, 39, 2: καὶ ἦν σῖτος ἐν τῇ νήσῳ καὶ ἄλλα βρώματα ἐγκατελήφθη. Zweifelhaft ist mir die Auffassung von τὴν ἄκατον (v. 762) als Name einer Segelstange, auf welcher δελφῖνες, schwere Bleimassen, aufgehängt waren, um sie von dort auf das Verdeck des feindlichen Schiffes fallen zu lassen. — Es folgen p. 213—215 sechs Stellen, in denen die La. des R mit Unrecht den La. anderer mss. vorgezogen wurde. Dieser Tadel trifft in v. 61 ὁ δέ, 177 ὄντως, 698 εἰ, 700 εἰ, 768 κατατμηθείην, während V διατμηθείην gibt, 936 ἐλθεῖν st. ἐλθών. Auch hierin stimme ich bei. Hingegen kann ich mich mit den im vierten Abschnitte p. 216—225 vorgeschlagenen neuen Vermutungen van Leeuwens nicht befreunden. Es sind deren im ganzen 16, die der Leser jetzt in der Ausgabe der Ritter van Leeuwens bei den v. 220, 260, 271, 325, 385,

435, 504, 506, 580, 608, 707, 877, 1292, 1373, 1377 größtenteils schon in den Text aufgenommen findet. Für beachtenswert halte ich hiervon nur drei, nämlich in v. 435 πέντε st. πολλά, v. 580 ἀνεστλεγγισμένοις in dem Sinne von στλεγγίσιν ἐστεφανωμένοις „das Haupthaar mit Binden umwunden tragend" anstatt ἀπεστλεγγ. Leeuwen macht darauf aufmerksam, daß in Athen doch nicht die Ritter allein ἀπεστλεγγισμένοι waren. Aber auch hier läßt sich leicht einwenden, daß es auch κομῶντες außerhalb der Ritterschaft gab. Möglicherweise richtig ist noch die Bemerkung zu 608, das Theoros nicht ein Phylarche oder gar Gesandter, sondern ein mit Kleon befreundeter Krebshändler war. Aber wer will es beweisen? —

The Clouds of Aristophanes. Literally translated by T. J. Arnold. London 1892.

Dieses Heftchen gehört der Sammlung von Kellys Schlüsseln zu den Klassikern an. Es enthält eine Prosaübersetzung des Drama und in spärlichen Fußnoten, in denen namentlich Teuffels Kommentar und Papes Lexikon ausgenutzt sind, das Wichtigste zum Verständnisse desselben.

Skyerne, Komedie af Aristofanes, oversat af Joh. B. Koch. Kopenhagen 1896.

Es ist dies eine dänische Übersetzung der „Wolken" mit kurzer Einleitung und wenigen Anmerkungen.

R. Reitzenstein, Aus der Straßburger Papyrussammlung. — Hermes XXXV, 1900, S. 602—604: Zu Aristophanes. —

Reitzenstein berichtet über ein verstümmeltes Pergamentblättchen, das sich im Bestande der Straßburger Bibliothek unter No. 621 findet und auf den beiden Seiten die Reste von Nub. vss. 1371—1392 und von vss. 1407—1428 (Bgk) enthält. Bezüglich des Alters der etwas schräg liegenden Schrift, die auf der ersten Seite fast unleserlich ist, möchte Reitzenstein „über das 7. Jahrhundert nicht namhaft herunter, über das 5. sicher nicht heraufgehen". Der Verfasser gibt sonach eine soweit als möglich vollständige Abschrift dieses Fragments der ältesten Handschrift der Wolken und eine Auslese aus den Varianten. Ich beschränke mich hier darauf, die Folgerungen, welche Reitzenstein aus der Vergleichung des Straßburger Fragments mit anderen Codices zieht, mit seinen eigenen Worten herzusetzen: „Unsere Aristophanesüberlieferung ist nicht in der Art einheitlich, daß R und V als älteste Zeugen derselben etwa frühbyzantischen Rezension, von der auch die übrigen Handschriften abstammen, das meiste Vertrauen verdienen. Die verschiedenen Rezensionen, welche es im Altertum gab, haben noch auf bisher kaum be-

achtete junge Handschriften weiter gewirkt. Ein Stemma der Überlieferung zu geben, wird wohl niemals möglich sein." —

B. Heidhues, Über die Wolken des Aristophanes. — Progr. des k. Friedr.-Wilh.-Gymn. zu Köln. 1897.

H. behandelt die Streitfrage über die Diaskeue der Wolken und steht dabei auf der Seite Essers (1823). Sein erstes Ergebnis ist, daß Aristophanes selbst nirgends in diesem Stücke — auch nicht in der Parabase, eine Überarbeitung der ersten Wolken andeute. Dann sucht er zu beweisen, daß auch das Stück selbst, so wie es vorliegt, weder durch Widersprüche, noch durch Wiederholungen den Eindruck der Überarbeitung hervorbringe. Er gelangt zu dem Resultate, daß eine Überarbeitung der Wolken nicht stattgefunden habe. Unsere „Wolken" seien — natürlich abgesehen von der Parabase im engeren Sinne (v. 518—562) — dasselbe Stück, das im J. 423 aufgeführt wurde und wegen der in ihm enthaltenen Übertreibungen und anderer Schwächen durchfiel. Heidhues ist in die Einzelheiten der alten Streitfrage gründlich eingedrungen und hat ohne Zweifel manchen überflüssigen Vorwurf, der gegen das Stück in seiner jetzigen Gestalt erhoben wird, mit Glück beseitigt. Leeuwen ist in seiner Ausgabe der Wolken bereits in sein Lager übergegangen. Hingegen hat Zacher in seiner Rezension dieser Abhandlung (Berl. phil. Wo. 1900 No. 2—3) einen ins einzelne gehenden Gegenbeweis unternommen. — Ich selbst war stets der Meinung, daß Aristophanes eine Überarbeitung der Wolken zwar unternommen, aber aus begreiflichen Gründen nicht fertig gebracht habe.

G. Schwandke, De Aristophanis Nubibus prioribus. Diss. phil. Halenses, vol. XIV, 1898.

Dieser Aufsatz berücksichtigt bereits die Arbeit von Bernh. Heidhues und steht bezüglich der Überarbeitung der „Wolken" auf dem entgegengesetzten Standpunkte. Schwandkes Untersuchung nimmt ihren Ausgang von der VI. Hypothesis und von den bei Kock CAF. I p. 490—492 gesammelten Citaten aus den Νεφέλαι πρότεραι. Er behandelt das Stück nach einzelnen Partien, bei denen er die Bestandteile der „ersten Wolken" von denen der Überarbeitung zu trennen sucht. Am Schlusse der Arbeit vermißt man eine klare Gegenüberstellung des von Schwandke angenommenen Versbestandes beider Rezensionen, so daß diese mißliche Arbeit dem Leser zufällt, der sich aber wohl nur in seltenen Fällen die Mühe nehmen wird, sich in die Arbeit Schwandkes so tief einzuleben. Eine bis ins einzelne gehende Besprechung der Dissertation hat Heidhues in der Neuen Phil. Rundschau 1899 No. 1—2 geliefert, auf welche auch die ebenfalls sehr ausführliche Rezension Konrad Zachers (Berl. ph. Wo. 1900 Sp. 68—73) hinweist. —

A. Müller, Scenisches zu Aristophanes' Wolken. Berl. phil. Wo. XX, 1900, Sp. 923—925. —

Es hatte Zacher gelegentlich einer Rezension in der Berl. phil. Wo. 1900, Sp. 69—70 die Ansicht aufgestellt, daß die Eingangsscene der Wolken im Hofe des Hauses des Strepsiades spiele und daß weiterhin Strepsiades in den Hof des Hauses des Sokrates eintrete. Zacher meint, daß sich bei dieser Ansicht, die er des näheren auseinandersetzt, alle anscheinenden Schwierigkeiten dieser Scene erklären. Diesen Ausführungen Zachers tritt nun Albert Müller a. a. O. entgegen. Gegenüber der Neuerung, die Handlung in das Innere von zwei verschiedenen Gebäuden zu verlegen, verteidigt Müller die bisher festgehaltene Regel, daß die griechischen Dramen vor den Häusern spielen.

In der Frage, wie die Öffnung der Wand bewirkt wurde, durch welche man nach v. 183 das Innere des Phrontisterions erblickte, zeigt sich Müller insofern entschieden, als er die Anwendung des Ekkyklema für diese Scene als unmöglich erklärt. Als möglich hingegen bezeichnet er es, daß die als Vorderwand dienende Leinwand aufgerollt wurde. Bezüglich dieses Gedankens verweist Müller auf Weißmann, Die scenische Aufführung der griechischen Dramen S. 9. Bei der Herrichtung des Spielhauses vor der Aufführung der Wolken müßte natürlich auf die Bedürfnisse der einzelnen Scenen Rücksicht genommen worden sein. —

A. Dieterich, Über eine Scene der aristophanischen Wolken. Rh. Mus. XLVIII, 1893, p. 275—283. —

Der Verfasser weist nach, daß die erste zwischen Sokrates und Strepsiades stattfindende Scene der Wolken, namentlich von v. 250 bis zu Ende des Gebetes v. 275 auf einer parodischen Nachbildung orphischer Weihen und orphischer Hymnen beruht. — Wesentliche Punkte dieser Auffassung waren allerdings schon durch ältere Besprechungen der Stelle bekannt. Es ist aber ein unzweifelhaftes Verdienst Dieterichs, diesen Gegenstand in einem größeren Zusammenhange und mit derartiger Berücksichtigung von Einzelheiten dargestellt zu haben, daß auf einige Verse dieser Partie eine weitaus schärfere Beleuchtung fällt als früher. — Kock hat den lehrreichen Aufsatz in seiner Ausgabe der Wolken von 1894, bereits berücksichtigt. Vgl. z. B. die Anm. zu v. 254. —

Versibus Aristophaneis suus locus restitutus. Scr. P. H. Damsté. — Sylloge quam Constantino Conto obtulerunt phil. Batavi. S. 9—10. — Lugd. Bat. 1893.

Der Verfasser meint, daß die Verse der Wolken 486—490 durchaus einen Fehler enthalten müßten. Die Verse lauten:

486. Σω. ἔνεστι ῥητά σοι λέγειν ἐν τῇ φύσει;
487. Στ. λέγειν μὲν οὐκ ἔνεστ' ἀποστερεῖν δ' ἔνι.

488. Σω. πῶς οὖν δυνήσει μανθάνειν; Στ. ἀμέλει, καλῶς.
489. Σω. ἄγε νυν ὅπως, ὅταν τι προβάλωμαί σοφὸν.
490. περὶ τῶν μετεώρων, εὐθέως ὑφαρπάσει. —

Hier ist es dem Komiker darum zu tun, bald auf die μετέωρα zu kommen, wovon er sich großen Erfolg verspricht. Er läßt daher an den künftigen Sokratesschüler Strepsiades die Frage stellen, ob er Gedächtnis und Redefertigkeit besitze, worauf Strepsiades jedesmal in einer für die Athener unterhaltenden Weise antwortet: Ein gutes Gedächtnis habe ich nur, wenn mir jemand Geld schuldig ist, und: Reden kann ich zwar nicht, aber betrügen kann ich. —

Diese sehr gut zusammenhängende Stelle verdirbt nun Damsté durch folgende Versumstellung: 488, 486, 487, 489, 490. Bei dieser Anordnung klafft zwischen den Versen 487 und 489 eine unerträgliche Lücke, die nur durch die rasche Wiedereinsetzung des v. 488 an seinen angestammten Platz ausgefüllt werden kann. —

S. R. Winans, Notes on Aristoph. Clouds. Americ. Journ. of Philology XVI, 1895, p. 73—77. —

Der Verf. beschäftigt sich mit der Erklärung von drei Stellen der Wolken. — In v. 179 hält er an G. Hermanns Schreibung θυμάτιον fest und glaubt einen Witz in der Amphibolie von ὑφείλετο zu erblicken. ὑφαιρεῖν sei ein mathematical term, with good punning possibilities, „substract“, „abstract“. Thales sei nämlich hier nicht als Weiser überhaupt genannt, sondern speziell als Geometer. Ich kann nach dieser Erklärung nicht einsehen, wie der noch ungelehrte Strepsiades diesen Terminus der Schule so rasch erfaßt und namentlich begriffen haben soll, wie das Stück Opferfleisch in den Besitz des Sokrates kam. Ich wenigstens verstehe dies nicht; allerdings gibt die Stelle nach der hergebrachten Exegese auch keinen befriedigenden Sinn. Man vgl. jetzt J. van Leeuwens Ausgabe und den Aufsatz in der Mnemos. XXVI, p. 422. — Ebensowenig hat mich Winans davon überzeugt, daß in v. 73 nach Feltons Vorgange bei ἐπίθετο die Mutter des Pheidippides als Subjekt zu denken sei und nicht Pheidippides selbst, da auf Pheidippides erst mit τουτονί in v. 77 zurückgekommen werde. Zu Pheidippides kehren die Worte des Strepsiades schon mit τοῦτον τὸν υἱὸν in v. 68 zurück. — Sehr zweifelhaft, namentlich aus scenischen Gründen, ist mir auch das Mittel, durch welches der von Dindorf, Meineke, Kock, Blaydes als unecht erklärte Vers 1474 für den Dichter gerettet werden soll. Winans sucht glaubhaft zu machen, daß Strepsiades vor seinem Hause an der Stelle des früheren Zeusbildes (vgl. v. 1234, 83, 1478) eine tönerne Statue des Dinos aufstellen ließ. Wann und wie dieser Wechsel der Scenerie vor sich gegangen sein soll, wird nicht angegeben.

Neu ist diese Erklärung übrigens keineswegs. Sie steht bei Fritzsche (1838) in der Ausgabe der Thesmoph. v. 748, bei Teuffel (1863) in der Ausgabe der Nubes. Vgl. Blaydes im Kommentar zur Stelle. Heidhues Neue phil. Rundschau 1898, p. 387 und Leeuwen Mnemos. XXVI, p. 220 und in der Ausgabe der Wolken beziehen das τουτονὶ τὸν οἶνον auf das von Strepsiades getragene Weingefäß. Diese Methode der Rettung des v. 1474 hat viel mehr für sich.

Ad. Römer, Zur Kritik und Exegese der Wolken des Aristophanes. — Sitzgsber. d. bayer. Akad. 1896. — S. 221—256.

Der Verfasser will zunächst durch einige Stellen der Wolken beweisen, daß an dem Sokrates des Aristophanes doch etwas mehr „echt ist, als die Maske". So leitet er aus vs. 144 ff. ab, daß Aristophanes die Manier des Philosophen kannte, den unscheinbarsten Gegenstand aufzugreifen und bedeutsame Erörterungen daran anzuknüpfen. Bei v. 234 habe man schon längst die Verspottung der Sokratischen Methode bemerkt, seine Behauptungen durch Beispiele aus dem täglichen Leben zu erläutern. Bei v. 704 ff. hebt Römer das Abspringen des Sokrates von einem Gegenstande zum anderen, bei v. 736 die heuristische Methode (so auch Kock), bei ἐξήμβλωκας in v. 137 die Maieutik des Sohnes der Phainarete, bei v. 741 ff. die Dialektik, das διαιρεῖν des Platonischen und Xenophontischen Sokrates hervor. In dem καλοί τε κἀγαθοί des v. 101 sieht Römer die erste und älteste Charakteristik der Sokratiker. — Der Verfasser bricht hierauf diesen gesponnenen Faden ab und behandelt auf S. 231—245 eine Reihe einzelner Stellen der Wolken. In v. 178 streicht Römer κάμψας ὀβελίσκον und hält sich an das Citat des Demetrios περὶ ἑρμηνείας 152 Sp.: κηρὸν διατήξας εἶτα διαβήτην λαβών, ἐκ τῆς παλαίστρας ἱμάτιον ὑφείλετο. Römer lehnt es ab, dieses κηρὸν διατήξας des Demetrios für eine Verwechslung mit dem Anfange des v. 149 und für einen lapsus memoriae zu halten, sondern sucht einen neuen eigentümlichen Zusammenhang dieser nicht zusammengehörigen Worte und glaubt, „daß der Spaß mit dem Flohsprung erst später hinzugedichtet wurde". In ähnlicher Weise werden auch die vss. 996—999 als eine „nachträgliche Zutat von seiten des Dichters" zu dem „abschließenden Gedanken" in vss. 994—995 erklärt. Ebensowenig haben mich andere Bemerkungen Römers in diesem Abschnitte überzeugt, wenn er z. B. in v. 556 ᾗ (sic) τὸ κῆτος ἤσθιεν lesen und κῆτος als Objekt nehmen will, indem er sich augenscheinlich auf eine unrichtige Angabe A. Martins über das Scholion in R. stützt. — Gelungener als dieser Abschnitt des Aufsatzes ist sein Schluß. Dort wird der Mißerfolg der „ersten Wolken" auf die Wiederholung des Problems der Erziehung aus den Daitaleis zurückgeführt. Die wei-

teren Bemerkungen sind dazu bestimmt, zu beweisen, daß in den Komödien des Aristophanes ein einheitlicher Grundzug der Hauptcharaktere nicht streng festgehalten wird.

J. van Leeuwen, Epistula critica de Aristophanis Nubibus. — Mnemosyne NS. XXVI, 1898, p. 205—236.

Der Aufsatz befaßt sich mit der Erklärung und Textkritik einzelner Stellen der Wolken. Von den vorgetragenen Konjekturen halte ich folgende für beachtenswert: in v. 720 ἐπὶ st. ἔτι, v. 721 φρουρὰς st. φρουρᾶς, v. 1102—1104. Die Worte des Dikaios πρὸς τῶν θεῶν—πρὸς ὑμᾶς sind an die Sokratiker gerichtet. V. 761 ἴλλε st. εἶλλε, v. 377 Beistrich nach ὄμβρου, nicht nach ἀνάγκην, v. 384 ὑγρότητα (nach V). st. πυκνότητα, Schol. Nub. 967 Düb. = 964 Ddf.: Στησιχόρου st. φησιν V., v. 974 ἀγεννές st. ἀπηνές, v. 1006 λεπτῷ st. λευκῷ, v. 594 ξυστήσεται st. ξυνοίσεται. Aus der Zahl derjenigen Vermutungen, die ich nicht billige, erwähne ich folgende: Die vss. 412—419 weist Leeuwen dem Sokrates zu. Da er aber 427—428 dem Koryphaios belassen muß, bleibt nichts anderes übrig, als auch die Einleitung dieses Gespräches 412—419 dem Chor, resp. dem Koryphaios zuzuweisen. Ähnlich verhält es sich mit den Versen 457—461, 462—464, 467—475. Leeuwen gibt sie dem Sokrates, in der Meinung, daß der Chor seine Partie bei 436 beendet hat. Da er aber 476—477 dem Koryphaios beläßt, ist diese Argumentation hinfällig. Wer diese Verse spricht, spricht auch die vorhin bezeichneten Abschnitte. Mit Recht also hat Bentley dies alles gegen die mss. dem Chore zugewiesen. Für v. 730 ἐξ ἀρνακίδων leugnet Leeuwen das Wortspiel mit ἐξαρνεῖσθαι, während seine eigene Erklärung noch weniger witzig ist. Die vss. 1113—1114 gibt er mit Unrecht dem Pheidippides und hat dies auch späterhin in der Ausgabe zurückgezogen. — Für v. 234 gibt L. die Bemerkung, daß der Vergleich mit der Brunnenkresse irgendwie direkt auf Worte des historischen Sokrates zurückgehe. Richtiger ist Kocks Auffassung, daß hier nur die Manier des Sokrates, Beispiele aus dem Alltagsleben zu geben, verspottet werden soll. — Die Epistula critica ist an Leeuwens Freund und Mitarbeiter M. B. Mendes du Costa anläßlich des ihm von der Amsterdamer Universität verliehenen Ehrendoktorates gerichtet. —

J. van Leeuwen, Ad Aristophanis Nubes observationes. — Mnemosyne NS. XXVI, 1898, p. 420—440.

Diese Abhandlung ist ihrem Charakter nach eine Fortsetzung des vorhergenannten Aufsatzes und bildet sowie dieser eine Grundlage der van Leeuwenschen Ausgabe der Nubes. Von den vorgelegten Stellenerklärungen ist nur einiges neu und hiervon nur weniges richtig. Bei mehreren Stellen hat der Verf. nur die Schwierigkeiten hervor-

geholen, ohne eine Lösung zu bringen. Bemerkenswert ist die Konjektur zu v. 248: τῷ δ' ἀγοράζετ'; st. τῷ γὰρ ὄμνυτ'; daß aber der v. 179 unecht sein und aus einer anderen Komödie stammen müsse, kann ich nicht billigen. Man versteht ihn nicht recht. Das ist alles, was man gegen den Vers einwenden kann. Es ist doch aber gar nicht zu verwundern, wenn wir nicht alle Scherze des Komikers verstehen! In der Tat hat van Leeuwen in der Ausgabe die Athetese nicht ausgesprochen. In v. 219 schreibt van Leeuwen ὦ, Σωκράτης! st. ὦ Σώκρατες, gewiß unrichtig. Strepsiades rief den Philosophen bescheiden an: ὦ Σώκρατες! und da dieser den Zuruf unbeachtet läßt, bittet Strepsiades den Schüler: ἀναβόησον αὐτόν μοι μέγα. Nicht also wird jetzt Sokrates zum erstenmal angerufen, wie van Leeuwen meint, sondern angeschrieen wird er zum erstenmal, während er früher nur angerufen worden war. Sonst hätte das μέγα keinen Sinn. Unwahrscheinlich ist für v. 276 die Schreibung εὐάητον st. εὐάγητον, in v. 523 αὐτὸς st. πρώτην, ebenda ist ἠξίωσα νῦν ἀναγεῦσαι st. ἠξίωσ' ἀναγεῦσαι unmetrisch, da es ganz einfach einen Fuß zu viel hat. — Daß in v. 556: Φρύνιχος πάλαι πεποίηχ', ἣν τὸ κῆτος ἤσθιεν der Komiker Phrynichos gemeint sei, wird weitläufig auseinandergesetzt. Kock hat dies schon längst zu Ran. v. 13 bemerkt. Nur spricht Kock richtig von der Andromeda, Leeuwen aber in der Mnemos. XXVI, p. 433 und in der Ausgabe p. 97 von der Andromache. Bei v. 676 wird Kleonymos als ein ehemaliger Apotheker ausgegeben. —

A. Platt, Three conjectures on the Clouds of Aristophanes. — Class. Review XIII, 1899, p. 428—429.

Verf. empfiehlt für Nub. 626 τοὐπιὸν (= τὸ λοιπόν) st. τοῦ βίου, für 744 ἀπόλυε st. ἄπελθε und für 1415 κλάειν δοκεῖς δίκαιον. Unter diesen drei Vermutungen ist jedenfalls die letzte die relativ beste. Sie schließt sich übrigens nahe an einen Gedanken J. van Leeuwens an. —

*S. Scaevola, A propos des Nuées d'Aristophane. Deux mots sur les Paphlagoniens. — Launoy, 1901.

Aristophanes, Vespae. A translation by F. G. Plaistowe. London 1893.

Aristophanes, Vespae, Translated into English by H. Hailstone. Cambridge 1896. 2 sh.

Beide Bändchen enthalten bloß eine Prosaübersetzung der Wespen, ohne Text und Anmerkungen. Plaistowe hat die von Holden ausgelassenen Verse ebenfalls übergangen. Dafür finden sich am Schlusse des Bändchens Test papers über die Wespen. — Bei Hailstone schlug ich v. 604 nach und fand τῆς ἀρχῆς als lokalen Genetiv aufgefaßt, was unrichtig ist.

The Wasps of Aristophanes. By C. E. Graves. Cambridge 1894.

Aristophanes. The Wasps. With introduction and notes by W. W. Merry. Second edition. Part I. Introduction and text. Part II. Notes. — Oxford 1898.

Beide Bändchen sind brauchbare Schulausgaben. Graves stützt sich in seinen Anmerkungen besonders auf Blaydes, dessen Name auch in der ausgewählten Varia lectio in den Fußnoten unterhalb des griechischen Textes häufig begegnet, ferner auf van Leeuwen und am meisten auf Rogers' Ausgabe. Bezüglich seines Verhältnisses zu der ersten Auflage (1893) der Ausgabe Merrys sagt der Herausgeber: Dr. Merry's edition I have refrained from consulting; though I knew how much I might profit by his wit and wisdom, and ripe scholarship. But I felt, as a friend once wrote of another book, that his notes are too recent to be the common prey of commentators. — Merrys Ausgabe behandelt in der Einleitung die literargeschichtlichen Verhältnisse des Stückes, seinen Inhalt und das Wichtigste über den Richterstand in Athen. Der Kommentar zeugt von dem Bestreben des Verfassers, zur Erklärung schwieriger Stellen etwas Neues beizutragen. — Nicht ganz einverstanden bin ich bei v. 604: πάντως γάρ τοι παύσει ποτέ, κἀναφανήσει | πρωκτὸς λουτροῦ περιγιγνόμενος τῆς ἀργῆς τῆς περισέμνου. Hier folgt Merry der Erklärung Jul. Richters, der τῆς ἀργῆς mit παύσει und περιγιγνόμενος verbindet. Merry sagt, dies sei ein Genetiv „of general reference". Die richtige Konstruktion gibt W. J. M. Starkie (ed. 1897), indem er ἀργῆς nur mit περιγιγνόμενος verbindet. Denn dieses Verb ist ἀπὸ κοινοῦ gestellt. Starkie geht nur in der Ausmalung des Vergleiches zu weit. — Die zweite Auflage der Ausgabe Merrys ist übrigens ein beinahe unveränderter Abdruck der ersten Auflage. Ein kurzer Zusatz am Schlusse der Noten S. 102 ist nicht von Belang. —

Aristophanis Vespae. A literal translation by J. A. Prout. London 1894.

Dieses Bändchen gehört zu der Serie von Kelly's keys to the Classics. Die in Prosa gegebene Übersetzung ist keineswegs wörtlich genau, sondern nur dem Sinne des Originals meistens angepaßt. Über schwierige Stellen, bei denen man durch die Übersetzung eine Erklärung der Konstruktion des griechischen Textes zu erhalten wünscht, kommt der Verfasser natürlich sehr leicht hinweg. Hält sich der Leser z. B. bei v. 604 an den Wortlaut der Übersetzung, so muß er im Texte τῆς ἀργῆς von πρωκτός abhängig machen, was ohne Zweifel fehlerhaft wäre.

The „Wasps“ at Cambridge. — The Athenaeum, 1897, No. 3657, p. 757. —

Der mit Γ. bezeichnete Referent berichtet über eine scenische Aufführung der Wespen durch das Greek Play Committee at Cambridge. Der Text war bedeutend gekürzt und in drei Akte zusammengezogen. Das Kostüm der Wespen wies nur die Farben Gelb und Schwarz auf. Die Musik stammte von Mr. Noble. Hervorgehoben werden in dem Berichte die schauspielerischen Leistungen der Vertreter der beiden Hauptrollen Philokleon und Bdelykleon, ferner die Lebhaftigkeit der Tänze des Chores. Die Aufführung unterhielt die Zuschauer auf das beste, hinterließ aber mehr den Eindruck einer „Burleske“ als den einer Komödie. — Trotz des Wohlwollens, mit dem der ungenannte Kritiker die Aufführung begleitet, ist zu ersehen, daß sich diese Komödie wegen der politischen Grundlage, auf der sie aufgebaut ist, zur Wiederbelebung vor einem modernen Publikum weniger eignet als manche andere. —

The Wasps of Aristophanes as performed at Cambridge November 19—24, 1897. With the verse translation by Benjamin Bickley Rogers, Cambridge 1897.

Dieses Bändchen ist von C. E. Graves herausgegeben, dessen Text und Kommentar der Wespen 1894 in Cambridge erschienen war. Graves hat nun den Text zu Zwecken der scenischen Aufführung auf 1149 Verse zusammengestrichen und hat dieser Auswahl die Übersetzung von Rogers beigefügt, welche in dessen bekannter Quartausgabe des Stückes (1875 London, George Bell and Sons) zu finden ist. Diese Übersetzung ist großenteils im Versmaße des Urtextes abgefaßt. Eine kurze Inhaltsangabe des Dramas hat Graves vorangestellt. —

Aristophanes' Wespen, in Versen übersetzt von N. J. Korniloff, Kasan 1900. (Russisch.)

Diese Kasaner Universitätsschrift enthält eine Übersetzung der Wespen (S. 1—80) mit einem Anhange von kurzen Anmerkungen (S. 81—95) von N. J. Korniloff unter der Redaktion und mit einer Einleitung (S. I—X) von Mischtschenko. In der Einleitung wird auf mehrere bekannte Werke hingewiesen. Die Anmerkungen beruhen auf den Scholien nach Bekkers Ausgabe, der Übersetzung von Seeger, dem Kommentar von Julius Richter und einigen Handbüchern. —

*Θοιβιδόπουλος Γ., Ἀνάλυσις τῶν Σφηκῶν τοῦ Ἀριστοφάνους. 1900. Ἁρμονία, Ἀπρίλιος, p. 207—221.

C. Robert, Ὄνοι πήλινοι. — Εφημερὶς ἀρχαιολογική III, 1892, Sp. 247—256. —

Auf Tafel XIII des bezeichneten Bandes ist die Abbildung des tönernen ὄνος zu sehen, den Robert beschreibt und in einer jeden Zweifel ausschließenden Weise erklärt. Das Geräte hat die Gestalt eines an der einen Schmalseite mittelst einer Stirnscheibe abgeschlossenen feinen Hohlziegels. Auch mit einer Wadenschiene, die mit einer Rundung das Knie deckt, ließe es sich vergleichen. Die Innenseite ist glatt, die Außenseite zeigt auf dem Rücken ein Schuppenornament, an den beiden Längsseiten Bildwerke, schwarzfigurige auf rotem Grunde oder rotfigurige auf schwarzem Grunde. Gewöhnlich sind Scenen aus dem Frauengemache dargestellt. Die Stirnfläche zeigt meistens einen weiblichen Kopf, entweder in erhabener Arbeit oder eingeritzt. Die Funde reichen von der Mitte des sechsten bis zum Schlusse des fünften Jahrhunderts. Robert widerlegt schlagend die Deutungen seiner Vorgänger und weist nach, daß dieses Instrument ein ἐπίνητρον oder ὄνος (Pollux X, 125) ist. Den näheren Gebrauch desselben liest Robert von einem Exemplar ab, auf welches ihn Th. Sophulis aufmerksam machte und das sich in dem Museum der Ἀρχαιολ. Ἑταιρία unter No. 5899 befindet. Es zeigt auf der einen Längsseite eine Darstellung seiner Handhabung. Die Hausfrau sitzt mit der Zubereitung der Wolle beschäftigt in der Gynaikonitis unter ihren drei stehenden Dienerinnen. Den Hohlziegel hat sie auf den rechten Oberschenkel gepreßt, so daß das Knie durch die Stirnscheibe des ὄνος gedeckt ist. Nun wird jedenfalls die Wolle feiner gemacht. Auf die weiteren Einzelheiten der Tätigkeiten dieser vier abgebildeten Frauen und besonders auf die Reihenfolge derselben will ich mich hier nicht einlassen, zumal auf mich die Ausführungen Roberts nach dieser Seite hin nicht mit gleicher Überzeugungskraft gewirkt haben, als der übrige Teil des wichtigen Aufsatzes. — Für Aristophanes kommt die Sache wegen Vesp. 616 in Betracht: κἂν οἶνόν μοι μὴ 'γχῇς σὺ πιεῖν, τὸν ὄνον τόνδ' ἐσκεκόμισμαι. Man begnügte sich bisher mit der Scholiastennotiz, daß es sich hier um ein ἀγγεῖον πότου handle. Nun lehrt Robert das einzig Richtige über diese Stelle. Philokleon wird, wenn er Richtersold nach Hause bringt, von seiner Frau verhätschelt. Verweigert ihm etwa sein Sohn einen Trunk, so gibt ihm ganz einfach die Frau einen tüchtigen Schluck aus dem ὄνος zu trinken, der zwar diesen Zweck nicht eigentlich hat, sich aber ausnahmsweise ganz gut dazu verwenden läßt. Ein gutes Stück der bisher dunklen Stelle wird damit jedenfalls erhellt, und es ist nicht rühmlich, daß die neuen Ausgaben der Wespen von Leeuwen, Green, Merry, Graves und selbst des fleißigen Starkie nichts davon wissen. Robert hält es übrigens für notwendig in v. 614 mit Meineke ἀλλ' ἢν (so schon Elmsley und Dobree) μή μοι ταχὺ μάξῃ zu lesen und hierauf eine Lücke anzunehmen. Letzteres wäre denn doch noch zu überlegen.

H. van Herwerden, Ad Vespas Aristophaneas. — Mnemos. NS. XXI, 1893, p. 441—454. —

Unter Berücksichtigung der im gleichen Jahre erschienenen Ausgaben der Wespen von Blaydes und van Leeuwen bringt van Herwerden 44 Bemerkungen zu diesem Stücke, von denen mir folgende sehr beachtenswert zu sein scheinen: 1. In v. 10 liest H. τὸν δαίμονα st. Σαβάζιον, 2. für v. 182 empfiehlt er Lentings Vermutung ἴδωμεν st. ἴδωμαι. 3. In v. 365 erklärt er μελίττιον richtig durch melliculum statt durch apicula. 4. In v. 402 schreibt er Τεισιάδη st. Τισιάδη. Man findet auch einige begründete Ablehnungen von Vermutungen der beiden damals neuesten Herausgeber. Die übrigen Bemerkungen halte ich teils für überflüssig, teils geradezu für verfehlt. Aus dieser Zahl kann ich hier aber nur einige wenige anführen. — Bei v. 635: καλῶς γὰρ ᾔδειν ὡς ἐγὼ ταύτῃ κράτιστός εἰμι. beklagt sich van Herwerden darüber, daß Leeuwen und Blaydes seine bereits ältere Vermutung κακῶς nicht zu kennen scheinen. Aber Starkie kennt diese Vermutung und gibt ihr dennoch keine Folge. Denn der Vers ist richtig überliefert; ᾔδειν ist natürlich dritte Person und Philokleon sagt, daß Bdelykleon sehr wohl wußte, welch großer Redner sein Vater sei. Nur habe Bdelykleon erwartet, Philokleon werde ihm den Sieg ohne Kampf überlassen. Vgl. meine Schrift de verborum lusu p. 23, welche Starkie hier richtig benutzt hat. Nicht hinreichend scheint mir von den Herausgebern bis jetzt noch das οὐχ in v. 634 erklärt zu sein. — In v. 668 will der Verf. περιπεφθείς durch ἐπιτερφθείς oder durch περιθαλφθείς ersetzen. Aber daß nichts zu ändern ist, ergibt sich aus Plutos v. 159 und aus andern Stellen, die Dindorf im Thes. anführt. — Auch der v. 774 ist nicht funditus depravatus, wofür ihn auch Leeuwen ansieht. Vgl. meine Bemerkung zu Leeuwens Aufsatz in d. Mnemos. NS. XXI, p. 106 über Vesp. v. 107. Bei v. 774 liegt der Sinn der Stelle auf der Hand. „Scheint draußen die Sonne (im Frühling), wirst Du vor Deiner Tür in der Sonne Recht sprechen. Schneit es, bleibst Du beim warmen Ofen. Regnet es, so kommst Du in das Haus herein und hältst Gerichtsitzung in Deiner Stube. Schläfst Du einmal bis in den langen Nachmittag hinein, so kann Dir auch kein Thesmothet einen Possen spielen.“ — Was soll hieran fehlerhaft oder unverständlich sein? — Unrichtig wird in v. 857 ἡδὶ mit ἡ χωλῆ erklärt, während Brunck ganz richtig ἡ ἀμίς ergänzte. — Als Anhang gibt H. noch eine unrichtige Konjektur ψιλῶν st. κοίλων zu Nub. 324. Es handelt sich nicht um den Gegensatz von ψιλός und δασύς, sondern um Hindernisse bei einem Vormarsche, Schluchten und Wälder. —

J. van Leeuwen, Ad Aristophanis Vespas observationes criticae. — Mnemos. NS. XXI, 1893, p. 105—116. —

Der Verf. teilt einige beachtenswerte Verbesserungsvorschläge zu dem Texte der Wespen mit, zu v. 199: τίθει statt ὤθει, zu v. 318: οἷόν τ' ἐξάττειν (st. ᾄδειν), zu v. 571—572: „τῆς εὐθύνης μ' ἀπόλυσον · ἐλεήσας." Nur kann der überlieferte Infinitiv ἀπολῦσαι erhalten bleiben und ἐλεήσας ist eine Vermutung Madwigs. Zu v. 795: καταπέττεις st. Hirschigs καταπέψεις (καθέψεις RU), zu v. 1132: νεανικῶς st. τριβωνικῶς, zu v. 1309 Φρυγί st. τρυγί. Diese Vermutung hat aber bereits Th. Kock in den Verisimilia p. 200 vorweggenommen. Zu vss. 1301 ff. behauptet Leeuwen mit Recht gegen Müller-Strübing, daß es sich in dieser Stelle bei Phrynichos, Antiphon u. a. nicht um die Staatsmänner und Redner dieses Namens handelt, sondern um gleichnamige Schauspieler, Sänger und Tänzer. Leeuwen schließt sich hierbei an Symmachos im Schol. zu v. 1302 an. Die übrigen Bemerkungen des Verf. sind mir sehr zweifelhaft. In v. 107 liest Leeuwen ὥσπερ μέλιττ' ἢ βομβυλιὸς ἐξέρχεται st. das überl. εἰσέρχεται. Aber die Präposition ἐξ paßt nicht zu dem Vergleiche, da Bienen und Hummeln mit dem gewonnenen Wachse heimwärts fliegen. Leichter würde ich mich für Useners τις ἔρχεται (Fleckeis. Jahrb. 1889 p. 375) entscheiden, wenn ich nicht die Überlieferung für ausreichend hielte. Es ist zwar richtig, daß εἰσέρχεσθαι nicht an sich domum reverti bedeutet. Es heißt aber auch nicht bloß „hineingehen", sondern auch „hereinkommen", und da Philokleon vor seinem Hause spricht, bedeutet „hereinkommen" an dieser Stelle so viel als domum reverti, weil dies der Zusammenhang mit sich bringt. —

Für v. 201 empfiehlt L.: καὶ τὴν δοκὸν πρόςθες · τὸν ὅλμον κτλ., für v. 726: οὐκ ἂν δικάσαι (st. δικάσαις). In den Text seiner Ausgabe hat L. diese zwei Vermutungen nicht gesetzt. — In v. 570 ersetzt L. das wegen ἀρνὸς φωνῇ unentbehrliche βληχᾶται durch βρυχᾶται. Für v. 1251 schlägt L. ein ungefälliges Asyndeton vor: οἶσε · συσκεύαζε st. Χρυσὲ συσκ. — In v. 1440 schreibt er λῴονα st. πλείονα, was auch Herwerden, Mnemos. XXI, p. 453 ablehnt. —

A. Willems, Notes sur les Guêpes d'Aristophane. Bulletins de l'Académie Royale de Belgique. — 3. Série. Tome XXVII. 1894. p. 403—421. —

In diesem Aufsatze behandelt Willems 10 Stellen der Wespen. Richtig wird in v. 326 der Ausdruck ψευδαμάμαξυν erklärt unter Beiziehung von Ri. 630: ψευδατραφάξυος πλέα. Aischines, der Sohn des Sellos, wird mit einem verwilderten Weingarten verglichen. Bei Aischines schießt das Lügenunkraut überall hervor. — Mit Recht verteidigt Willems in v. 774 die Überlieferung: ὕοντος εἴσει. Zu beachten ist auch für v. 1495 die Erklärung von κοτυληδών als Schenkelknochen und für v. 1062 die Auffassung von μαχιμώτατοι in dem Sinne von kriegslustig,

nicht in dem Sinne von kriegstüchtig. Von ἄλκιμοι ἐν μάχαις ist sodann μαχιμώτατοι weit verschieden. — Mit den übrigen Bemerkungen bin ich nicht einverstanden. In der Verspartie 529—545 betrachtet Willems nicht nur v. 530 mit van Leeuwen als unverständlich, sondern hält auch die Verse 529, 538, 539 und bei der jetzigen Interpunktion die vss. 531—536 bei der herkömmlichen Anordnung der Stelle für ebenso unbegreiflich. Er beantragt die folgenden Umstellungen und Änderungen: ΧΟΡ. 526—28 νῦν δὴ — φανήσει . . ., ΒΔ. 538 καὶ μὴν — γράψομαι ἐγώ. 529 ἐνεγκάτω — τάχιστα. ΧΟΡ. 531—536 μὴ κατὰ — ἁπάντων. Εἴπερ — κρατῆσαι . . . ΦΙΛ. 530 ἀτὰρ — παρακελεύῃ: 539 τί γάρ, φάθ' ὑμεῖς, — κρατήσῃ; ΧΟΡ. 540—545. Οὐκέτι — κελύφη. Den Ausdruck κίστη (529) scheint er, obwohl er es nicht ausdrücklich angibt, für die Bezeichnung des Behälters für die Schreibrequisiten zu halten, φάθ' in v. 539 für den Imperativ, und dem v. 530 gibt Willems den unrichtigen Sinn: „Was bist Du für ein Mensch, wenn das die Art ist, mit der Du mich ermutigst". — In der Stelle 758—759 sollen die Worte μή νῦν ἔτ' ἐγὼ ἐν τοῖσι δικασταῖς | κλέπτοντα Κλέωνα λάβοιμι den Sinn haben von: μὴ γὰρ οὖν ζῴην ἔτι (Eur. Or. 1147). Dem steht wohl v. 762 entgegen. — Über v. 1172 δοθιῆνι σκόροδον ἠμφιεσμένῳ sagt Willems nur, daß die Forunkel durch den Kontrast den Gedanken an den Knoblauch hervorruft, der ein anreizendes Mittel sei. Es war offenbar, wie noch heute, ein beliebtes Hausmittel, Knoblauch oder Zwiebelscheiben oder Schalen auf ein Geschwür zu legen, um es rascher zur Zeitigung zu bringen. — Unrichtig wird in v. 1370: ὥσπερ ἀπὸ τύμβου πεσών als παρὰ προσδοκίαν statt ἀπὸ κύμβου gesagt betrachtet, weil ἀπ' ὄνου πεσών diesen Doppelsinn habe. Ferner behauptet Willems, die κρεκάδι' αὐλῆς in v. 1215 seien les tapisseries du logis, was nicht neu ist. In v. 131 bedeute αὐλήν nicht den Hof, sondern die ganze Wohnung. — Vgl. S. 194 des Ber.

E. S. Thompson, Notes on the Wasps of Aristophanes. — Classical Review IX, 1895, p. 306—307. —

Die verderbte Stelle 341—344, innerhalb deren auch Leeuwen noch zwei Kreuze stehen ließ, will der Verf. in folgender Weise herstellen: ταῦτ' ἐτόλμησ' ὁ μιαρὸς χα | νεῖν; ὁ Δημολογοκλέων οἶδ' | ὅτι λέγεις σύ τι περὶ τῶν νε | ῶν ἀληθές. Kleon selbst werde durch den zusammengesetzten Eigennamen als das große Mundstück oder Sprachrohr des Volkes bezeichnet. Den Bdelykleon in dieser Weise zu benennen, habe keinen Sinn. Letzteres wird man gerne zugeben, ohne jedoch die Stelle bereits für geheilt zu erachten. — Die v. 538, 539 gibt der Verf. beide dem Bdelykleon und verändert zu diesem Zwecke in v. 539 με in μή (!). Thompson beruft sich darauf, daß auch in der metrisch entsprechenden Partie die Antistrophe des Chores zweimal durch je zwei Verse des

Philokleon unterbrochen werde. — Eine weiterreichende Bemerkung widmet der Verf. den vss. 1037 ff. und 1284—1291. Es seien nicht bloß die Ritter und die Wespen, sondern auch die dazwischen fallenden Wolken gegen Kleon gerichtet gewesen, freilich indirekt. Sokrates und die Sophisten erscheinen als diejenigen, welche die jungen Sykophanten heranzögen, jene Anklägerbrut, welche die Partei Kleons bildeten und die athenischen Bürger durch zahlreiche γραφαὶ ξενίας vor den Richterstuhl des Polemarchen (v. 1042) brächten. Leider muß der Verf., um den Text diesem Gedanken anzupassen, in v. 1037 μετ' αὐτοῦ st. μετ' αὐτὸν schreiben. Meines Erachtens würde bei der Konstruktion μετά τινός τινι ἐπιχειρῆσαι von zwei Angreifern gesprochen werden, die gemeinsame Sache machen, nicht von zwei Angegriffenen, die zusammengehören. — Schließlich beschäftigt sich Thompson mit den vss. 1050 und 1119. In 1050 sei ἐπίνοιαν unerwarteterweise gesetzt für ἐπιχνοίαν, ein sonst unbekanntes Wort, das eine Bedeckung der Enden einer Wagenachse (χνόα) bedeute. In v. 1119 nimmt der Verf. Anstoß an dem dreifachen μήτε und dem doppelten Sinne von λαβών bei gleichem Objektskasus. Er schreibt also: μήτε κώπης μήτε λόγχης μηδὲ φλύκταιναν λαβών.

H. Jackson, Conjectures of the late Richard Shilleto on Aristophanes Wasps 903, 922. — Proceedings of the Cambridge Philological Society, 1897; XLVI—XLVIII. S. 19. —

Jackson teilte in der dritten Versammlung des J. 1897 in der Philological Society zu Cambridge eine Bemerkung Richard Shilletos mit, die dieser Gelehrte 35 Jahre vorher zu Wespen 903 und 922 gemacht hatte. In diesen 2 Versen kommt ein αὖ vor, welches nicht gerade notwendig zu sein scheint. Shilleto wollte daher beide Male αὖ gesetzt und dem zweiten Hunde zugeteilt wissen, damit auch dieser Labes das eine Mal seine Gegenwart, das andere Mal sein Mißvergnügen durch einen kräftigen Naturlaut bekunde, da ja auch der erste Hund (902) αὖ αὖ gebellt hatte. — Ich würde diese Zerreißung der beiden Verse, obwohl sie etwas Komisches an sich hätte, dennoch nicht anempfehlen, da das Proanaphonema des ersten Hundes außerhalb des Trimeters steht. —

W. Vollgraff, Note sur un vers d'Aristofane. — Revue de l'université de Bruxelles. II. année, 1897, p. 713—715. —

Der Verfasser, „candidat en philosophie et lettres“, behandelt Vesp. 81—82: Νικόστρατος δ' αὖ φησιν ὁ Σκαμβωνίδης | εἶναι φιλοθύτην αὐτὸν ἢ φιλόξενον. Nach der Erklärung der Scholien wird φιλοθύτης gewöhnlich in dem Sinne verstanden, als würde hier der Stratege Nikostratos wegen Bigotterie oder Pietismus verspottet. Da aber unmittelbar vorher Amynias als φιλόκυβος und Derkylos als φιλοπότης lächerlich

gemacht werden, schließt Vollgraff mit Recht, daß es sich dem Nikostratos bei den fleißig dargebrachten Opfern in erster Reihe um die mit dem Opfer verbundene Schmauserei handelt. Also nicht als abergläubiger Frömmler, sondern als weltlich denkender Schätzer dampfender Fleischschüsseln wird Nikostratos vom Komiker vorgestellt. Vollgraff verweist auf die Verbindung von θύειν καὶ εὐωχεῖσθαι bei Ps.-Xenoph. Respubl. Ath. IX; ferner auf Xenoph. Mem. II, 3, 11, Pherekrates frag. 153 Kock, Juv. Sat. XI, 85 und auf die Komödie Φιλοθύτης des Metagenes (Meineke I, p. 221, Kock CAF. I, 708), deren Titel er in dem gleichen Sinne wie Vesp. 82 deutet. —

W. M. Ramsay, The slaves in the Wasps. — The classical Review XII, 1898, p. 335—337. —

Der Verf. spricht in diesem Artikel über Vesp. v. 433: ὦ Μίδα καὶ Φρὺξ βοήθει δεῦρο καὶ Μασυντία. In überzeugender Weise wird dargelegt, daß man den in diesem Stücke auftretenden Sklaven Sosias als Phryger und den Xanthias als Lykier aufzufassen habe. Unsicher aber bleiben die weiteren Vermutungen des Verfassers. Er identifiziert den Xanthias mit dem im v. 433 genannten Masyntias und den Sosias mit dem Μίδας ὁ καὶ Φρύξ! Von letzterer Wendung sei in v. 433 der Vokativ gebraucht, wobei der Artikel wegfalle. Mit Midas und Phryx sei ein und derselbe Sklave bezeichnet, nämlich Sosias. In den Wespen kämen also nicht fünf Sklaven vor, sondern nur zwei, nämlich Sosias und Xanthias. Der vom Verf. beabsichtigte Beweis für diese These wird allerdings auf gelehrtem Apparate aufgebaut. Aber Ramsay gibt doch selbst zu, daß er ein Analogon zu Μίδα καὶ Φρύξ, wenn darunter nur eine Person gemeint wird, nicht vorführen könne. In dem Namen Masyntias sieht der Verf. nicht eine Ableitung von μασᾶσθαι (Masucius, Manducus, Μαίσων), sondern findet in dem zweiten Teile von Μα-συντίας eine auffallende Ähnlichkeit mit dem Namen Ξανθίας und erinnert daran, daß wir nicht wissen, welchen lykischen Lokalnamen die Griechen durch ihr Ξάνθος wiedergaben. Im v. 433 liege eine spöttische Umschreibung der beiden Sklavennamen Sosias und Xanthias und zwar „a mock-heroic invocation". — Vor allem ist gegen Ramsay zu bemerken, daß die Situation, in welcher Bdelykleon seine Sklaven zu Hilfe ruft, eine Umschreibung ihrer Namen durchaus nicht wahrscheinlich macht. Vielmehr ruft er so viele Sklaven als nur möglich herbei. Daher sind Midas, Phryx und Masyntias drei von Sosias und Xanthias zu trennende Eigennamen. Es ist nicht ausgeschlossen, daß wirklich mehrere πρόσωπα κωφά auf diesen Ruf herbeieilten. Aber durchaus notwendig ist diese Annahme nicht. Für die Darstellung genügte es auch vollkommen, wenn auf den Ruf des Herrn, der gewissermaßen sein ganzes Gesinde aufzählt, Sosias und Xanthias zu Hilfe kommen. —

T. G. Tucker, Various Emendations. — Class. Review XII, 1898, p. 23.

Aus Aristophanes wird nur Vesp. 765 ff. behandelt. Es wird mit Recht hervorgehoben, daß in dem Verse ταύτης ἐπιβολὴν ψηφιεῖ μίαν μόνην der Genetiv ταύτης nicht leicht die Magd bezeichnen kann, von der im Vorhergehenden gesprochen wird. Auch sei eine Geldstrafe von einer Drachme für eine Sklavin keine Kleinigkeit. Tucker läßt also den Philokleon nicht eine Geldstrafe, sondern nur einen Schlag mit dem Pantoffel diktieren: βλαύτης ἐπιβολὴν ψηφιεῖ μίαν μόνην. Zu bemerken ist, daß kein Grund zur Annahme vorliegt, Philokleon wolle eine milde Strafe aussprechen. Im Gegenteil! — Vgl. v. 106.

E. White, Note on Aristoph. Wasps, 107—110. — Class. Rev. XII, 1898, p. 209.

Die Verfasserin stellt die Frage, ob der Vergleich mit der Biene und der Hummel, welchen die vss. 107 und 108 enthalten, auch auf die vss. 109—110 auszudehnen sei. Sie beruft sich hierbei auf Aristot. H. A. 9, 40, weil es dort heiße: ὅταν δ' ἄνεμος ᾖ μέγας, φέρουσι λίθον ἐφ' ἑαυτοῖς ἕρμα πρὸς τὸ πνεῦμα. Ferner wird auf Virg. Georg. IV, 194 und Aristoph. Av. 1137 und 1429 hingewiesen. — Dies alles aber hat mit den Versen Vesp. 109—110 nichts zu schaffen. Die Stelle ist z. B. bei Leeuwen ganz gut erklärt.

A. Willems, Note sur un passage des Guêpes. — Bulletins de l'Académie Royale de Belgique. 3. Série; tom. XXXVII, 2, 1899, p. 898—900. —

Willems beantragt, den ganzen v. 565 zu streichen. προστιθέασιν betrachtet er als absolut gebraucht. Als gutes Beispiel für diesen Sprachgebrauch führt er Plat. Rep. I, 339 B an, σὺ δὲ προστίθῃς, während sich gegen Dem. IV, 20 als Analogon und auch gegen Thuk. III, 45 Einwendungen erheben lassen. Dieses προστιθέασιν, meint Willems, wurde durch die Glosse κακὰ πρὸς τοῖς οὖσιν erklärt, und da diese Worte zufällig zu den anapästischen Tetrametern paßten, fügte ein Abschreiber aus Eigenem: ἕως ἂν (τις) ἰσώσῃ τοῖσιν ἐμοῖσιν hinzu. Das ἀνιῶν bietet „Notre meilleur manuscrit, le Ravennas“ nicht, sondern Dindorf hat es aus dem Venetus in den Text gezogen. — Ich habe den Eindruck, daß diese künstliche Methode, den Vers entstehen zu lassen, seiner Athetese nicht zur Empfehlung dient. Jedenfalls aber ist die Bemerkung von Willems zu beachten, daß Philokleon, der in den v. 548—558 die ungetrübte Glückseligkeit des Richterstandes preist, nun plötzlich auch bei ihm große Sorgen als selbstverständlich annimmt. —

J. Vürtheim, De Heliaeis Atheniensibus. — Mnemos. NS. XXVIII, 1900, p. 228—236.

Die Abhandlung beschäftigt sich mit der Auslosung der heliastischen Gerichtshöfe, der Zuweisung der Sitzungslokale an dieselben und mit der Zahl, den Namen und der örtlichen Lage dieser Gebäude. — Der Verf. gelangt zu folgender Aufzählung: τὸ Τρίγωνον, Παράβυστον, Μέσον, Βατραχιοῦν, Φοινικιοῦν, τὸ Μητίχου, Ὠιδεῖον, Στοὰ ποικίλη; dazu kommt noch die Ἡλιαία und als zehntes Lokal dasjenige, dessen Namen Vürtheim bei Aristoph. Vesp. 1109 in den nach seiner Ansicht verderbten Worten πρὸς τοῖς τειχίοις verborgen glaubt. Mit welchem Rechte Herm. Hitzig zu Pausan. I, 28, 8: τὸ μὲν οὖν καλούμενον Παράβυστον im Kommentare bemerke: „Vielleicht geht darauf Ar. Vesp. 1109", behauptet der Verf. nicht zu verstehen. Hitzig gibt diese Bemerkung nur als eine Vermutung, indem er Vesp. 1109—1110, sowie Dindorf, ohne Beistrich nach τειχίοις abdruckt: οἱ δὲ (δικάζουσι) πρὸς τοῖς τειχίοις ξυμβεβυσμένοι πυκνόν. Aus diesem Citate muß man schließen, daß Hitzig wegen des Ausdruckes ξυμβεβυσμένοι das Lokale, welches bei Pausan. I, 28, 8 und bei Pollux VIII, 121 Παράβυστον heißt, in den Worten des Aristophanes erwähnt glaubt. Dann müßte man also das Παράβυστον mit dem τὸ πρὸς τοῖς τειχίοις genannten Lokale identifizieren. Und da Aristophanes dieses Lokale von dem in v. 1108 genannten Lokale der Eilfmänner unterscheidet, müßte man an der Richtigkeit der Nachricht des Pollux a. a. O. zweifeln, daß die Eilfmänner im Παράβυστον richteten. Die Stelle des Pollux ist jedenfalls in weniger vertrauenswürdiger Weise überliefert, als das zwar bis jetzt nicht verstandene, aber in kritischer Hinsicht unanfechtbare πρὸς τοῖς τειχίοις. Vürtheim hat sich nur durch die Ausgabe von Leeuwen irreführen lassen, der zu Vesp. 1109 τειχίοις bemerkt: „hanc vocem non intellego, vereor autem, ut sit integra." Unrichtig ist auch die Ansicht Meinekes, welcher Mauern der Häuser, wie in Eccl. 497, verstand. Es sind ohne Zweifel Reste alter Befestigungen, die im Gegensatze zu den Μακρὰ τείχη mit dem Deminutiv bezeichnet werden. Wo sie lagen, weiß ich leider nicht. — In seinem ersten Teile beschäftigt sich der Aufsatz Vürtheims mit Schol. Aristoph. Plut. 277. Für einen Teil dieses Scholions wird in überzeugender Weise Aristot. Politeia c. 63 und col. XXXII Kenyon als Quelle nachgewiesen. Bei Dübner pag. 340 Z. 26 erklärt der Verf. die Worte: μέχρι τοῦ κ als unrichtigen Zusatz des Scholiasten. Ich weise darauf hin, daß dieser Teil des Scholions weder in R noch in V steht. —

C. Robert, Die Scenerie des Aias, der Eirene und des Prometheus. Hermes XXXI, 1896, S. 530—577.

C. Robert, Zur Theaterfrage. Hermes XXXII 1897 S. 421—453.

C. Robert, Gött. Gel. Anz. 1897, S. 27 ff.

In dem erstgenannten Aufsatze gibt Robert nicht bloß ein Bild von der Vorstellung, die er sich von der Scenerie der Eirene macht, sondern bespricht auch scenische Fragen, welche die Thesmophoriazusen und die Frösche betreffen. Reichlich beschäftigt er sich mit dem Ekkyklema. Aus dem Bereiche der Acharner bespricht Robert das ἀναβάδην in v. 399 (S. 537). Euripides habe auf dem Knie geschrieben. ἀναβάδην komme nur in der Bedeutung „mit hochgezogenen, auf dem Sitzbrett gestellten Beinen vor“. Robert beruft sich hierbei auf Blaß, dessen Auffassung er nur weiter ausführe. — Der Artikel „Zur Theaterfrage“ nimmt nur selten direkten Bezug auf die Komödie, konnte aber hier um so weniger ungenannt bleiben, als Robert auch in diesem Aufsatze gegen die neueren Bearbeitungen der Theaterfragen, insbesondere gegen Bethes Prolegomena Stellung nimmt, deren Widerlegung die Kritik im Gött. Gel. Anz. vorzugsweise gewidmet ist. Über die Scenerie der Vögel wird daselbst S. 36 gehandelt. Vgl. auch den Bericht über Bemerkungen Roberts zu Aristophanes Vögeln im Hermes, 1898, XXXIII, 4. —

P. H. Damsté, Emblemata apud Aristophanem, Xenophontem, Lucianum. Mnemos. NS. XX, 1892, p. 147—151. —

Aus Aristophanes behandelt der Verf. nur Pac. v. 1009 ff. κᾆτα Μελάνθιον | ἥκειν ὕστερον ἐς τὴν ἀγοράν, | τὰς δὲ πεπρᾶσθαι, τὸν δ' ὀτοτύζειν, | εἶτα μονῳδεῖν ἐκ Μηδείας, | ὀλόμαν ὀλόμαν, ἀποχηρωθεὶς | τᾶς ἐν τεύτλοισι λοχευομένας | τοὺς δ' ἀνθρώπους ἐπιχαίρειν. | — Der Verf. bezeichnet es als den Gipfel der Geschmacklosigkeit, Verse aus einer „tragoedia omnibus notissima“ parodierend anzuführen und vorher anzugeben, dies sei eine Monodie aus der Medeia. Nicht also Aristophanes könne dies hier verschuldet haben, sondern es handle sich in v. 1012 nur um ein in den Text geratenes Glossem, was sich auch durch das ungefügige εἶτα verrate. —

Man würde dem Verf. vielleicht beistimmen, wenn die parodierten Verse nachweislich aus der Euripideischen Medeia herstammten. Aber bekanntlich ist dies nicht der Fall. Denn die Beziehung unserer Stelle auf Eur. Med. 96, die schon den Scholiasten beschäftigte, ist offenbar nicht zutreffend. Soll aber Melanthios als Tragiker verspottet werden, oder als Protagonist in der Medeia seines Bruders Morsimos, so ist die Nennung des Stückes vollkommen gerechtfertigt. — Eine Beziehung auf die Euripideische Medeia läßt auch Nauck nicht zu, der unsere Stelle unter Melanthios und unter den Adespota (No. 6. Μήδεια) behandelt. TGF. p. 760 und 838. Nauck will mit Fritzsche den v. 1012 aus der Medeia des Morsimos entlehnt wissen und erkennt eine Medeia des Melanthios nicht an.

Herwerden, der sich ebenfalls dieser von Volkmar Fritzsche herrührenden Ansicht anschließt, hat aus den Versen des Aristophanes die Textworte des Morsimos glücklich hergestellt. Vgl. das zu Herwerden Mnemos. XXIV p. 206 Gesagte.

J. van Leeuwen, Ad Aristophanis Pacis vers. 18. — Mnemos. NS. XX, 1892, p. 300.

Der Sklave, der dem Kantharos sein übelriechendes Futter reichen soll, beklagt sich hierüber in v. 17 mit den Worten:

17. οὐ γὰρ ἔθ' οἷός τ' εἴμ' ὑπερέχειν τῆς ἀντλίας.

Mit dem nächsten Verse rafft er sich zu einem Entschlusse auf:

18. αὐτὴν ἄρ' οἴσω συλλαβὼν τὴν ἀντλίαν.

J. van Leeuwen tadelt hieran die Verbindung von ἀντλία mit συλλαβεῖν und die Wiederholung desselben Wortes in zwei aufeinander folgenden Trimeterschlüssen. Gestützt auf das Scholion im Codex Rav.: ἀντὶ τοῦ τὴν σκάφην κτλ. empfiehlt daher Leeuwen κάρδοπον zu schreiben statt ἀντλίαν. — Für mich ist diese Behandlung der Stelle nicht überzeugend gewesen. —

Herwerden hingegen ist in seiner Ausgabe bereit, seine in der Mnemos. NS. (1896) XXIV, p. 310 vorgelegte Vermutung τῆς ναυτίας für τῆς ἀντλίας (v. 17) zu Gunsten van Leeuwens κάρδοπον (st. ἀντλίαν v. 18) zurückzuziehen. Im Texte hat Herwerden nichts geändert, sondern begnügt sich damit, in beiden Versen Kreuze zu setzen, während doch im schlimmsten Falle nur der eine von ihnen verderbt sein kann. —

H. van Herwerden, Emendatur Aristoph. Pac. 451. — Mnemos. NS. XXIII, 1895, p. 454.

Die Stelle lautet:

450 Χο. κεἴ τις στρατηγεῖν βουλόμενος μὴ ξυλλάβοι,
451 ἢ δοῦλος αὐτομολεῖν παρεσκευασμένος,
452 ἐπὶ τοῦ τροχοῦ στρεβλοῖτο μαστιγούμενος.

Im v. 451 liest der Verf. ᾗ statt ἤ, weil er es für einen Unsinn hält, daß der Chor den Sklaven — si ad hostes transfugissent (!) — mit schrecklicher Strafe drohe, da sich doch niemand darum kümmerte, utrum (servi) paci faverent an adversarentur. (!) Aber hier mit ᾗ einen Vergleich in die Stelle einzuführen ist gewiß unpassend. Ich halte es demnach auch weiterhin mit dem Scholiasten, der in v. 451 eine persönliche Anspielung sucht. Indessen ist zuzugestehen, daß zum vollen Verständnisse der Überlieferung etwas zu fehlen scheint. — Im XXIV. Bande der Mnemosyne 1896, p. 272 gibt auch Herwerden selbst zu, daß ἢ δοῦλος in dem Sinne von ἢ ὡς δοῦλος beibehalten werden könne. —

H. van Herwerden, Ad Aristophanem eiusque scholiastas. — Mnemos. NS. XXV, 1897, p. 206—208.

Herwerden tadelt bei Ar. Pac. 282: καὶ τοῖς Λακεδαιμονίοισιν ἀλετρίβανος den Artikel, weil Aristophanes Λακεδαιμόνιοι im Plural stets ohne Artikel gebrauche. Darum schreibt Herwerden: καὐτοῖς Λακεδαιμονίοισιν. Aber diese Textänderung hat schon längst O. Bachmann, Conject. obs. Aristoph. spec. I Göttingen 1878, p. 43 ff. vorgeschlagen und Uckermann, Über den Artikel bei Eigennamen in den Kom. d. Ar. Berlin 1892, S. 8 hat sie gebilligt. Ich bin anderer Meinung. Λακεδαιμόνιοι ist ebenso sehr eine adjektivische Ableitung als οἱ Λακωνικοί, das den Artikel regelmäßig hat. Einen allgemeinen grammatischen Grund kann es also dafür nicht geben, daß Aristophanes im Plural gewöhnlich Λακεδαιμόνιοι setzt. Jener Grund ist vielmehr auf anderem Gebiete zu suchen. Verstärkt man einen Siebensilbner wie Λακεδαιμονίοισιν noch um den Artikel, so ist ein übergroßer Teil des Trimeters damit ausgefüllt. Darum vermeiden dies natürlich die Komiker und der knappe, feinfühlige Lysias. Aber Thukydides schreibt τοῖς Λακεδαιμονίοις (I, 72), τοὺς Λ. (I, 72). Es ist daher ganz natürlich, daß auch Aristophanes einmal τοῖς Λακ. schreibt, nämlich an einer Stelle, an welcher der Artikel sehr passend ist, um den Gegensatz zu v. 269: ἀπόλωλ' Ἀθηναίοισιν ἀλετρίβανος scharf hervorzuheben. In v. 282 ist es sehr zweckmäßig, daß neben dem langen Λακεδαιμονίοισιν für keinen weiteren Gedanken Platz sei, weil es nicht bloß die Silben, sondern auch den Sinn des Verses ausfüllt. Daß Aristophanes regelmäßig οἱ Λακωνικοί mit dem Artikel schreibt, hat seinen Grund nicht allein in der adjektivischen Ableitung des Wortes — wie Uckermann S. 8 meint —; denn aus diesem Grunde müßte auch bei Ἀθηναῖοι regelmäßig der Artikel stehen. Vielmehr schreibt man so regelmäßig οἱ Λακωνικοί, weil der Rhythmus hier den Gebrauch des Artikels befördert. — Die übrigen Bemerkungen van Herwerdens enthalten Verbesserungsvorschläge zu den Scholien zu Pac. 143, 536, 607, 633, 835, 850, 1063, 1169, 1196, von denen einzelnes Beachtung verdient. Auch werden einige Lesarten aus Cobets Kollation des Codex Venetus mitgeteilt, die sich in der Leidner Bibliothek befindet. —

R. Y. Tyrrell, Aristophanes, Pax, 741—747. — Hermathena, vol. X, No. XXIII, 1897, S. 100—101.

Der Verfasser beschäftigt sich in diesem Aufsatze mit der bekannten Umstellung der Verse 742: τοὺς φεύγοντας — ἐπίτηδες und 743: ἐξῆλασ' — παρέλυσεν. Tyrrell verteidigt die überlieferte Versfolge, schreibt aber φεύζοντας (= „crying φεῦ") statt φεύγοντας. In der Tat läßt sich φεύζοντας mit Ἡρακλέας leichter verbinden als φεύγοντας.

Richtig scheint auch die Bemerkung, daß die nach vorgenommener Umstellung entstehende Verbindung: δούλους . . φεύγοντας nicht ohne Anstand ist, weil davongelaufene Sklaven ἀποδράντες zu heißen pflegen. In dem κλάοντας καὶ τούτους findet Tyrrell die Bestätigung seiner Vermutung, insofern diese Worte einen parallelen Ausdruck in dem Vorhergehenden voraussetzen lassen. —

A. Willems, Notes sur la Paix d'Aristophane. — Bulletins de l'Académie Royale de Belgique. — 3. Série, tom. XXXVII, 2, 1899, p. 861—898.

Willems bezeichnet die Friedenskomödie als dasjenige Stück des Aristophanes, welches durch die Überlieferung am meisten gelitten habe. Daher seien in dem Texte der Pax mehr Interpolationen anzunehmen als in anderen Komödien. Zwar die vss. 87—89, 98, 273 seien nicht mit Sicherheit als interpoliert zu bezeichnen, noch weniger v. 850, den Willems geradezu geistreich findet, wohl aber seien die vss. 420, 744, 1218 bestimmt zu athetieren. Nach dergleichen allgemeineren Bemerkungen behandelt Willems 16 Stellen der Pax. Mit Glück verteidigt Willems die Überlieferung der vss. 47—48. — κεῖνος ist nicht Kleon, sondern der Kantharos, ὡς κεῖνος ἀναιδέως wird durch ὅτι οὕτως ἀναιδέως erklärt. Ein Analogon bietet Plat. Phaid. 89. A. ἐθαύμασα . . τοῦτο, ὡς ἡδέως κτλ. d. h. τοῦτο, ὅτι οὕτως ἡδέως κτλ. Gerechtfertigt wird auch μετεωροκοπεῖς in v. 92 und in v. 364 genügt es: οὔκουν, ἣν λάχω: als Fragesatz zu schreiben. In v. 507 bedeutet πρὸς τὴν θάλατταν, daß Aristophanes auch hier, wie sonst öfters, die Athener auffordert, sich auf die Seeherrschaft zu verlegen und für die Flotte keine Auslage zu scheuen, hingegen die Hegemonie zu Lande den Spartanern nicht durch den Landkrieg streitig zu machen. Für dieses politische Programm des Aristophanes verweist Willems auf Ach. 163, 646—651, Equ. 1366, Eccl. 197. Auch solle der Richtersold nicht die Einnahmen Athens aufzehren: Ran. 1463—1466, Pac. 505. — Die Verse 715—717 seien nicht obscön, sondern bezögen sich nur auf die Freitafeln bei Festlichkeiten. Ausführlich sind seine Bemerkungen über die Hestiaseis und die Kreanomien. Überzeugend ist die Athetese des v. 896: ἐπὶ γῆς παλαίειν, τετραποδηδὸν ἑστάναι, der nur aus Glossemen zu dem v. 897: πλαγίαν καταβάλλειν, ἐς γόνατα κύβδ' ἑστάναι besteht. Dieser v. 897 ist nur durch Cod. R erhalten und es ist ἱστάναι, nicht ἑστάναι zu schreiben. Diese Konjektur des Hotibius wird nach dem Wegfalle des v. 896 auch wirklich vollkommen plausibel, da die Theoria das Objekt ist, ebenso wie bei καταβάλλειν. Schön ist die Erklärung des Σείου σὺ ταχέως in v. 960 genau nach dem Scholiasten: πρὸς τὸ ἱερεῖον λέγει, da das Opfertier durch Nicken und Schütteln seine Zustimmung zur Tötung geben mußte. Das

Wasser wird durch Eintauchen eines Feuerbrandes gereinigt und geweiht (v. 959) und zuerst reinigt Trygaios vor dem Opfer seine Hand, indem er die Finger in das Wasserbecken steckt, dann wendet er sich an das Opfertier, besprengt es mit Wasser, namentlich spritzt er ihm einige Tropfen in die Ohren (Schol. Apollon. Rhod. I. v. 425), damit sich das ἐπινεύειν bald vollziehe. Dann befiehlt er dem Sklaven, ihm das Körbchen mit der Opfergerste zu reichen, schüttet davon dem Schafe einige Körner auf die Stirne und weist den Sklaven an, sich seinerseits die Hände zu reinigen. Deshalb übernimmt Trygaios zeitweilig das Wassergefäß (ταύτην v. 961). Wenn dann Trygaios und sein Sklave auch die Zuschauer mit Wasser besprengen (v. 971), so geschieht dies mittelst des περιῤῥαντήριον, nicht mittelst des δαλίον (v. 959), wie Blaydes angibt. — Klar ist schließlich noch, daß in v. 1178 λινοπτώμενος durch ein hinzugedachtes ὡς zu ergänzen ist. Ruhig und sicher, wie bei der Jagd, wird der Bauer auch in der Feldschlacht stehen. — Nicht beistimmen kann ich den übrigen Resultaten des wertvollen Aufsatzes. v. 451 betrachtet Willems als interpoliert, in v. 568 schreibt er μὴ καλῶς κτλ., in v. 605 τοῦδ' ὑπῆρξε Φειδίας, bei v. 874 stellt er in Abrede, daß ἐπαίομεν einen unanständigen Doppelsinn habe. M. E. erzählt der Sklave prahlerisch, daß er auf dem ganzen Wege zu den Dionysien in Brauron seine Theoria — gut unterhalten habe. Ich finde daran nichts zu bemängeln. Auch in der Stelle 891 – 893 τοὐπτάνιον — λάσανα will Willems von obscönem Doppelsinn nichts wissen, sondern beschränkt sich darauf, auseinanderzusetzen, daß die Βουλή ein Küchenlokal zur Herrichtung großer Schmausereien besaß. Diese Darstellung über die öffentlichen Bewirtungen ist sehr lesenswert, sie hindert aber nicht die Annahme eines lusus verborum, den die Stelle augenscheinlich enthält. — In v. 1110 gibt Willems Σπονδή nicht dem Hierokles, sondern dem Sklaven und erklärt ταυτί als σπλάγχνα. Aber Hierokles drängt sich ungestüm als Teilnehmer am Opfer auf und darum erhält er sofort bei seinem Ausrufe Σπονδή (μετὰ τῆς σπονδῆς) eine Maulschelle als seinen Anteil an dem Opfer. Hierokles verwindet dies, da seine Aufmerksamkeit ganz auf das Opferfleisch gerichtet ist. Bei dieser Erklärung hat man die mss. für sich. — In v. 1168 streicht Willems ἐσθίω κἀπέχω und mit Cobet ἐκπεπρισμένα in 1135. Auch den Beistrich nach οὐρησόμενα in v. 1266 und die Erklärung: ἵνα δεῦρο προαναβάλληται τὰ τῶν ἐπικλήτων (ᾀσμάτων) ἅττ' ᾄσεται kann ich nicht billigen. —

J. B. Bury, Some observations on the Peace of Aristophanes. — Hermathena, No. XXVI, 1900, p. 89—98.

Der Aufsatz Burys stellt im ganzen eine Kritik der Oxforder Ausgabe von Hall und Geldart (1900) dar. Zunächst wird der Stand-

punkt gebilligt, den die Herausgeber auf p. 3 der Praefatio und in ihrem Texte in gewissen metrischen Fragen einnehmen. Bury behandelt sodann einige Stellen verschiedener Komödien. z. B. in Equ. 526 sei ῥήξας ποτ' ἐπαίνῳ zu schreiben. Für Equ. 814 vertritt Bury die Konjektur Starkies: μεστὴν πυρῶν ἐπιχειλῆ und für Wesp. 1020 die Konjektur ὥστ' statt εἰς desselben Gelehrten. Der Rest des Aufsatzes ist einer Anzahl Stellen der Friedenskomödie gewidmet. Man erhält daraus den Eindruck, daß Bury den Oxforder Text mit den Ausgaben von Blaydes und van Herwerden (1897) verglich und nun solche Stellen behandelt, in denen Hall und Geldart nach Burys Ansicht allzu konservativ verfuhren. Bei einigen Interpunktionen, bei der Zuteilung des v. 350 an Trygaios und auch bei einer Anzahl von Lesarten dürfte Bury im Rechte sein, aber nicht bei allen. z. B. in Pac. 42 würde ich das vortreffliche und verhältnismäßig feine Διὸς καταιβάτου durchaus nicht nach dem Scholiasten des Cod. R. in σκαταιβότου ändern. Auch würde ich im v. 116 nicht mit Bury μετοικήσων statt μετ' ὀρνίθων anempfehlen. —

Gli Uccelli di Aristofane tradotti in versi italiani da Augusto Franchetti con introduzione e note di Domenico Comparetti. — Città di Castello 1894.

Die Einleitung Comparettis gliedert sich in zehn Abschnitte. Behandelt werden die äußeren Daten über das Stück, Fabel, Charakter und Tendenz dieser Komödie, welche Comparetti wesentlich vom politischen Gesichtspunkte aus auffaßt. Daher sind die Abschnitte 5—8 der Schilderung der politischen Lage und der Stimmung Athens zur Zeit des Stückes gewidmet. Zugleich kommt im 8. Abschnitte das symbolische Element in den Personen und Handlungen dieser Komödie zur besonderen Geltung, so daß ich diesen Abschnitt als den Kern der Darstellung Comparettis hervorheben würde. Im neunten Abschnitte wird die Stellung des Dichters zu religiösen Fragen und im letzten Kapitel die Rollenverteilung behandelt. — Quellen werden in dieser Einleitung nicht genannt. Auch die ziemlich zahlreichen Fußnoten, die einen fortlaufenden Kommentar zur Übersetzung bilden, enthalten sich fast vollständig der Literaturangaben. Ihrem Inhalte nach sind sie allerdings auf das große Publikum berechnet, für welches das Büchlein insofern Bedeutung haben dürfte, als eine Übersetzung der Vögel in Italien seit Capellina, also seit dem J. 1852 nicht erschienen ist. Die gereimte Übersetzung Franchettis schließt sich, wie er in seinem Vorworte selbst auseinandersetzt, genauer an den Text an, als dies bei der Übersetzung der Wolken und der Frösche der Fall war. Franchetti folgt im allgemeinen dem Texte Theodor Kocks,

nennt auch Christian Muff bezüglich der Verteilung der lyrischen Partien und den Kommentar von Blaydes, während ich im übrigen nur Italiener berücksichtigt sehe, darunter vorzugsweise Piccolomini, aber auch Zuretti, Romagnoli, Franchi und für ornithologische Fragen Guelfo Cavanna. Die griechischen Trimeter werden in gleicher Anzahl durch endecasillabi sciolti, dagegen die trochäischen und anapästischen Tetrameter durch Octonare und Septenare wiedergegeben. In italienischen Strophen auch nur einen entfernten Begriff von der rhythmischen Bewegung des Originals in den lyrischen Partien zu geben, bezeichnet Franchetti als eine difficoltà quasi insuperabile. Größere Mühe würde es allerdings gemacht haben!

The Birds of Aristophanes in English rhyme for English readers translated from the Greek by S. Hodges, London 1896.

Der Herausgeber bemerkt in seinem Vorworte, daß er erst nach Vollendung seiner Übersetzung die Arbeit Kennedys kennen lernte, die doch aber schon 1874 erschienen war. Von der Aristophanesliteratur habe er nur die Schulausgabe der Vögel von Parker und „Süverns Essay" benutzt. Das ist allerdings nicht viel literarisches Gepäck. Die gereimte Übersetzung liest sich leicht und angenehm. Es ist eine Paraphrase, welche Anmerkungen beinahe überflüssig machen will. Der Philologe, der nach der Erklärung schwieriger Stellen sucht, findet seine Rechnung nicht dabei. Ich weise z. B. auf v. 16 hin: Τηρέα, | τὸν ἔποφ', ὃς ὄρνις ἐγένετ' ἐκ τῶν ὀρνέων, wo Hodges übersetzt: Where Tereus lives, who changed into a bird, From flighty Athens, is the Hoopoo named. Unter ὄρνεα also versteht Hodges „leichtsinnige Athener", konstruiert offenbar nach dem Muster von ἀγαθοὶ ἐξ ἀγαθῶν, βασιλεῖς ἐκ βασιλέων, ἀστὸς ἐξ ἀστῶν und bleibt uns die Erklärung des Artikels bei τῶν ὀρνέων schuldig. Hierin liegt der Beweis für die Unrichtigkeit seiner Auffassung. —

E. Romagnoli, Versione poetica degli Uccelli d'Aristofane con prefazione di A. Franchetti. Firenze 1899.

Dieses Bändchen ist E. Piccolomini gewidmet und wird von A. Franchetti mit empfehlenden Worten eingeleitet. Franchetti hebt rühmend hervor, daß Romagnoli in dieser Übersetzung mit feinstem ästhetischem Geschmacke die „prosa poetica" vermied, die er als „ibrido vecchiume che una moda, venuta d'oltr' Alpe tenta oggidì di ridorare a nuovo" bezeichnet. Sodann anerkennt er die Leistung seines Konkurrenten mit den Segenswünschen „dell Ettore omerico per Astianatte" als ein „capolavoro". Romagnoli seinerseits wieder verzichtet darauf, eine Einleitung zu den „Vögeln" zu geben, indem er auf die Einleitung Domenico Comparettis zu Franchettis Übersetzung

hinweist. — Die Übersetzung ist gereimt, beruht, wie der Autor selbst angibt, auf der vierten (sic!) Auflage der Theodor Kockschen Ausgabe, ist auf das große Publikum berechnet, liest sich leicht und ist auch durch einige Fußnoten erläutert. —

E. Piccolomini, Nuove osservazioni sugli Uccelli d'Aristofane con la collazione del Codice Vaticano-Urbinate 141. — Studi italiani di filol. class. I, 1893, p. 443—448. —

Der erste Teil der Abhandlung S. 443—460 enthält eine genaue Beschreibung und Inhaltsangabe des Cod. Vat. Urb. 141 und die Kollation der Vögel auf der Grundlage der Bergkschen Ausgabe. Nach Picc. ist Cod. U unabhängig von R und V und ist von R weiter entfernt als von der Gruppe VAM. Innerhalb dieser Gruppe steht U näher dem Parisinus (A) und dem Ambrosianus (M) als dem Venetus (V). — Die Besprechung von 29 Textstellen der Aves und von 3 Scholien zu diesem Stücke (S. 460—484) sind eine Fortsetzung der Osservazioni sugli Uccelli, welche der Verf. im J. 1877 in der Riv. di filol. V, p. 181—201 herausgab. —

Ich teile hieraus zuerst eine Reihe von Bemerkungen mit, die mir sehr beachtenswert scheinen. 1. V. 59 wird nach dem Vorgange Vahlens beibehalten. — 2. In v. 95 wird dem Ausdrucke οἱ δώδεκα θεοὶ der Sinn einer Freundesparole, etwa „Gut Freund!“ gegeben. — 3. Bei der Wendung πᾶσι νικᾶν τοῖς κριταῖς in v. 445 macht P. auf ihren sprichwörtlichen Charakter aufmerksam. — 4. In v. 469 empfiehlt P. zur besseren Verbindung der Verse τοῦδ', εἰ καὶ zu lesen, statt τουδί, καὶ. — 5. In v. 525 wird vor κἂν τοῖς ἱεροῖς ein Kolon gesetzt. Der Ausdruck ἱερὸν wird nach Thuk. IV, 90 (vgl. Classen) nicht auf den Tempel, sondern auf den geweihten Umkreis desselben bezogen. — 6. In v. 531 wird die La. ἕτερον in dem Sinne von „auch“ verteidigt; vgl. Av. 152 und 1139. — 7. Nach Wieseler (Nov. Sched. p. 8) wird v. 642 als echt bezeichnet. P. erklärt τὰ παρόντα = ἅ ἐμοὶ πάρεστι als Ausdruck der Bescheidenheit des Gastgebers. — 8. Für v. 1025 empfiehlt P. die Versteilung der mss. — τί; fällt dadurch dem Peithetairos zu. — 9. In v. 1361 setzt P. nach εὔνους keinen Beistrich. Der Patraloias werde relativ so wohlwollend behandelt, weil der junge Mann so schlagfertig sei. — Den übrigen Bemerkungen Piccolominis könnte ich mich der Hauptsache nach nicht anschließen. — 10. Bei v. 10 hält P. das Scholion des cod. Vat. Urb.: εἰρωνείᾳ für unangemessen. Meines Erachtens wäre ein solches Schol. zu v. 10 weniger unangemessen als vielmehr unzureichend. Da aber Cod. R: ἐρωτηματικῶς gibt, wird man in jenem εἰρωνείᾳ des Cod. Vat. Urb. wohl nur eine falsche Auflösung einer abgekürzten Schreibung seiner Vorlage zu sehen haben. — 11. v. 41 wird als Einschub be-

zeichnet. Eine richtige Verteidigung des Verses findet man bei J. van Leeuwen, Mnemos. NF. XXIX, S. 444 ff. — 12. In v. 65 erklärt P. Λιβυκὸν ὄρνεον durch ein Wortspiel mit λιβάς, λίβος, λείβω. Ὑποδεδιώς sei = οὐρητικός! Ich für meinen Teil löse die in dem Verse liegende Schwierigkeit dadurch, daß ich in Ἐπικεχοδώς den präpositionellen Bestandteil stark hervorhebe. — 13. In v. 92 sei ὕλην nicht statt θύραν gesagt, sondern statt πύλην. Durch den Anklang an den Singular πύλην werde an die Sophokleische Diktion (des „Tereus", vgl. v. 100) erinnert. — 14. In v. 321 habe πρέμνον πράγματος πελωρίου einen obscönen Nebensinn. — 15. Im Schol. v. 189 sei ἐπιχωρῆσαι st. ὑποχωρῆσαι zu lesen. — 16. In v. 199 wird allerdings βαρβάρους ὄντας πρὸ τοῦ mit Recht in dem Sinne von βαρβαρίζοντας verstanden. Aber gegen Kock hätte P nicht hervorheben sollen, daß τὴν φωνὴν an unserer Stelle „il significato speciale di lingua" besitze, sondern daß es hier speziell den Sinn von „griechischer Sprache" hat, welche dem Athener als die einzige menschenwürdige Sprache erscheint. Gab es doch ehemals auch Italiener, welche nur la lingua di Dante für eine wirkliche „Sprache" erklärten, während sie andere Sprachen nur für einen susurro hielten. — 17. In v. 265 soll χαραδριὸν μιμούμενος eine harmlose und burleske Verhöhnung der Stimme des Schauspielers, der den Epops gab, enthalten. — 18. In v. 270 gehöre οὗτος noch zu den Worten des Euelpides. — 19. In v. 293 findet P. den Sinn, daß die 4 Musiker (vgl. Hiller, N. J. f. Ph. 121, p. 178) auf einem erhöhten Platze Aufstellung nehmen. P. versteht darunter die Stufen der Thymele. — 20. In v. 317 liest P. λεπτὼ σοφιστά (Vat. Urb.). — 21. v. 492 gibt P. dem Euelpides und zwar mit der La. ὑποδησάμενοι. — 22. In v. 553 liest P. Γηρυόνα st. Κεβριόνα. — 23. Im Schol. 553 bezieht P. die Worte ὃν ἐχειρώσατο ἡ Ἀφροδίτη nicht auf Kebriones, sondern auf Porphyrion. — 24. Das Schol. im Vat. Urb. zu v. 680: ταῦτα πρὸς ἑαυτὸν λέγει ὁ Ἀριστοφάνης, ὅτι τῷ ἔαρι ἐν ἄστει τελοῦσι τὰ Διονύσια hält P. für besser als die bisher bekannten. Aber wahrscheinlich sind dies nur zwei bereits bekannte Scholien in unrichtiger Verbindung, nämlich ὦ ξουθή. ταῦτα ὡς πρὸς τὴν ἀηδόνα λέγει ὁ A. und ἠρινοῖς· ὅτι τῷ ἔαρι ἐν ἄστει τελοῦσι τὸ Διονύσια. — 25. Nach v. 888 vermißt P. die Einladung an die Götter, an dem Opfer teilzunehmen. — 26. In v. 1012 hält P. den Ausdruck πληγαὶ συχναὶ κατ' ἄστυ für eine Parodie von Aisch. Sept. 345 κορκορυγαὶ δ' ἂν ἄστυ. — 27. In v. 1253 gibt P. τί; der Iris in dem Sinne von: „Was wirst Du mir dann antun?" — 28. Bei φιλύρινον Κινησίαν in v. 1375 hebt P. die Bemerkung des Euphronios hervor, daß die Dichtung des Kinesias als eine „leichte Ware" erscheine. — 29. In den v. 1392—1394 besinge Kinesias, meint P., die Wolken als sein Element und vergleiche sie mit Vögeln. Daher

sei v. 1394 zu streichen als ungeschickte Übertragung aus v. 254. — 30. In v. 1410 setzt P. nach οἴδ' das Fragezeichen; nach πτεροποίκιλοι den Punkt. Der Sykophant spreche mit sich selbst und beantworte selbst die von ihm gestellte halblaute Frage. v. 1411 sei ein Anruf des Frühlings, weil dieser die Armut erträglicher mache. — 31. In den vss. 1561—1563 tritt P. für die Beibehaltung des überl. ἀπῆλθε ein, das er dem homerischen (Od. XI, 97) ἀναχασσάμενος entsprechen läßt. In v. 1563 liest P. mit Blaydes αἷμα (st. λαῖμα). Wieso Aristophanes ἀπῆλθε und ἀνῆλθε fast nebeneinander gebrauchen konnte, wird nicht erklärt. — 32. Im v. 1628 schreibt P. δοκεῖς; und gibt dem Triballer: σοὶ καυνάκα βακταρὶ κροῦσα. —

E. Piccolomini, Ὑπαγωγεύς. Critica ed esegesi di un frammento di Ermippo e di un luogo degli Uccelli die Aristofane. Rendiconti della R. Acc. dei Lincei, 1893, Serie V, vol. II, p. 101—117. —

Der Verf. beschäftigt sich in diesem Aufsatze mit Hermippos fr. 69 Kock I, p. 246 und mit Aristoph. Av. 1149—1151: ἄνω δὲ τὸν ὑπαγωγέα | ἐπέτοντ' ἔχουσαι κατόπιν ὥσπερ παιδία | τὸν πηλὸν ἐν τοῖς στόμασιν αἱ χελιδόνες. | Piccolomini stützt sich auf Schol. 1150 zu ὑπαγωγεύς· ἐργαλεῖον οἰκοδομικόν, ᾧ ἀπευθύνουσι τὰς πλίνθους πρὸς ἀλλήλας und erklärt ὑπαγωγεύς als „archipendolo", d. i. Senkblei. ὥσπερ παιδία erklärt er durch „wie Kinder sc. etwas hinter sich (κατόπιν) nachschleppen, anstatt es zu tragen". ἄνω verbindet er offenbar mit ἐπέτοντο und in dem Asyndeton findet er keinen Anstoß; denn er übersetzt p. 104: „e in alto svolazzavano le rondini con l' ὑπαγωγεύς dietro, come fanciulli, e col cemento nel becco." Die Schwalben also betrachtet er als die eigentlichen Maurer bei dem Mauerbaue, und die Enten tragen ihnen die Ziegel herbei. — Aber ἄνω mit ἐπέτοντο zu verbinden, hat keinen Zweck, weil es sich hier nicht darum handelt, daß die Schwalben gute Flieger sind. Und der Schwanz der Schwalbe sieht meines Wissens keinem Gegenstande weniger ähnlich als einem Senkblei. (Valentini Lexikon: Archipênzolo, Bleischnur, Bleiwage. — Bleischnur: piombino, archipenzolo, scandaglio. — Scandaglio, Senkblei.) Ein Senkblei hat auch der Scholiast nicht gemeint, sondern ein eisernes Werkzeug, mit dem der Maurer den zwischen den Ziegeln hervorquellenden Mörtel abstreicht oder glatt streicht. Und der Vergleich mit Kindern, den Piccolomini meint, läßt sich nicht in dieser Weise abkürzen, wie es im griechischen Text geschieht. Und warum setzt Piccolomini in seiner Übersetzung die kopulative Partikel (e) ein, wenn das Asyndeton ebensogut paßt? Kurz, die Schwierigkeiten, welche die Überlieferung hier darbietet, sind geblieben und Piccolomini hat sie durch seine Erklärung nur vermehrt. Auch die Engländer Kennedy, Merry, Blaydes, Hickie

(1901) sind in ihren Ausgaben der Vögel über die von Meineke und Theodor Kock nachgewiesenen Mängel der Stelle nicht hinweggekommen. — Für mich steht fest, daß ἄνω mit ἔχουσαι verbunden werden muß; ferner, daß ὑπαγωγεύς ein Werkzeug ist, mittelst dessen der Maurer den Mörtel streicht und abstreicht (also = ξυστήρ). Daß das zuletzt stehende χελιδόνες als Subjekt für fast drei Verse ausreiche, ist hier in der Tat unwahrscheinlich. — Vgl. d. Ber. S 245. —

Pio Franchi de' Cavalieri, La Panoplia di Peitetero e di Euelpide. — Studi italiani di filologia classica. vol. I, 1893, S. 485—511.

Ausgehend von Av. v. 435, in welchem die Ausrüstung des Peithetairos und des Euelpides als πανοπλία bezeichnet wird, sucht der Verfasser dieses mit sorgfältiger Benutzung der Literatur geschriebenen Aufsatzes die einzelnen Teile der komischen Ausrüstung genau zu bestimmen. Das Wesentliche ist hierbei, daß die χύτρα (v. 357, 358, 386) nach Franchis Ansicht als Schild verwendet wird. Auf dem Haupte tragen die beiden Reisenden ihren Filzhut. Um die Augen zu schützen werden τὼ τρυβλίω (v. 361, 387) vorgebunden. Kocks Ansicht, daß ein Schutzwall aus Töpfen gebildet werde, lehnt Franchi ab, ebenso Wieselers Deutung der τρύβλια als Schilde. Ich stimme bezüglich der τρύβλια mit Franchi überein, ebenso in der Festhaltung der überlieferten La. προσθοῦ (v. 361). Hingegen bin ich der Meinung, daß Peithetairos bei v. 357 dem Euelpides und sich selbst einen Kochtopf, den jeder bei sich führte (v. 43), als Helm auf den Kopf setzt. Diese einfache komische Wirkung konnte sich Aristophanes nicht entgehen lassen. Als Schild verwendeten sie den flachen Korb, in welchem sie den Kochtopf und die Speisenäpfchen samt den Myrtenzweigen (v. 43) getragen hatten. Weil sie diesen geflochtenen Schild bereits am Arme führen, wird im v. 357 nichts davon erwähnt, da die Sache für die Zuschauer augenfällig ist. So werden alle Schwierigkeiten beseitigt, welche nach Franchis Erklärung noch übrig bleiben. — Ich kann dem Verf. auch bezüglich der beigezogenen Stelle Equ. 1171 nicht völlig beistimmen, weil er meint, in den Worten καὶ νῦν ὑπερέχει σου χύτραν ζωμοῦ πλέαν sei das Wort χύτραν statt ἀσπίδα gesagt, während es doch wegen des Anlautes mit χ nur παρὰ προσδοκίαν statt χεῖρα gesetzt ist. Wichtig ist dies darum, weil von einer Ähnlichkeit einer χύτρα mit einem Schilde keine Rede sein kann. — Im übrigen wird die Behandlung einiger Gefäßnamen und der Statuen der Ἀθηνᾶ Παρθένος, Πρόμαχος und Πολιάς für manchen von Interesse sein. —

R. Helm, De Aristophanis Avium versu 586. — Neue Jahrb. f. Phil. und Pädag., 147. Bd., 1893, p. 399—400. —

Helm behandelt den Vers: ἡ δ' ἡγῶνται σὲ θεὸν σὲ βίον σὲ δὲ γῆν σὲ Κρόνον σὲ Ποσειδῶ, und erklärt denselben als in dieser Schreibung vollkommen richtig überliefert. Die bisherigen Emendationsversuche werden mit Recht abgelehnt. —

J. van Leeuwen, Ad Aristoph. schol. Av. 100. — Mnemos. NS. XXII, 1894, p. 45.

Zu den Textworten des Epops: τοιαῦτα μέντοι Σοφοκλέης λυμαίνεται | ἐν ταῖς τραγῳδίαισιν ἐμὲ τὸν Τηρέα gibt der Scholiast die Notiz, Sophokles habe den Tereus in dem gleichnamigen Stücke in der Vogelgestalt auf die Scene gebracht und fügt hinzu: ἐν ᾧ ἔσκωψε πολλὰ τὸν Τηρέα. Mit diesem Zusatze gibt der Scholiast, wie man sieht, das λυμαίνεται des Aristophanischen Textes wieder, indem er dabei den Gedanken des Komikers wenigstens der Hauptsache nach ziemlich richtig auffaßt. Denn das Komische dieser Stelle liegt zum guten Teile darin, daß es gerade ein Tragiker wie Sophokles ist, der den Tereus vor aller Welt lächerlich gemacht haben soll. Somit ist das Scholion unangetastet zu lassen. — Leeuwen aber legt in den Ausdruck ἔσκωψε des Scholiasten zu viel hinein, erklärt es für unmöglich, daß ein Tragiker seinen Helden absichtlich lächerlich gemacht habe, schreibt daher ἐφ' ᾧ ἔσκωψε statt ἐν ᾧ ἔσκωψε und nimmt hierzu Aristophanes als Subjekt. — Leeuwen wiederholt diese seine Ansicht in der Mnemos. NS XXIV, p. 339. —

E. Romagnoli, L'azione scenica durante la parodos degli Uccelli d'Aristofane. — Studi ital. di fil. class. II, 1894, p. 155—160. —

Der Verf. verfolgt in diesem Aufsatze das Bestreben, sich die scenische Darstellung der Parodos der Vogelkomödie genau zu vergegenwärtigen. Insbesondere beschäftigt er sich mit der Frage, in welchem Augenblicke und bei welchem Verse der Vogelchor die beiden Athener wirklich erblickt, von deren Anwesenheit der Epops in den vss. 317—326 gesprochen hatte. Romagnoli will feststellen, daß erst die Worte κόπτε πρώτην τὴν θύραν in v. 365 einen Beweis dafür liefern, daß die Vögel den Peithetairos und seinen Genossen gesehen haben, während ein solcher Beweis bis zum v. 354 nicht vorliege. Hingegen hätten Peithetairos und Euelpides die Vögel gleich bei ihrem Anrücken beobachtet (von v. 268 an) und hätten sich rechtzeitig hinter einem Baum oder einem Felsen, der zur Bühnenausstattung gehörte, den Blicken der Vögel entzogen. Ihre Entdeckung vollziehe sich während der Verse 354—357. So treffe also das χορευτὰς ἠλιθίους παρεστάναι der bekannten Acharnerstelle (Ach. v. 443) auf unsere Parodos nicht zu. — Ich stimme mit Romagnoli in der Hauptsache überein, bin aber der Ansicht, daß schon die Worte τώδ' οἰμώζειν ἄμφω v. 347 und das τώδ'

ἀποφυγόντε με (v. 351) voraussetzen lassen, daß die Vögel der beiden Männer ansichtig geworden waren. Dieser Fortschritt der Handlung hatte sich also vielleicht bei ἰὼ ἰὼ (v. 343) vollzogen und war die Veranlassung der Antistrophe, während für die Strophe (ἔα ἔα v. 327 ff.) der Bericht des Epops als Grund der Aufregung des Vogelchores ausreicht. —

L. Młynek, Zu Aristophanes. — Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien. XLVI, 1895, p. 488—489.

Der Verfasser führt Av. 54—60 an (τῷ σκέλει θένε τὴν πέτραν. | Εὐ. σὺ δὲ τῇ κεφαλῇ κτλ.) und bezieht dieselbe unter Hinweis auf Karl Schenkls Ausführungen in der Germania VI, 381 auf ein altes arisches Kinderspiel, dessen Reflex in der Gegend von Wieliczka in einem polnischen Kinderspiele noch heute zu Tage trete. Der Verfasser beschreibt dieses Kinderspiel sehr ausführlich. Die Kinder verwandeln sich angeblich in Vögel, wählen sich einen König, und dieser gibt jedem mitspielenden Kinde einen Vogelnamen. Ein bis dahin im Gebüsche verstecktes Kind tritt nun hervor bis zu einem weißen flachen Steine, der vor dem Könige liegt. An diesen Stein stößt das Kind dreimal mit dem Beine und ruft dabei: „Puk, puk, puk!" Auf die Frage des Königs: „Wer da?", antwortet das Kind: „Ein Engel vom Himmel". Auf die Frage: „Was ist Dein Begehr?", sagt es: „Vögel" und auf die Frage: „Welchen Vogel?" nennt es z. B. den Habicht. Der König hält nun Umfrage, ob der Habicht da ist. Ist er nicht da, — so muß wohl der Suchende wieder abziehen, ist aber der Habicht da, so nimmt ihn der Engel mit sich hinter das Gebüsch und erscheint dann abermals, bis endlich alle Vögel abgeholt sind. — Dies in Kürze der Hergang des von Młynek erzählten Spieles, dessen Witz wohl auf das Erraten eines Namens hinausläuft. — Der Erklärung der Aristophanesstelle, die, wenn ich so sagen darf, nur einige Bummelwitze (v. 54, 55, 57) anbringen will, würde ich eine so weithergeholte Beziehung nicht zu Grunde legen. —

B. Perrin, Notes on the νέκυια of Peisandros, Aristoph. Av. 1553—1564. Transactions of the American philological association, vol. XXVII, p. XXXIV—XXXV der Proceedings for July, 1896. —

Perrin behandelte in seinem Vortrage die bei Aristoph. Av. 1553 ff. vorhandene Parodie der Nekyia des Odysseus. Insbesondere sucht er die umstrittene Lesart ἀπῆλθε Av. 1561 zu rechtfertigen. Er nimmt zu diesem Zwecke an, daß der Homertext, dessen sich Aristophanes bediente, bei λ 38 eine Lesart enthielt, welche dem ἀπονόσφι τραπέσθαι bei κ 528 entsprach. Ursprünglich sei nämlich die Stelle λ 35—49 mit κ 526 ff. wörtlich gleichlautend gewesen, und Aristophanes habe diesen

Text entweder auf dem Wege mündlicher Überlieferung kennen gelernt, oder er habe ein Exemplar besessen, das die von den Alexandrinern notierte Interpolation einiger Verse noch nicht aufwies. Perrin beruft sich hierbei auf den Umstand, daß auch die Homercitate bei Platon Unterschiede gegenüber der Vulgata aufweisen. — An der Lesart ἀπῆλθε halte auch ich fest, jedoch ohne die Schlüsse, die Perrin auf den Homertext des Aristophanes zog, für zwingend zu halten. Denn der Komiker hat, als er jene Parodie hinwarf, sein Homerexemplar gewiß nicht nachgesehen. —

A. Willems, Notes sur les Oiseaux d'Aristophane. — Bulletins de l'Académie Royale des sciences, des lettres et des beaux-arts de Belgique. — 3. Série, tom. XXXII, 1896, p. 603—635.

A. Willems behandelt mehr als ein Dutzend Stellen der Aves zumeist in konservativem Sinne, indem er eine überlieferte Lesart durch eingehende Erklärung als richtig zu erweisen sucht. Für v. 76 τότε μὲν weist Willems auf Plat. Phaidr. 261 D hin: τότε μὲν δίκαιον, ὅταν δὲ βούληται ἄδικον. — In v. 82 und 569 wird σέρφος (Wesp. 352) als „fourmi blanche", eine weiße, in Griechenland einheimische Termitenart erklärt. V. 293 ἐπὶ λόφων erklärt er durch ein Wortspiel. Vgl. meinen Jahresbericht 1880, S. 168. Zu v. 492: ὑποδησάμενοι verweist er auf Aristoph. Eccl. v. 30 ff. — Bei 769 ff. findet er nur den Schrei des Schwanes hervorzuheben, nicht aber den „Gesang des Schwanes" oder gar ein Lied eines Schwanenchores. In v. 823 verteidigt er καὶ μὲν οὖν gegen Haupt durch den Hinweis auf Soph. Ant. 31: καὶ δὴ μὲν οὖν παρόντα und Aisch. Pers. 1000: καὶ πλέον ἢ παπαῖ μὲν οὖν. — Auch an λῷστος will er festhalten. In 942 liest er: στρατῶν nach dem Parisinus A und beruft sich dabei auf Lübbert, Rh. Mus. 1886, p. 468. In v. 1221 wird καὶ νῦν in dem Sinne von „quae quum ita sint" erklärt. In v. 1392 setzt Willems nach ἀέρα den Schlußpunkt. Das folgende εἴδωλα κτλ. gehört dann dem Dithyrambos des Kinesias an. In v. 1395 liest er ἀλᾶδρομον (= ἀλήδρομον) statt ἀλάδρομον. Der überwiegende Teil dieser Bemerkungen wird Beifall finden oder verdient wenigstens ernstliche Überlegung. Mißlungen hingegen scheint mir die Konjektur εὖ νεμοῦμαι statt οἰκήσω in v. 547 und τίς ὁ κολοιὸς (st. κόθορνος) τῆς ὁδοῦ in v. 994. Die ausführliche Behandlung der Stelle 267—304, in der die vier seltsamen Vögel auftreten, hätte wohl großenteils entfallen müssen, wenn Willems die Literatur dieser Stelle (Hiller!) beachtet hätte. Das Gleiche läßt sich wohl auch von seiner Behandlung der Triballerscene behaupten, wo Willems für v. 1681 st. εἰ μὴ βαβάζει vorschlägt: εἰ μὴ βαδίζει, indem er unrichtigerweise die Basileia zum Subjekt macht, wo es doch augenscheinlich der Triballer ist.

E. Romagnoli, Sulla esegesi di alcuni luoghi degli Uccelli d'Aristofane. — Studi italiani di filologia class. V, 1897, S. 337—356.

Romagnoli beschäftigt sich in dieser Abhandlung mit 4 Stellen der Aves. — In v. 434 will er unter σὺ καὶ σύ den Peithetairos und den Euelpides verstehen, nicht aber die Sklaven der beiden. Das gelegentliche Hervortreten des Duals, wie in v. 43, hat jedoch nicht die beweisende Kraft, die der Verfasser ihm zumutet. Während aber an dieser Stelle die Auffassung Romagnolis immerhin noch als möglich erscheint, könnte ich dies für v. 463 und 656—657 nicht zugeben, wo wir an ersterer Stelle auf den παῖς, an der letzteren auf Xanthias und Manodoros nicht verzichten können. Auch der Behandlung von v. 448 ἀκούετε λεῴ kann ich nicht zustimmen. Romagnoli läßt den Peithetairos diese Worte sprechen und scherzhaft an eine bloß fingierte Mannschaft richten. Das Richtige hat hier ohne Zweifel Th. Kock gesehen, der diese Verspartie dem Epops gibt, worin ihm auch mehrere Erklärer, wie Kennedy (1874), Merry (1889) u. a. gefolgt sind. Von den Vögeln waren eben viele bereit gewesen, als Hopliten gegen den eindringenden Feind zu kämpfen. Eben darum hatten sich die beiden Athener bis an die Augen bewaffnen müssen. — Wichtiger scheinen mir die Bemerkungen Romagnolis zu Av. 516: Apollon werde hier nicht in seinem Verhältnisse zu Zeus als θεράπων bezeichnet, sondern mit Rücksicht auf populäre Mythen, die ihn als Diener des Admetos und des Laomedon kennen. In Wirklichkeit sei den Statuen des Apollon der Sperber als Attribut gegeben worden, weil der ἱέραξ als prophetischer Vogel (Wetterprophet) galt. Aristophanes gebe eine scherzhafte Ursache eigener Erfindung an. Da Apollon Diener gewesen sei, habe er als Attribut einen räuberischen Vogel, vgl. Av. 1112, 1453, Equ. 101, Plut. 26 ff., 1134 ff. — Ein Teil der Darlegungen des Verfassers über diesen Vers ist gegen Wieseler gerichtet. Der Schluß des Aufsatzes ist dem Demoticon des Euelpides (v. 645 Κριῶθεν) gewidmet. Romagnoli sieht in diesem Worte eine Anspielung auf zwei Eigenschaften, welche Euelpides mit einem κριός gemein habe, die Schwachköpfigkeit, die sich im ersten Teile des Stückes zeigt und seine Lascivität, vgl. v. 668 ff. —

C. Robert, Aphoristische Bemerkungen zu Aristophanes Vögeln. — Hermes, 33, 1898, S. 566—590.

Robert behandelt die vier exotischen Vögel, die der Parodos angehören (v. 268 ff.) und erklärt sie mit Wieseler und Hiller als Musikantenvögel. Zwischen v. 304 und 305 sei eine Parepigraphe: διαύλιον ausgefallen; denn das πιππίζουσι in v. 306 beziehe sich nicht auf halbartikulierte Laute der Choreuten, die im Texte nicht vorhanden sind,

sondern auf die Nachahmung des Vogelgeschreies durch die Musik. Auch die v. 209—222 beziehen sich auf Musik, nämlich auf ein Flötensolo der Nachtigall. So weit geht man recht gerne mit dem Verfasser. — Zweifelhafter ist schon die Annahme eines Wortspieles von δίαυλος und διαύλιον in v. 292. Ebenso auch das Wortspiel, das Robert in das Wort λόφωσις v. 291 hineinlegt, indem er es in dem Sinne von Aufstellung auf einem Erdhügel versteht. Sicher unannehmbar aber — wenigstens für mich — ist die Anschauung Roberts, daß sich dieser Erdhügel „in dem hinteren Teil der Orchestra oder wahrscheinlicher in deren Mitte (!) über der Mündung des unterirdischen Ganges befand". Denn das Stück wurde nach Roberts Ansicht „wie die älteren äschyleischen ohne σκηνή gespielt". Den λόφος identifiziert weiterhin Robert mit dem hohen Felsen (vgl. v. 1, 49, 54), an dem Euelpides sich die Beine anstoßen soll. Nach meiner Ansicht hat gerade das Bühnengebäude dazu gedient, durch manigfaltige Verkleidungen mit angestrichener Leinwand die Illusion einer Felsgegend zu erleichtern. — Ein verkleidetes Gerüst auf dem Raume ἐπὶ σκηνῆς, der zwischen den Paraskenien und außerhalb der Orchestra liegt, mochte als erhöhter Standplatz für die Zwecke des Stückes leicht herzurichten gewesen sein. Ein ganzes Bühnengebäude aber, welches doch gewiß für andere tragische und komische Aufführungen derselben Dionysien notwendig war, ließ sich zwischen 2 Stücken wohl weder wegräumen, noch auch aufbauen und einrichten. Einzelne Bemerkungen Roberts über Schwierigkeiten dieser Scene bleiben trotzdem dankenswert. So hat er v. 54 richtig (gegen Młynek; s. d.) verstanden, ebenso auch die Verwendung zweier Sklaven (v. 656) zum Tragen des Gepäcks (gegen Romagnoli; s. d.) und anderes. — Dann gelangt Robert zur Erklärung der Stelle über die Panoplie (v. 434) und den Kampf. Er stimmt in v. 361 für προςθοῦ, nimmt χύτρα (v. 391) als „Schüssel" und daher zugleich als „Schild", schreibt in v. 357 mit Blaß: τὼ χυτρώ (Anm. S. 575). Robert trennt in v. 391 ἄκραν von χύτραν und schreibt μακρὰν ὁρῶντας ἐγγύς, indem er sich auf Menanders Monostich. 191 stützt: Ζῆθι προςεχόντως ὡς μακρὰν ἐγγὺς βλέπων. Da aber Menandros empfiehlt, man möge sich die ferne Zukunft möglichst nahe vergegenwärtigen, stehen bei ihm μακρὰν und ἐγγύς im natürlichen Gegensatze und dies läßt sich in den v. 391 der Aves nicht hineinzwängen. Meine Ansichten über die ganze Partie habe ich bei der Besprechung der Aufsätze von Romagnoli und Franchi de' Cavalieri angedeutet. — Bemerkenswert ist die Behandlung der vss. 1203—4 in der Irisscene. Robert schreibt: Π. ὄνομα δέ σοι τί; Πάραλος ἢ Σαλαμινία; | Ι. Ἶρις ταχεῖα. Π. πότερα πλοῖον ἢ κύων; (st. κυνῆ). — Robert bespricht dann mit wechselndem Glücke eine Reihe von Lücken im Texte der Vögel, in v. 886, vor 869, 565,

593, hinter 1346, Ausfall von γαίας hinter ἔμολον in v. 405 und kommt hierbei auch zur Schilderung des Mauerbaues. Robert erklärt ὑπαγωγέα (1149) als Bezeichnung des Instruments „um den einzelnen Luftziegel an seinen Nachbar heranzuschieben (ὑπάγειν)“. Eine Verslücke gibt er nicht zu, sondern streicht (mit Rutherford) ὥσπερ παιδία, an dessen Stelle er versuchsweise gesetzt denkt: ὀργαζόν δ' ἅμα. — Mehrere Stellen dieses Aufsatzes beziehen sich auch auf die Personenverteilung des Stückes. Schließlich gibt Robert die Vermutung zu 771 ff.: συμμιγῆ βοῇ νόμον | πτεροῖσι κρέκοντες, ἴακχον Ἀπόλλω. „Mit Tönen wie diese .... jubelten die Schwäne dem Apollon zu, indem sie mit den Flügeln eine Weise schlugen, die sich mit ihrem Geschrei vermischte.“ „Der Flügelschlag vertritt die Begleitung auf dem Saiteninstrument.“ — Ich würde sagen: „Mit den Flügeln schlagen sie den Takt zu ihrem Gesange.“ Für diesen Sinn reicht wohl auch die Überlieferung aus! —

A. Willems, Notes sur deux passages des Oiseaux. — Bulletins de l'Académie Royale de Belgique. 3. Série, tom. XXXVII, 2, 1899, p. 900—905.

Willems erklärt die ποτιναῖα πτερά in Av. v. 798 als die Henkel einer aus Pflanzenfasern geflochtenen Flasche. Ich finde, daß dies dieselbe Erklärung ist, die wir dem Euphronios in den Scholien zur Stelle verdanken, woher dann die Bemerkung von Ludolf Küster stammt: „Diitrephem plectendis vasis vimineis divitem factum esse.“ Lehrreich und für mich wenigstens neu ist aber der von Willems betonte Umstand, daß Le Vaillant derartige geflochtene Gefäße, die, ohne verpicht zu sein, Flüssigkeiten nicht durchlassen, in Afrika benutzte und daß dergleichen Industrieprodukte auch aus dem Kongolande nach Brüssel kommen. Willems hebt auch hervor, daß nicht etwa an tönerne oder gar gläserne und mit Flechtwerk umsponnene Gefäße zu denken sei, wie man sie häufig in Italien sieht. — Im ganzen also erklärt Willems jetzt den v. 798 durch ein Wortspiel, indem πτερά doppelsinnig ist und Diitrephes dergleichen geflochtene Flaschen, die Willems nicht bouteille, sondern nach Littré „bire“ nennt, fabrizierte. — Die zweite Stelle der Aves, die Willems in diesem Artikel behandelt, ist v. 1744 ff., wo er αὑτοῦ statt αὐτοῦ liest. Für αὑτοῦ = ἐμαυτοῦ beruft er sich auf Av. 808, Aisch. Ch. 1014 und Soph. O. C. 966. — Willems verteidigt weiterhin die Echtheit von ἐχάρην ᾠδαῖς und beläßt — gegen Bergk, Meineke und Kock — die vss. 1743—1747 dem Peithetairos. —

J. Vürtheim, Ad Aristoph. Av. vss. 354 sqq. — Mnemos. NS. XXVII, 1899, p. 325—335.

Der Verf. geht bei der Erklärung dieser Stelle von A. Trendelenburgs interessantem Winckelmannsfestvortrage aus, der in der Wo. f.

klass. Phil. Bd. XVI (1899) Sp. 134—142 mit Abbild. und Anm. wiedergegeben ist. Trendelenburg bespricht die zuerst von Eugen Petersen (Athen. Mitteil. XIV, 1889, S. 233—239) ausführlicher behandelten Schutzvorrichtungen gegen die Verunreinigung der Statuen durch Vögel und erörtert insbesondere den auf dem Statuenkopfe aufgerichteten Metallstachel als „Vogelabwehr“. Den μηνίσκοι in Aristoph. Av. 1114 weist Tr. eine sichelförmige Gestalt zu und sucht bei der ausführlichen Exegese von Av. 354 ff. unter anderem festzustellen, 1. daß die χύτραι als Helme dienen; 2. daß die τρύβλια (die Tr. „Essignäpfchen“ nennt) in die Augenlöcher der Maske gesteckt werden (La.: προςθοῦ v. 361, wie auch bei C. Robert, Herm. 1898, XXXIII, S. 574), 3. daß die Körbe die Rolle von Schanzkörben spielen und 4., daß das in v. 360 überl. πρὸς αὐτόν nicht mit Bentley in πρὸ σαυτοῦ, sondern nach Schol. Ven. 359 in πρὸς αὐτήν (sc. τὴν χύτραν) zu ändern sei. Es hätten also 5. die beiden Athener ihre kleinen Bratspieße „in den niederen Haarwulst über der Stirn gesteckt“. — Gegen mehrere dieser Aufstellungen Trendelenburgs polemisiert Vürtheim m. E. mit entschiedenem Glücke, indem er sich gleichzeitig gegen Kocks Kommentar und gegen andere Interpreten der Stelle wendet. Nach Vürtheim werden allerdings die χύτραι als Helme gebraucht, und auch προςθοῦ (v. 361) ist richtig überliefert, aber dieses προςθοῦ kann nicht bedeuten, daß die τρύβλια irgendwo h i n e i n gesteckt werden, also auch nicht in die Augenlöcher der Masken. Und κατάπηξον sagt Vürtheim sehr richtig, heißt sonst in terra figere (vgl. Hom. Il. VI 213), nicht aber „auf den Kopf hinaufstecken“. Bezüglich einiger dieser speziellen Auffassungen stehe ich also mit Vürtheim auf dem gleichen Boden, da er auch Blaydes, Franchi und C. Robert in einigen Punkten richtig widerlegt. Die κανᾶ aber will V. wie Trendelenburg als Schanzkörbe verwendet wissen und zwar als abschließende Türme zu beiden Seiten des aus den στρώματα (v. 657) bestehenden Walles! So soll dann τὰ ὅπλα (v. 390) „castra, munimenta“ im wirklichen Wortsinne bedeuten. Und auf diese Schanzen sollen die Spieße gesteckt werden 360. — Davon steht nichts bei Aristophanes!

C. B. Gulick, Two notes on the „Birds“ of Aristophanes. — Harvard Studies X, 1899, p. 115—120.

Gulick beschäftigt sich mit zwei der zumeist behandelten kritischen Probleme in dem Texte der „Vögel“. — In v. 16 erklärt er ὃς ὄρνις ἔγενετ' ἐκ τῶν ὀρνέων mit den Worten: „he proved himself a bird — of birds“. Hierbei soll ἐγένετο doppelsinnig sein. Zuerst habe Euelpides sagen wollen: Tereus ward ein Vogel ἐξ ἀνθρώπου. Dann aber habe er aus Verdruß über die Menschen, an die er sich nicht einmal mehr er-

innern wollte, den Satz im Munde umgedreht: Er habe sich bewiesen als ein echter Vogel, als ein Vogel, der von anderen Vögeln abstammt. Dabei wird natürlich wieder auf ἀγαθοὶ καὶ ἐξ ἀγαθῶν (Plat. Phaidr. 274 A), auf κακὸς κἀκ κακῶν (Soph. Oed. Tyr. 1397), ἀγαθοὶ ἐξ ἀγαθῶν (Andoc. de Myst. 109), εὐγενὴς ἀπ' εὐγενοῦς (Eur. Or. 1676) hingewiesen und behauptet, daß der Artikel bei ἐκ τῶν ὀρνέων, durch den sich doch diese Stelle von allen übrigen angeführten Beispielen unterscheidet, durch den Doppelsinn erfordert worden sei! Aber ein Doppelsinn liegt nicht in ἐκ τῶν ὀρνέων, wenn dies παρ' ὑπόνοιαν gesetzt ist. Und soll der Doppelsinn in ἐγένετο liegen, so kann dies nicht den Artikel rechtfertigen. — Dann behandelt Gulick die Teleasstelle (v. 169), ohne sie zur vollen Evidenz zu bringen. Von der reichen polemischen Literatur über diese Stelle hat Gulick nur die allerdings leicht zu widerlegenden Konjekturen Theodor Kocks berücksichtigt. —

J. van Leeuwen, Ad Aristoph. Av. v. 1247. — Mnemosyne NS. XXVIII, 1900, p. 391.

Der Verf. schlägt vor καὶ ἀμφικίονας δόμους zu lesen, da das überlieferte καὶ δόμους Ἀμφίονος zwar, wie die Scholien angeben, aus Aischylos Niobe stammen soll, aber hier doch nicht leicht parodistisch verwendet sein kann.

J. van Leeuwen, Ad Aristoph. Aves. — Mnemos. NS. XXIX, 1901, p. 444—460.

In dem ersten Abschnitte dieser Abhandlung verteidigt der Verf. mit Recht den vom Schreiber des Cod. Rav. übergangenen v. 41, ferner den schon von Vahlen für echt erklärten v. 59, empfiehlt für den v. 266 ἐπῶζε gegen die Schreibung ἐπώιζε (Rav.) und hält im v. 1221 an ἀδικεῖς δὲ καὶ νῦν fest (gegen ἀδικεῖς με Rav.). — Im zweiten Kapitel rechtfertigt Leeuwen die Vulgata der Vogelkomödie gegen verfehlte Konjekturen. Er verteidigt im v. 290 πῶς ἂν gegen πῶς ἄρ' (Blaydes), v. 479 ῥύγχος gegen τὸ ῥύγχος (Bl.), 555 φῇ gegen 'φεῖν (Bl.), desgleichen ἴθι in v. 648 gegen Bl., in v. 698 Χάει πτερόεντι gegen G. Hermann, v. 787 τραγῳδῶν gegen Scaligers τρυγῳδῶν. In v. 1002 sucht Leeuwen die in den mss. überlieferte Interpunktion nach καμπύλον zu halten, wodurch die Verbindung τὸν κανόνα . . . καμπύλον entsteht. Die dem Meton in den Mund gelegten offenkundigen Torheiten würden dadurch allerdings noch verschärft, vielleicht aber allzusehr vergröbert. Im v. 1234 setzt Leeuwen nach ποίοισιν die Zeichen der Anführung und des Ausrufes, wo sich Kock wohl im gleichen Sinne und offenbar richtiger mit dem Fragezeichen begnügt. Im v. 1282 hält der Verf. das überlieferte ἐσπείνων aufrecht gegen seine eigene ehemalige überflüssige Konjektur ἐπίνων. Schließlich in v. 1616 gibt Leeuwen mit Bentley

die Worte ὁρᾷς: ἐπαινεῖ οὗτος dem Herakles und faßt in der ganzen Stelle bis zum v. 1678 das Kauderwelsch des Triballers in einem für Peithetairos durchaus ungünstigen Sinne auf; z. B. in v. 1678 setzt er βασιλιναῦ einem Βασίλειαν οὔ gleich. — Schwächer sind die im dritten Abschnitte mitgeteilten Konjekturen des Verfassers: v. 66 soll nach v. 68 gestellt werden. Unnötig. In v. 108 Ἐπ. ποδαπὼ τὸ γένος; Εὐ. ὅθεν αἱ τριήρεις αἱ καλαί empfiehlt Leeuwen die Schreibung: ὅθεν τριήρεις αἱ καλαί. Hier sind alle bisherigen Änderungsvorschläge überflüssig, weil der Tribrachys zwischen den beiden Anapästen durch die Verteilung des Trimeters an zwei Personen erträglich wird. Ebenso überflüssig ist es in v. 147 ἕωθεν in ἐκεῖθεν zu ändern, weil ἕωθεν in dem Sinne von „vor Tagesanbruch" dem Zusammenhange völlig entspricht. In den vss. 149—150 schreibt Leeuwen unwahrscheinlich: οἰκίζετε | ἐλθόντες; ὅτιὴ κοὐκ ἰδὼν νὴ τοὺς θεούς. —

W. White, Tzetzes notes on the Aves of Aristophanes in Codex Urbinas 141. — Harvard Studies XII, 1901, p. 69—108. —

White gibt aus dem Urbinas 141, den Velsen bei der Herstellung des Textes der Ranae und des Plutos benutzt hatte, eine Kollation der Scholien des Tzetzes zu den Aves. Die Grundsätze, nach denen White bei der Umschreibung verfuhr, gibt er in einleitenden Bemerkungen p. 70—72 genau an. Die Accente und die Orthographie der Handschrift wurden beibehalten, hingegen die zahlreichen Kompendien für Wörter und Silben, welche das Lesen der Scholienminuskel des XIV. Jahrhunderts erschweren, hat White aufgelöst. Da ein Faksimile von fol. 183 r beigegeben ist, war es mir möglich zu konstatieren, daß die Scholien zu den Versen Av. 795—858 sorgfältig gelesen und wiedergegeben sind. Hingegen fiel mir bei v. 306 die Angabe auf: τῶν κοψίχων] τῶν κοπτόντων διὰ τησρ. (sic.) — Da hier augenscheinlich der Ausdruck κοψίχων etymologisch erklärt wird, wird es wohl heißen müssen: τῶν κοπτόντων διὰ τοῦ ρ. (sc. ῥύγχους.) — White hat die Bemerkungen des Tzetzes zu den Aves ganz ausgedruckt. Finden sich dieselben genau so im Codex R oder V vor, sind diese Siglen senkrecht (RV) beigedruckt; finden sie sich in diesen Handschriften in etwas veränderter Form, sind dieselben Siglen schief beigedruckt (*R*, *V*, Italics), was wohl sehr leicht zu Irrtümern führt. Was sich von diesen Notizen in R oder V nicht findet, ist durch fetten Druck hervorgehoben. White zählt deren 393. Von Belang ist darunter natürlich nur sehr weniges. Interessant sind die Schlüsse, welche White über die Vorlage und die Arbeitsweise des Tzetzes zieht. Er meint, daß Tzetzes einen Scholiencodex besaß, der mehr und vollständigere Scholien enthielt, als Ravennas und Venetus zusammengenommen. Von dem Archetyp dieser Scholien stammen nach

seiner Meinung alle scholia vetera ab, die wir zu Aristophanes besitzen. In die Hauptmasse haben sich die Codices R und V geteilt, manches davon ist in beiden Handschriften übergangen, vieles in beiden mss. aufgenommen worden. Tzetzes hat sich seinen Kommentar zu den Aves aus den ihm vorliegenden reichen Scholien selbst zusammengestellt. Vieles hat er unverändert abgeschrieben, anderes willkürlich verändert, zusammengezogen oder weggelassen. Im ganzen stimmen seine Scholien mehr mit Cod. Venetus als mit dem Ravennas überein.

R. de la Villehervé, Lysistratè comédie d'Aristophane. Paris 1896.

Die Lysistrate wurde in Paris zum erstenmal „à la Comédie Parisienne par le Théâtre des Poètes, Directeur Charles Leger" am 23. Dezember 1895 aufgeführt. Das vorliegende Bändchen enthält die gereimten Verse, welche den Text der antiken Komödie beiläufig wiedergeben. Bei der Vergleichung einiger Partien mit dem Texte fand ich, daß vom Originale manches wegblieb, während sich an anderen Stellen manches hinzugesetzt findet, wahrscheinlich aus Versnot. Auffallend waren mir auch einige Dunkelheiten, die das Publikum unmöglich verstanden haben kann. Z. B. v. 231: οὐ στήσομαι λέαιν' ἐπὶ τυροκνήστιδος wird übersetzt: et les lionnes des couteaux y sont en vain. Dieses vain muß sich nämlich reimen mit dem nächstfolgenden je boirai de ce vin. Villehervé entschuldigt sich in einer Schlußnote S. 98 wegen solcher Stellen und nennt auch speziell den angeführten Vers seines Textes „inintelligible". Geschmackvoll kann ich dies nicht finden. Sieht man von der Treue der Übersetzung — „traduction" sagt Villehervé — ab, so wird man anerkennen, daß sich viele Verse leicht und angenehm lesen. —

Aristophane, Lysistrata. Traduction nouvelle avec une introduction et des notes par Ch. Zévort. Edition ornée de plus de 100 gravures par Notor. Paris 1898.

Das Bändchen enthält eine in Prosa gehaltene Übersetzung der Lysistrata mit kurzer Einleitung über das J. 412 v. Chr., in welchem das Stück aufgeführt worden sei. Vielmehr 411! In einem Anhange werden dem Leser die notwendigsten Anmerkungen an die Hand gegeben. Die Ausgabe macht durch die glänzende Ausstattung mit mehr als 100 zierlichen Nachbildungen von Vasenbildern, die irgend ein Wort oder eine Situation des Dramas zu erläutern geeignet sind, einen sehr eleganten Eindruck. Da aber die Auswahl des Stückes und der Vasenbilder augenscheinlich mit der Absicht getroffen ist, Frauen als am meisten anziehend darzustellen, wenn sie am wenigsten anziehen, hat man zunächst den Eindruck, daß dieses Buch nicht sowohl der philo-

logischen Ausbildung der französischen Jugend, als vielmehr der Anregung älterer Knaben gewidmet sei. Ich trat darum an die Übersetzung mit geringen Erwartungen heran, fand aber bei einer genauen Vergleichung der ersten Scenen mit dem griechischen Texte, daß dieser zwar vielfach unnötigerweise nur paraphrasiert, im ganzen aber doch hinreichend genau wiedergegeben ist. Denjenigen, die das Bändchen ohne philologische Nebenabsichten genießen wollen, wird es jedenfalls viel Vergnügen bereiten. Herrn Notor, der die Vasenbilder beisteuerte, halte ich übrigens bis auf weiteres für die leicht durchsichtige Maske eines sehr bekannten Vasenkenners. Sollte ich damit im Unrechte sein, so wird mir Herr S. R., den ich meine, wohl verzeihen. Einzelne Mängel, die ich an der Übersetzung bemerkte, übergehe ich. —

R. Y. Tyrrell, Adnotatiunculae. Class. Rev. VI, 1892, p. 302.

Aus Aristoph. wird nur Lysistr. v. 111—116 behandelt. Kalonike sagt dort: ἐγὼ δέ γ' ἂν κἂν ὡσπερεὶ ψῆτταν δοκῶ | δοῦναι ἂν ἐμαυτῆς παρατεμοῦσα θἤμισυ. — Im vorhergehenden hatte Myrrhine um des lieben Friedens willen ein scheinbar großes Opfer auf sich zu nehmen versprochen, dessen Leistung ihr aber in Wahrheit nicht schwer gefallen wäre. Das Gleiche muß wohl auch den bis jetzt noch nicht ganz erklärten Worten der Kalonike zu Grunde liegen. Es handelt sich dabei namentlich um ψῆττα, wie die Wiederholung des Wortes in v. 131 beweist. Tyrrell geht nicht von diesen naheliegenden Überlegungen aus, sondern bezieht die v. 115—116 auf den Namen der Kalonike. Diesen will sie entzweischneiden lassen und die eine Hälfte, nämlich νίκη, beisteuern. — Ich wende dagegen ein, daß der Name Καλονίκη dem Zuschauer nur aus v. 6 bekannt war, und daß er daher für das Verständnis eines derartigen Wortscherzes hätte besser vorbereitet sein müssen. —

A. Ruppersberg, Der Bogenwettkampf in der Odyssee. — Neue Jahrbücher für klass. Philologie. (Bd. 155.) 1897, p. 237. —

Der Verfasser behandelt gelegentlich Ar. Thesmoph. 49 ff. . . . δρυόχους τιθέναι δράματος ἀρχάς. — Breusing, Nautik der Alten, Bremen 1886, p. 31 hatte hier δρύοχοι als Schiffsrippen oder Spanten erklärt. Ihm gegenüber bezeichnet Ruppersberg die δρύοχοι als Kielhalter oder Stapelblöcke. Mit Recht weist Ruppersberg darauf hin, daß das Aufstellen der Kielstützen bei dem Zimmern eines Schiffes dem Einfügen der Schiffsrippen in den Kiel vorangehen muß und beruft sich dabei auch auf Apollon. Rhod. I, 723. —

U. v. Wilamowitz-Möllendorff, Lesefrüchte. Hermes XXXIII, 1898, p. 517.

Statt der bisher nicht genügend aufgehellten Aposiopese bei Aristoph. Thesm. 536: εἰ μὲν οὖν τις ἔστιν — hatte bereits Bergk den

Gedanken vermutet: εἰ μὲν οὖν ἔστι τίσις. Wilamowitz stellt jetzt st. τις ἔστιν die Vermutung auf: τείσεσθε γ'. —

In einer Beilage zu „Aristot. und Athen" II, S. 343 ff. tritt von Wilamowitz für die Aufführung der Lysistr. und der Thesmoph. an den zwei Festen des J. 411 mit guten Gründen ein und gibt „als Postille" die beiden wichtigsten Lieder der Thesmoph. in metrischer Abteilung und kurz erläutert, vss. 313—330 und 353—371.

C. O. Zuretti, Osservazioni all' Alcesti di Euripide ed alle Tesmoforiazuse di Aristofane. — Rivista di filologia XXIX, 1901, p. 529—566.

Der erste Teil dieser Arbeit bezieht sich auf die Alkestis des Euripides und fällt daher nicht in den Bereich dieses Berichtes. Der zweite Teil der Abhandlung p. 554—556 hängt nur äußerlich mit dem ersten Abschnitte zusammen und beschäftigt sich mit der kritischen Besprechung einzelner Stellen der Thesmophoriazusen. — Der Verfasser behandelt 35 Textprobleme dieser Komödie und stellt sich dabei auf einen streng konservativen Standpunkt. In den Versen 32, 38, 91, 96, 106, 150, 212, 284, 386, 715 nach Velsens Zählung, also in zehn Stellen wird man den für die Beibehaltung der handschriftlichen Überlieferung vorgebrachten Gründen kaum beistimmen können. Hingegen an 16 Stellen und zwar in den Versen 23, 74, 172, 242, 273, 283, 390, 391, 411, 575, 754, 851, 918, 1083—1085, 1179, 1218 wird die Lesart des Codex Ravennas in überzeugender Weise verteidigt. An sechs Stellen schließt sich Zuretti den Konjekturen anderer Gelehrten an, nämlich in den Versen: 10, 18, 162, 294, 625, 761. Außerhalb dieser Kategorien führe ich drei Stellen an, bei deren Behandlung die Ausführungen des Verfassers einen höheren Grad der Bedeutung erreichen. Für v. 86 schlägt Zuretti die Fassung vor: νὴ τὸν Ποσειδῶ καὶ Δία, δίκην ἂν πάθοις. Bei δίκην vermißt man die Bestätigung des wichtigen Umstandes, daß die Bestrafung des Euripides durch die Frauen eine wohlverdiente sei, während Δία hinter Ποσειδῶ überflüssig ist. — Ebensowenig bin ich mit der Behandlung des v. 134 einverstanden. Gegenüber der Lesart des Codex R: νεανίσχ', εἴ τις εἶ verlangt Zuretti: νεανίσχ' ἥτις εἶ, indem er meint, der Witz liege in der Anwendung des Femininums ἥτις, während νεανίσχ' als doppelsinnig, nämlich entweder als νεανίσκε oder als νεανίσκη aufzufassen sei. Aber der Gedanke, daß Agathon möglicherweise ein Mädchen sei, wird erst in den folgenden Versen erörtert, und ich würde daher das χ von νεανίσχ' als eine bloße Verlesung aus κ betrachten, so daß auf der Grundlage der Ravennatischen Schreibung νεανίσκ', εἴ τις εἶ als Vorbereitung für das folgende herzustellen wäre. Meinen Beifall hat dagegen die Behandlung des v. 258, wo Zuretti κεφαλῇ περίθετος liest und ἡδὶ ganz richtig durch μίτρα erklärt. —

The Frogs of Aristophanes adapted for performance by the Oxford University Dramatic Society 1892, with an English version partly adapted from that of J. Hookham Frere and partly written by G. Hogarth and D. Godley. Oxford.

Das Buch enthält den griechischen Text mit prosaischer Übersetzung des Dialoges; hingegen sind die lyrischen Partien des Originals mit ähnlichen Rhythmen im Englischen wiedergegeben. Der Text beruht im ganzen auf Merrys Ausgabe der Frösche. Zu Zwecken der scenischen Aufführung wurden bedeutende Kürzungen vorgenommen, namentlich an solchen Partien, auf deren Verständnis bei den Zuschauern nicht zu rechnen war. Die Übersetzung beruht so viel als möglich auf J. Hookham Freres Übertragung. Alle lyrischen Partien aber wurden neu übersetzt, um sie der schon im Drucke vorhandenen Musik von Dr. Parry anzupassen. Auch an den Dialogpartien Hookham Freres wurde geändert, weil seine Paraphrase den Text allzusehr verlängert. Manches hatte Hookham Frere übergangen. So z. B. die ganze Partie über das ληκύθιον. Dies hat Hogarth neu übersetzt und zwar sehr ansprechend. Von ihm stammt auch die Übersetzung des Froschchores und der Parabase, während die Parodos (Ἴακχ' ὦ Ἴακχε) und die Schlußode des II. Aktes v. 680 ff. von D. Godley übersetzt sind. Eine kurze, aber beachtenswerte Einleitung zu dem Stücke hat Hogarth geliefert. In seiner Begeisterung für Aristophanes geht er so weit, ihn als den größten Dichter Athens und als den größten Komiker aller Zeiten zu bezeichnen. Der tragische Thron hingegen sei seit dem Streite des Aischylos und Euripides längst anderweitig vergeben worden. Wie englische Leser dieses Rätsel lösen, dürfte nicht zweifelhaft sein. —

Aristophanes: Ranae edited by F. G. Plaistowe, London 1896.

Aristophanes: Ranae. A close translation with test papers by G. Plaistowe, London 1896.

Der griechische Text des ersten Bändchens beruht auf Bergks Ausgabe. Als Quellen für die kleinen Anmerkungen sind die Kommentare von Kock, Blaydes, Fritzsche, Merry, Green und Paley genannt. Die Einleitung enthält eine kurze Übersicht über die Geschichte der attischen Komödie mit besonderer Berücksichtigung des Aristophanes, schließlich eine Inhaltsangabe des Stückes. Auffallend war mir eine Bemerkung auf S. 11, nach welcher die jugendlichen Leser, auf welche diese Schulausgabe berechnet ist, die Einführung des Froschchores als eine originelle Idee des Aristophanes betrachten müssen, während doch der Dichter hierin den Magnes zum Vorgänger hatte.

Das zweite Bändchen enthält eine Übersetzung in Prosa. Die Test Papers, die der Titel ankündigt, füllen zum Schlusse des Bändchens

3 Seiten, 46—48, und sind Prüfungsfragen über den Text und den Stoff des Stückes.

J. van Leeuwen, Over de strekking en samenstelling der Kikvorschen van Aristophanes. — Verslagen en Mededeelingen der Kon. Akad. van Wetenschapen. Amsterdam 1896. — Afdeeling Letterkunde XII, 3, p. 302—321.

Der Inhalt dieses Aufsatzes ist, wie van Leeuwen auf p. 1 der Prolegomena zu seiner in demselben Jahre erschienenen Ausgabe der Frösche angibt, „sine ullis fere mutationibus" in jene Einleitung übergegangen. — Interessant wären wohl einige Bemerkungen über diesen Aufsatz, die in demselben Bande S. 299—301 leider ebenfalls in holländischer Sprache zu lesen sind. Daraus ist mir ein Urteil Nabers verständlich, daß zwar bei den Nubes Spuren einer Umarbeitung deutlich seien; bei den Ranae aber seien sie nicht zu finden: Bij de Nubes zijn de sporen van een omwerking duidelijk; bij de Ranae zijn zij niet te vinden.

The Frogs of Aristophanes translated by E. W. Huntingford, London 1900.

Die in gereimten Versen abgefaßte Übersetzung ist oft nur eine Paraphrase. Z. B. für δραχμάς v. 176 wird shillings gesetzt, für ἐς κόρακας v. 187 Crimea. Die Introduction S. 5—11 enthält nur eine Inhaltsangabe des Stückes. Gelegentliche Fußnoten unter der Übersetzung geben einige Scholienbemerkungen wieder. —

H. F. Wilson, The „Frogs" of Aristophanes at Oxford. — The Academy vol. XLI, 1892, No. 1035, pag. 237. — London.

H. F. Wilson berichtet in diesem Artikel über die Aufführung der „Frösche", welche in Oxford am 24. Februar 1892 in griechischer Sprache stattfand. Die Aufführung wird von Wilson als so sehr gelungen geschildert, daß sie selbst diejenigen Zuschauer, die des Griechischen nicht mächtig waren, zu fortwährender Heiterkeit hinriß. — Übrigens war das Textbuch, das man sich wohl in der Hand vieler Zuhörer zu denken hat, mit einer englischen Übersetzung ausgestattet, welche zum Teile der Übersetzung von J. Hookham Frere entlehnt, zum Teile von G. Hogarth und D. Godley für die spezielle Gelegenheit neu bearbeitet war. — Besonders erheiternd scheint in Oxford die Scene gewirkt zu haben, in der Charon den Dionysos in der Handhabung des Ruders unterweist und die Prüfung des Dionysos und des Xanthias durch die ihnen aufgemessenen Prügel. —

H. R. Fairclough, An important side of Aristophanes' criticism of Euripides. — Transactions of the American philological association XXVII, 1896, July, p. XIX—XX. —

Fairclough, Professor an der Leland Stanford Ir. University, geht in seinem Vortrage, dessen Auszug die „Proceedings“ bringen, genau auf die Kritik ein, welche Aristophanes namentlich in den „Fröschen“ an Euripides übt. Außer den von den Kommentatoren betonten Hauptpunkten hebt Fairclough mit Recht hervor, daß Aristophanes auch auf einige intimere Züge der Euripideischen Kunst Rücksicht nimmt, auf das Ausmalen sinnlicher Eindrücke für Aug und Ohr z. B. bei der Beschreibung des Meeres, spielender Delphine, zwitschernder Eisvögel, oder bei der Darstellung von Tag und Nacht. Hervorgehoben wird die Farbenfreudigkeit des Euripides und der Reichtum seiner Sprache bei Beschreibungen. — Gewußt haben dieses alles natürlich schon die Alten, wovon der Bios Zeugnis ablegt, wenn er den Euripides sich mit Malerei beschäftigen läßt. Immerhin wird der Vortrag Faircloughs, der sich als einen Teil des Werkes: The attitude of the Greek tragedians toward nature (published by Rowsell and Hutchison, Toronto, Canada) ankündigt, für manchen Erklärer der „Frösche“ nützlich zu lesen sein. —

C. O. Zuretti, Sofocle nelle „Rane“ di Aristofane. — Atti della R. Accademia delle scienze di Torino XXXIII, 1898, disp. 15a, pag. 1058—1066. —

Zuretti bekämpft in dieser lesenswerten Abhandlung die Ansicht derjenigen, welche meinen, Aristophanes habe den Plan zu seinen Batrachoi zu einer Zeit entworfen, als Sophokles noch lebte, habe aber seine Komödie vollendet und entsprechend adaptiert, als Sophokles noch vor den Lenäen 405 starb. Zuretti vertritt demnach die Anschauung, daß der Plan des Stückes und der Antrieb zur Abfassung desselben auf dem nach seiner Ansicht in der zweiten Hälfte des J. 406 erfolgten Hinscheiden des greisen Sophokles beruhe. Das Drama sei, wie natürlich, auf dem Gegensatze zwischen der Äschyleischen und der Euripideischen Kunst aufgebaut, während Sophokles sowohl wegen der ausgeglichenen Milde seines Wesens (εὔκολος) und seiner eine glückliche Mitte einhaltenden Kunstrichtung als auch, weil er als politischer Charakter nicht hervorragte, als gegensätzliche Figur nicht wohl verwendbar war. Denn Aischylos trage in dieser Komödie namentlich infolge seiner tüchtigen politischen Gesinnung den Sieg davon. Auch der Umstand, daß dem Aristophanes nur drei Schauspieler zur Verfügung standen, habe übrigens dazu beigetragen, daß der Komiker den Sophokles überhaupt nicht auf der Bühne erscheinen lasse. Gleichwohl sei die Rolle, welche Sophokles in diesem Stücke spiele, wenn auch kurz, was die Zahl der ihn betreffenden Verse anlangt, so doch in keiner Weise unbedeutend. Zuretti stützt sich auch auf die Erzählung, daß Sophokles seiner Trauer um den Tod des Euripides bei dem Proagon des J. 406 Ausdruck ver-

liehen habe und meint nun, Aristophanes habe unmittelbar hierauf (!immediatamente S. 1060), als die pietätvolle Haltung des Sophokles gegenüber Euripides noch in frischer Erinnerung war, ihn nicht auf der Bühne in vollem Gegensatze zu Euripides vorführen können. Zudem könne eine Stelle, wie v. 868—869, wo es heißt, daß die tragische Kunst mit Euripides gestorben sei, weder zu Lebzeiten des Sophokles geschrieben, noch auch späterhin plötzlich eingeschoben worden sein, da sie mit der Handlung des Stückes, der beabsichtigten Abholung des Euripides aus der Unterwelt, zu enge verflochten sei. Und gerade diese Absicht des Dionysos verbinde die beiden Teile des Stückes zu einem Ganzen. Wenn nun aber der erste Teil des Stückes wegen der Beziehungen auf die Schlacht bei den Arginusen (v. 33, 191) erst im Herbste des J. 406 abgefaßt sein könne und eben dasselbe auch von dem zweiten Teile gelten müsse, weil er mit dem ersteren enge zusammenhänge und überdies auch noch den Alkibiades berücksichtige, so ergebe sich hieraus der Schluß, daß Aristophanes die Batrachoi etwa in den letzten drei Monaten des J. 406 unmittelbar nach dem Tode des Sophokles begonnen und bei seiner großen Leistungsfähigkeit auch rechtzeitig vollendet habe, um die Aufführung an den nächsten Lenäen noch zu ermöglichen.

F. Allègre, Une scène des „Grenouilles“ d'Aristophane. — Bibliothèque de la facultè des lettres de Lyon, tome V, 1888, Mélange grecs, par Cucuel et Allègre, pag. 93—102.

Allègre meint, daß nach v. 238 κᾆτ' αὐτίκ' ἐγκύψας ἐρεῖ das folgende: βρεκεκεκὲξ κοὰξ κοάξ zwar den Fröschen zuzuweisen sei, aber gleichzeitig habe Dionysos die in v. 238 enthaltene Drohung erfüllt.

Das Gleiche wiederhole sich bei v. 250. Dieser v. 250 βρεκεκεκὲξ κτλ. (Zählung nach Dindorfs Oxf. Ausg.) gehöre aber dem Dionysos „se soulageant avec bruit tout en parlant“. Und abermals verhalte es sich so mit v. 261 und dann noch einmal bei v. 267. Bei dem v. 250 habe eine Parepigraphe: ἀποπέρδεται auf dieses jeu de scène aufmerksam gemacht. V. 251: τουτὶ παρ' ὑμῶν λαμβάνω übersetzt Allègre durch: „En voilà un que vous ne chanterez pas.“ — Meines Erachtens ist dies eine ganz ungerechtfertigte und auch unmögliche Überladung dieser berühmten Scene mit Unflätigkeit. Für v. 239 kann man zugeben, daß Dionysos den Naturlaut der Frösche parodiert. Vielleicht imitierte der Schauspieler den Ton, indem er in die Hand blies. Aber nun bei v. 250 und 261 zweierlei gleichzeitig zu leisten und dazu vielleicht auch noch zu rudern, ist einfach eine physische Unmöglichkeit. Und die Worte: τουτὶ παρ' ὑμῶν λαμβάνω können dasjenige nicht bedeuten, was Allègre in sie hineinlegt. — Allègre meint auch, διαρραγήσομαι in v. 256 und sogar κεκράξομαι (v. 264) und Charons παῦε, παῦε (v. 269)

seien ebenso viele Anempfehlungen seiner Ansicht. Denn κεκράξεται sei dem ἐρεῖ in v. 238 gleichzusetzen, nur sei es ein stärkerer Ausdruck. Darum, daß Dionysos die quakenden Frösche durch Schreien zu übertönen suche, handle es sich in der ganzen Scene nicht. Dans cette scène les grenouilles et Dionysos ne luttent pas à qui criera le plus fort. Les grenouilles coassent seulement. Dionysos coasse aussi, mais le brékékékex qu'il répète n'est qu'un accompagnement, une onomatopée du bruit malhonnête par lequel il répond u. s. w. —

Explicatur locus in Aristophanis Ranis controversus. Scr. J. van Leeuwen. Sylloge commentat. quam Constantino Conto obtulerunt philologi Batavi, S. 65—68. Lugd. Bat. E. J. Brill, 1893. — Lex. 8.

J. van Leeuwen behandelt Ran. 1109 ff.: ἐστρατευμένοι γάρ εἰσι, | βιβλίον τ' ἔχων ἕκαστος μανθάνει τὰ δεξιά · | αἱ φύσεις τ' ἄλλως κράτισται, νῦν δὲ καὶ παρηκόνηνται κτλ. Nach Leeuwens Ansicht gehört die ganze Stelle 1109—1118 der zweiten Aufführung der Ranae an. In der ersten Aufführung an den Lenäen hätten die Batrachoi wegen der Parabase, der lyrischen Chorgesänge und wegen der Rolle des Dionysos in der Unterwelt den Preis erhalten. Auch der Wettstreit der beiden Tragiker habe sehr gefallen; aber viele hätten sich doch darüber beschwert, daß man sich nicht rasch genug in den aus dem Zusammenhange gerissenen Tragikerversen zurechtfinden könne. Auf diesen Teil des Publikums nehme nun Aristophanes bei der zweiten Aufführung der Frösche an den großen Dionysien desselben Jahres Bezug. Die Batrachoi seien nach der ersten Aufführung in zahlreichen Exemplaren verkauft worden. Das Publikum habe sich also in der Zwischenzeit von zwei Monaten, die zwischen beiden Aufführungen lag, eingelesen. Leeuwen meint sogar, daß die Tragikerverse in diesen Exemplaren durch Citate näher bestimmt gewesen seien. Aristophanes sage nun an dieser Stelle, daß die Zuhörer das Exemplar der Frösche in der Hand hätten; daher seien sie im stande, auch dem schwierigen Teile des Stückes mit Leichtigkeit zu folgen. Oder wenigstens gebe Aristophanes vor, dergleichen anzunehmen. Das schlaue Lob der Auffassungskraft des athenischen Publikums diene natürlich dazu, die Tadler zu gewinnen und zu beschwichtigen. F. W. Hall, Class. Review, 1897, XI, p. 357 lehnt in der Kritik über Leeuwens Ausgabe der Ranae diese Erklärung der Stelle ab und sagt: „Everybody has his book" was a phrase something like our „the schoolmaster is abroad". I give the Athenians credit for more humour. Jedenfalls ist Leeuwens Hypothese nach mehreren Seiten hin bedenklich. Was konnte gerade dem naiven und unliterarischen Zuhörer, also der großen Masse, die an den Dionysien stark mit Fremden gemischt war, daran gelegen gewesen sein,

zu wissen, ob ein Vers z. B. 1320 aus der Hypsipyle stammte, oder aus einem anderen Stücke des Euripides? Und der literarisch gebildete Leser bedurfte wieder gerade dieser Gattung von Nachhilfe nicht. Auch reichte die Zeit von zwei Monaten kaum hin, um eine Edition zu einem bestimmten Zwecke in einer wirksamen Anzahl von Exemplaren zu veranstalten und unter das Publikum zu bringen u. s. w. — In seiner 1896 erschienenen Ausgabe der Frösche hat Leeuwen seine Ansicht über diese Stelle abgeändert und behauptet nun dort p. VIII, es sei das Stück paucis diebus post primam commissionem ein zweites Mal gespielt worden und die Voraussetzung von Exemplaren in den Händen des Publikums sei nur ein Scherz des Dichters. Aber auch bei dieser neuen Annahme bleiben noch genug Schwierigkeiten übrig.

A. Sonny, Einige Bemerkungen zu Aristophanes' Fröschen (Russisch). Philologitscheskoje Obozrjenje (Russische philologische Rundschau) IV, 1893, S. 189—194.

Sonny behandelt 8 Stellen polemisch gegen Kock. 1. In v. 19 soll τράχηλος in erweiterter Bedeutung auch die Kehle mitumfassen, so daß τὸ δὲ γελοῖον οὐκ ἐρεῖ dadurch gerechtfertigt sei. Sonny stützt sich dabei auf Equ. 490, wo er τουτῳί als instrumentalen Dativ auffaßt und auf einen Schluck Wein (vgl. Equ. 101) bezieht, so daß auch dort τράχηλος die Kehle bedeute und mehrere Ausdrücke nur in scherzhafter Weise an einen Ringkampf erinnern sollen, der doch nur durch Reden auszukämpfen sei. Wenn man schon τράχηλος in erweiterter Bedeutung nimmt, um wegen des Parallelismus der Konstruktion (μὲν—δὲ) die dritte Person ἐρεῖ zu retten, so würde ich die Bedeutung des τράχηλος nicht nach vorne, sondern auf den Rücken, mit dem das Gepäck getragen wird, und dann weiter nach abwärts sich erstrecken lassen, wo der Rücken seinen ehrlichen Namen verliert. Dann tritt ἐρεῖ mit θλίβεται v. 20, v. 5, πιέζομαι v. 3 und ἀποπαρδήσομαι v. 10 in einen drastischen Zusammenhang. Vgl. v. 237 πρωκτὸς—ἐρεῖ. — 2. Direkt ablehnen müßte ich, daß in v. 295 βολίτινον das durch Eselmist beschmutzte Bein bedeuten solle, da doch der Eselmist ὀνίς heißt. Vgl. Pac. 4. — 3. In v. 301 ἴθ' ᾗπερ ἔρχει sieht Sonny eine an die Empusa gerichtete Beschwörungsformel (Philostrat. vit. Apoll. II. 4), welche Xanthias bei seiner lächerlichen Feigheit, die nicht geringer sei als die des Dionysos, erst aussprach, als sich das Gespenst ohnedies schon entfernt hatte. Dies ist nicht unmöglich, aber nicht notwendig anzunehmen. 4. In v. 347 liest Sonny ὤμων statt ἐτῶν, was ich ablehne. 5. Für v. 405 empfiehlt Sonny τόδε τὸ σανδαλίσκον und versteht es von dem geflickten Schuh des Choreuten. Man vgl. Kocks Bemerkung in der 4. Auflage. 1898. — 6. An der Schreibung von 683—684 hält Sonny fest

indem er eine Parodie nach des Euripides Alkmene (vgl. Kock zu v. 93) vermutet. Nur βάρβαρον könne dem Tragiker nicht angehört haben, was ich nicht zugeben kann. — 7. In v. 914 bedeute ἐρείδειν „mit Anstrengung vortragen", was sich durch Wo. 1375, Ri. 627 anempfiehlt. 8. Für v. 1001 vermutet Sonny ἀρεῖς (vgl. Ran. 378) statt ἄξεις, schwerlich in glücklicher Weise. — Ich bemerke schließlich, daß ich für das rasche Verständnis dieser Arbeit Herrn Hofrat Alfred Ludwig in Prag zu großem Danke verpflichtet bin. —

Frøerne, Komedie af Aristofanes, oversat af P. Petersen. Kopenhagen 1894.

Dies ist eine dänische Übersetzung der „Frösche" mit drei Seiten Einleitung und einigen Anmerkungen. —

J. van Leeuwen, Ad S. A. Naberum diem quo ante a. XXV munus acad. iniit laete celebrantem de Aristoph. Ranis ep. crit. — Mnemos. NS. XXIV, 1896, p. 99—113.

Der erste Abschnitt dieser Abhandlung umfaßt 8 textkritische Vorschläge, die ich nicht billigen kann. Leeuwen liest in v. 48: ἀποδημεῖς, v. 305—306: ἡ Ἔμπουσα φρούδη. — κατόμοσόν μοι τὸν Δία | νὴ τὸν Δί'. — αὖθις κατόμοσον. — νὴ τὸν Δία. — In der unmetrischen Überlieferung des v. 324: Ἴακχ', ὦ πολυτιμήτοις ἐν ἕδραις ἐνθάδε ναίων, ersetzt L. πολυτιμήτοις durch πολυύμνοις. Meines Erachtens hat man nur das überflüssige und als Glossem eingedrungene ἐν wieder zu entfernen. Ich lese also: πολυτιμήτοις ἕδραις ἐνθάδε ναίων, was einige Handschriften und auch Theodor Bergks Ausgabe darbieten. Bezüglich des anaklastischen Schemas dieser Ioniker ist auf v. 330 zu verweisen: στέφανον μύρτων, θρασεῖ δ' ἐγκατακρούων und bezüglich der Responsion auf 327: ὁσίους ἐς θιασώτας und v. 344: φλέγεται δὴ φλογὶ λειμών. Überdies vgl. W. Christ in der Metrik S. 497. — In Ran. 554 schreibt L. πάνθ' ἡμιωβολιαῖα, v. 674: ἐπὶ βάρβαρον ἑζομένη πίτυλον, v. 925: μορμονωτά, 1038: τὸν κῶνον ἔμελλ' ἐπιδήσειν und die v. 609—611 τἀλλότρια gibt L. dem Torwärter und μὴ ἀλλ' ὑπερφυᾶ dem Dionysos. v. 612 wird gestrichen. — Gelungen ist in dem zweiten Abschnitte die Erklärung einiger Stellen, bei denen die scenische Aufführung zu berücksichtigen ist. In v. 86 erledigt sich nach Leeuwen die Nachfrage über Pythangelos durch eine wegwerfende Handbewegung. Die dreimalige Begrüßung χαῖρ' ὦ Χάρων in v. 184 erklärt Leeuwen durch die Schwerhörigkeit des Alten. Die drei Begrüßungen sind mit wachsenden Stimmmitteln vorzutragen. Ich möchte dabei auch auf das mürrische Wesen des Charon Gewicht legen, weil sich nur so das zu dieser Stelle angemerkte Citat aus dem Satyrdrama des Achaios vollständig erklärt. Daß Aristoph. in diesem Scherze nur zufällig mit Achaios zusammentraf, möchte ich Leeuwen nicht zu-

geben. Auch halte ich die von ihm vorgeschlagene Zuweisung des ersten Grußes an Dionysos, des zweiten an Xanthias und des dritten an beide zugleich nicht für notwendig. — Sehr beachtenswert ist die Auffassung des v. 257: οἰμώζετ᾽. οὐ γάρ μοι μέλει: in malam rem abite; non enim curo, quid de vobis fiat. L. schließt sich bei dieser Erklärung an Hermann an und läßt bei dem οἰμώζετε den Dionysos sehr passend zu einem Schlage mit dem Ruder ausholen. Überzeugend ist auch die Zuteilung der Worte: πρὶν καὶ γεγονέναι in v. 1185 an Dionysos und zwar in spöttischem Fragetone, als hätte πρὶν φῦναι nicht mit Ἀπόλλων ἔφη zusammengehangen, sondern mit ἀποκτενεῖν. — Weniger befriedigt die Bemerkung zu v. 36, daß das Haus des Herakles nicht in Athen zu suchen sei, sondern anderswo; aber man könne den Ort nicht bestimmen. Auch bei v. 301 stimme ich nicht mit L. überein, wenn er die Worte ἴθ᾽ ᾗπερ ἔρχει dem Dionysos zuteilt und an den Xanthias gerichtet sein läßt. Richards in der Class. Review, XV, p. 389 meinte, daß Xanthias mit diesen Worten das zurückweichende Gespenst Empusa anspreche. Beides ist unrichtig. Vielmehr gibt Xanthias seinem Herrn in rascher Abfolge einander widersprechende und darum lächerlich wirkende Ratschläge.

Im dritten Abschnitte erklärt Leeuwen ἀχήσαμεν in v. 216 nach Ruhnken als gnomischen Aorist. Da zur Zeit der Lenäen im Gamelion die Frösche noch nicht quaken, sei die Fiktion natürlich, daß sie sich zu dieser Zeit noch in der Unterwelt befänden. Dort erinnern sie sich daran, daß sie am Chytrenfeste, also im Anthesterion, im Dionysosbezirke zu quaken pflegen (v. 218). Die Auffassung, daß es sich hier um die Seelen abgestorbener Frösche in der Unterwelt handle, lehnt Leeuwen ab. Gut ist auch die Bemerkung zu v. 362 über Thorykion. Dieser Mann habe seine Stellung als Eikastologos mißbraucht, um Kriegskonterbande von Aigina nach Epidauros zu schwärzen, und hierbei sei er aufgegriffen worden. Aus der Stelle sei nicht mit Boeckh-Fraenkel (I^3 p. 396 und Anm. 537) zu folgern, daß Thorykion Zollpächter in Aigina gewesen sei. — Ablehnen muß ich die Erklärung von ὑπεχώρησεν τοῦ θρόνου in v. 790. Leeuwen verweist auf v. 767 παραχωρεῖν und gibt ihm die Bedeutung: in sellam recipere. Aischylos mache dem Sophokles neben sich auf dem geräumigen Throne Platz. Der Behandlung, welche Kock dieser Stelle in dem Anhange zu seiner neuesten Auflage (1898) des Stückes gibt, schließe ich mich ebensowenig an. — Der Aufsatz van Leeuwens bildet mit seiner Fortsetzung (s. d.) eine Grundlage seiner im J. 1896 erschienenen Ausgabe der Frösche. —

J. van Leeuwen, Ad Aristophanis Ranas. Mnemos. NS. XXIV, 1896, p. 330—344.

Dieser Aufsatz ist äußerlich eine Fortsetzung der Abhandlung Leeuwens in der Mnemos. NS. XXIV p. 99—113, bezieht sich aber zum weitaus überwiegenden Teile auf die Scholien, die der Codex Venetus zu den Fröschen darbietet. Zu dem Texte des Aristophanes selbst finden sich nur 4 Bemerkungen. In v. 376 wird die La. ἠρίστηται durch den Hinweis auf den Umstand verteidigt, daß die Atheuer, die nach Eleusis zogen, vorher ihr Frühstück einnahmen. Meines Erachtens muß man die wichtige Notiz des Philochoros bei Athen. 464 F, auf welche Blaydes hinweist, dazunehmen. Abzulehnen ist die Schreibung von v. 1102: ὁ δ' ἐπαναστροφὴν ποιῆται | καὶ ἐπερείδηται τορῶς und die Zuweisung des εὐδαίμων ἄρ' ἦν in v. 1196—1197 an Aischylos, wobei dann L. gezwungen ist, das folgende εἰ καὶ in οὐκ zu verwandeln. Auch die Erklärung von v. 1296 kann ich nicht billigen. ἐκ Μαραθῶνος bezieht L. auf die Schlacht bei Marathon, bei welcher Aischylos sein barbarisches phlattothratt von den Persern gelernt habe. ἱμονιοστρόφου μέλη seien eintönige und langweilige Lieder, wie sie am Brunnen beim Wasserschöpfen gesungen würden. Aber ἱμονιοστρόφος kann nur ein Seiler sein, der ein Brunnenseil dreht, nicht ein Arbeiter (ὑδατηγός), der das Seil am Brunnen aufzieht. —

Von den 23 Bemerkungen, die Leeuwen den Venetusscholien widmet, ist die Hälfte gelungen. Ich citiere Vers und Zeile nach Dübners Scholienausgabe. Man schreibe mit Leeuwen schol. v. 354 Z. 19: εἰς μέρη δύο <καὶ τὸν μὲν κορυφαῖον λέγειν τὰ> ἀνάπαιστα und weiterhin Z. 22: μεμμέρισται. — schol. 384 Z. 49: ἄλλως · ὡς τὸ. — schol. 487 Z. 43: οἰκεῖον τὸ σιωπᾶν. — schol. 554 Z. 9: ἰδίως ἐπὶ τοῦ ἀν' ἡμιωβόλιον πωλουμένου. — schol. v. 645 Z. 51: οὕτω γὰρ καὶ τὸ „οὐ μὰ Δί' — Διομείοις" εἰς αὐτὸν ἐλεύσεται. — τινὲς μὲν ὅτι Ξανθίας, ἅτε δὴ Ἡρακλῆς τέως ὤν, τινὲς δὲ ὅτι Διόνυσος. — schol. v. 756 Z. 45: συνήγαγε st. εἰσήγαγε, — zu schol. 891 Z. 27—28 wird mit Recht bemerkt, daß dieses Scholion zu v. 889 gehört und sich auf die Interpunktion nach εὔχομαι θεοῖς bezieht. — schol. 970 Z. 30: l. τοῦτο γὰρ st. τὸν γὰρ. — schol. v. 1212 Z. 34—35 L. setzt vor καθειμένος den Schlußpunkt und nimmt es als Erklärung zu κάθαπτος, hingegen das folgende τὸ δὲ ἑτέρως κτλ. zu καθαπτός. — schol. v. 1400 Z. 37: προφέρειν νῦν st. προφερόμενον. — schol. v. 1413 Z. 14: γὰρ ἕτερα st. ἑκατέρῳ. — Den übrigen Verbesserungsvorschlägen vermag ich mich nicht anzuschließen. Beispielsweise erwähne ich, daß Leeuwen schol. 122 Z. 47 βρόχῳ st. χρόνῳ empfiehlt. Aber χρόνῳ ist dadurch gerechtfertigt, daß andere Todesarten als weitaus schnellere dargestellt werden. — Bei schol. 479 Z. 17—19 wundert sich Leeuwen darüber, daß er diese Zeilen ἄλλως — πέπλασται in Rutherfords Ausgabe der Scholien des Ravennas nicht finde. Aber sie stehen nicht im Cod. R, wie ich in meiner Kollation der Ravennasscholien (1882

Wiener Studien) genau angegeben habe. Nach θεόν empfiehlt L. ein Fragezeichen. Aber dieser Interpunktion widersprechen die folgenden Worte des Scholiasten: τοῦτο δὲ ὡς ἐν κωμῳδίᾳ πέπλασται, sc. ὅτι οὐκ ἦν θεὸς ὁ Διόνυσος. Unrichtige Ansichten eines Scholiasten zu verbessern, ist nicht Sache der Textkritik. — Die Scholien 579—582 Z. 42—46 gehören nicht so zusammen, wie L. sie zusammensetzt. Das Schol. 582 findet sich nach Dübners Angabe nicht in V, während Schol. 579 darin steht. —

Ein Beispiel für den mehrfach unberechtigten Tadel, den L. gegen den Cod. R erhebt, um die Vorzüge des Cod. V in das schönste Licht zu stellen, gibt die Bemerkung zu schol. 886, Z. 17—19. Hier wird Cod. R wegen des Ausfallens zweier Scholien getadelt, die doch nach Dindorf und Dübner auch im Cod. V fehlen. Die drei verschiedenen Notizen, welche diese Scholien enthalten, haben schon Dindorf und Dübner richtig auseinandergelegt. Wegen des Fehlens des Scholions 1235 Z. 12—13 wird R insofern mit Unrecht getadelt, als eine ganz ähnliche Bemerkung schon zu v. 1227 beigesetzt war, nämlich: ἄλλως· ὠνήσει (sic) τὴν λήκυθον καὶ ἀπόδος ἀντὶ τῆς ἀπολωλυίας. Daß R das schol. 1235 Z. 14—17 auslässt, ist nur als Vorzug der Handschrift zu buchen, weil dieses Scholion unsinniges Zeug enthält. Ob L. zu schol. 1235 Z. 15 mit Recht ἀπόλλυται vorschlägt, st. ἀποδίδοται, ist mir zweifelhaft. Leeuwens Erklärung des Verses 1235 (vgl. seine Ausgabe) ist jedenfalls verunglückt, wie Kocks Anm. beweist. —

In schol. 1245 Z. 43 ist nicht προσήρμοζε st. προσέθηκε zu schreiben. Auch hat dieses Scholion durchaus keine Wichtigkeit. Sein Fehlen im Cod. R ist also kein Nachteil. —

E. Graf, Zu Aristophanes Fröschen. — Philologus LV, 1896, p. 307—317.

Graf behandelt in 7 Absätzen mehrere Stellen der Frösche. In v. 20 wird die La. ἐρεῖ gegen Cobets und Meinekes ἐρῶ in Schutz genommen. Zu der allgemeinen Bedeutung von τράχηλος verweist Graf auf einen analogen Gebrauch von δέρη bei Aischyl. Ag. 329 Weil. — Bei der Erörterung der Prügelprobe v. 643 ff. lehnt Graf es ab, mit Kock und Velsen eine Lücke anzusetzen oder mit Zielinski umzustellen. Graf sucht vielmehr zwei Rezensionen dieser Partie zu unterscheiden, indem er davon ausgeht, daß im jetzigen Texte 7 Hiebe beschrieben werden, 3 für Xanthias und 4 für Dionysos und zwar so, daß jetzt Dionysos zweimal hintereinander an die Reihe kommt. Die erste Rezension soll aus den Versen 642—661, 668—673 bestanden haben; die zweite Rezension ging nach Grafs Ansicht auf Steigerungen und Vergröberungen aus und bestand aus den vss. 642—658, 662—673. Auch

die 3 Sklaven der vss. 608—609 gehören dieser Rezension an. Dieses Problem verdient jedenfalls Beachtung, mag man sich vielleicht auch anders entscheiden. — Mit Sicherheit würde ich bei der Behandlung der Eingangscene den Gedanken ablehnen, daß der Dichter durch den Esel an Seilenos erinnern wolle, während Graf doch zugibt, daß zwischen Xanthias und Seilenos nicht die geringste Ähnlichkeit bestand. Ein Tragtier ist notwendig, um die beiden Reisenden als solche erkennbar zu machen, und daß der Komiker zu diesem Zwecke einen Esel dem edleren Rosse vorzieht, ist wohl leicht zu begreifen. Richtig ist Grafs Bemerkung, daß der Herr darum zu Fuß geht, während der Sklave reitet, — weil Dionysos die Rolle des Herakles spielt. — Bei den vss. 26—29 vertritt Graf Hamakers Athetese. So auch Leeuwen. Ich betrachte diese Verse mit Kock als erklärbar, halte aber an der Schreibung des Rav. ὄνος (nicht: οὖνος) fest, weil hierdurch ein auf einem Doppelsinn beruhender megarischer Spaß gewonnen wird. — Für den Refrain des Froschchores v. 209 ff. verlangt Graf die Schreibung βρεκεκκεκέξ und schafft dadurch — allerdings mit Bentley — jambische Dimeter. Er bezeichnet es als „hart“, „wenn an diesen Stellen fortwährend trochäische und jambische Maße wechseln“. Aber der Wechsel zwischen diesen Maßen ist hier so wenig hart, an andern Stellen der Dramatiker. Dazu kommt, daß man die treue Nachahmung des Naturlautes der Frösche nicht stören darf, der nun einmal keinen jambischen Tonfall hat. — In der Scene v. 830—870, in welcher der Kampf zwischen Aischylos und Euripides festgesetzt wird, sucht Graf zwei Rezensionen und zwar „ganz verschiedener Tonart“ nachzuweisen. „Eine spätere Zeit (!) wollte die vielen Kraftworte nicht mehr hören (!). Das grandiose Bild des erst schweigenden, dann wetternden, zuletzt würdig redenden Aischylos schwindet und die beiden Dichter treten uns mehr auf gleichem Niveau entgegen.“ In diesem Sinne hat Graf „die beiden Schichten“ voneinander abgehoben und hat beide „Rezensionen“ hintereinander abgedruckt, so daß man über seine Absicht nicht im Zweifel sein kann. Aber überzeugt haben mich hier Grafs Ausführungen um so weniger, als er einen bedeutenden Zeitraum zwischen beiden Rezensionen anzunehmen scheint. —

F. Blaß, Zu Aristophanes' Fröschen und zu Aischylos' Choëphoren. — Hermes XXXII, 1897, p. 149—159. —

Es ist mehr als ein Dutzend Stellen der Ranae, welche Blaß meines Erachtens mit wechselndem Glücke behandelt. Beachtenswert ist für v. 269 der Vorschlag: παραβαλοῦ τὼ κωπίω st. τῷ κωπίῳ, interessant die Besprechung des Fragments aus den Myrmidonen, auf dem v. 932 beruht. — Zu v. 1235 erklärt er ἀπόδος einfach als „gib zurück“, in

v. 1163 wird die Überlieferung ἐλθεῖν gegen Hirschigs ἥκειν in Schutz genommen. Der leitende Gedanke ist hier derselbe, der auch die Behandlung der v. 1206, 1225, 1238 (1244) beherrscht, daß nämlich Aristophanes mit den Tragikercitaten gelegentlich sehr frei verfuhr. Die Citate v. 1291 und 1294 betrachtet Blaß als zusammengehörig und bezieht beide auf die unbestattete Leiche des Telamoniers. — Die übrigen Bemerkungen werden wohl schwerlich Beifall finden. Blaß empfiehlt für Ran. 13—15: ὧνπερ Φρύνιχοις | εἴωθε (oder εἴωθα) ποιεῖν καὶ Λύκισι κἀμειψίαις | σκεύη φέρων ἑκάστοτ' ἐν κωμῳδίᾳ. — Für v. 404 schlägt er vor: σὺ γὰρ κατασχισάμενον ἐπὶ γέλωτι | κἀπ' εὐτελείᾳ τόδε τὸ σανδαλίσκον κτλ., wobei er auf Eur. Her. 201 f. δρῶντα ὡρμισμένους hinweist. — In der Ode v. 680 mißt Blaß κονίας und fügt dafür in v. 711 τις vor Θρῃκία ein. In v. 790: κἀκεῖνος ὑπεχώρησεν αὐτῷ τοῦ θρόνου erklärt Blaß κἀκεῖνος als Aischylos und schreibt ἐπεχώρησεν. Oder es sei der ganze Vers zu tilgen als Zusatz eines Verehrers des Sophokles. Weder die Textänderung, noch auch die Athetese halte ich für richtig. — In v. 1227 wird ἀποπρίω als „kaufe ihm wieder" erklärt. Schließlich verteidigt Blaß in v. 1384 das überlieferte μεθεῖτε und schreibt in v. 1393: μέθετε, μεθεῖτε. —

A. Willems, Sur les Grenouilles d'Aristophane. — Revue de l'instruction publique en Belgique. tom. XL, 1897, p. 233—239. —

Willems behandelt hier einige Stellen der Batrachoi. Er erklärt es für eine glückliche Eingebung van Leeuwens, daß er in v. 301 die Worte: ἴθ' ᾗπερ ἔρχει und in v. 1185 das πρὶν καὶ γεγονέναι dem Dionysos zuwies. Auch stimmt er bei, daß ὑπερεπυρρίασε in v. 308 mit Leeuwen nicht auf den Priester des Dionysos, sondern auf den κροκωτός des Dionysos zu beziehen sei, der deutliche Spuren der Furcht aufweise. Die Schreibung φιλοτιμοτέρα in v. 679 bezeichnet er als eine correctio palmaris des holländischen Gelehrten. Hingegen an πέταλον (v. 683) hält Willems fest. ἐπὶ βάρβαρον ἑζομένη πέταλον sei eine Parodie des Homerischen: δενδρέων ἐν πετάλοισι καθεζομένη πυκινοῖσιν, nur werde in der Odyssee (XIX, 520) von der Nachtigall gesprochen, Aristophanes aber handle von der Θρῃκία χελιδών und der als Barbar verspottete Kleophon habe ohne Zweifel eine stark entwickelte Unterlippe gehabt. Darum also πέταλον, das nicht einfach ein Synonymum zu φύλλον sei. An πέταλον halte ich ebenfalls fest, ohne an die breite Unterlippe Kleophons zu glauben. — An v. 655 ἐπεὶ προτιμᾷς γ' οὐδέν; findet Willems mit Recht nichts auszusetzen; ebensowenig an v. 665, der dem Dionysos gehört und nicht dem Xanthias, in dessen Munde das Sophoklescitat unpassend ist. In v. 189 heißt: σοῦ γ' οὕνεκα „deinethalben" und ist als Grobheit Charons gemeint. Bei v. 730 πυρρίαις billigt Willems

die Erklärung des Scholiasten. In v. 839: ἀπεριλάλητος sieht Willems eine Bezeichnung für denjenigen, der der Überredung nicht zugänglich ist. Ich halte das Wort für richtig überliefert, aber für unrichtig interpretiert. Zu den vss. 718—733 macht Willems unter Berufung auf Barclay, V. Head (bei den attischen Münzen p. XXVII) und auf Babelon in der Revue des Études grecques, 1889, II, 138 die Bemerkung, daß Aristophanes von der Emission der Goldmünzen des Jahres 407 und der Emission der Kupfermünzen des J. 406 spreche, nicht aber von gefälschten Goldmünzen. Schließlich hält Willems mit Recht den v. 1195 für gut überliefert und für leicht verständlich.

T. G. Tucker, Aristophanes, Frogs 1435 sqq. — Class. Review XI, 1897, p. 302—303. —

Tucker weist auf die zwei Aufführungen der Frösche hin und sieht in der Stelle 1435—1454 eine Kontamination zweier verschiedenen Fassungen. Beiden gemeinsam seien die Anfangsverse 1435—1436 und 1442 und der Schlußvers 1454 ff. Dazwischen liegen 8 Verse der ersten Aufführung und 8 Verse der zweiten Rezension. Der einen gehören die vss. 1437—1441 und 1451—1453, hingegen der anderen die vss. 1443—1450. Für vs. 1438 empfiehlt der Verf. die Schreibung ἀέριον ἄραι statt αἴροιεν αὖραι, das doch offenbar eine Reminiszenz aus einer Tragödie ist. Daß v. 1442 sich an v. 1436 anschließt, ist ohne weiteres klar, minder ist es die Folgerung betreffend die zwei Rezensionen. Tucker hat sich nicht entschieden, welche von beiden Rezensionen die erste und welche die zweite sein soll. Wenn die einen ernsten politischen Wink enthaltenden Verse 1446—1450 der ersten Aufführung angehörten, wie durften sie bei der zweiten Aufführung wegfallen, da doch die eng anschließenden Worte des Aischylos 1455—1459 stehen blieben? Gehörten aber die vss. 1446—50 erst der zweiten Diaskeue an, wie paßten dann in den Ranae priores die vss. 1455—59 zu 1437—1441 und 1451—53? Hierauf gibt Tuckers Aufsatz keine Antwort. Kock hat dies alles schon vor mehr als einem Menschenalter in Erwägung gezogen. —

L. Radermacher, Zu den Fröschen des Aristophanes. — Philologus LVII, 1898, p. 220—230. —

Richtig wird in v. 404 ἐπὶ γέλωτι erklärt. Bei karnevalistischen Festlichkeiten macht es immer vielen Leuten großen Spaß, wenn jemand recht abenteuerlich zerlumpt auftritt. Daß diese „Mode" in unserer Stelle „auf Iakchos selbst zurückgeführt wird", sagt schon Kock, nur ist sein Ausdruck „Mode" unpassend. Daß ein solches Lumpenkostüm, nebenbei gesagt, auch billig zu stehen kommt, wird durch ἐπ' εὐτελείᾳ ausgedrückt. — Zu beachten ist auch bei dem Schwanken der mss. der

Vorschlag für v. 594 ff.: ἦν δὲ παραληρῶν ἁλῷς ᾖ | κἀκβάλῃς κτλ., da der Scholiast zu 595 diese Form der hypothetischen Periode zu bestätigen scheint. — Gut ist auch die Bemerkung, daß es im v. 730 bei πυρρίαις vor allem darauf ankommt, daß nach alter Volksansicht die Rothaarigen einen schlechten Charakter besitzen. — Nicht einverstanden bin ich hingegen mit der Behandlung der Parodos. In v. 340 streicht Radermacher γὰρ ἥκει τινάσσων, setzt nach χερσί einen Punkt und ein Kreuz. Mit ἔγειρε will er den Chor angeredet wissen, während Ἴακχ' ὦ Ἴακχε ein Ausruf sein soll wie in v. 325. Aber in v. 325 ist Ἴακχε kein Ausruf, sondern ein Anruf, der sich mit dem Imperativ ἐλθέ verbindet. Den Parallelismus der Konstruktion, auf den sich Radermacher beruft, hat er also gegen sich. — Zweifelhaft ist mir die neue Deutung der vss. 902—904. Aischylos, dessen Art schon vorher (v. 848) mit der eines Wirbelsturmes verglichen worden sei, falle (ἐμπεσόντα) über die Reden seines Gegners her, reiße sie mit Stumpf und Stiel (αὐτοπρέμνοις) aus der Erde (ἀνασπῶντ') und fege (συσκεδᾶν!) die Bahn blank (?). — Für v. 929: ῥήμαθ' ἱππόκρημνα empfiehlt R. ῥύμαθ' ἱππόκρημνα. — In den Versen 1195—1196 schreibt R.: εὐδαίμων ἄρ' ἦν. | ἢ κἀστρατήγησέν γε μετ' Ἐρασινίδου; bei der Überlieferung (ἄρ' ἦν, εἰ) vermißt Radermacher „für die Bedingung die Form der Nichtwirklichkeit". Aber diese Form ist in der Überlieferung tatsächlich vorhanden, ohne daß es bei ἦν nötig wäre, ἄρ' in ἂν umzuschreiben. — In v. 775 bezieht Radermacher ἀντιλογιῶν auf die Gegenreden einer kunstreichen Stichomythie und λογισμοὶ καὶ στροφαί auf den musikalischen Vortrag eines Chorstückes oder einer Monodie. Bei anderen Stellen der Schlußscene lasse sich ein Zusammenhang mit den Vorschriften alter Rhetoren nachweisen. So würden die Tautologie und die Einführung von Flickwörtern bei Aristophanes als Fehler der Rede hingestellt. Die in v. 906 (ἀστεῖα καὶ μήτ' εἰκόνας) enthaltene Vorschrift stimme mit demjenigen überein, was Aristot. rhet. 1406b und 1410b über εἰκών und ἀστεῖον vorschreibe. — Die vss. 978—979 πῶς . . ποῦ . . τίς enthalten nach Radermacher einen Rest älterer Topik und beweisen, daß auch in diesem Punkte Aristoteles (vgl. rhet. II, 23 ff.) nicht ohne Vorgänger gewesen sei. — Ich beziehe in v. 906 εἰκόνας auf die attische Sitte (vgl. z. B. Aristoph. Av. 805—806), einen Gegner durch einen unfeinen Vergleich lächerlich zu machen, daher ἀστεῖα hier im Gegensatze zu εἰκόνας steht. Diesen Ausführungen des Verfassers kann ich mich also ebenfalls nicht ganz anschließen. —

J. A. Nairn, On the word προυσελοῦμεν (Aristoph. Ran. 730). — Class. Rev. XII, 1898, p. 209. —

Verf. erklärt die Form προυσελοῦμεν als eine aus metrischen Gründen hervorgegangene Erfindung Porsons zu Aisch. Prom. 438 und

Ar. Ran. 730. Nairn verweist auf die Schreibung der Aristophanesstelle bei Stob. 241, 37 (Mein. vol. 2, p. 84), wo προυγελοῦμεν überliefert ist. Da auch Hesych. die Glosse προυγελεῖν· ὑβρίζειν hat, nimmt der Verf. dies zur Grundlage und konstruiert aus προυγελοῦμεν für Aisch. und für Aristoph. die Schreibung προσποδοῦμεν. Nairn hat keineswegs übersehen, daß προσποδοῦμεν eine bisher noch unbelegte Wortform ist und daß die gleichartige Entstehung desselben Fehlers in den Texten beider Autoren certainly curious ist, — aber abgeschreckt hat ihn dies, wie man sieht, nicht. —

F. Blaß, Zu Aristophanes' Fröschen. — Hermes XXXVI, 1901, p. 310—312. —

Blaß bringt einige Vermutungen zur Erklärung und Textverbesserung der Frösche, die vielleicht keinen durchschlagenden Erfolg haben dürften. Er schreibt in v. 818 mit dem Vaticanus U (Urbinas 141, saec. XIV) ὑψιλόφων statt ἱππολόφων, in v. 819 σμιλευματοεργοῦ st. σμιλεύματα τ' ἔργων (Rav.). In παραξόνια, das er zu νείκη bezieht, sieht Blaß einen „gewissen Gegensatz zu ὑψιλόφων" und sagt: „Hoch zu Roß stolzieren Aischylos' große Worte; Euripides' subtile, seine σχινδάλαμοι, fliegen niedrig an der Erde herum, bei einem homerischen Wagenkampfe also an der Achse und den Rädern." — In v. 826 betrachtet er mit Kallistratos λίσφη als Substantiv = θηρίδιον λεπτὸν σφόδρα und schreibt infolgedessen mit dem Cod. Venetus: γλῶσσαν ἑλισσομένη „d. h. die Zunge schwingend oder wirbeln lassend." — Aus Anlaß des v. 1082: καὶ φασκούσας οὐ ζῆν τὸ ζῆν behandelt Blaß auch das Fragm. Eur. 833 aus dem Phrixos (Nauck TGF²):

τίς δ' οἶδεν εἰ ζῆν τοῦθ' ὃ κέκληται θανεῖν,
τὸ ζῆν δὲ θνήσκειν ἐστί; πλὴν ὅμως βροτῶν
νοσοῦσιν οἱ βλέποντες, οἱ δ' ὀλωλότες
οὐδὲν νοσοῦσιν οὐδὲ κέκτηνται κακά.

Sehr richtig sagt Blaß, daß die Verbindung beider Gedanken durch πλὴν ὅμως nur dem Scheine nach vorhanden ist. Blaß ersetzt ὅμως durch νόμῳ und weist auf eine ähnliche Textverderbnis bei Empedokl. 345 f (43 f. Stein) hin. Sodann zerteilt Blaß das Fragment in zwei zweizeilige Fragmente, zwischen denen eine Überschrift, wie etwa τοῦ αὐτοῦ ausfiel. —

* Michelangeli, L. A., Emendamento al testo d'Aristofane, Rane vss. 815—816. Bolletino di filol. class. VII, 1901, 12, p. 279—281.

V. Brugnola, Uno sguardo alla questione sociale ed al femminismo in Platone ed Aristofane. — Atene e Roma II, 1899, p. 164—175. —

Der Verf. gibt als seine Absicht an, er wolle die Leser der Zeitschrift darauf aufmerksam machen, daß die sozialen Probleme der Magenfrage und der Frauenfrage schon im griechischen Altertum und zwar in Platons Staate und in des Aristophanes Ekklesiazusen behandelt worden seien. Auf die Philologen von Fach ist die populär gehaltene Abhandlung offenbar nicht berechnet. — Nach dem Verf. wäre es Sokrates gewesen, der eine höhere Meinung über die Stellung der Frau zu fassen anfing. Durch die sokratische Schule sei dieser Gedanke verbreitet worden. Hiervon sei Euripides ein Beweis, der zuerst die Liebe als ein Hauptelement des Dramas verwertete. Platon sei in seiner Politeia im Feminismus noch viel weiter gegangen. Seine diesbezüglichen Vorschläge und ebenso auch seine kommunistischen Reformen habe er für durchführbar gehalten. Über Platons Ansichten seien die Konservativen mißvergnügt gewesen und der Ausdruck dieser Richtung seien die Ekklesiazusen des Aristophanes. — Daten anzugeben vermeidet der Autor durchwegs. Bezieht sich seine Bemerkung über Euripides, wie man billigerweise annehmen muß, auf den im J. 428 aufgeführten Hippolytos, so hätte dem Verf. auffallen müssen, daß der damals mehr als fünfzigjährige Euripides in seinem Gedankenkreise doch wohl nicht von einer „Schule" des erst vierzigjährigen Sokrates beeinflußt sein konnte. Ebensowenig sicheren Boden haben die Bemerkungen Brugnolas über die Ekklesiazusen.

* Het vrouwenparlement, overgebr. door Hallerstadt. 1901.

K. Zacher, Tongefäße auf Gräbern. — Philologus LIII, 1894, p. 323—333. —

Bei der Erörterung der attischen Sitte, ein tönernes Gefäß auf das Grab zu stellen, sieht sich Zacher veranlaßt, die keineswegs in allen Einzelheiten klare Stelle der Ekklesiazusen v. 1106—1111 ausführlich zu behandeln. Richtig wird m. E. v. 1107 ἐπ' αὐτῷ τῷ στόματι τῆς εἰςβολῆς als grobe Obscönität gedeutet. Auch die Annahme, daß καταπιττώσαντας von der Schwarzfärbung gesagt sei, scheint besser als die bisherigen Erklärungen. Hingegen zweifelt Zacher mit Recht selbst daran, daß μολυβδοχοήσαντας und ἀντί ληκύθου (v. 1110—1111) genügend erklärt sei.

Auch v. 1101 ruft noch nach einem Interpreten. — Gelegentlich wird (S. 331) bemerkt, daß in dem ebenfalls umstrittenen Worte χρουνοχυτρολήραιος in den Rittern v. 89 (Zacher schreibt . . . χρουνοχυτρολήραιον) wegen des Bestandteiles χυτρο ein verächtlicher Sinn liegt. —

J. A. Nairn, Note on Aristoph. Eccles. 502. — Class. Rev. XII, 1898, p. 163. — Verf. empfiehlt, in v. 502 μὴ θεῖ statt μίσει zu schreiben.

E. Poste, Juror-Panels at Athens, Class. Review VII, 1893, S. 196 beschäftigt sich mit Aristoph. Ekkl. 682—691. —

D. Comparetti, Intorno alle Ecclesiazuse di Aristofane. — Atene e Roma III, 1900, p. 73—91.

Der Aufsatz Comparettis ist als literargeschichtliche Einleitung zu August Franchettis Übersetzung der Ekklesiazusen („Donne a parlamento", Città di Castello, Lapi.) geschrieben. — Comparetti setzt die Ekklesiazusen auf die Lenäen des J. 392 an, gibt eine Übersicht des wesentlichen Inhaltes des Stückes, teilt es in Scenen ab, kritisiert es als ein Frauenstück im Vergleiche mit der Lysistrata und den Thesmophoriazusen, dann vergleicht er es vom Gesichtspunkte der „mittleren Komödie" mit dem Plutos, vertritt die Selbständigkeit der Idee des Dichters gegenüber Platons Politeia, der er eine um einige Jahre spätere Abfassungszeit zuweist, stellt überhaupt jede polemische Beziehung auf Platon in Abrede und bezeichnet die Ekklesiazusen als das schwächste unter den erhaltenen Stücken des Aristophanes, wenngleich die utopistische Idee der Weiberherrschaft an Kühnheit der phantastischen Konzeption mit der Idee der „Vögel" wetteifere. Daß Aristophanes aus diesem der politischen Behandlung so zugänglichen Stoffe kein Stück nach dem Muster der altattischen Komödie geschaffen habe, zeige mehr als alles andere den Verfall der athenischen Verhältnisse und der poetischen Schaffenskraft des Dichters. Das Auseinanderklaffen der zwei Teile der Komödie, deren erster nur die Frauenherrschaft, der zweite hingegen den Kommunismus behandle, ferner das Zurücktreten der Praxagora in dem zweiten Teile wird eingehend besprochen. — Als Einleitung zu einer Übersetzung der Ekklesiazusen ist diese Abhandlung jedenfalls am richtigen Platze. —

T. Quinn, The Plutus of Aristophanes edited with introduction and notes. — London 1896.

T. Quinn, The Plutus of Aristophanes translated into English prose with an introduction. — London 1896.

Die beiden Bändchen enthalten nicht bloß denselben Stoff wie Quinns bei B. Clive, London 1889 erschienene Ausgabe, sondern sind ein unveränderter Abdruck daraus. Nur ein kurzer Index der Anmerkungen ist hinzugekommen. Der zu Schulzwecken castigierte Text beruht auf der Ausgabe Theodor Bergks. In der Einleitung, die das Wissenswerteste über Aristophanes enthält, wäre manches zu ändern

gewesen. So liest man auf S. 6, daß alle Fragmente des Aristophanes kurz sind und des Interesses gänzlich entbehren. Wenn es auf S. 10 heißt, daß man im Plutos mehr Anspielungen auf die großen geschichtlichen Ereignisse der dem Drama vorangegangenen zwanzig Jahre erwartet hätte, so ist dies eine Bemerkung, die auch nicht jeder unterschreiben wird. Geradezu auffallend ist der Irrtum Quinns (p. 17), Aristoteles lehne in der Poetik (c. 3) die Ableitung des Wortes κωμῳδία von κῶμος ab und halte es mit den Doriern, die es mit κώμη in Verbindung brachten. — Die in Prosa geschriebene Übersetzung ist leicht verständlich. Bei v. 809 fiel mir auf, daß der Übersetzer τὰ σκευάρια mit „utensils" wiedergibt. Hickie (London, Henry G. Bohn, vol. II, S. 725) hatte schon im J. 1852 richtiger übersetzt: „all our vessels are full of silver and gold". —

N. Nicolson, The Plutus of Aristophanes. Boston 1898.

Nicolson reproduziert den Text von Velsens und gibt die Einteilung des Stückes in Akte und Scenen nach Hemsterhuys. Das nett ausgestattete Büchlein ist mit einigen Abbildungen nach bekannten unteritalischen Vasenbildern geschmückt, die jedoch, wie der Verfasser selbst angibt, mit dem Inhalte des Plutos in keinem unmittelbaren Zusammenhange stehen. — Die kurzen Fußnoten stellen zumeist einen Auszug aus den Scholien dar, die bekanntlich zum Plutos besonders reichlich vorhanden sind. —

A. Franchetti, Le guarigioni di Asclepio. — Atene e Roma III, 1900, p. 144—149.

Unter diesem Titel ist ein Teil der Übersetzung des Plutos abgedruckt, welche A. Franchetti durch diesen „Ausschnitt" den Lesern des Blattes ankündigt. Der Abdruck umfaßt die Verse 627—770. Die beigegebenen Fußnoten stammen von D. Comparetti. Grundlage der Übersetzung ist Velsens Text.

Der Titel der Übersetzung lautet:

*Pluto tradotto da A. Franchetti con note di D. Comparetti. Città di Castello 1898.

R. Peppmüller, Zur vierten Hypothesis des Aristophanischen Plutos. — Philologus L, 1891, p. 582.

Peppmüller behandelt die Stelle der vierten Hypothesis zum Plutos: [καὶ] τὸν υἱὸν αὐτοῦ συστῆσαι Ἀραρότα [δι' αὐτῆς] τοῖς θεαταῖς βουλόμενος, τὰ ὑπόλοιπα δύο δι' ἐκείνου καθῆκε, Κώκαλον καὶ Αἰολοσίκωνα. Die Interpunktion und die Klammern habe ich hier nach der zweiten Auflage der Dindorfschen Poëtae scenici gr. (18) gegeben. Peppmüller sagt: „alles ist in der Ordnung, wenn man δι' αὐτῶν schreibt. Da

Aristophanes diese Komödie — den Plutos — als letzte unter seinem eigenen Namen aufgeführt hatte und nun seinen Sohn Araros dadurch dem Theaterpublikum vorstellen (empfehlen) wollte, so ließ er seine beiden letzten Dramen, Kokalos und Aiolosikon, durch jenen in Scene gehen." — Daß diese Beziehung des Pronomens αὐτῶν auf ein folgendes Beziehungswort grammatisch möglich ist, läßt sich allerdings nicht bestreiten. Aber die Einfachheit der Darstellung in diesem Scholion und der Umstand, daß der Scholiast zuerst das Femininum κωμῳδία anwendet, späterhin aber an das Wort δράματα denkt, machen mir diese Behandlung der Stelle wenig wahrscheinlich. —

D. Marzi, Di un frammento della parte di Carione nel Pluto d' Aristofane conservato in una pergamena del r. Archivio fiorentino. — Firenze 1898.

In dem Archivio di Stato fiorentino, Diplomatico, Badia fior. . . 14 . . findet sich eine Rolle sehr feinen Pergaments, links von der Länge von 0,945 m, rechts von der Länge von 0,920 m, von der Breite von 0,114 m. Auf 132 Zeilen, welche auf der Rückseite des Pergaments mit einem spitzigen Instrumente gezogen zu sein scheinen, enthält dieses Pergament die Verse des Karion aus der Verspartie 722—1107 des Plutos und zwar in schönen, nur hie und da durch starke Abnützung verblaßten Schriftzügen, welche nach dem Kataloge der zweiten Hälfte des XV. oder spätestens dem Anfange des XVI. Jahrhunderts angehören. — Außer der Beschreibung dieses Teiles einer Plutoshandschrift bietet Marzi noch eine auf der Grundlage von Bergks erster Ausgabe (1861) gearbeitete Kollation, welche jedoch in etwas unklarer Weise angefertigt ist. Da Marzi keinen Versuch macht, die Verwandtschaft des gefundenen Textes mit einer der zahlreichen bekannten Plutoshandschriften festzustellen, wird man seiner Versicherung, daß der neue Text nicht ohne Bedeutung sei und einige Konjekturen Bergks bestätige, vorerst mit einiger Skepsis begegnen. — Bezüglich des Zwecks der Pergamentrolle spricht Marzi die wahrscheinliche und interessante Vermutung aus, daß sie auf eine Bühnenaufführung des Plutos in der Zeit des Humanismus hinweise, für welche die Rolle des Karion mit den Stichworten, auf welche er antwortet, herausgeschrieben worden sei. —

W. G. Rutherford, Aristophanica. Class. Review X, 1896, p. 98—100.

Der Verf. behandelt 10 Stellen des Plutos, darunter einige m. E. mit glücklicher Hand. — vss. 49—50 werden athetiert. Sie scheinen aus Scholien zu v. 48 zusammengeflickt zu sein. — v. 146 und v. 205 erweisen sich ebenfalls als unecht. In v. 205 beweist die Kon-

struktion von εἰς τὴν οἰκίαν deutlich, daß dies eine Erklärung zu dem vorangehenden εἰςδὺς ist. Bemerkenswert ist die Behandlung des v. 1083: ὑπὸ μυρίων ἐτῶν γε καὶ τριςχιλίων. Trotz des bisher angenommenen Doppelsinnes von ἐτῶν liegt doch in dem ὑπὸ eine Schwierigkeit. Rutherford schreibt daher: ὑπὸ χιλίων γε τῶνδε καὶ τριςμυρίων und gewinnt dadurch wieder eine Stelle, welche die Abschätzung des Fassungsraumes des Dionysostheaters bei Platon Sympos. 175 E (und Philemon frag. 89 Kock = Stob. flor. 2,27) bestätigt. — Nicht überzeugt hat mich die Athetese der vss. 769 (ὥσπερ—ἐγώ) und 897 (ἐπεὶ—τριβώνιον), weil die Stellen durch die Streichung dieser Verse unverständlich werden. Auch den v. 848 ganz zu entfernen, scheint unnötig. Ich empfinde nur das καὶ ταῦτα als störend, weil schon die Worte des ΔΙΚ. mit καὶ ταῦτα begonnen hatten. — Auch die neue Personenverteilung in den vss. 61—66 und 367—370 hat nicht meinen Beifall. Rutherford gibt dem ΧΡ. nicht bloß v. 64, sondern auch das folgende εἰ μὴ φράσεις γάρ, — hierauf folgt: ΚΑΡ. ἀπὸ σ' ὀλῶ κακὸν κακῶς. ΧΡ. ὦ τᾶν — ΠΑ. ἀπαλλάχθητον ἀπ' ἐμοῦ. ΧΡ. πώμαλα. In der andern Stelle schreibt der Verf. v. 368: ἀλλ' ἔστιν ἐπίδηλον — τί πεπανούργηχ'; ΧΡ. ὅ τι; | σὺ μὲν κτλ. Schließlich erwähne ich, daß Verf. in v. 531 καὶ τῷ τί πλέον πλουτεῖν ἔσται τούτων πάντων ἀποροῦντι; liest. Durch das doppelte Fragewort wird dieser Vers m. E. allzu unruhig. —

F. Allègre, Aristophane. Plutus, vers 521. — Revue des études grecques X, 1897, p. 10—13. —

Die Penia sucht den Chremylos davon zu überzeugen, daß, wenn alle Menschen in gleicher Weise reich wären, dies nicht ein beneidenswerther, sondern ein unglücklicher Zustand wäre, in welchem das Elend allgemein würde. Auf die einzelnen Sätze der Penia antwortet Chremylos mit Gegenargumenten, deren Nichtigkeit sofort in die Augen springt. Aber formell wenigstens suchen seine Antworten den Thesen der Penia zu entsprechen. Auf die Frage der Penia, wieso man sich Sklaven verschaffen werde, antwortet Chremylos im v. 519, man werde sie kaufen. Auf die Frage, wer denn Sklaven verkaufen werde, wenn er reich genug sei und den Kaufpreis nicht benötige, antwortet Chremylos im v. 521: κερδαίνειν βουλόμενός τις | ἔμπορος ἥκων ἐκ Θετταλίας παρὰ πλείστων ἀνδραποδιστῶν. Allègre macht nun mit Recht darauf aufmerksam, daß in dem πλείστων, welches die Handschriften darbieten, kein Moment enthalten ist, welches als Replik auf die Worte der Penia aufgefaßt werden könnte. Er bespricht dann zutreffend die vorliegenden Konjekturen und zeigt, daß z. B. die La. ἀπίστων, welche schon der Scholiast gekannt zu haben scheint, nicht dem oben dargelegten Gesichtspunkte entspricht, indem die ἀπιστία der Thessalier zwar

sprichwörtlich gewesen sei, aber bei dem Gedankengange des Gespräches nicht in Betracht komme. Letztere Forderung findet er unter sämtlichen bisher vorgeschlagenen Textveränderungen nur durch Hemsterhuys' παρ' ἀπλήστων erfüllt. Wenn auch ein Thessalier reich wäre, so würde er dennoch Sklaven verkaufen, weil die Thessalier, als Nicht-Hellenen, unersättlich habgierig wären. Die Auseinandersetzung Allègre's ist gewiß lesenswert. Velsens παρά τ' ἄλλων ἀνδραποδιστῶν entspricht zwar meines Erachtens vollkommen genug den Bedürfnissen des Zusammenhanges, aber an Leichtigkeit der Erklärung des entstandenen Fehlers kann es sich mit παρ' ἀπλήστων nicht messen. —

G. E. Marindin, The date of the temple of Asklepios at Athens. — The Classical Review XII, 1898, p. 208. —

Der Verf. schließt aus schol. Plut. 621, Vesp. v. 121 ff., ferner aus CIA II, 1650, 1649, 1442 und aus Timokles frag. com. Kock II 454, daß der Tempel des Asklepios im Piräeus zwischen 422 und 388, hingegen das Ἀσκληπιεῖον ἐν ἄστει erst einige Jahre nach 388 durch Telemachos aus Acharnai errichtet worden sei. Zwingend ist letzterer Schluß um so weniger, als sich der Verf. mit der neueren deutschen Literatur nicht auseinandersetzt. Vgl. Thraemers Artikel über Asklepios bei Pauly-Wissowa, II 1664. — Bei Marindin findet sich weder eine Bezugnahme auf den Paean des Sophokles, noch auf den Archonten Astyphilos, auf dessen Amtsjahr (420 v. Chr.) A. Körte (Athen. Mitth. 1893, XVIII, p. 249) die Errichtung des Asklepiosheiligtumes ἐν ἄστει bestimmte. Daß im Plutos vss. 621 ff. das munichische Heiligtum gemeint sei, sagt Körte ibid. p. 250. Bei einiger Kenntnis der einschlägigen Literatur würde Marindin auch wohl nicht bloß im allgemeinen behauptet haben, that the Ἀσκληπιεῖον ἐν ἄστει was built at some date after 388, sondern würde wohl speziell das Jahr 381 als Datum für die Errichtung des Heiligtumes ins Auge gefaßt haben, da gerade auch für dieses Jahr ein Archontenname auf . . . . . λος (CIA II 1649 Z. 12), nämlich Demophilos, zur Verfügung steht. Es würde sich dann im Weiteren darum zu handeln haben, ob jener Telemachos aus Acharnai, von dem das Sprichwort Τηλεμάχου χύτρα ging (Athen. IX, 407), mit dem Begründer des Asklepioskultes ἐν ἄστει identisch war. — Da Timokles in den Ikariern den Telemachos aus Acharnai gleichzeitig mit dem Redner Hypereides erwähnt, könnte sein Spott leicht gegen einen verarmten Nachkommen oder Verwandten (Enkel?) des wahrscheinlich wohlhabenden und angesehenen Begründers des Asklepioskultes ἐν ἄστει gerichtet sein.

U. v. Wilamowitz-Möllendorff, Lesefrüchte. Hermes XXXIV, 1899, p. 224 (Zu Aristoph. Plut. 1028—1030).

J. Oeri, Zu Aristophanes' Plutos 1028—1030. Hermes XXXIV, 1899, p. 640. —

Die Frage, wohin das Scholion R: ἐλλείπει ἐχρῆν zu beziehen sei, welches oberhalb des v. Aristoph. Plut. 1030 interlinear vermerkt ist, hat schon manchen beschäftigt. Velsen war der Meinung, daß die zweite Hälfte des v. 1030 . . . . . δίκαιός ἐστ' ἔχειν ehemals lautete: μ' ἀδικοῦντα τόνδ' ἔχειν. A. v. Bamberg (exerc. nov. in Plut. 19) wollte v. 1030 streichen. Ihm gegenüber verteidigt v. Wilamowitz die Echtheit von 1030 auf Kosten des v. 1028, den er für „falsch" erklärt. v. 1028 sei „aus 1030 geflickt", und als er noch nicht existierte, gehörte das Scholion ἐλλείπει ἐχρῆν zu v. 1029. Zu 1030 wäre also dieses Scholion nur irrtümlicherweise geraten. v. Wilamowitz meint: „Das Scholion ist also älter als der Vers, der eben denselben Anstoß beseitigen sollte. Das ist für die Beurteilung unserer Überlieferung so wichtig, daß ich es hervorheben wollte." — Einer der durch diese Ausführungen nicht Überzeugten ist Oeri. Er bezieht das Scholion ebenfalls zu dem v. 1029; nur meint er, daß man v. 1030 als weinerlich entrüstete Frage der alten Frau las und daß nach v. 1028 eine stärkere Interpunktion gesetzt war, „so daß der mittlere Vers (1029), auf den allein das Scholion gehen kann, gewissermaßen in der Luft stand." Ein μ' liest Oeri sowohl in v. 1029 vor ἀντευποιεῖν, als auch in v. 1030 vor ἀγαθόν. —

III. B.

a. Über Parepigraphae bei Aristophanes und in den Aristophanesscholien.

In meiner im Jahre 1883 erschienenen Schrift „Über die Parepigraphae zu Aristophanes" sagte ich S. 19: „Parepigraphae sind alte Interlinearbemerkungen scenischen Inhaltes." Auf der Grundlage von Einzelheiten stellte ich nun einen Beweis dafür zusammen, daß schon in den attischen Exemplaren aristophanischer Komödien, also schon im vierten und fünften Jahrhundert zahlreiche derartige Parepigraphae vorhanden waren, so daß, was wir jetzt davon besitzen oder erschließen können, sich nur als ein geringer Rest darstellt. Die aristophanische Komödie war nämlich im Vergleiche zu einer Tragödie ungemein reich an Bühnenhandlung. Zudem trat dieselbe vielfach unerwartet ein, weil das Unerwartete zum Wesen des Komischen gehört. Dazu kommt, daß Aristophanes die Regie seiner Stücke häufig nicht selbst führte, während ältere Dramatiker ihre eigenen Regisseure waren. Aus solchen Gründen wäre es verständlich, wenn Aristophanes manche seiner Stücke sogar mit Regiebemerkungen ausgestattet hätte. Man vgl. S. 21, 25, 60 meiner Abhandlung. Eine Parepigraphe wie die zu Thesm. 130: ὀλολύζει wäre gut genug für Aristophanes selbst, weil sie etwas Neues lehrt, was der

Text nicht an die Hand gibt. Aber viele andere dergleichen Interlinearbemerkungen scenischen Inhaltes, für welche ich den Ausdruck „Regiebemerkung“ vermied, waren bloß Paraphrasen des vorhandenen Textes und konnten daher unmöglich von dem genialen Dichter selbst herstammen. Darum sagte ich S. 24, daß die Parepigraphae in ihrer Masse und somit als Institution nicht auf Aristophanes selbst zurückzuführen sind und daß sie von ihm weder für die Regie des nur einmal aufzuführenden Stückes, noch auch von ihm für einen Leserkreis angefertigt sein dürften. Da ich nun aber das hohe Alter einer Anzahl von Parepigraphae nachwies und sie nun doch von einem genauen Kenner der Aufführung herrühren mußten, sprach ich S. 25 ihre Abfassung „einzelnen Verehrern der aristophanischen Muse“ zu. — Während nun einige meiner Vorgänger, wie z. B. Dindorf, die Parepigraphae, selbst wo sie im Texte erhalten waren, aus dem Texte entfernten und schlecht behandelten, hat v. Wilamowitz im Herakles I., S. 125, dasjenige, was die Hauptsache in meiner Darlegung ausmacht, nämlich den Nachweis des hohen Alters der Gattung der Parepigraphae zu Aristophanes von mir übernommen und es war daher nicht in der Ordnung, daß er meine „Erklärungsart“ als „freilich fast lächerlich“ bezeichnete. Wenn v. Wilamowitz mir mit der Behauptung entgegentritt: „unmöglich würde sich eine Regievorschrift in der nur ausnahmsweise wiederholten Komödie häufiger finden können als in der Tragödie“, und weiterhin sagt, Aristophanes habe diese Parepigraphae selbst für seine Leser geschrieben, so wäre ich in besserem Rechte, eine solche „Erklärungsart“ als „freilich fast lächerlich“ hinzustellen, weil ich eine solche „Erklärungsart“ mit guten Gründen von vornherein widerlegt hatte. — Wenn es z. B. bei Aristoph. Pac. 256 heißt: οὑτοσί σοι κόνδυλος, so wird Aristophanes natürlich nicht für die Regie — zumal er sie gerade für die Εἰρήνη selbst führte, — die Bemerkung aufgeschrieben haben: „Er gibt ihm eine Ohrfeige“ (Wilamowitz a. a. O. S. 125) Aber ebensowenig kann der geistreiche Dichter selbst mit einer so überflüssigen Notiz etwa für minderbegabte Leser gesorgt haben. Hingegen ein attischer Grammatist, der das Stück gesehen oder von der Aufführung gehört hatte, oder einer seiner Schüler, oder auch ein Schauspieler, kurz irgendwer anders als Aristophanes selbst, befand sich seinem Texte gegenüber in einem ganz anderen Falle. Einem Liebhaber konnte daran gelegen gewesen sein, sich die ehemalige Aufführung mit der Feder in der Hand genau vorstellig zu machen. Auf Aristophanes selbst jedoch konnten nur einige besondere Einzelheiten dieser Art zurückzuführen sein, wenn er sich etwa während des Dichtens einen guten Einfall für eine komische Darstellung vielleicht unwillkürlich zwischen den Zeilen notierte, etwa wie obiges ὀλολύζει. —

V. Jernstedt, Über den Dekorationswechsel in den Thesmophoriazusen des Aristophanes. SA. aus: Στέφανος. Sammlung von Aufsätzen zu Ehren von Th. Sokoloff. 1895, S. 153—166. (Russisch.)

Jernstedt bespricht zunächst die Ansichten von Brunck, Geppert, Fritzsche, Enger, Droysen, Schönborn, J. W. White (Harward Stud. 1891, p. 200) über den Dekorationswechsel in den Thesmophoriazusen; ἐγὼ δ' ἄπειμι (v. 279) werde noch vor dem Hause des Agathon gesprochen, dagegen v. 280 vor dem Thesmophorion. Der Dekorationswechsel finde also, wenn überhaupt, (J. leugnet es S. 159) nach ἕπου v. 279 statt. Die thrakische Magd sei nicht wirklich in Person anwesend zu denken! Um so komischer sei das Spiel des Mnesilochos! Letzteres ist für mich durchaus unannehmbar. — Jernstedt meint nun weiterhin, daß, wenn das Scholion 277 laute: παρεπιγραφή. ἐκκυκλεῖται ἐπὶ τὸ ἔξω τὸ θεσμοφόριον, so habe man unter παρεπιγραφή den v. 277 selbst, nämlich: ἔκσπευδε ταχέως· ὡς τὸ τῆς ἐκκλησίας | σημεῖον ἐν τῷ Θεσμοφορείῳ φαίνεται zu verstehen, insofern dieser Vers (!) ein scenisches Ereignis ausdrücke. Das schol. 277 umschreibe diese Bühnenhandlung durch die Worte: ἐκκυκλεῖται ἐπὶ τὸ ἔξω τὸ θεσμοφόριον. Die zwischen den vss. 276 und 277 überlieferten Worte seien daher nicht eine Parepigraphe, sondern Reste eines verderbten Trimeters. Diesen stellt Jernstedt in folgender Weise her: οὐδὲ δέχομαι τὸν ὅρκον. ΕΥΡ. ὦ ᾿θλιώτατε. Aus diesen Worten sei durch Wegfall von Buchstaben, Verstümmelung, Verlesung und Mißverständnis dasjenige entstanden, was jetzt zwischen den Zeilen überliefert sei: ὀλολύζουσί τε· ἱερὸν ὠθεῖται. Denn der Abschreiber habe sich eingebildet, daß diese Worte eine alte Parepigraphe darstellen. — Da nun die Behandlung dieser Stelle der Thesmophoriazusen vorzugsweise gegen meine Schrift „Parepigraphae“ gerichtet ist, nimmt Jernstedt noch Veranlassung von schol. Plut. 8 zu sprechen, auf das ich S. 47 als auf eine schwierige Stelle aufmerksam machte. Jernstedt liest dort einfach παραγραφή statt παρεπιγραφή, indem er meint, daß es bei v. 8 zu καὶ ταῦτα μὲν δὴ ταῦτα keine Veranlassung zu einer παρεπιγραφή gab. —

Ich kann mich nun nach diesem Referate über die Abhandlung des kürzlich verstorbenen Jernstedt wohl damit begnügen zu sagen, daß es allerdings nicht schwer ist über die Parepigraphae zu einer anderen Anschauung zu gelangen als ich, wenn man das Material, auf dem meine Ansichten aufgebaut sind, so willkürlich ändert, wie dies Jernstedt tut. An den Resultaten meiner Arbeit würde sich indessen nichts ändern, auch wenn man von den 52 Stellen, die ich behandle, zwei oder auch mehrere wegzulassen hätte. Daß dies aber notwendig sei, hat Jernstedt nicht bewiesen. Zwischen den Versen Thesm. 276 und 277 fehlt im Zusammenhange der Stelle kein Vers. Also ist es unmethodisch, dort

einen Vers einzuflicken. Dann ist aber das verderbt überlieferte ὀλολύζουσί τε· ἱερὸν ᾠθεῖται jedenfalls eine Parepigraphe, mag auch ihre Form und ihr Inhalt strittig sein. — Und was schließlich schol. Plut. 8 anlangt, so hat Jernstedt manches, was ich S. 48 darüber sage, vernachlässigt. Will man nicht zugeben, daß sich hier eine Parepigraphe auf einen Gestus bezog — und ich habe diese Möglichkeit S. 48 meiner Abhandlung angedeutet — so ist es immerhin bei der Überladung der ersten Seiten des Cod. Ravennas mit Scholien denkbar, daß diese Notiz über eine Parepigraphe zu einem ganz anderen Verse gehörte und durch Mißverständnis an einen unrichtigen Platz geriet. Dazu kommt, daß in den Ravennasscholien παραγραφή nirgends die „ἀπόθεσις λόγου" bezeichnet, wie Jernstedt im Hinblicke auf schol. Nub. 176, 1075 meint. παραγραφή ist vielmehr in den Aristophanesscholien eine „mutatae personae nota", wie Dübner im Index zu den Scholien angibt, wobei auf schol. Rav. 1432 und schol. Nub. 653 (adnotatio) zu verweisen ist. Auch dürfte man wohl behaupten, daß παρεπιγραφή als Schreibfehler statt παραγραφή an sich weniger wahrscheinlich ist, als etwa der umgekehrte Fall wäre. Schließlich ist daran zu erinnern, daß auch bei Thesm. v. 130 ein ὀλολύζει als παρεπιγραφή erhalten und im Scholion dazu als solche bezeichnet ist. So stützen beide Stellen einander in jenem Zusammenhange, in welchem ich sie auf S. 20 – 21 meiner Schrift behandelt habe. — Und daß beide παρεπιγραφαί zu Thesm. 130 und 277 nicht etwa vom Schreiber des Cod. R oder sonst von einem späten Byzantiner herrühren, sondern alte und schwer lesbare Interlinearbemerkungen waren, ist daran zu erkennen, daß beide durch Abschreibefehler verunstaltet sind. (130: ὀλολύζεις γέρων R, cf. Velsen.) — Für das sichere Verständnis dieser Arbeit bin ich Herrn Hofrat Alfred Ludwig in Prag zu Dank verpflichtet. —

K. Weißmann, Die scenischen Anweisungen in den Scholien zu Aischylos, Sophokles, Euripides und Aristophanes und ihre Bedeutung für die Bühnenkunde. — Progr. d. k. neuen Gymn. in Bamberg, 1896.

Der Verf. bespricht zahlreiche Scholien, welche über die handelnden Personen, den Chor und über das Auf- und Abtreten derselben Angaben machen, ferner solche, welche über die Verteilung der Rollen und über die Art des Vortrags und des Spiels Auskunft geben, dann Andeutungen über die Handlung und die scenischen Vorgänge, schließlich über Bühneneinrichtung und Maschinerie. Nachdem der Verfasser dieses weitschichtige Material seinem Inhalte nach in fünf Abschnitten durchgesprochen hat, will er diese Scholiastenbemerkungen nach den Quellen, denen sie entstammen, in vier Klassen teilen. Er unterscheidet

derartige Notizen, welche dem Texte oder der Situation entnommen sind, dann solche, welche von selbständigem Denken des Scholiasten zeugen. In einer dritten Klasse faßt Weißmann diejenigen Scholienangaben zusammen, welche im Anschluß an spätere Aufführungen gemacht sind und in einer vierten und letzten Klasse diejenigen. welche die „von den Dichtern oder Regisseuren zu dem Text angemerkten scenischen Winke (παρεπιγραφαί)“ enthalten. —

Weißmanns Arbeit erstreckt sich auf die Scholien zu Aristophanes und zu den Tragikern. Sie zieht sowohl solche Scholienstellen heran, in denen das Wort παρεπιγραφή vorkommt, als auch andere, in denen dieser Ausdruck nicht steht. Daß bei einer so umstrittenen Sache, wie es die Parepigraphae sind, auf diesem Wege der Untersuchung keine sichere Grundlage geschaffen wird, wird um so mehr klar sein, wenn ich hervorhebe, daß Weißmann den Namen und das Alter des Codex, dem ein Scholion entnommen ist, nicht mitteilt. — Den Namen παρεπιγραφή erklärt der Verfasser dadurch, daß die scenischen Winke, welche „ursprünglich alle im Text standen“, von den Grammatikern „an den Rand“ geschrieben wurden und daß sie „da auch erst den Namen παρεπιγραφαί“ erhielten (S. 22). In analoger Weise wird der Ausdruck παρεκκύκλημα erklärt: „Die Anwendung des ἐκκύκλημα ward zwischen dem Text durch den Namen der Maschine selbst angedeutet. Die Grammatiker setzten ihn an den Rand, wie die übrigen scenischen Bemerkungen, und so wurde daraus παρεκκύκλημα“ (S. 27). Ebenso wird παραχορήγημα erklärt: Die „außergewöhnliche Leistung des Choregen“ war „im Stücke selbst“ bemerkt. „Erst die späteren Grammatiker haben solche, damals erst an den Rand gesetzte, Bemerkungen als παραχορηγήματα bezeichnet . . . im Gedanken an den Ort, wo sie die Bemerkung fanden“ (S. 31). — Derartige Aufstellungen sind natürlich leicht zu entkräften, weil sie einfach sprachwidrig sind. Nicht so leicht sind manche andere Behauptungen des Verfassers zu widerlegen, denen gegenüber man auf einem minder sicheren Boden steht. Wenn Weißmann z. B. glaubt, daß die Dramatiker den Namen der anzuwendenden Theatermaschine zwischen den Textzeilen angaben, also z. B. „ἐκκύκλημα“ schrieben, so gibt es dagegen kaum einen förmlichen Gegenbeweis. Aber daraus folgt nicht, daß die Sache selbst sicher stehe. Wenigstens wird man die vom Verf. vorgeführten Stellen, wie schol. Thesm. 277 (vgl. S. 24, 31, 53) nicht als Beweis für seine These gelten lassen dürfen. Und so bleibt die Sache unbewiesen und auch unglaubhaft, wie zuvor. —

In der Abhandlung Weißmanns fehlt es übrigens nicht an ansprechenden und ersprießlichen Bemerkungen. Manches davon darf ich den Berichterstattern über die Tragödie und über die scenischen Altertümer überlassen. —

A. Müller, Παρεγκύκλημα. Philologus LVI, 1897, p. 178—182. —

Der Verfasser hält an der Schreibung παρεγκύκλημα fest, führt neuere Deutungsversuche des Ausdruckes vor, schiebt die Ansichten Droysens und Weißmanns (1896) beiseite und geht in seinen eigenen Darlegungen von meiner Schrift „Über die Parepigraphae bei Aristophanes“, Wien 1883, S. 44 ff. aus. Dort hatte ich gelegentlich der Besprechung des schol. Nub. 18: Ταῦτα πάντα παρεγκυκλήματα καὶ παρεπιγραφαί die Schreibung παρεκκυκλήματα anempfohlen. Zugleich hatte ich eine für alle in Betracht kommenden Stellen gemeinsame Erklärung des Wortes παρεκκύκλημα samt einer Entwickelung seiner Bedeutung gegeben. Im Gegensatze zu meiner Deutung meint Alb. Müller, daß der Scholiast zu Nub. 18 unter παρεγκύκλημα „eine von einer Handlung begleitete Einlage“ verstand und daß παρά in dieser Zusammensetzung „das Zugesetzte, das über das Notwendige Hinausgehende“ bedeute. — Mich hat der Hinweis auf Vesp. 699: ἐγκεκύκλησαι, Vesp. 1475: εἰσκεκύκληκεν u. a. m. um so weniger überzeugt, als ja auch ich schon vor zwanzig Jahren den Gebrauch von κυκλεῖν und seiner Composita, sowie den Gebrauch von παρά nach allen Seiten hin erwogen und meinen Ausführungen zu Grunde gelegt hatte. Meine Ansichten abermals vorzutragen, scheint mir hier nicht der Ort. — Ein zweites Mal und zwar in etwas anderer Weise wird ebendieselbe Scholienstelle von

A. Müller in der Berliner phil. Wo. 1898, No. 45, Sp 1403 behandelt. Hier schlägt der Verf. vor, das Scholion zu Nub. 18 in zwei Sätze zu zerlegen und zu schreiben: ταῦτα πάντα παρεγκυκλήματα· εἰσὶ καὶ παρεπιγραφαί. Alb. Müller scheint hier die mich erfreuende Absicht zu haben, „die Übereinstimmung des Scholions“ mit dem von mir „dargelegten Sachverhalt herzustellen“. — Ich gebe gern zu, daß diese Interpunktion verständlich wäre, halte aber die Änderung nicht für notwendig. —

A. Müller, Zur Parepigraphe von Aristoph. Thesmoph. v. 277. — Berl. phil. Wo. XVIII, 1898, Sp. 1403—1405. —

A. Müller macht zunächst die richtige Bemerkung, daß viele neuere Bearbeiter dieser Stelle die ihnen voranliegende Literatur nicht ordentlich berücksichtigten. Er wiederholt dann sehr vieles aus meiner Schrift „Parepigraphae“, begnügt sich aber nicht mit den wenigen aber sicheren Schlüssen, welche dort S. 21 aus dieser Stelle gefolgert werden. Nach seiner Ansicht lautete vielmehr die Parepigraphe ursprünglich: „ὀλολύζουσι · τὸ σημεῖον ὠθεῖται“ oder, wie er beifügt, „mit durchaus angemessener Beschränkung des Rufens auf Euripides und engeren Anschluß an die Überlieferung: ὀλολύζει · σημεῖόν τι ἱερὸν ὠθεῖται.“ „Diese Form wurde dann frühzeitig entstellt und dadurch das

Mißverständnis des Scholiasten hervorgerufen, welches dann wieder die irrtümliche Annahme einer durch nichts gebotenen Skenenverwandlung oder eines Ekkyklema veranlaßt hat." — Meines Erachtens ist ὀλολύζουσι von den das Fest feiernden Frauen zu verstehen, die man zwar bei v. 277 noch nicht sieht, aber plötzlich hört. Die Frauen schrieen, weil das Zeichen gegeben worden war. Und weil sie schrieen, blickt Euripides nach dem Thesmophorion hin, das von Anfang an sichtbar war, aber bis dahin noch in völliger Ruhe lag. So erblickt er das σημεῖον und mahnt darum zur Eile. — Der Scholiast zur Stelle beschränkt sich auf die Anzeige, daß eine παρεπιγραφή dastand und gibt daraus, was er zu verstehen glaubte, nämlich eine Notiz über ein Ekkyklema. Das hat er aus den sicher überlieferten Worten ἱερὸν ὠθεῖται herausgeschöpft, vor welche denn doch wohl Fritzsches τό gehören wird. Daß man dort mit Albert Müller σημεῖον lesen solle, kann ich nicht zugeben. Mich über das Ekkyklema selbst auszusprechen, hatte ich, als ich im J. 1883 die Parepigraphae behandelte, keinen zwingenden Grund. Auch jetzt gehe ich hier nicht darauf ein, obwohl die Ausführungen Bodensteiners (Scenische Fragen S. 93), Roberts im Hermes, 1896, XXXI, S. 558 ff., und anderer genügende Veranlassung dazu gäben. Aber wenn ich die Literatur, die in zehn Jahren über die griechische Komödie aufläuft, in diesem Maßstabe behandeln wollte, würde ich mit diesem Berichte ebensowenig jemals fertig werden als andere. — Übrigens vgl. man das über Charles Exons Aufsatz Gesagte. —

K. Zacher, Kritisch-grammatische Parerga zu Aristophanes. Leipzig 1899, SA. aus dem VII. Supplementbande des Philologus.

Das Heft umfaßt fünf Abhandlungen. Die erste ist eine Erwiderung auf Kaibels Rezension der Zacherschen Ausgabe der Equites, vgl. Götting. gel. Anz. 1897, No. 11. — Zacher spricht sich über die Grundsätze aus, denen er in seiner Ausgabe folgte, und so ist dieser Aufsatz noch zu den „Aristophanesstudien" Zachers hinzuzunehmen. In der Mitteilung eines möglichst genauen und umfassenden Apparatus criticus wird sich Zacher hoffentlich durch Kaibels gegnerische Bemerkungen nicht irre machen lassen. Allerdings erwartet man nicht von jeder kritischen Ausgabe eines beliebigen alten Autors die Mitteilung eines vollständigen Apparates. Aber zu jedem der großen klassischen Autoren, zumal wenn seine Handschriften bis ins XI. Jahrh. hineinreichen, müssen wir endlich einen vollständigen Apparat erhalten, der für die verschiedenartigsten Zwecke ausreicht, mit denen jemand an einen solchen Apparat herantreten kann. Die Herstellung des ursprünglichen Textes ist nur einer dieser Zwecke neben mehreren anderen,

und darum hat man bei der Beurteilung dieser Gattung von grundlegenden Ausgaben das Hauptgewicht nicht gerade auf den Text zu legen, den der Herausgeber aus seinem Apparate gewinnt, sondern auf die Genauigkeit und Reichhaltigkeit seiner Angaben. Wer einen so gearteten Apparat nicht braucht und nicht wünscht, mag sich mit unvollständigeren Ausgaben begnügen. — Es folgen in Zachers Parerga Aufsätze über das ny ephelkystikon bei Aristophanes, über die Endung der zweiten Pers. Sing. Indic. Med. und über einige Worterklärungen zu ἐπίπαστα, κλαστάζω, κόλαξ, κολόκυμα, ἀπεπυδάριζα, περιεκόκκασα. Über diesen Abschnitt findet man in den Rezensionen der Parerga genügende Aufklärung. — Der fünfte und umfangreichste Teil des Heftes ist Rutherfords Scholia Aristophanica gewidmet. Ich komme hierauf bei der Besprechung dieses Werkes zurück. Hier will ich mich nur mit S. 506 = 70 des SA. der „Parerga", auseinandersetzen, wo Zacher über die Parepigraphae handelt. Auf ihn machen die meisten parepigraphischen Notizen „den Eindruck, als ob sie von den Grammatikern nur aus dem Zusammenhang erschlossene Erklärung enthielten". Gegen diesen Standpunkt, den Zacher in dieser Angelegenheit auch in Bursians Jahresber. LXXI (1892) S. 104 ff. einnimmt, will ich hier nicht weiter ankämpfen, da ich ihn in meiner Abhandlung als unrichtig erwiesen habe. Denn gerade gegen diesen „Eindruck" ist meine ganze Abhandlung gerichtet. Zugleich beruht meine Darlegung wesentlich auf der genauen Scheidung der Epochen, indem ich zwischen den byzantinischen und alexandrinischen Grammatikern und der Tradition der aristophanischen Komödien in Attika selbst genau unterscheide. Mit dem bloßen Ausdrucke „Grammatiker" fällt man wieder in die alte Unklarheit zurück. Dabei hört natürlich auch das Polemisieren auf. — Aber gegen einige greifbare Unrichtigkeiten der Zacherschen Darstellung über den Inhalt meiner Abhandlung muß ich mich dennoch verwahren. So mache ich z. B. nicht die „für den Buchhandel bestimmten Exemplare" für die Setzung von Bühnenanweisungen verantwortlich, wie Zacher zu meinen scheint. Woher jene Leser, die ein so großes Interesse an den Texten nahmen, daß sie in ihre Exemplare parepigraphische und gewiß auch andere Notizen machten, eben diese Exemplare bezogen hatten, gab ich in jener Abhandlung nicht an, weil ich „Hypothesen" nach Möglichkeit zu vermeiden trachtete. Ich sagte damals (S. 24), daß „unmittelbar nach der Aufführung einer Komödie nur eine ungemein beschränkte Anzahl von Exemplaren ins Publikum gelangte". Es ist nämlich klar, daß nur der wohlhabende Literaturfreund gelegentlich ein fertiges Exemplar kaufen mochte. Aber nur ausnahmsweise war gerade der Literaturfreund wohlhabend. Der lesedurstige Jüngling z. B. der Platonische Phaidros, der Grammatist und sein Sohn, der

künftige Grammatist, oder der kleine Schauspieler, der angehende Literat, Rhetor und Dichter borgte sich natürlich ein Exemplar aus, wo er es fand, und schrieb es sich gelegentlich wohl auch ab. Vgl. Ran. 151: ἢ Μορσίμου τις ῥῆσιν ἐξεγράψατο. Auch „der Schüler schrieb sich seine Bücher selbst“, wie v. Wilamowitz Herakl. I, 120 richtig sagt. Unter solchen Leuten und nicht unter den behäbigen Bücherkäufern suche ich diejenigen, die sich um die Einzelheiten der scenischen Aufführung, um die Masken und Namen unbenannter Rollen (Chairephon, Aiakos, Nikias, Demosthenes u. s. w.) erkundigten und um das Verständnis schwieriger Ausdrücke und Stellen bemühten. Die Interlinearbemerkungen und Randnotizen dieser eifrigen „Leser“ scharrten dann späterhin die alexandrinischen Gelehrten zusammen, als die Ptolemäer den ganzen Wust zerlesener Rollen aufgekauft hatten. —

Bei einer interlinearen Bemerkung scenischen Inhaltes kann man daher den ersten Autor ebensowenig mit Namen nennen, als den ersten Autor einer interlinearen Glosse. So wie wir heute noch Handschriften z. B. zu Hesiod, Pindar, Theokrit besitzen, zwischen deren Zeilen unzählige einzelne Glossen über den einzelnen Wörtern stehen, so muß es auch einstens Exemplare einiger berühmter, namentlich literarischer Komödien, wie z. B. der Wolken und der Frösche gegeben haben, in denen die interlinearen Bemerkungen scenischen Inhaltes überwucherten. Und diese Gattung kann in ihrer Gesamtheit ebensowenig auf Aristophanes selbst zurückzuführen sein, als etwa die Glossen von dem Dichter selbst herstammen. Dann sind sie aber auch nicht auf die „für den Buchhandel bestimmten Exemplare“ berechnet. —

Weiterhin sagt Zacher in den Parerga S. 506: „Holzinger zählt 49 solcher Scholien auf.“ Ich zähle S. 27 vielmehr 52 Scholienstellen auf, welche etwas über eine Parepigraphe enthalten, und S. 43 und 60 wird die Zahl 52 wiederholt. Zacher führt nun jene 49 Stellen aus meinen „Parepigraphae“ vor, übersieht aber dabei 3 Stellen, nämlich schol. Rav. 269, 1251 und schol. Thesm. 100, die ich auf S. 19, 20, 22, 53 ausführlich behandle.

Weiter sagt Zacher: „Von ihnen sind in R erhalten nur 12.“ Leider wieder falsch! Wenn man, wie dies Zacher tut, schol. Nub. 734 und schol. Pac. 1104 hinzurechnet, sind es gerade 13, weil er schol. Thesm. 100 übersah, das in R steht und sehr wichtig ist: ἀξιοῦσί τινες γράφειν μινυρισμός, ὡς πολλὰ τοιαῦτα παρεπιγράφεται —

Weiterhin notiert Zacher zu schol. Pac. 1104: „Dies war Holzinger S. 53 f. unbekannt.“ Ich behandle dieses wichtige Scholion auf fünf Seiten: S. 55—58, 60. Nicht leicht wird ein Leser diese Bemerkung Zachers richtig verstehen. Er will nämlich nicht sagen, daß ich dieses Scholion nicht kenne. Er weiß auch, daß dieses ganze Scholion, welches

ich behandle, im Cod. R nicht vorkommt, weil ja Cod. R bekanntlich seine Scholien zur Pax bei v. 1032 abschließt. Darum sagen dort Dindorf und Dübner: Hic desinunt scholia cod. Rav. Und Martin sagt: „Les folios 107, 108, 109, 110 n'ont pas de scolies.“ Und Rutherford sagt: „Folios 107, 108, 109 and 110 contain no scholia.“ Darum hört auch meine Kollation der Ravennasscholien zur Pax bei schol. 1032, 29 auf. Aber richtig bemerkt Zacher, daß eine Textkollation die Existenz des einen Wortes παρεπιγραφή auch im Cod. R ergibt. Darum sagt, wie ich zu spät sehe, Invernizz Bd. 2, S. 82 (1794): „Pone hunc (d. i. 1100: ὡς — χρησμός) scriptum est ex eadem manu in libro nostro παρεπιγραφή.“ Ich hätte also diese Stelle nicht auf S. 55—60 meiner Abhandlung, sondern schon S. 33 ff. einreihen müssen. Wie leicht man sich aber in einer solchen Kleinigkeit irrt, kann nun seinerseits auch Zacher aus seiner eigenen Anm. S. 507 der Parerga lernen, wo er sagt, Cod. R habe nur an sechs Stellen die alte Parepigraphe selbst im Texte erhalten, nicht an 7 Stellen, nämlich „nicht Ran. 312, wie Holzinger fälschlich behauptet“. Ganz im Gegenteile behauptet Zacher dies „fälschlich“. Denn Bekker druckt diese Parepigraphe nach Ran. 311 im Texte: αὐλεῖ τις ἔνδοθεν und sagt im Apparate: ἔνδοθεν R. Velsen sagt darüber S. 36 seiner Ausgabe: post v. 311 suo versu legitur αὐλεῖ τίς ἔνδοθεν R, wobei also auch der fehlerhafte Accent bei τίς hervortritt, nicht bloß die Lesart ἔνδοθεν. Ebenso fälschlich behauptet Zacher weiterhin: „αὐλεῖ τις ἔνδοθεν steht nur in ΘAld.“ Vielmehr steht in der Aldina (1498), wie ich in meinem eigenen Exemplare sehe: αὐλεῖ τις ἔνδον, wie ja z. B. auch Küster und Bergler druckten. — Unglücklich ist auch die Schlußbemerkung Zachers, daß es „kein Verdienst“ des Cod. R sei, noch „sechs“ (recte: sieben) Parepigraphae zwischen den Textzeilen zu führen. Wenn sich der librarius des cod. R jeden Schimpf gefallen lassen muß, wenn er etwas Wichtiges nicht mitteilt, so muß man es der Handschrift als „Verdienst“ anrechnen, wenn sie etwas Wichtiges enthält. Das fordert die Gerechtigkeit. Nun hat aber natürlich keine andere Handschrift noch sieben Parepigraphae zwischen den Zeilen wie R und es wäre bei einer Untersuchung über das Alter der Parepigraphae methodisch verfehlt gewesen, wenn ich mich statt auf R auf die späte Aldina berufen hätte, die übrigens nur fünf Parepigraphae wiedergibt, weil sie nur 9 Stücke umfaßt. —

Ch. Exon, A new theory of the Ekkyklema. Hermathena, No. XXVI, 1900, S. 132—143.

Mit Aristoph. Thesm. 276 ff. beschäftigt sich auch dieser Aufsatz. Ausgehend von schol. Ach. 408 περιστρεφόμενον, schol. Nub. 184 στραφέντος τοῦ ἐγκυκλήματος und Schol. Aisch. Eum. 64 behauptet Exon,

daß die übliche Vorstellung, die sich mit dem Worte ἐγκύκλημα verbinde, durchaus unrichtig sei. Es handle sich nicht um einen Apparat auf Rädern, sondern um die Umdrehung eines Teiles der hölzernen Bühnenwand um eine Achse. Ein Analogon sieht er in den περίακτοι. Auf einer in beliebiger Höhe (Ach. 408, 409) angebrachten Plattform wurde das Innere des Gemaches vor die Augen der Zuschauer herausgedreht. — Ob sich diese Anschauung durchsetzen wird, kann man abwarten. Ich glaube, daß es bei dieser Methode der Erklärung noch viel schwieriger ist, den ganzen Eumenidenchor unterzubringen, oder gar den ganzen Chor der Thesmophoriazusen, wenn man v. 276 ff. mit dieser Auffassung interpretieren will. Allerdings ist dem Verfasser zuzugestehen, daß die rollende Schublade für diesen letzteren Zweck auch nicht ausreicht. Glücklicherweise läßt sich Thesm. 276 ff. samt Parepigraphe und Scholion m. E weitaus einfacher erklären. —

b) Arbeiten über die Aristophanesscholien.

Scholia Aristophanica being such comments adscript to the text of Aristophanes as have been preserved in the codex Ravennas arranged, emended, and translated by W. G. Rutherford. Vol. I. II. London 1896.

K. Zacher, kritisch-grammatische Parerga zu Aristophanes. Leipzig 1899.

J. van Ijzeren, De variis lectionibus a Rutherfordio e scholiis Aristophaneis erutis. Mnemosyne XXVIII, 1900, S. 176—200, 298—328. —

Als ich im Herbste des J. 1881 die Scholien des Codex Ravennas kollationierte, tat ich dies in der Absicht, mich über den Bestand der scholia vetera zu vergewissern, um vielleicht ein Corpus der alten Scholienbestandteile aus dem Ravennas und dem Venetus nach eigener Kollation und mit Hinzugabe mancher offenbar ebenfalls alter Scholien anderer Handschriften aus Dindorfs und Dübners Ausgaben zu edieren. Da ich während der Arbeit das Scholiencorpus genau kennen lernte, sah ich bald ein, daß sich alte und minder alte Scholien wohl in vielen Fällen, aber im ganzen doch in zu geringer Anzahl sicher abgrenzen lassen. Ich gab also diesen Plan auf und beschränkte mich auf die Durchführung der unternommenen Korrektur der Dübnerschen Angaben über die Ravennasscholien, die wieder auf Dindorfs Oxforder Ausgabe beruhen. Als eine solche Nachtragskollation zu Dindorfs und Dübners Scholien habe ich meine Arbeit unter dem Titel „Beiträge zur Kenntnis der Ravennasscholien“ in den „Wiener Studien“ 1882, Heft 1, veröffentlicht. Dem Charakter einer derartigen Revision der Dindorf-

Dübnerschen Angaben entsprechend, mußte meine Kollation zwar wesentlich genauer als die von Dindorf benutzte Kollation, aber im ganzen nach denselben leitenden Gesichtspunkten abgefaßt sein. Die Dindorfsche Kollation, wie ich sie der Kürze halber nennen will, verfolgt, wie man während des Kollationierens bald bemerkt, die Absicht, nur dasjenige als Fehler des librarius zu notieren, was offenbar ein Fehler sein muß. Ebenso verfuhr nun auch ich gegenüber dem jeweiligen librarius des Cod. R und gegenüber Dindorfs Angaben. Da ferner Dindorf die Setzung des ν ephelkystikon, des ι subscriptum, der Initialen, der Lesezeichen und Interpunktionen, die Abteilung der scriptio continua und die Anordnung der Scholien nach eigenem Sachverständnis durchführte und hierin die zahllosen Abweichungen von der Handschrift nur ausnahmsweise berücksichtigte, ist es nur natürlich, daß meine Kollation sich durchaus nicht jedesmal mit der Kollation anderer decken kann, die vielleicht nach anderen Gesichtspunkten verfuhren. Was der Leser mit dem überflüssigen Ballaste einer Scholienkollation beginnen soll, ist eine andere Frage. Meines Erachtens hatte schon A. Martin, dessen Werk nach meiner Kollation erschien, demselben Stoffe, den ich auf 32 Seiten eines Aufsatzes bewältigte, auf 222 Seiten seines Buches eine unnötige Ausdehnung gegeben. Seine verdienstliche Beschreibung des Codex Ravennas und die Geschichte seiner Schicksale hätte, vermehrt um eine Liste der fehlerhaften Angaben Dübners, den Inhalt einer mäßigen Broschüre füllen dürfen, aber nicht mehr. Daß der wissenswerte Nachtrag zu Dindorfs und Dübners Leistungen nicht ausreicht, die Herausgabe eines Bandes für einen einzigen Codex zu rechtfertigen, sieht doch wohl jedermann während der Arbeit ein, so wie dies bei mir selbst der Fall war. Zu diesem für den künftigen Scholienleser wissenswerten Nachtrage habe ich die Angabe der Verteilung der Scholien auf die vier Blattränder ebensowenig gerechnet, als Dindorf selbst. Unbillig ist der Vorwurf, den Zacher deswegen gegen mich in seinem Jahresberichte LXXI, 1892, S. 96 erhebt, wenn er sagt, ich hätte mich nicht darum g e k ü m m e r t, wie die Scholien getrennt oder zusammengeschrieben sind, und wie sie auf den Raum des Blattes verteilt sind. Wer, wie ich, jedes Scholion des Ravennas bei Dindorf und Dübner im Texte und in den Adnotationes, also an vier Stellen suchen mußte und ebenso wieder jede Angabe beider Ausgaben im Codex nachprüfte, mußte sich für jedes Blatt die ganze Scholieneinteilung in sein Exemplar der Dübnerschen Ausgabe notieren. Denn bei der Überprüfung meiner eigenen Kollation hätte ich anderenfalles die gleiche Mühe des Suchens ein zweites Mal gehabt, wogegen die Mühe, anzugeben, ob ein Scholion oben oder unten, rechts oder links oder zwischen den Zeilen steht, verschwindend klein ist. Aber dies alles dann in den Druck der Kollation

hinüberzunehmen, halte ich auch heute noch für überflüssig und wenigstens bei dem Cod. Venetus oft genug beinahe für undurchführbar. R. Schöll sagt in den Sitzungsber. des bayer. Ak. philos.-philolog. Kl. II, 1889, S. 39 über diese Punkte folgendes: „Die Verteilung der Scholien über die Ränder bezeichne ich, obgleich wenig darauf ankommt, durch ein dem Scholion beigesetztes sup(erior), inf(erior), ext(erior), int(erior d. i. margo). Die Fehler der Handschrift habe ich unter Angabe des Überlieferten verbessert, die Abkürzungen aufgelöst, die Interpunktion und die sehr häufig fehlenden Accente zugefügt, da ich keinen Nutzen darin sehe, die ohnehin nicht besonders verlockende Lektüre eines solchen Kommentars durch photographisch treue Wiedergabe handschriftlicher Zufälligkeiten und Freiheiten zu erschweren.“

Genau so dachte ich bezüglich einiger dieser Punkte schon im J. 1881. Die Angabe der Verteilung der Scholien auf die vier Ränder befähigt niemand, der sich nicht vor der Handschrift selbst befindet, zu Schlüssen über die äußere Beschaffenheit der Vorlage, die der librarius des Cod. R vor sich liegen hatte. Wenn z. B. ein Extramarginalscholion von der Rectoseite eines Blattes angegeben wird, so nutzt diese Ortsangabe dem Leser nichts, wenn ihm nicht auch noch wenigstens gemeldet wird, ob dort, wo man das Scholion vielleicht mit größerem Rechte gesucht haben würde, für dasselbe noch genügender Raum vorhanden gewesen wäre. Bei dem Codex selbst erkennt man einen solchen Umstand oft auf den ersten Blick. Da nun aber die Codices R und V weder das gleiche Format haben, noch die gleiche Scholienmenge umfassen, noch auch gleich enge Schriftzüge zeigen, so läßt sich auch durch den Vergleich solcher Angaben über beide Codices kein sicherer Schluß auf ihr nächstes gemeinsames Archetyp aus so dürftigen Angaben ziehen. Zu derartigen Schlüssen berechtigt doch nur das Studium der Handschriften selbst oder einer phototypischen Reproduktion der ganzen Codices. Darum gibt es auch im ganzen Bereiche von Scholienausgaben nicht eine einzige, welche den willkürlichen Anforderungen entspräche, die gerade an die Bearbeiter der Aristophanesscholien von Seite nörgelnder Kritiker erhoben worden sind. Ich habe unmittelbar nach dem Cod. R auch den Venetus im Dezember 1881 und Januar 1882 in Angriff genommen und habe daraus eine Nachtragskollation zu den Scholien der Pax gegeben, gedruckt in den „Wiener Studien“, 1883, 1. Heft. Dort nun, wo ich diese Sache in berechtigtem Unmute stehen ließ, steht sie im wesentlichen noch heute.

Wir besitzen jetzt allerdings drei gegenseitig sich ergänzende Nachtragskollationen zu den Ravennasscholien. Wer aber das Scholiencorpus überhaupt zu einer Stelle des Aristophanes studieren will, muß nach wie vor die Dübnersche Ausgabe zu Grunde legen, wie ich es für

die Leser meiner Kollation voraussetzte. Von einer neuen und erweiterten Gesamtausgabe aller existierenden Scholien und auch von der Ausgabe einer Auswahl der „scholia vetera“ ist man heute so weit entfernt, wie vor zwanzig Jahren. Es ist derselbe Fall, der sich bei Velsens Textausgabe zeigt, die in 20 Jahren auch nicht um eine einzige Komödie vorwärts rückte.

Nach dem Gesagten kann ich mich über das Werk Rutherfords, zu dessen zwei Bänden noch ein dritter in Aussicht gestellt ist, kurz fassen. Rutherford gibt den Vorgang, den er bei seiner Kollation einhielt, Vol. I, Introd. p. VI, selbst an. In England schrieb Rutherford aus der Ausgabe Dübners die Ravennasscholien ganz ab, indem er hierbei die Angaben Martins mitberücksichtigte und die abweichenden Angaben meiner Kollation hinzunotierte. Dieses so hergestellte Manuskript wurde in Ravenna mit dem Codex selbst durch Dr. Graeven verglichen, der die Interpunktion, die Accentuation, die Silbentrennung und die Abkürzungen, sowie abweichende Lesarten des Scholientextes aus dem Ravennas notierte. Um den Scholientext und den kritischen Apparat des Rutherfordschen Werkes fertigzustellen, wurde das Ganze noch einmal und große Teile davon wurden viermal (S. V) geschrieben (!). Edlen Schweißes ist also um die zumeist ganz belanglosen Schreibfehler und Flüchtigkeiten der beiden librarii des Cod. R genug vergossen worden. Dabei ist es wohl nicht zu verwundern, daß sowohl mir als Herrn Albert Martin auf diesem Wege einige Übersehungen von Fehlern des librarius nachgewiesen werden konnten. Eine fertige Kollation zu überprüfen ist denn doch leichter, als die erste Kollation selbst zu machen. Aber der Leser, der nun etwa meint, im Anschlusse an Rutherfords Angaben über diesen Scholientext zweifellos sicherzugehen, wird sich trotzdem wieder manchmal im Irrtume befinden. Ich will hierfür ein einziges Beispiel bringen. Dindorf und Dübner geben weder im Scholientext noch in der Adnotatio ein Interlinearscholion an, welches in R oberhalb Plut. v. 38 steht. Ich war der erste, der angab, daß oberhalb des Anfanges des Verses ὡς τῷ βίῳ τοῦτ' αὐτὸ νομίσας συμφέρειν geschrieben stehe: τὸ ὡς ἀντὶ τοῦ πρὸς κεῖται. Martin hat dieses Interlinearscholion ebenfalls bemerkt, las es aber falsch und überhaupt sinnlos: τὸ βίος ἀντὶ τοῦ ἄνθρωπος κεῖται. Er hielt also eine Falte des Pergaments oder irgendwelchen zufälligen Kratzer für den Rest eines β und verlas das ω für ιο, ferner verwechselte er πρὸς offenbar mit der Abkürzung $\overline{\text{ανος}}$ für ἄνθρωπος. Augenscheinlich hat nun Rutherford Herrn Martin dieses: τὸ βίος ἀντὶ τοῦ ἄνθρωπος κεῖται einfach nachgeschrieben und Herr Dr. Graeven hat diesen Irrtum aus dem Codex selbst nicht berichtigt. Rutherford ist sogar von der Sicherheit der Martinschen Lesung so überzeugt, daß er in dem handgreiflichen Nonsens

einen Sinn entdeckt. Daher schreibt er in seinem Kommentare wörtlich: the word βίος is here used for „mankind“. Natürlich liegt die Sache ganz anders. In Plut. v. 32 steht ὡς τὸν θεόν und dazu gibt der Venetus die Erklärung: ἀντὶ τοῦ πρὸς τὸν θεόν. Dieselbe Notiz und zwar in der Form: τὸ ὡς ἀντὶ τοῦ πρὸς κεῖται hatte nun der librarius R wiederzugeben. Anstatt über das ὡς im v. 32, wohin sie gehört, schrieb er diese Bemerkung irrtümlich über das ὡς in v. 38, wo die Notiz keinen Sinn hat. Ich bin nun dem Zufalle dafür dankbar, daß Rudolf Schöll, der die Scholien des Plutos im Cod. R zu einer Zeit, als sein erstes Blatt noch ziemlich gut lesbar war, kollationierte, gerade diese Stelle notierte. Und so gibt denn Schöll in d. Sitzungsber. d. bayer. Ak. philos.-philol. Kl. II, 1889, S. 44 die Lesart: τὸ ὦς ἀντὶ τοῦ προς κεῖται, indem er sie selbstverständlich ebenfalls auf v. 32 bezieht. Aus diesem Beispiele kann man nicht nur ersehen, was es mit dem Consensus zweier Kollationen gegen eine andere Kollation auf sich hat, sondern auch, daß die Rückschlüsse von der Stellung eines Scholions in einem Codex auf die Stellung desselben Scholions in der Vorlage der Handschrift durchaus nicht sicher sind. Mit mechanischen Angaben über die Verteilung der Scholien ist nur eine Gelegenheit zu neuen Irrtümern eröffnet. Ganz anders freilich beurteile ich derartige Studien, wenn die daraus gefolgerten Schlüsse praesente codice gemacht werden. — Ich knüpfe an das vorgeführte Beispiel noch die Bemerkung, daß die beiden librarii, welche die Scholien des Codex R schrieben, keineswegs so tief stehen, als sie jetzt von mehreren Aristophanikern, besonders auch von Zacher gestellt werden. Zacher sagt z. B. in den Parerga S. 506, schol. Nub. 18 sei „für die gedankenlose Weise, wie Rav. die Scholien verstümmelt, recht charakteristisch. Es lautet: ἅπτε παῖ λύχνον· (ταῦτα πάντα παρεγκυκλήματά εἰσι καὶ παρεπίγραφα). δεῖ γὰρ τὸν οἰκέτην τὸ προσταχθὲν ποιῆσαι καὶ ἅψαι τὸν λύχνον καὶ δοῦναι τὸ βιβλίον κτλ. Das Eingeklammerte hat R weggelassen, schreibt aber doch ruhig hinter δεῖ das γὰρ, welches doch nur in Beziehung auf die weggelassenen Worte Sinn hatte“. Auf S. 518 der Parerga wird nun aus derselben Stelle auch ein Vorwurf für Rutherford gedrechselt. Denn auch Rutherford „läßt mit R das ταῦτα πάντα . . παρεπίγραφα weg und schreibt ruhig δεῖ γάρ“. Zacher hat eben nicht bemerkt, daß in schol. Nub. 18 jenes γὰρ sich auch ohne das Wort παρεπιγραφή ganz gut an die zu erklärenden Textworte anschließt. Denn es gehört zu dem gewöhnlichen Gebrauche des Scholiasten in R und anderer Scholiasten die Erklärung eines Wortes neben dem Lemma mit γὰρ und nicht nur mit δὲ anzufügen: z. B. schol. Pac. 280 heißt es zu οἴμοι: ἦλθεν γὰρ μηδὲν ἀγόμενος, δι' ὃ ἀσχάλλει. RV. In sprachlicher Hinsicht trifft also bei schol. Nub. 18 weder den librarius R noch Herrn Rutherford irgend ein Tadel. —

Die Scholienschreiber des Cod. R sind zu einem gewissen Teile dadurch gegenüber den Scholienschreibern des Cod. Venetus in den Nachteil geraten, daß die Leistungen der ersteren geradezu unter die Lupe genommen wurden, während den Scholien des Venetus diese genaue Prüfung wenigstens für die Scholien zu Plutos, Nubes, Equites, Aves und Vespae erst noch bevorsteht.

Was nun den Kommentar anlangt, den Rutherford den Ravennasscholien beigibt, so fehlt es in demselben natürlich nicht an wertvollen Bemerkungen. Aber ein großer Teil der Erklärung ist meines Erachtens so überflüssig, daß man oft nicht weiß, für welche Sorte von Anfängern eine paraphrasierende Notiz bestimmt sein soll. Ich greife aufs Geratewohl schol. Plut. 3 heraus: λέξας τύχῃ · ἀντὶ τοῦ λέξῃ. Hierzu lautet der Kommentar: λέξας τύχῃ : equivalent to λέξῃ. Oder man sehe schol. Nub. 734: . . δεῖ γὰρ αὐτὸν καθέζεσθαι ἔχοντα τὸ αἰδοῖον. „Strepsiades ought to sit with his aedoeon in his hand.“

Ein Hauptzweck des in siebenjähriger Arbeit zusammengestellten Werkes Rutherfords besteht (vgl. Introd. p. XVIII) darin, aus den Scholien ältere Lesarten des Komödientextes zu gewinnen. Über dieses Bestreben der neuen Ausgabe hat Zacher in den Parerga S. 526 ff. ein auf viele Belege gestütztes Urteil abgegeben. Ich kann mich um so leichter damit begnügen, einfach hierauf zu verweisen, als auch J. van Ijzeren seinen oben genannten Aufsatz vor allem diesen Stellen des Rutherfordschen Werkes gewidmet hat. So wird es dem Leser dieses Berichtes nicht schwer fallen, für die Beurteilung dieser Seite der Leistung sichere Führung zu gewinnen.

*Boutens, Exercitationes criticae in scholia ad Aristophanis Acharnenses, 1899. (Rec. J. van Ijzeren, Museum, 1899, No. 9.)

W. Meiners, Quaestiones ad scholia Aristoph. historica pertinentes. — Diss. phil. Halenses XI, 1890, S. 217—403.

Ich verweise auf die Rezension dieser tüchtigen Arbeit in der Berl. ph. Wo. 1893, No. 41 (O. Bachmann), da sie ihres Datums wegen nicht in den Bereich dieses Jahresberichtes fällt. —

Scholia in Aristophanis Lysistratam edidit, prolegomena de fontibus scholiorum scripsit G. Stein. Göttingen 1891.

Diese Schrift, die ich nach dem Datum ihres Erscheinens hier zu nennen nicht bemüßigt war, hat durch Zacher in der Berl. phil. Wo. 1893 No. 51 und 52 eine ausführliche Besprechung erfahren, die über den Rahmen gewöhnlicher Rezensionen hinausgeht. Weiterhin hat sich Zacher veranlaßt gesehen, in der Berl. phil. Wo. 1894 No. 11 und 12 einen Aufsatz zu veröffentlichen, der an G. Steins Schrift und an die eben genannte kritische Besprechung anknüpft und unter dem

Titel: „Die Scholien zu Aristophanes' Lysistrate im Codex Leidensis" eine genaue Beschreibung dieser Hs und die Kollation der Lysistrata enthält. Ich beschränke mich hier darauf, auf die Wichtigkeit dieser Beiträge Zachers hinzuweisen, da sie in der Berl. phil. Wo. ohnedies für jedermann leicht zugänglich sind. —

C. B. Gulick, De scholiis Aristophaneis quaestiones mythicae. — Harvard Studies V, 1894, p. 83—166.

Gulick trägt in dieser Abhandlung alles zusammen, was in dem Corpus der Scholien zu Aristophanes über die ältesten Göttergeschlechter, dann über die olympischen und die unterweltlichen Götter, über Herakles, über den attischen Mythenkreis und über einige Heroen, schließlich über Hekate und den Totenkult gesagt wird. Das Ziel seiner Arbeit war es, festzustellen, daß vor allem Didymos die Quelle dieser mythologischen und mythographischen Scholien war und daß Didymos außer dem Apollodoros, den Historikern und Atthidenschreibern, ferner dem Polemon, dem Antikleides, epischen und namentlich tragischen Dichtern, vorzugsweise auch das Werk des Dionysios Skytobrachion ausschrieb. In diesem letztgenannten Punkte zeigt sich also Gulick, wie man sieht, von jener Richtung beinflußt, der Bethes Quaestiones Diodoreae angehören. Vielen wird dies als eine besondere Anempfehlung der Arbeit Gulicks erscheinen. Ich selbst stehe auf einem anderen Standpunkte und bin gewohnt, Männer wie Didymos, deren Fleiß und Gelehrsamkeit das Altertum anstaunte, möglichst wenig als lectores unius libri aufzufassen, namentlich wenn ihnen nachweislich die reichsten Bibliotheken zu Gebote standen. Daß Didymos auch das Werk jenes Dionysios gekannt und gelegentlich benutzt haben wird, wird man gern zugeben, so daß auch dieser als eine Quelle des Didymos aufgeführt werden darf. Auffallend ist mir auch, daß Gulick das Scholiencorpus viel zu sehr wie einen einheitlichen Autor behandelt, wenn er auch angibt, daß erst lange nach den Zeiten des Didymos Partien aus Ps.-Apollodoros und Cornutus in die Scholien hineingearbeitet worden sind. —

J. van Leeuwen, De Phidiae morte. — Mnemos. NS. XXI, 1893, p. 180—181.

Der Verfasser behandelt das Scholion zu Aristoph. Pac. 604. Er macht es wahrscheinlich, daß dieses Scholion nicht bloß eine Stelle, sondern zwei verschiedene Stellen des Philochoros enthalte, welche über die Schicksale des Pheidias handeln und von denen die eine — nach der von Dindorf angenommenen Vermutung des Palmerius — unter dem Archontate des Theodoros (438/437), die andere ἐπὶ Πυθοδώρου (432/431) zu lesen war. Dadurch, daß man bei der bisherigen Verbindung beider Stellen schrieb: Φειδίας κτλ. ἀποθανεῖν ὑπὸ

Ἠλείων ἐπὶ Πυθοδώρου, ὃς ἐστιν ἀπὸ τούτου (nämlich dem Theodoros) ἕβδομος κτλ., entstand die unrichtige Notiz, daß Pheidias unter dem Archontate des Pythodoros, also gleich bei dem Beginne des peloponnesischen Krieges, gestorben sei. Leeuwen aber setzt nach Ἠλείων den Punkt und die Anführungszeichen, mit denen er das erste Citat aus Philochoros abschließt. Das Todesjahr des Pheidias ist demnach nicht überliefert. Mit <καὶ> ἐπὶ Πυθοδώρου läßt Leeuwen den Scholiasten zu dem zweiten Philochoroscitate übergehen. Der Anfang dieser zweiten Stelle, dessen Konstruktion bisher verworren zu sein schien, wird durch dieses einfache Mittel klar. —

J. van Leeuwen ad Schol. Aristoph. Pac. 618. Mnemos. NS. XXI, 1893, p. 314.

Der Verf. empfiehlt eine doppelte Änderung in diesem Scholion und schreibt: πρὸς τὸν Φειδίαν οὖν ὡς καλὰ ξόανα ποιοῦντα. — Das Scholion fehlt im Cod. Rav. Die Schreibung, welche der Cod. Ven. darbietet, ἡ καλὰ ξόανα ποιοῦσα läßt sich in der Tat nicht rechtfertigen.

W. Headlam, Various conjectures III. Scholia to Aristophanes. — The Journal of Philology XXIII, 1895, p. 323. —

Der Verfasser bringt auf dieser Seite Konjekturen zu den Scholien der Acharner, Equites, Nubes, Vespae, Aves, Ranae, der Pax und des Plutos. Mehrere dieser Konjekturen gehen darauf aus, die grammatische Fügung nach dem Sprachgebrauche der besten Gräzität einzurichten, und einige Male hat der Verfasser ohne Zweifel das Richtige getroffen. Z. B. Ach. 1001 empfiehlt er bei πρὸς σάλπιγγος δ' ἔπινον den Accusativ. Durch die unrichtige Auflösung des Kompendiums der Endsilbe mag hier in der Tat ein Fehler in den Scholientext gekommen sein. Ich gebe dies auch für Schol. Equ. 56 und 59 zu, wo Headlam πανούργως und τῷ β. schreibt, statt πανοῦργος und τὸ β. — Aber überall darf man die schlechtere Gräzität nicht einfach durch die bessere ersetzen wollen. Z. B. im Schol. Nub. 296, welches sowohl im Codex Ravennas, als im Venetus fehlt, heißt es: . . τοῦ δὲ σκώπτειν ἐχομένων. Headlam schlägt dafür vor: πρὸς τὸ σκώπτειν ἐχομένων. Headlam meint vielleicht, daß τοῦ σκώπτειν ἔχεσθαι nicht sicher genug bedeutet: „sich an den Spott halten“, da es ja wohl auch bedeuten könnte „sich des Spottens enthalten“, — aber dies genügt m. E. nicht dazu, daß man diesen offenbar späten Text für verderbt halte. Auch bei Schol. Nub. 1466: λείπει τὸ υἱὲ ἢ παῖ. τοῦτο γὰρ ἐπιγράφεται. πρὸς γὰρ τὸν υἱὸν μετέβη, kann ich mich Headlams Ansicht nicht anschließen, der τοῦτο παρεπιγράφεται oder -γέγραπται oder παρεπιγραφή vermutet. Denn eine Parepigraphe würde hier nicht υἱὲ oder παῖ gelautet haben, sondern vielmehr: τοῦτο πρὸς τὸν υἱὸν λέγει.

H. van Herwerden, Emendantur scholia graeca in Aristophanis Pacem. — Mnemosyne NS. XXIV, 1896, p. 199—209. —

Herwerden bringt etwa 80 Verbesserungsvorschläge zu Dübners Texte der Scholien zu Aristophanes' Frieden. Neben zahlreichen leichten Emendationen finden sich auch nicht wenige kunstvollere Verbesserungen, durch welche ein nicht gerade an der Oberfläche liegender Schaden geheilt wird. Vollständig sicher ist z. B. gleich die erste Konjektur, durch welche in der ersten Hypothesis Z. 14 Dübner p. 169 ἅμας aus v. 298 eingesetzt wird und zwar statt des überlieferten ἅμα. Sehr bemerkenswert ist z. B. die Herstellung zweier Verse der Medeia des Morsimos. Die Verse 1013—1014 der Friedenskomödie ὀλόμαν ὀλόμαν ἀποχηρωθεὶς | τᾶς ἐν τεύτλοισι λοχευομένας | werden als eine Parodie der Klagen der Medeia nach der Ermordung ihrer Kinder bezeichnet. Die Vorlage wird demnach in folgender Weise restituiert· ὀλόμαν ὀλόμαν ἀποχηρωθεῖς', | ἅ σφ' ἐν καμάτοισι λοχευσαμένα. | — Allzuschnell wird bei dem Schol. zu v. 1204 der Vorwurf gegen Dübner erhoben, er habe nicht gewußt, daß die Worte: τὸ κέντρον ἐγκατέλειπε τοῖς ἀκροωμένοις einem bekannten Verse des Eupolis angehören. Dübner citiert die Stelle des Eupolis in der Adnotatio p. 477 genau am richtigen Orte unter 1204, 42. Auch Dindorf, dessen Oxforder Ausgabe die Grundlage der Didotschen bildete, gibt diese Verweisung, so daß sie Dübner zum mindesten daher kennen mußte. Dübner kannte die Verse aber auch aus den Scholien zu den Ach. 529, wo er die ganze Stelle des Eupolis abdruckte. Und was soll überhaupt ein solcher Vorwurf bezüglich eines Verses, den weitaus Geringere, als Friedrich Dübner war, auswendig hersagen können! —

P. S. Photiadis, Νεώτεραί τινες ἀναγνώσεις εἰς τὰ εἰς τὸν Ἀριστοφάνη Ἑλληνικὰ σχόλια. — Ἀθηνᾶ X, 1898, S. 94—96. —

Der Verf. behandelt einige Stellen der Hypothesis zur Lysistrata. Bei Dübner p. 248 Z. 6 löst er das überlieferte sinnlose ἐξωπίους ἐμπριλὰς nicht mit Dübner in ἔξω ἀπιούσας εἰς πατρίδας auf, sondern in ἐξωτικὰς ὁμηρίδας und schreibt weiterhin καταλείπει ὀπίσω. Der ziemlich genaue Anschluß an den Vers 244 der Lysistr.: ταςδὶ δ' ὁμήρους κατάλιφ' ἡμῖν ἐνθάδε ist hier vielleicht wirklich anzuempfehlen. Die Femininform ὁμηρίς, die der Thesaur. Steph. nicht kennt, käme dabei auf die Rechnung der späten Gräzität des Scholiasten. — Weniger überzeugend ist mir die Bemerkung zu Dübn. p. 248 Z. 26, wo das unverständliche καὶ τὰς προτέρας γυναῖκας steht. Dübner versteht dies wohl richtig als τὰ περὶ τὰς γυναῖκας. Hingegen Photiadis hält καὶ τὰ κατὰ τὰς σφετέρας γυναῖκας für das Ursprüngliche. (Vgl. v. 999.) — Im letzten

Teile der Hypothesis schließen zwei Sätze mit ἀποστέλλουσι. Das zweite ἀποστέλλουσι ergibt keinen Sinn. Hier schreibt Photiadis nach v. 1042 mit Recht συστέλλονται. In der Erklärung des Schreibfehlers kann ich ihm nicht folgen, da es sich um eine einfache Dittographie handelt. —

C. Arbeiten über die Fragmente der griechischen Komiker.

a) Fragmente des Epicharmos, Kratinos, Aristophanes und anderer alter Komiker.

Th. Gomperz, „Ein griechisches Komödienbruchstück in dorischer Mundart". Mitteilungen aus der Sammlung der Papyrus Erzherzog Rainer, Bd. V, 1889. —

Die Entzifferung des Papyrus ist ein Verdienst Wesselys, der die Datierung der Schrift nicht über das Zeitalter des Kaisers Augustus hinabrücken zu dürfen glaubt. Die literargeschichtliche Bestimmung und kritisch-exegetische Behandlung des Fragmentes übernahm Theodor Gomperz. Das Fragment besteht aus 10 am Anfange und am Ende verstümmelten trochäischen Tetrametern, zwischen denen sich nach v. 6 eine größere Lücke befindet, so daß ein unmittelbarer Zusammenhang der zwei Verspartien 1—6 und 7—10 nicht behauptet werden kann. Außerdem sind einige Zeilen Scholien zur Stelle erhalten. In überzeugender Weise weist Gomperz das Fragment dem Ὀδυσσεὺς αὐτόμολος des Epicharmos zu. Wichtig zu wissen ist, daß dieses Bruchstück das erste und bis jetzt einzige durch direkte Überlieferung auf uns gelangte Epicharmosfragment ist, insofern es nicht als Citat eines Autors oder als Stück einer Anthologie, sondern als Blatt einer Epicharmosausgabe erhalten blieb. Daher ist sehr beachtenswert, daß der Dorismus dieser Verse ein schwererer ist als derjenige, der uns in den indirekt überlieferten Bruchstücken des Dichters entgegentritt. — Auch die Scholien sind interessant, insbesondere durch die Nennung des Aristoxenos, der sich augenscheinlich mit Epicharms Werken eingehend befaßt hatte. —

Von geringerer Bedeutung für die Epicharmosstudien ist das von Mahaffy in den Flinders-Petrie Papyri Tafel III, 1 herausgegebene, bisher unbekannte Fragment, das durch die Überschrift επιχαρμου ausgezeichnet ist. Es umfaßt die Reste von 4 jambischen Trimetern, enthält eine Sentenz über das Elend des menschlichen Lebens und stammt augenscheinlich aus einer Anthologie. Nimmt man für die Datierung dieser Classical fragments das III. vorchristliche Jahrhundert in Anspruch, so ergibt sich der Schluß, daß schon damals Sentenzen des Epicharmos, Euripides u. a. in Florilegien gesammelt waren. Nach dieser literargeschichtlichen Seite hin kommt also auch diesen sonst wenig interessanten Zeilen eine hohe Bedeutung zu.

A. Papadopulos-Kerameus, Lexicon Sabbaiticum. Petropoli 1892. —

Papadopulos hat dieses Lexikon im J. 1887 in Jerusalem in dem cod. chart. CXXXVII bibliothecae Sabbaiticae entdeckt. Es bildet den Schluß der Handschrift auf fol. 162—169. Der Herausgeber schätzt die Handschrift auf das XIV. Jahrh. — Theodor Kock behandelt diesen Fund eingehend in dem Aufsatze: „Komiker-Fragmente im Lexicon Sabbaiticum", 1893, Rhein. Mus. 579—591. — Das Lexikon enthält etwa dreißig bisher unbekannte Bruchstücke von attischen Komikern. Ich erwähne darunter Kratinos, Krates Λαμίᾳ, Pherekrates Κραπατάλοις, Eupolis Ταξιάρχαις, Aristophanes Ἀμφιαράῳ und ἐν Νήσοις, Platon Διὶ κακουμένῳ, Archippos, Strattis. Von Menandros gibt es zwei neue Fragmente. Das eine lautet in der Handschrift: νυνὶ δὲ τοῖς ἐξ ἄστεος κυνηγέταις | ἥκουσι περιηγήσομαι τὰς ἀχράδας. Kock schreibt im ersten Verse: ἄστεως, im zweiten empfiehlt er ὀργάδας (Buschdickicht) statt ἀχράδας. Kock meint, man müßte bei τὰς ἀχράδας an die Verkaufsplätze der Holzbirnen auf dem Marktplatze denken, und dies habe in dem gegebenen Zusammenhange keinen Sinn. Aber τὰς ἀχράδας könnte doch auch eine Pflanzung oder einen Bestand von Bäumen bezeichnen, welche Holzbirnen tragen. Nur freilich macht die von Kock angeführte Stelle aus Xenoph. Kyneget. 10, 19: ἵστανται αἱ ἄρκυς ἐπὶ . . . τὰ ἄγκη, τὰ τραχέα, ἢ εἰσβολαί εἰσιν εἰς τὰς ὀργάδας καὶ τὰ ἕλη καὶ τὰ ὕδατα seine Vermutung sehr wahrscheinlich. — Das zweite Fragment enthält die Glosse ἔμβαρος und ist der Ῥαπιζομένη des Menandros entnommen. — Auch eine Anzahl namenloser Bruchstücke attischer Komiker findet sich in dem Lexikon gesammelt, dessen Artikel bekanntlich nur von αὔξησις bis ἐξαιρέσεως δίκη reichen und sonach bloß einen Ausschnitt aus einem Lexikon darstellen. Den Gedanken, daß dieses Lexikon in die Lücke des Lexikons des Photios, die von ἀδιάκριτος bis ἐπώνυμοι reicht, hineingehöre, lehnt Kock ab.

H. Rabe, Lexicon Messanense de iota ascripto. — Rhein. Mus. 47, 1892, S. 404—413.

Th. Kock, Zu den Fragmenten der attischen Komiker. — Rhein. Mus. 48, 1893, S. 237—239.

In dem von H. Rabe veröffentlichten Bruchstücke eines Lexikons (cod. mon. S. Salvatoris 118 membr. s. XIII in der Regia bibl. Messanensis) stehen mehr als zwanzig bisher unbekannte Fragmente von Komikern, darunter eines des Menandros: Νηρῇς τις ἐπὶ δελφῖνος. Die übrigen Komikercitate gehören alle der alten Komödie an. Auffallend ist für

Hermippos der neue Titel Agamemnon, der auf eine Parodie hinweist. Schön verbessert Kock das auf fol. 281 r 18—20 aus Κρατῖνος Διονύσοις gegebene Citat: νικῷ μὲν ὁ τῇδε πόλει λέγων τὸ λῷστον (st. ποδὶ λέγω τὸν) und macht wegen des Gebrauches von λῷστος darauf aufmerksam, daß der Vers einem Chorliede angehört. Den bisher unbekannten Titel Διόνυσοι identifiziert Kock mit dem Titel Διονυσαλέξανδρος. Bei dieser Annahme wäre auch die Möglichkeit ausgeschlossen, daß dieser Titel dem jüngeren Kratinos gehöre und auf Alexander den Großen anspiele. Vgl. Kock Com. Att. frag. I, p. 23. — Ein Verzeichnis der in dem Lexicon Messanense enthaltenen Klassikerfragmente hat Rabe a. a. O. S. 413 zusammengestellt. Ich kann mich also auf die Andeutung beschränken, daß sich darunter neue Bruchstücke aus Aristophanes Γῆρας und Λήμνιαι, Eupolis Ἀστράτευτοι und Χρυσοῦν γένος, Kratinos Διόνυσοι, Πανόπται, Πυτίνη, Ὧραι, Platons Νῖκαι, Ξάνται (Ξάντριαι Kock), Φάων vorfinden. Th. Kocks Bemerkungen über dieses Verzeichnis a. a. O. S. 237 sind sorgfältig zu berücksichtigen. — Über das Lexicon Messanense vgl. jetzt Reitzenstein, Gesch. der Etymologica p. 289.

H. Richards, Notes on Greek Comic fragments. — The Classical Review XIII, 1899, p. 148—150 und p. 249—251.

Der Verf. bringt in dem ersten Teile dieses Aufsatzes 13 Konjekturen zu den Komikerfragmenten. Gelungen sind m. E. folgende: Die Sentenz des Epicharmos bei Lorenz p. 164 „ἐγγύα ἄτας θυγάτηρ, ἐγγύα δὲ ζαμίας“ bespricht R. besser als Lorenz und Ahrens. Er bietet uns einen Tetrameter eigener Schöpfung an: τέκνον ἐγγύα μὲν ἄτας, ἐγγύας δὲ ζαμία. Ich halte das τέκνον für allzu unsicher und würde mich unter Verzichtleistung auf die Herstellung des Verses mit der Verbesserung des offenkundigen Schreibfehlers begnügen: ἐγγύα ἄτας θυγάτηρ, ἐγγύας δὲ ζαμία. Gut ist die Verbesserung von Alexis fr. 149, Kock II, 351: οὐχ ἀρχιτέκτων . . . . ἀλλὰ κἀκ τῶν χρωμένων. Dann liest der Verf. bei Philemon fr. 71, Kock II, p. 496: ἢ αὐτὸ τἀγαθόν st. ἢ τί ἀγαθόν, ferner bei Philemon fr. 90, Kock II, p. 505: ἢ νὴ Δί' ἄλλος (st. ἄλλων) τῶν ἀναγκαίων γέ τις, bei Menandros fr. 535, Kock III, p. 158: πρὸς ταῖς πέτραις γράφουσι τὸν Προμηθέα mit leichter Umstellung beider Wortkola, schließlich bei Men. fr. 539, Kock III, p. 162: ὑγιανεῖ st. ὑγιαίνει. — Gegen die übrigen Vermutungen verhalte ich mich ablehnend. Richards liest bei Telekleides, Kock I, 220: τὰ δὲ πάντα (st. αὐτὰ) πάλιν καταβάλλειν. Das Richtige ist noch nicht gefunden. Gerade weil unter τὰ δέ andere Mauern zu verstehen sind als unter dem vorangehenden τὰ μὲν, darf nicht πάντα an die Stelle des fehlerhaften αὐτά treten. — Bei Platon com. Kock I, 605: τούτοισι τοῖσι λεπτοῖς | ἀραχνίοις darf man nicht mit R. den Artikel τοῖς noch ein zweites Mal vor

ἀραχνίοις einsetzen. Besser ist Meinekes: ἀραχνιδίοις. — Bei Platon com. Kock I, 644: ὁπότε δ' εἰπεῖν δέοι, | ὀλίγον' ὀλίον' ἔλεγεν ist kein ἄν vor ἔλεγεν einzuschieben. Es handelt sich hier um eine jodierte Aussprache des γ, welche auch die Quantität in eigentümlicher Weise beeinflußt. Unnötig sind auch die Änderungen bei Aristoph. fr. 388, Kock I, p. 493 (ἦ st. ἦν) und bei Philemon fr. 31, Kock II, 486 die Vertauschung von γὰρ und μὲν. Bei Men. fr. 247, Kock III, p. 71 ist die Überlieferung λογισμοῦ τῷ διαθέσθαι als ein instrumentaler Dativ der Konjektur λογισμῷ τοῦ διαθέσθαι vorzuziehen. Ebenso ist bei Diphilos fr. 43, Kock II, p. 553 παραβάλω besser als παραλάβω. — Der zweite Teil des Aufsatzes Class. Rev. XIII, p. 249—251 bringt 30 Konjekturen zu den Γνῶμαι μονόστιχοι nach dem Text Meinekes, von denen einzelne ebenfalls Beachtung verdienen. —

C. Pascal, Di Epicarmo e dei suoi rapporti con Lucrezio. — Atene e Roma III, 1900, p. 275—282.

Es sind 5 Stellen des Epicharmos, welche Pascal bei Lucretius verwertet findet. Der Verf. citiert die Verse Epicharms nach den Fundstellen der Fragmente, was bekanntlich eines der modernen Mittelchen ist, mit denen man jenen, „die nicht alle werden", imponiert. Zur Bequemlichkeit des Lesers citiere ich die Verse Epicharms nach Mullachs Ausgabe, in welcher (Fr. philos. gr. p. 132) bereits Lucrez III, 359 ff. als Nachahmung Epicharms (v. 253) behandelt wird. Pascal trägt diese Gleichung wie eine neue Entdeckung vor. Der Inhalt der Schrift Pascals reduziert sich sodann auf den Nachweis folgender vier bei Mullach noch nicht berücksichtigter Entlehnungen: Lucrez I, 81 ff.; I, 151 = Epicharm v. 5 Mullach; Lucr. I, 149—150 = Epich. v. 180 ff. Mu.; Lucr. I, 251—265 = Epich. v. 190 ff. Mu.; und Lucr. II, 999—1001 = Epich. v. 263 Mu. — Die Zählung der Verse des Lucretius gebe ich nach Munros großer Ausgabe (1893). — Als beachtenswert erwähne ich, daß Pascal auch bei Horaz zwei Entlehnungen aus Epicharmos anmerkt: Hor. Epist. I, 2, 62—63 = Epich. v. 271 Mu. und Hor. Epist. I, 19, 48—49 = Epich. v. 258 Mu. — Letzterem aus Aristot. de gen. anim. I, 18 geschöpften Fragmente hat Lorenz, Epich. p. 271 noch nicht die Form eines Verses gegeben. — Pascal erwähnt auch gelegentlich, daß Epicharm in seinen Komödien den Typus des Parasiten schuf, den die neuere Komödie übernahm. Eigentümlich berührt hierbei die Bemerkung, daß die Alten, nämlich Athenaeus VI, 235c, dies schon notiert, die Neueren aber wieder vergessen hätten „cosa che gli antichi già notarono e i moderni obliarono". Man traut seinen Augen nicht, wenn man als Beispiele hierfür Ribbeck und Leo citiert findet. Pascal weiß offenbar nicht, daß seine Entdeckung selbst schon in dem kurzen

Bährschen Artikel über Epicharmos in der ersten Auflage von Paulys Realencycl. vom J. 1844 als etwas Allbekanntes erwähnt wird. Es wäre sehr zu bedauern, wenn die jüngeren italienischen Philologen den arroganten, manirierten und theopneustischen Stil nachahmen sollten, der in Deutschland Mode zu werden droht. Die älteren Gelehrten, auf deren Forschungen das jetzige Ansehen der italienischen Philologie beruht, haben die Leistungen der Vorgänger achtungsvoller behandelt. —

W. G. Rutherford, Conjectures in the text of the Comici Graeci. — Class. Review XI, 1897, p. 16—17.

Der Aufsatz enthält 12 kritische Bemerkungen zu dem I. Bande von Kocks CAF. Für Chionides Πτωχοί frag. 6 wird τῷδ' ἔτ' οἶνον κόπτετον vermutet, st. τῳδε τοίνυν κ. Daß man τάριχος mit Wein kochte, wird man nach Alexis Ko. fr. 186 (II. p. 366) gerne glauben; aber Rutherford teilt leider nicht mit, wie man dann ἐπὶ und κόπτετον verstehen soll. Auch scheint τοίνυν zur Verbindung der zwei Verse des Fragmentes geradezu notwendig zu sein, falls sie überhaupt zusammengehören. Wenn κόπτειν hier „gierig essen“ bedeuten sollte, paßt das Objekt οἶνον wieder aus diesem Grunde nicht. Neben οἶνον würde man eher κάπτετον dulden können. Es fehlt hier an der kritischen Grundlage, die zu so weitgehenden Änderungen berechtigte. — Die Behandlung von Ekphant. fr. 2 beruht auf Kocks Bemerkung: quae interpretatio esse videtur verborum Ecphantidis. Nur hat Rutherford die Lemmata und die dazu gehörigen Scholien deutlich nebeneinandergesetzt und Kocks Ausführung vervollständigt. Ich würde noch weiter gehen als beide Gelehrte und auch δρᾶμα Μεγαρικὸν ποιεῖν für eine bloße Erklärung des Vorangehenden halten. So bliebe für Ekphantides nur ein Vers übrig, der seinem Abscheu über Megarische Späße Ausdruck gäbe. — Die übrigen Vorschläge Rutherfords beziehen sich auf Kratinos. Für frag. 9 empfiehlt der Verf. ein metrum Cratineum: ὠμολίνοις κόμην ἀβρύνουσ' ἀτιμίας πλέως. — Für frag. 18 (Ko. CAF I, p. 18) schlägt er vor, bei Hesychios zu lesen: πῦρ πῦρ ἔγχει . . ἁρπαξάμενος . . εἵς τιν' ᾧ ἡταίρει. — Für frag. 22 αἴθρει' ἀγινοῦντας στέφη. — Richtig scheint mir die Bemerkung zu fr. 26, daß πρὸς τὴν γῆν neben ἔρραξε als Glossem zu streichen sei. — Es liegen noch Konjekturen vor zu Kratinos fr. 38: ἔτ' οὐδ' ὅ μοι φράσων, zu fr. 49: τέως ἐναποπατοῦντα τοῖς Λάκωσιν, fr. 57—58: θ' ὃν οὐ βροτῶν und Τρίκκῃ (st. τρίγλῃ), fr. 97: ἐρῶ πολλῇ σχολῇ, fr. 124: χρυσίδι σπένδων, ἀναγραφεῦ, τοῖς ὄφεσι πιεῖν δίδου. —

A. N. Jannaris, Kratinos and Aristophanes on the cry of the sheep. — The Americ. Journ. of Philol. XVI, 1895, p. 46—51.

Schon nach dem Titel errät der Leser sofort, daß es sich wieder einmal darum handelt, die Existenz des Itacismus schon aus möglichst

alten Autoren nachzuweisen. Bei Untersuchungen dieser Art bildete der Vers des Kratinos fr. 43 Kock: ὁ δ' ἠλίθιος ὥσπερ πρόβατον βῆ βῆ λέγων βαδίζει stets einen unangenehmen Stein des Anstoßes, weil über das Argument, daß die altattischen Schöpse nicht wi wi, sondern bäh bäh geblökt haben dürften, nur mit mehr oder minder schlechten Späßen, nicht aber im Ernste hinwegzukommen war. Man sehe nun, wie jetzt Jannaris mit dem Verse des Kratinos fertig wird. 1. Kratinos hat nicht BH BH geschrieben, sondern BE BE. Im Jahre des Eukleides war Kratinos schon tot. Aristophanes, der im Alter sehr konservativ war, erlernte das neue Alphabet nicht mehr. Auch Aristoph. schrieb BE oder BEE. 2. Die Schafe schreien überhaupt nicht bäh bäh, sondern nur bäh und nach längerem Intervall abermals bäh. 3. Hätte Kratinos beabsichtigt, den Naturlaut der Schafe wiederzugeben, müßten βῆ βῆ durch eine Cäsur getrennt sein und dürften nicht einem Versfuße angehören. 4. Also habe Kratinos hier die Kindersprache nachgeahmt, in welcher BE BE das Bäh-Schaf (ba-lamb) bedeute. Es handle sich um einen Alten, der sich, wie Strepsiades in den Wolken v. 1380 ff., als ganz kindisch darstellen wolle. 5. Der Anapäst im vierten Fuße verstoße gegen Porsons Regel (Hec. praef. XLV). 6. πρόβατον habe zu Kratinos' Zeit Kleinvieh bedeutet und sei daher zumeist im Plural verwendet worden. Also sei ὥσπερ πρόβατον als Glossem eines Lesers, der den Text mißverstanden hatte, zu streichen. Der Vers hätte also bei Kratinos: ὁ δ' ἠλίθιος BEBE λέγων βαδίζει — (!) ∪ ⏑́ — gelautet. — Vor allem ist gegen diese Bemerkungen einzuwenden, daß die Anordnung des Eukleides bekanntlich nur den Schlußpunkt einer während eines ganzen Jahrhunderts vollzogenen Reform darstellte. Und wenn nun Kratinos wirklich BE BE geschrieben hätte und βῆ βῆ schon damals als wi wi aufgefaßt worden wäre, wie ist dann βῆ βῆ in unsere Texte hineingekommen? Auch andere Einwände ergeben sich von selbst, wie z. B. bezüglich des Glossems und der Versverstümmelung. Die Beschreibung des H und E bei Eur. fr. 382 N² wird übergangen, obwohl auf den Theseus in der Polemik gegen Blaß wegen der Kalliasfrage Rücksicht genommen wird.

J. van Wageningen, Ad Archilochum. — Sylloge commentationum quam Constantino Conto obt. philol. Batavi. Lugduni 1893.

Diese kurze Abhandlung muß hier erwähnt werden, weil das Fragment des Archilochos ὦ λιπερνῆτες πολῖται, τἀμὰ δὴ ξυνίετε ῥήματ' nicht nur bei Kratinos frag. 198 Kock, sondern auch bei Aristoph. Pac. 603 teilweise wiederkehrt. Wie Herwerden, Mnemos. XXIV p. 203, halte auch ich die Erklärung des schon von Kallimachos mißverstandenen Ausdruckes ὦ λιπερνῆτες = ὦ ἀλιπερνῆτες für so schlagend, daß sie

keiner weiteren Anempfehlung bedarf. Archilochos spricht seine eigenen Mitbürger an. Die Einwohner von Paros aber waren natürlich darauf angewiesen, ihre Erzeugnisse über das Meer (ἅλς) nach dem Festlande zu schaffen (πέρνημι). — Ich füge folgendes hinzu. Das Fragment des Kratinos gehört der Pytine an, welche an den großen Dionysien des J. 423 gespielt wurde. Wenn nun Kock die Schreibung ὦ λιπερνῆτες θεαταὶ anempfiehlt, wofür man von nun an ὦλιπερνῆτες θεαταὶ setzen wird, so muß man wohl diesen Ausdruck des Kratinos nicht bloß auf die seekundigen Athener, sondern vielleicht ebenso sehr auf die zu Schiffe herbeigeeilten Festgenossen beziehen.

H. van Herwerden, Ad fragmenta Comicorum. Mnemos. NS. XXI, 1893, p. 149—179.

Th. Kock, Epistula critica. Mnemos. NS. XXI, 1893, p. 361—365.

H. van Herwerden behandelt eine große Anzahl von Fragmenten attischer Komiker auf der Grundlage von Kocks Ausgabe, namentlich in kritischer Beziehung, und erhebt gegen die Textvorschläge Kocks zahlreiche Einwände. Auf eine kleine Auswahl derselben antwortet Kock in der an Herwerdens Adresse gerichteten Epistula critica. Er bespricht darin 6 Komikerfragmente: 1. Kratin. fr. 211 = Herwerden Mnemos. XXI, p. 149. In seiner Ausgabe der Com. Att. Frag. hatte Kock δειλοῦ (st. δεινοῦ) φυὴν μελανούρου vermutet. Bezüglich der Konstruktion hatte er angegeben, daß das vorangehende ἐσθίειν, das den acc. τρίγλην regiert, nicht auch gleichzeitig den Genetiv bei sich haben könne und daß man demnach für den nächsten Vers eine Form wie γεύσασθαι erwarten müsse. Herwerden war also ganz in seinem Rechte, als er voraussetzte, daß Kock φυὴν mit δειλοῦ als Acc. der Beziehung verband. Kock ist nicht berechtigt zu antworten, er habe ἐσθίειν φυὴν verbunden, und Herwerden habe ihn mißverstanden. Übrigens ist die Fügung ἐσθίειν φυὴν wegen des vorangehenden τρυγόνος unmöglich. — Der Tadel Herwerdens bezog sich aber auf den Gebrauch von φυή, das Kock allgemein gleich φύσις setzt, also Talent und Charakter in gleicher Weise umfassen läßt. Herwerden hingegen läßt φυή nicht im Sinne von Charakter gelten, wenn er δειλοῦ φυήν für ungriechisch erklärt. In dieser Beziehung ist m. E. Kock im Rechte. Allerdings die Stelle bei Pind. Ol. 2, 155 (86) σοφὸς ὁ πολλὰ εἰδὼς φυᾷ, die er in der Antwort citiert, spricht eher gegen ihn, als für ihn. Aber anders steht es bereits mit Pind. Nem. 1, 38 (25): μάρνασθαι φυᾷ. Bei der geringen Anzahl der verfügbaren Parallelstellen würde ich auch unbedenklich εὐφυής und κακοφυής beiziehen. Ersteres geht auf die geistige Begabung, aber κακοφυής betrifft bei Plat. Rep. III, 410 den Charakter. Meines Erachtens hätte Pindar δειλὸς φυήν sagen dürfen. Kratinos also darf

es auch sagen, wenn die Stelle eine lyrische Diktion oder aber eine literarische Anspielung verträgt. Nach der sonstigen Beschaffenheit des Fragments ist also die Konjektur Kocks unwahrscheinlich. — 2. Für das Frag. Menand. Heniochi 202 v. 4 empfahl Kock αἰτουμένους st. ἱδρυμένους, weil dieses part. perf. mediale Bedeutung haben müßte. Herwerden Mnemos. XXI, p. 168 kämpft dagegen mit einem Beispiele, das ἱδρύσασθαι enthält, natürlich ganz vergebens. Im Rechte ist aber wieder Herwerden, wenn er behauptet, daß man nicht sagen könne: τοὺς θεοὺς αἰτεῖσθαι st. αἰτεῖν. Kocks Gegenbeispiele sind unwirksam, wie Xenoph. Inst. Cyr. I, 6, 5: αἰτεῖσθαι τἀγαθὰ παρὰ τῶν θεῶν. Da αἰτεῖσθαι, wenn ich nicht irre, „etwas für sich verlangen“ bedeutet, ist es begreiflich, daß es sich mit τἀγαθὰ παρὰ τῶν θεῶν verbindet, aber ohne Beweisstelle nicht glaublich, daß man auch τοὺς θεοὺς αἰτεῖσθαι gesagt habe. — 3. Bei Anaxandrid. fr. inc. 54, v. 6: χρὴ γὰρ εἰς ὄχλον φέρειν | ἅπανθ' ὅσ' ἄν τις καινότητ' ἔχειν δοκῇ bemängelt Herwerden p. 158, daß Kock ὅταν τις st. ὅσ' ἄν τις empfehlen habe; δοκεῖν sei = νομίζειν und der Index Jacobii bringe dafür Beispiele. Mit Recht verwahrt sich Kock dagegen, daß er diesen Sprachgebrauch nicht gekannt haben sollte. Er habe vielmehr ebenfalls δοκῇ = νομίζῃ verstanden und habe ἅπανθ' als masculinum genommen. Dann ist aber Herwerden im Rechte, wenn er die überlieferte La. vorzieht. — 4. Frag. com. inc. 405 stellte Kock aus Aristeid. I, 2 Ddf. her: ἀνθρώπων γέ τοι | ὀφλεῖν γέλωτα κρεῖττον ἢ μέμψιν θεῶν. Herwerden p 176 tadelt dieses Fragment, weil man zu sagen pflege: ἀνθρώποις γέλωτα ὀφλεῖν. Kock verteidigt sich mit der Bemerkung, daß man unterscheiden müsse, ob die Tadelnden anwesend seien oder nicht anwesend; ὀφλεῖν μέμψιν θεῶν stehe doch bei Aristeides. Kocks Rekonstruktion des Verses ist, sobald man von μέμψιν θεῶν ausgeht, folgerichtig. Man kann dem Dichter nicht zumuten, daß er innerhalb der gewollten Antithese zuerst ἀνθρώποις und dann θεῶν schreibe. Zudem ist ἀνθρώπων gewissermaßen unpersönlicher gesagt als ἀνθρώποις. Die Gleichmacherei kann uns in solchen Fällen um manche unerwartete, aber feine Konstruktion bringen. Bedenkt man aber, daß die Antithese nicht mit θεῶν begann, wobei der Genetiv minder seltsam klingt, sondern mit ἄνθρωπος, so könnte der Vers doch auch gelautet haben: ἀνθρώποις γέ τοι | ὀφλεῖν γέλωτα κρεῖττον ἢ μέμψιν θεοῖς. — 5. Für Aristoph. fr. inc. 640 hatte Kock von Nauck Philol. VI, 415 die Wortform ἐξαχοίνικον übernommen, welche Herwerden, der Mnemos. VI, p. 62: ἐξ χοινίκων geschrieben hatte, Mnemos. XXI, p. 155 ablehnt. Kocks Beispiele für analoge Bildungen scheinen seine La. hinreichend zu stützen. — 6. Aristoph. fr. inc. 320 v. 15. Herwerden p. 154 behauptet, daß εὐπετής und εὐχερής nicht der komischen Diktion angehören. Bezüglich εὐχερής ist Kock durch den Ind. Jacobii

gedeckt. Daß εὐπετής, das so vortrefflich in die Iamben hineinpaßt, sonst bei Komikern nicht zu lesen ist, muß doch von der Konjektur εὐπετῶς abraten. — Unter den zahlreichen kritischen Bemerkungen Herwerdens, die Kock nicht bespricht, finden sich noch manche, welche die Beachtung künftiger Herausgeber verdienen. —

E. Piccolomini, Di una reminiscenza Soloniana presso Cratino e presso Aristofane. Rendiconti d. R. Acc. d. Lincei, Serie V, vol. IV, 1895, p. 69—85. —

Der Verf. beschäftigt sich in diesem Aufsatze mit Solon fr. 11 Bgk. v. 5—8, mit Kratinos fr. 128 Kock und zuletzt mit Aristoph. Ri. 752 ff.

Kratinos knüpft bekanntlich mit seiner Mahnung an die Athener: ὑμῶν εἷς μὲν ἕκαστος ἀλώπηξ δωροδοκεῖται (δωροδοκεῖ τι Kock) an Solons Vorwürfe an: ὑμέων δ'εἷς μὲν ἕκαστος ἀλώπεκος ἴχνεσι βαίνει, | σύμπασιν δ'ὑμῖν κοῦφος ἔνεστι νόος. | εἰς γὰρ γλῶσσαν ὁρᾶτε καὶ εἰς ἔπος αἰόλον ἀνδρός, | εἰς ἔργον δ'οὐδὲν γιγνόμενον βλέπετε. | — Für den Vers des Kratinos schlägt nun Piccolomini die Schreibung δωροδοκεῖ δέ vor und meint, daß Kratinos zwar mit Solons Gedanken anfänglich harmoniere, denn aber in dem δωροδοκεῖ δέ sich παρὰ προσδοκίαν von dessen bekanntem Ausspruche entferne. Bezüglich des δωροδοκεῖ δέ verweist Piccolomini auf die einander entgegengesetzten Sprichwörter bei Suidas s. v. ἀλώπηξ, Apostolios cent. II 17, Lex. Seguer. 5, Bkk Anecd. p. 218, 29 Zenobios I, 71, Diogenian. II, 18, Gregor. Cyp. I, 26 hin. Dabei geht der Verf. stets von dem Gedanken aus, der Fuchs sei zwar schlau, lasse sich aber doch durch Lockspeisen fangen. Vielleicht wollte aber Kratinos gerade das Gegenteil sagen, daß sich die Schlauheit des Politikers in seiner Vorsicht bei Bestechungen zeige: παροιμία. ἀλώπηξ δωροδοκεῖται ἐπὶ τῶν μὴ ῥᾳδίως δώροις πειθομένων Suid. Bernhardy? Meines Erachtens läßt sich dies nicht sicher entscheiden, weil der Vers des Kratinos vereinzelt überliefert ist. Der Gegensatz zu εἷς μὲν ἕκαστος bei Kratinos war vielleicht ebenfalls ein σύμπαντες wie bei Solon! z. B. εἷς μὲν ἕκαστος ὑμῶν οὐ ῥᾳδίως ἁλίσκεται, σύμπαντας δὲ ῥᾷστ' ἄν τις ἕλοι. Wer vermag den fehlenden Zusammenhang zu erraten? — Piccolomini behauptet ferner, daß auch die Verse des Aristophanes Ri. 752 ff. auf die Solonische Mahnung des fr. 11 zurückführen. Hierbei gibt er eine Ergänzung zu seiner in den Rendiconti III, p. 8—18 ein Jahr vorher publizierten Erklärung von ἐμποδίζων ἰσχάδας: „Demos diventa un balordo, sta a bocca spalancata come per abboccare i fichi secchi.“ Die trockenen Feigen seien hier ihrer Süßigkeit wegen mit den süssen Reden der Volksschmeichler in Vergleich gezogen. Daß hierdurch ein fremdartiges Element in den Sinn der Stelle hineingebracht wird, zeigt am besten

der diesmal auch von P. herbeigezogene Ausdruck Κεχηναίων πόλις, dessen Erklärung mit der Auffassung von κέχηνεν in Ri. v. 756 parallel laufen muß. Vgl. das von mir zu dem eben citierten Aufsatze Gesagte S. 207.

W. Headlam, Critical notes. — The Classical Review XIII, 1899, p. 5—8. —

Headlam bringt zu dem I. Bande der Fragm. Comicorum Theodor Kocks etwa 40 Konjekturen, zu dem II. und dem III. Bande je 45 Vermutungen. Sie werden größtenteils ohne Erläuterungen, ohne Belege und selbst ohne Angabe des Kockschen Textes, der verbessert werden soll, mitgeteilt, so daß ihre Beurteilung nur nach eingehendem Studium des von Kock dargebotenen Materials erfolgen kann. Ich beschränke mich auf die Vorführung zweier Stichproben.

Headlams Vermutung zu Chionides frag. 6: κάπτετον statt κόπτετον ist so naheliegend, daß man unwillkürlich darauf verfällt. Vgl. meine Besprechung (S. 296) von Rutherfords Conjectures (Classical Review XI, p. 16). Aber es bleibt die Frage offen, ob man κάπτειν mit ἐπὶ τῷ ταρίχει konstruieren könne und Headlam gibt uns bei seiner Methode auf diese natürliche Frage keine Antwort. —

Bei Kratinos frg. 85: Ἀκέστορα γὰρ ὅμως εἰκὸς λαβεῖν | πληγάς, ἐὰν μὴ συστρέψῃ τὰ πράγματα schreibt Headlam: Ἀκέστορ' ἀτὰρ ὅμως κτλ. Geläufige Verbindungen sind bekanntlich ἀλλ' ὅμως und ὅμως δέ. Vereinzelt findet sich auch ἀτὰρ ὅμως. Hingegen wird γὰρ ὅμως weniger leicht zu belegen sein. Dazu kommt dann noch der unangenehme Versiktus auf der Schlußsilbe von Ἀκέστορα, worauf schon Meineke aufmerksam machte. Bergk vermutete: Ἀκέστορ' ἐστὶ τἄρ' ὅμως und Headlams Konjektur: ἀτὰρ ὅμως hat also nicht unbeträchtliche Gründe für sich. Dagegen steht aber die Tatsache, daß wir die Verbindung des Fragments mit dem Vorangehenden nicht kennen und daher nicht wissen, ob nicht der Name Akestor gerade durch das γὰρ und den Versiktus gegenüber anderen Eigennamen in der Stelle hervorgehoben werden sollte. Und wenn mit dem Ἀκέστορ' das Satzkolon abschloß, warum läuft das Citat bei dem Scholiasten zu Aristoph. Av. 31 nicht so, daß es mit Ἀκέστορ' endet und das Verbum einschließt, von dem dieser Accusativ abhängen soll? Da Headlam seine Vermutung ohne alle Begründung hinstellt, vermag ich sie nicht für gesichert zu halten. Von genauer Lektüre der Komikerfragmente zeugen aber Headlams Konjekturen jedenfalls und ihr Studium wird daher für künftige Herausgeber von Nutzen sein. —

H. Richards, Further emendations of the Greek Comic Fragments. — Class. Rev. XIII, 1899, p. 426—428. —

In dieser Abteilung der Bemerkungen Richards' zu den Fragmenten der griechischen Komiker und zwar speziell zu Theodor Kocks Texte,

würde ich doch wenigstens ein Dritteil als sehr tüchtige Bemerkungen bezeichnen müssen. Unsicher bleibt für Pherekrates fr. 95 die Vermutung ἐγχαρυβδίσαι, da das bei Athen. XI, p. 485 D überlieferte ἐκχαρυβδίσαι durch die Glosse des Hesychios ἐξεχαρυβδίσθη geschützt wird. Darum haben Kaibel und Meineke und Kock nichts geändert. — Zu Antiphanes fr. 191 v. 18 ist richtig bemerkt, daß διῳκημένα als Ausdruck für die der ersten Scene einer Tragödie vorausliegende Fabel nicht festgehalten werden kann. Aber der Vorschlag διακείμενα befriedigt auch nicht. Bei Alexis fr. 245 v. 6 setzt Richards den Beistrich nach πάλιν, während Kock πάλιν zum nächsten Verse zieht. Bei Alexis fr. 245, v. 15—16, wo es sich um Eros handelt, schreibt der Verf.: οὐκ οἶδ' ὅ τι ἐστίν, ἀλλ' ὅμως ἔχω (st. ἔχει) γέ τι | τοιοῦτον, ἐγγύς τ' εἰμὶ τοῦ νοσήματος (statt τοὐνόματος). So wird die Stelle wenigstens verständlich. — Bei Timokles fr. 6, v. 6 schiebt er wegen der Redensart mit πρὸς ein ὢν ein: τ' ὤν. —

Für Philemon fr. 213 v. 2 empfiehlt Richards σεαυτῷ st. σεαυτοῦ und für Philemon fr. 89, v. 10 Meinekes καθ' ἕνα τοσούτους. — Die übrigen 10 Bemerkungen scheinen mir verfehlt zu sein. Wenn Richards bei Platon com. fr. 153 πίπτοντι (st. πίπτῃσι) vorschlägt und sich auf Plat. Rep. 370 E: ὧν ἂν αὐτοῖς χρεία als Analogon für die Ellipse von ᾖ stützen will, so hat er nicht beachtet, daß doch χρεία ein Substantiv ist und der Fall ganz anders liegt als bei seiner Konjektur. Auch Platon com. fr. 183 wird durch die Schreibung πανταχόθεν st. πανταχοῦ und durch die Wortumstellung noch nicht wirklich geheilt. — Bei Aristomenes fr. 4: ἐπειδὴ τοὺς πρυτάνεις προσήλθομεν ist der Mangel einer Präposition richtig hervorgehoben. Aber R. setzt εἰς vor τούς, während die Fügung eher eines πρός oder ἐπί bedarf, die doch das Metrum ausschließt. Unnötig ist bei Antiphanes fr. 191, v. 6 die Änderung φῇ st. φῶ, bei Philemon fr. 79, v. 5 ὄψον st. οἶον, bei Theophilos fr. 1, v. 3 ᾔδειν st. εἶδον. Bei Philemon fr. 79, v. 26 ist Porsons ὅταν μόνον der neuen Konjektur ὄντας ὅταν vorzuziehen. Bei Kratinos jun. fr. 10 liest R.: οὐκ οἶδα μέν, ὑπονοῶ δ' ἔχειν, bei Alexis fr. 240, v. 4: καινὸς φθίνειν τε τὴν ἐπιοῦσαν αὖ πάλιν und bei Philemon fr. 4, v. 9 κοινοὺς und κατεσκευασμένους an Stelle der überlieferten Feminina. —

F. Hultsch, Zu dem Komiker Krates. — Neue Jahrb. 149. Bd. 1894, p. 165—178. —

Dieser metrologische Artikel befaßt sich mit dem Fragmente der Lamia des Krates: ἡμίεκτόν ἐστι χρυσοῦ, μανθάνεις, ὀκτὼ 'βολοί. = Kock, Com. Att. Frag. I, p. 136, frag. 20. — Hultsch verteidigt die überlieferte Lesart und die schon von Böckh aufgestellte Ansicht, daß man unter ἡμίεκτον χρυσοῦ „eine sehr leicht ausgemünzte oder stark mit

Silber legierte Goldmünze" zu verstehen habe. Hultsch ist der Meinung, daß die Wertgleichung mit 8 attischen Obolen auf ein ἡμίεκτον von Phokaia oder Kyzikos hinweist. Der Aufsatz ist inbesondere gegen Th. Reinach (Les origines du bimétallisme, vgl. Berl. phil. Wo. 1894, Sp. 297 ff.) gerichtet, der keine andere Deutung von ἡμίεκτον als die eines Getreidemaßes für zulässig erklärt. Auch Herwerdens Schreibung Χρυσέ st. χρυσοῦ wird abgelehnt. —

O. Crusius, Eupolis fr. 276 Kock. — Philologus LI, 1892, p. 663.

Um die Aufzählung verschiedener Personen, welche den Inhalt dieses Fragmentes des Χρυσοῦν Γένος bildet, zu erläutern, zieht Crusius frag: Eupol. 286 Kock bei: ἀριθμεῖν θεατὰς ψαμμακοσίους. Hiernach würden also vom Komiker einige Zuschauer aus der Menge herausgegriffen und verspottet. Crusius weist dabei auf Aristoph. Vesp. 75—85 als auf einen ähnlichen Fall hin, wobei die Bemerkung einfließt, daß der Scholiast mit seiner Notiz zu Vesp. 75: τινὲς ἀμοιβαῖα. χαριέστερον δὲ λέγεσθαι αὐτὰ συνεχῶς πρὸς ἑνός gegenüber den modernen Ausgaben das Richtige treffe. —

O. Crusius, Sur un fragment poétique dans les papyrus Grenfell. — 1898. Mélanges Henri Weil, p. 81—90. —

Crusius behandelt Brit. Mus. Pap. DCXCV a, publiziert von Grenfell und Hunt in den New Classical Fragments and other Greek and Latin papyri, Oxford, 1897, pag. 24. Der Papyrus enthält in einer abgebrochenen Kolumne die Anfänge von 7 aufeinander folgenden Trimetern und den Anfang eines anapästischen Systems. Links davon stehen in 7 Zeilenresten die Schlußworte von Scholien. In der siebenten Textzeile hatte Mahaffy durch Konjektur κατὰ τὴν Μελανίπ[πην hergestellt. Hierauf beruhte die bei Grenfell und Hunt gegebene Vermutung, daß das Fragment der Melanippe Desmotis des Euripides angehöre. Heinrich Weil bezweifelte in der Revue des Études grecques X, p. 8 die Abstammung der Verse aus einer Tragödie. Die Zugehörigkeit der Scholien zu dem Texte hatte Friedrich Blaß im Centralbl. 1897, p. 10 in Abrede gestellt. Crusius hat nun das Fragment einem eingehenden Studium unterzogen und beweist mit überzeugenden Gründen, daß die Verse einem Komiker angehören und daß die Scholienbemerkungen sich an den überlieferten Text anschließen. Auch die weitergehenden Vermutungen, die Crusius über den Inhalt der Verse und über den Namen des Dichters und des Stückes aufstellt, sind beachtenswert. Es handelt sich, meint Crusius, um eine Scene in der Unterwelt, um eine komische Nekyia. Unter den Missetätern, welche für ihre Frevel büßen, wird auch Euripides gezeigt. Schwatzende

Frauen umstehen den Weiberhasser und rächen sich an ihm. Crusius weist diese Scene dem Gerytades des Aristophanes zu und bringt sie mit anderen Fragmenten dieser Komödie in Zusammenhang. —

H. Weil, Nouveaux fragments de Ménandre et d'autres classiques grecs. — Journal des Savants 1900, Februarheft, p. 95—106. —

G. Fraccaroli, Bricciole dai papiri di Ossirinco. — Rivista di filol. XXVIII, 1900, p. 87—89

H. Herwerden, Ad papyros graecos. Mnemos. NS. XXVIII, 1900, p. 122—125. —

Fraccaroli behandelt das von Grenfell und Hunt im II. Bande der Oxyrhynchos-Papyri p. 20—23 als No. CCXII herausgegebene und zumeist von Friedrich Blaß (ebenda) hergestellte Fragment eines Komikers, in welchem bereits die englischen Herausgeber den Aristophanes vermuteten. Auch ihre speziellere Vermutung, daß das Fragment den zweiten Thesmophoriazusen angehört, ist nicht nur mit großem Scharfsinn aufgestellt, sondern auch sehr wahrscheinlich. Das Nähere hierüber mag man bei ihnen selbst nachlesen. Von den drei zusammengehörenden Stücken des Fragmentes umfaßt das mit Col. II bezeichnete 20 aufeinanderfolgende Verse, deren Inhalt von den Herausgebern p. 20 als dunkel bezeichnet wird.

Bei diesem Punkte setzt die Arbeit Fraccarolis ein, der in einer sehr einleuchtenden Weise einen Olisbos als Gegenstand des Gespräches zweier Frauen nachweist. Unter der Voraussetzung dieses Zusammenhanges hat Fraccaroli auch eine Anzahl der am Ende verstümmelten Verse sinngemäß ergänzt. — Das Alter der Schriftzüge schätzen die Herausgeber auf den Schluß des ersten christlichen Jahrhunderts und spätestens auf die Mitte des zweiten Jahrhunderts. — van Herwerden behandelt dasselbe Fragment in eben demselben Sinne, der sich auch mir, wie gewiß auch vielen anderen Lesern gleich bei dem ersten Blicke aufgedrängt hatte. Ich finde nachträglich, daß auch von Wilamowitz, Gött. gel. Anz. 1900, p. 34 die gleiche Vermutung aussprach. Auch Herwerden teilt das ganze Fragment mit und ergänzt viele Verse in sinngemäßer Weise. Der Wortlaut der Ergänzungen Herwerdens ist in einigen Fällen wahrscheinlicher und näherliegend als die Konjekturen des italienischen Gelehrten. Dieser hat dafür auch die Lücken der Verse 11 ff. auszufüllen gewagt, von denen Herwerden sagt: De corrigendis et interpretandis vss. 11 sq. desperare me confiteor. In der Tat kann wohl auch Fraccaroli mit seinem Schlusse des 12. Verses καὶ πονοῦ (sic) γε διατριβὴ nicht das Richtige getroffen haben. Unrichtig ist bei Herwerden die Altersangabe des papyrus, wenn er sagt: „ex edi-

torum sententia medii seculi secundi p. Chr. non antiquiore". Die englischen Herausgeber sagen: The date of the MS. can hardly be later than the middle of the second century, and it may go back to the end of the first. — Weil, dessen Aufsatz mir erst zuletzt zur Hand war, behandelt das Fragment über den Olisbos in dem gleichen Sinne als die vorgenannten Gelehrten. —

A. Sonny, Ad. Strattidis frg. 23 K. — Philologische Rundschau (russische: Philologitscheskoje Obozrjenje) tom. V. 1893, Heft 1, S. 35.

Der Vers des Strattis: Χῖος παραστὰς Κῷον οὐκ ἐᾷ λέγειν ist nach Sonnys ansprechender Ansicht nicht das Sprichwort selbst, sondern eine für einen besonderen Fall, in welchem ein Chier einen Koër nicht sprechen läßt, eingerichtete leichte Abbiegung des Sprichwortes. Während Sauppe (vgl. Kock zur Stelle) die choliambische Form des Sprichwortes in dem Wortlaute: Χῖος παραστὰς Κῷον οὐκ ἐᾷ σῴζειν wiederherzustellen glaubte, nimmt Sonny an diesem σῴζειν wohl mit Recht Anstoß. Wenn er aber hierfür σωκεῖν vorschlägt, so hat man nach den Fundstellen für dieses Verbum bei Aischylos und Sophokles das Gefühl, daß dies für diesen Zweck ein allzu poetischer Ausdruck sei. —

b) Arbeiten über Menander und die neue Komödie.

F. Studniczka, Menandros. Berl. phil. Wo. 1895, Sp. 1627.

F. Studniczka, Vortrag über die Bildnisse des Menandros, gehalten in der 44. Versammlung deutscher Philol. und Schulmänner in Dresden 1897. Vgl. VVDPh. 44, p. *42. —

Der Verf. vertritt die Ansicht, daß das bekannte Vatikanische Sitzbild, welches als ein Porträt des Menandros galt, zwar einen Komiker, aber nicht den Menandros darstelle. Als Porträt des Meisters der neuen attischen Komödie nimmt Studniczka den Kopf in Anspruch, der früher Pompejus genannt wurde. Eine ausführliche Publikation des ganzen in der Dresdener Versammlung vorgelegten Materiales ist seit langem in Aussicht gestellt. —

A. Olivieri, A proposito degli studi fatti su Omero dai Comici greci. — Rivista di filologia XXIX, 1901, p. 567—571. —

Dieser Aufsatz schließt sich an W. Scherrans' Dissertation an: „De poëtarum comicorum atticorum studiis Homericis". Königsberg 1893. —

Olivieri unterzieht die Bacchides des Plautus einer kurzen Betrachtung, besondes den fünften Akt des Stückes, in welchem die Handlung desselben mit den bekanntesten Mythen über den Fall Trojas in Vergleich gesetzt wird. Auch werden die Personen der Komödie mit den

heroischen Figuren Homers und des epischen Kyklos verglichen. Diese Parallelisierung ist bei Plautus allzu weit ausgesponnen und wirkt daher sehr ermüdend. Unter der Voraussetzung, daß der Δὶς ἐξαπατῶν Menanders dem Stücke des Plautus zu Grunde lag, zieht nun Olivieri den Schluß, daß die Parodie homerischer Mythen auch ein Element der Menandrischen Komödie gewesen sei. Während aber Dichter der alten attischen Komödie, wie Kratinos und andere, jedesmal eine ganze Komödie der Parodie eines homerischen Mythos gewidmet hätten, habe Menandros dieses Element auf einzelne Scenen und einzelne Stellen eingeschränkt.

In einem zweiten Abschnitte seiner Abhandlung sucht der Verfasser zu erweisen, daß Plautus den Δὶς ἐξαπατῶν nicht einfach in seine Bacchides übertrug, sondern daß diese Komödie eine Kontamination darstellt, deren übrige Bestandteile er aber nicht angibt. Es hat wenigstens nicht den Anschein, daß Olivieri seinen Hinweis auf die Περικειρομένη in diesem Sinne aufgefaßt wissen wolle (p. 570). — Ich finde, daß durch diese zweite Bemerkung das Resultat des ersten Absatzes wieder in Frage gestellt wird. Wenn sich nämlich auch Bestandteile anderer ungenannter Komödien in den Bacchides verarbeitet finden, was natürlich kaum eines Beweises bedurft hätte, so ist es sehr zweifelhaft, ob es Olivieri gegenüber Scherrans gelungen ist nachzuweisen, daß gerade die Verwertung Homers und des epischen Kyklos im fünften Akte der Bacchides auf den Δὶς ἐξαπατῶν des Menandros zurückzuführen sei. Zum mindesten wird es schwer fallen zu glauben, daß Menandros einen vielleicht in zwei Zeilen ganz wirksamen Vergleich der von ihm verwendeten Handlung mit einem Vorgange des epischen Kyklos, z. B. dem Mythos vom hölzernen Pferde, in einer so plumpen und abgeschmackten Weise zu Tode gehetzt haben könnte. —

W. Meyer, Die athenische Spruchrede des Menander und Philistion. — Abhd. d. k. bayer. Ak. d. W. I. Kl. XIX. Bd. I. Abt. 1891.

Diese vortreffliche Abhandlung wird von A. Nauck in den Mélanges Gréco-Romains, 1894, VI, S. 131 berücksichtigt. Ich kann nur noch auf die ausführliche Besprechung K. Zachers in der Berl. ph. Wo. 1893, No. 35, Sp. 1093 ff. hinweisen, da sich mein Bericht auf das Jahr 1891 nicht erstreckt. —

Leo Sternbach, Curae Menandreae. Cracoviae 1892. — SA. aus Bd. XVII, Dissertationum philol. Acad. litt. Cracoviensis.

Diese für die künftigen Herausgeber der Γνῶμαι μονόστιχοι wichtige Schrift beruht auf einer neuen Vergleichung des cod. Vindob. philol. Gr. n. CLXV, aus welchem J. H. C. Schubart durch Theodor Bergks

Vermittelung das Supplementum I (= Monostich. 565—593) für Meinekes Ausgabe (IV, p. 356) geliefert hatte. Sternbach gewinnt aus dieser Handschrift fünf Monostichen, die bei Meineke fehlen: Γονεῖς δὲ τίμα καὶ γέροντας αἰσχύνου. — Διὰ πενίαν <δὲ Sternb.> μηδενὸς καταφρόνει. — Ἢ λέγε τι σεμνόν, εἰ δὲ μή, σιγὴν ἔχε. — Ὧν ἦρξε γαστήρ, τὸ φρονεῖν ἀφῃρέθη. — Ὦ γῆρας ἀνθρώποισιν εὐκταῖον κακόν. — Von derselben Sylloge verglich Sternbach ein zweites Exemplar, den Vaticanus Gr. n. 127, chartac. in 16°, saec. XV. Aus ihm gewinnt Sternbach 6 Monostichoi, die bei Meineke fehlen: Ἐν γὰρ χωρίῳ <ἐν ἀργυρίῳ Sternbach; ich würde ἐν γ' ἀργυρίῳ beibehalten haben, das dem Zusammenhange entsprechen konnte. —> μάλιστα κρίνεται τρόπος. — Ζῆσον μετρήσας τὸν βίον πρὸς τὸν χρόνον. — Νόμιζε πλουτεῖν, ἂν φίλους πολλοὺς ἔχῃς. — Ξένους νόμιζε τοὺς ἀρετῆς ὄντας ξένους. — Πειρῶ βλαβῆναι μᾶλλον ἢ δίκην λέγειν. — Ῥυπαρὸς ὢν <ὑπάρχων Sternbach> χρηστὸν οὐχ ἕξεις φίλον. — Im übrigen beschäftigt sich Sternbach mit der Frage, ob Gregor von Nazianz als der Veranstalter dieser Sylloge zu betrachten sei. Auf diesen Namen weist der Cod. Vaticanus insofern hin, als dort diese Monostichoi unter den Gedichten Gregors stehen. — Die Appendix zu dieser Schrift (S. 61—78) enthält ein Gnomologium des Photius, dessen Besprechung innerhalb dieser Jahresberichte einem anderen Berichterstatter zufällt. — Ich weise übrigens bei dieser Gelegenheit auch auf die Menandrea, 1891, Cracoviae, typ. univ. Jagell. — und auf die Analecta Laurentiana, Wien 1902 (Festschrift für Gomperz S. 393—400) desselben Verfassers hin, welche ich innerhalb der Grenzen dieses Berichtes (1892—1901) ebenfalls nicht unterbringen kann. —

*F. Galanti, Saggi di versioni da Menandro (I, II, III). Venezia 1891—1894. Estratti dagli Atti del r. Istituto Veneto.

Diese Übersetzungsproben aus Menander und Philemon sind mir nur aus ihrer Benutzung durch Giovanni Setti (Una nuova pagina di Menandro S. 145) bekannt. Während Hermann Lübke seine Proben Menandrischer Dichtkunst in hübschen Versen wiedergibt, übersetzt Galanti die Spruchweisheit des Komikers in nüchternste Prosa. Das ist nun allerdings keine schwere Aufgabe! —

H. Lübke, Menander und seine Kunst. — Programm d. Lessing-Gymn. zu Berlin 1892.

Der Verfasser bringt in zwei Kapiteln die Urteile der Nachwelt über Menander und die Berichte über seine persönlichen Verhältnisse und Eigenschaften. Zwei weitere Abschnitte sind den Stücken Menanders gewidmet. Besprochen werden die Stoffe derselben, ihre Stellung innerhalb der Entwicklung der griechischen Komödie, Pathos, Ethos und Sprache. Das Ganze ist eine ansprechende Würdigung Menanders, ab-

gefaßt noch vor den letzten bedeutenderen Funden. Zum Schlusse gibt Lübke in einem fünften Kapitel eine Auswahl freier Nachdichtungen von Bruchstücken, bei denen mancher Leser, wie überhaupt in der ganzen Arbeit, genaue Citate vermissen wird. Aufgefallen ist mir auf S. 10 die Notiz: „Dardanos, der Sohn des Zeus, Vater des Priamos“, da doch Priamos der Sohn des Laomedon war. Man vergleiche übrigens auch Kaehlers Anzeige in der Berl. phil. Wo. 1893, No. 6, Sp. 165. —

C. Lindskog, Studien zum antiken Drama. I, II. Lund 1897. —

Da sich der erste Abschnitt dieses Werkes ausschließlich mit Euripides, der zweite mit den Tragödien des Seneca befaßt, fällt eine Besprechung desselben nicht in den Rahmen dieses Berichtes. Ich muß aber doch kurz erwähnen, daß sich auch 24 S. Miszellen darin finden, von denen ein Teil den Komödien des Menandros und zwar der Andria und Perinthia, dem Εὐνοῦχος und Κόλαξ und den Ἀδελφοί unter hauptsächlicher Berücksichtigung ihrer Benutzung durch Terentius gewidmet ist. —

J. Geffcken, Studien zu Menander. Progr. d. Wilhelm Gymn. in Hamburg 1898.

Bekanntlich hat Ussing (Plautus II, p. 587) auf die Möglichkeit hingewiesen, daß ein Stück des Menander die Vorlage für die Aulularia abgegeben habe, und Goetz hat in der Praefatio zu dieser Komödie den Gedanken abgelehnt, daß der Euclio der Aulularia mit der Titelrolle des Menandrischen Dyskolos zu identifizieren sei. Geffcken glaubt nun in seiner Abhandlung einen Beweis dafür zu erbringen, daß die Aulularia jedenfalls einem Menandrischen Stücke und zwar speziell dem Dyskolos nachgebildet sei. Genau besehen bleibt aber die Sache, wie sie zuvor war. Die Möglichkeit, daß man die Aulularia dem Vorbilde des Menander verdanke, bleibt bestehen, aber ebenso auch die Möglichkeit, daß man es mit einer anderen Vorlage zu tun habe, die in der Charakteristik Tüchtiges leistete. Und daß nun diese Vorlage gerade im Dyskolos gefunden werden müsse, läßt sich aus den spärlichen Fragmenten des Stückes um so weniger erweisen, als die größeren Bruchstücke wenig Anhalt zu der beabsichtigten Folgerung bieten. Zum Schlusse der Arbeit sucht der Verfasser die Fabel des Menandrischen Ἥρως zu rekonstruieren. —

F. Ranke, Periplecomenus sive de Epicuri, Peripateticorum, Aristippi placitorum apud poëtas comicos vestigiis. Marpurgi 1900. —

In dieser Abhandlung werden zahlreiche Fragmente der neueren Komödie mit Sätzen Epikurs und der Peripatetiker verglichen und von ihnen hergeleitet. Ein Schlußkapitel beschäftigt sich mit Mil. glor. 615

—765, wo der alte Periplecomenus auffallend weise Reden führt. Die Quelle derselben sucht der Verfasser in Aristippos. — Die Abhandlung ist ein Gegenstück zu Hoelzers Aufsatz (s. d.) und zeigt dieselbe Schulmarke. Vgl. S. 325 des Berichtes.

Menanders Phasma.

*V. Jernstedt, „Porphyrius-Fragmente der attischen Komödie", Petersburg 1891 (russisch).

A. Nauck, „Bemerkungen zu Kock Com. Attic. Fragm." Petersburg 1894, Mélanges gréco-romains VI, S. 53—180. Lu le 2. octobre 1891. —

Auf diesen Aufsatz bezieht sich bereits:

Th. Kock, „Zu den Fragmenten der attischen Komiker". 1893. Rhein. Mus. 48, p. 208—239. —

Nauck hatte seinen Aufsatz noch vor der Veröffentlichung von Mélanges VI, 1 an Kock gesendet. — Von diesen drei Schriften habe ich den Aufsatz Jernstedts nicht gelesen. Kocks Aufsatz enthält ein Referat über Naucks und Jernstedts Behandlung der oben bezeichneten Fragmente und wird daher meinem Berichte zu Grunde gelegt.

Die sog. Tischendorfschen Menanderfragmente wurden bekanntlich von Cobet in der Mnemos. NF. IV, 286 ff. veröffentlicht (= com. adesp. 114 Kock, com. adesp. 105 Kock und Menand. 530 v. 1—18 Kock). Cobet kannte nur 3 Fragmente aus einer Abschrift, die ihm Tischendorf verschafft hatte. Sein Verdienst war es, Menandros erkannt zu haben. Cobet verband zwei dieser Fragmente (= Menand. 530 Kock und com. adesp. 114 Kock) und leitete sie aus dem Δεισιδαίμων ab. Theodor Gomperz (Hermes XI, 1876, S. 512) gab dies zu, hingegen von Wilamowitz-Möllendorff (Herm. XI, 498 ff.) lehnte die Abstammung der Fragmente aus dem Δεισιδαίμων ab, behauptete die Zusammengehörigkeit aller drei Fragmente (Menand. 530 v. 1—18 und com. adesp. 114 und 105) und nahm sie für eine nicht näher nachzuweisende Komödie in Anspruch, die er als den Pessimisten des Menandros bezeichnete. Diese Entdeckung behandelte Kock in seinem Aufsatze: „Menander und der Pseudo-Pessimist", Rhein. Mus. XXXII, 1877, p. 101—113 mit ätzender Schärfe, wies jede Verbindung zwischen den 3 Fragmenten zurück und behandelte sie dementsprechend auch in seinem 1888 erschienenen III. Bande der Com. Att. Fragm. an drei verschiedenen Stellen. Das zusammenhängende Bruchstück von 23 Versen (= 18 und 5 aus Cl. Alex. Strom. 7, 4, 27) beließ er dem Menandros als frag. incertum 530, während er die beiden kürzeren Fragmente unter den ἀδέσποτα τῆς νέας κωμῳδίας als No. 105 und 114 führt. Dies

war der Stand der Dinge, als Prof. Jernstedt durch seine oben genannte Publikation ein neues Licht über diese Bruchstücke verbreitete. —

Jernstedt fand die Originale der sog. Tischendorfschen Abschriften in der kaiserlichen öffentlichen Bibliothek zu St. Petersburg in einem Karton auf, dessen Deckel die Aufschrift trägt: „Griechische Palaeographie 1) Exemplar einer Schrift von Ägypten“ griech. No. CCCLXXXVIII. Es sind drei Pergamentfetzen, die bei ihrer Einreihung in die Bibliothek an ein Stück Papier geheftet wurden, das die Bemerkung trägt: „Probe einer Schrift vom vierten Jahrhundert“. In die Petersburger Bibliothek war diese Handschrift im Jahre 1883 mit der Uspenskijschen Sammlung gekommen. Der wahre Finder war Bischof Porphyrius Uspenskij, welcher diese Pergamentfetzen im Jahre 1850 wahrscheinlich aus einem Kloster der heil. Katharina (in Ägypten oder auf dem Sinai?) nach Rußland brachte und sie im Jahre 1862 in St. Petersburg Tischendorf zeigte. Das Alter der Pergamentfetzen bestimmt sich auf das 3. oder 4. christliche Jahrhundert. Der Inhalt der einzelnen Fetzen ist folgender: Ia frag. com. adesp. 114 Ko. (7 Verse) in unmittelbarem Zusammenhange mit frag. Menand. 530 (18 Verse; zusammen 25 Verse). — Ib ein von Cobet nicht publiziertes, neues Bruchstück von 25 Versen. — IIa Fragm. com. adesp. 105 Ko. (9 Verse). — IIb. Ein zweites neues Fragment (13 Verse) und einige syrische Worte im rechten Winkel zu den griechischen. Unter einem Striche steht ein großes P. — IIIa: wenige griechische Reste, die von sechs Zeilen zweier nebeneinander stehender Kolumnen in der Weise herrühren, daß links vom Beschauer Endsilben von sechs Zeilen einer Kolumne und rechts Anfangssilben von sechs Zeilen der anderen Kolumne ersichtlich sind. — IIIb. Bruchstücke syrischer Schrift. — Die bedeutende Leistung Jernstedts besteht darin, daß er in dem bisher nicht veröffentlichten Fragmente Ib ein Stück aus dem Prologe des Phasma des Menandros erkannte. Kock läßt dieses Urteil nur für die Verse 9—25 dieses Fragments gelten, während er die Verse 1—8 desselben Stückes als nicht hinzugehörig betrachtet. In Frag. IIIa und zwar in den Zeilenenden der linksstehenden Kolumne, welche die Buchstabenfolge von rechts nach links haben und nur durch Abdruck an diese Stelle geraten zu sein scheinen, erkannte Jernstedt Menanders Fragment 581 Ko. — Diese Entdeckung vervollständigt Kock durch die Beobachtung, daß sich die Zeilenanfänge der rechtsstehenden Kolumne mit Menand. Frag. 254 decken.

Soviel ist von diesen erfreulichen Forschungen als gesichert zu betrachten. Zweifelhaft hingegen bleibt die Frage nach der Zusammengehörigkeit und dem Ursprunge der Fragmente. Jernstedt weist nicht nur die Verse 1—8 des Fragmentes Ib im Zusammenhange mit den

Versen 9—25 desselben Bruchstückes dem Prologe des Phasma zu, sondern behauptet auch die Zugehörigkeit des Frag. Ia = Menand. 530 Ko. zu derselben Komödie und zwar zu der ersten Scene des ersten Aktes des Phasma. Da auf der anderen Seite desselben Pergamentfetzens (Ib) ein Stück aus dem Prologe des Phasma steht, müßten die Annahmen Jernstedts wohl auf den Ursprung dieses Pergamentfetzens aus einer Handschrift des Menandrischen Phasma hinführen und wir hätten somit direkte Textüberlieferung vor uns. Nach Kock aber sind nicht nur die genannten Fragmente, sondern auch einzelne Teile derselben, nämlich v. 1—8 und v. 9—25 von Ib und die Verse Ia, 1—7 = com. adesp. 114 und Ia, 8—25 = Menand. 530 v. 1—18 jeder für sich gesondert zu betrachten, daher er denn folgerichtig die Provenienz dieser Bruchstücke aus einer Anthologie aus Menanders Komödien ableitet. Den Annahmen beider Gelehrten stehen noch große Schwierigkeiten entgegen. Daß die Fragmente eines eigentlichen Zusammenhanges entbehren, läßt sich Kock gegenüber nicht abstreiten. Aber unsere Vorstellung von dem Gesichtspunkte, nach welchem eine Anthologie angeordnet war, in die jene Prologverse des Phasma Aufnahme fanden, bleibt unklar. — Die von Jernstedt veröffentlichten Fragmente findet man auch bei Nauck a. a. O. S. 154—157 abgedruckt und besprochen. — Habe ich hiermit aus den drei genannten Schriften dasjenige hervorgehoben, was am meisten Interesse verdient, so genügt wohl ein Wort darüber, daß Nauck in seinem an Belehrung reichen Aufsatze eine ungemein große Anzahl von Komikerfragmenten behandelt und sein gewiegtes Urteil den Leistungen Kocks für diese Stellen entgegensetzt. In dieser Hinsicht ist Kocks Aufsatz eine Antikritik. Die Komikerfragmente selbst können bei einem derartigen Streite zweier berufener Kenner nur gewinnen. Mit Recht aber hebt Kock hervor, daß sich Nauck in dem Tone, in welchem er seine Polemik führt, nicht selten arg vergriffen hat. Die Fülle der beiderseits dargebotenen Einzelheiten auch nur anzudeuten, ist hier nicht möglich. — Man vgl. übrigens auch Nauck in den Mélanges Gréco-Romains V, p. 219 ff. worauf er in dem späteren Aufsatze hinweist.

Menanders Kolax. —

Ein stark verstümmeltes und seinem Inhalte nach unverständliches Komikerfragment veröffentlichte P. Mahaffy 1891 in den Flinders-Petrie Papyri, Tafel IV, 1 p. 16—17 der Transcriptions. Das Fragment umfaßt Reste von 14 Trimetern, immer nur etwa die zweite Hälfte derselben. Mahaffy weist darauf hin, daß darin in v. 5 der Name Demeas vorkommt, der in Menanders Δὶς ἐξαπατῶν Frag. 123 Kock eine Rolle spielt. Mahaffy lehnt daher die Möglichkeit nicht

ab, daß dieses Fragment dem Menandros angehöre. Noch reservierter spricht sich Mahaffy hierüber auf p. 13 der Einleitung aus. Kock bespricht diesen Fund in seinem Aufsatze: „Zu den Fragmenten der attischen Komiker“, Rh. Mus. 1893, S. 221 und nimmt für das Bruchstück auch nur „die Zugehörigkeit zur Komödie“ in Anspruch.

Mit bewunderungswürdigem Scharfsinne hat Blaß dieses anscheinend hoffnungslose Fragment behandelt: „Ein Papyrusfragment aus Menandros Kolax“, Hermes 1898, 33. S. 654—656. Blaß macht darauf aufmerksam, daß das Faksimile in der oben genannten Ausgabe auch noch einige verstümmelte Zeilenanfänge der nächsten Kolumne aufweist. Die darin erscheinenden Silben ευροβια erklärt er als δεῦρο Βία und da Bias der miles des Menandrischen Kolax ist, den Terenz als Thraso in seinen Eunuchus übertrug, weist Blaß das Fragment, von dem sich nun auch einige Zeilen aufhellen lassen, dem Κόλαξ des Menandros zu. Unter der Annahme, daß dieser Papyrus, sowie die übrigen Classical texts dieser Edition, dem dritten Jahrhunderte v. Chr. angehöre, erklärt Blaß dieses Bruchstück für das älteste der jetzt in unserem Besitze befindlichen Menanderfragmente.

Menanders Georgos.

J. Nicole, Le Laboureur de Ménandre. Fragments inédits sur papyrus d'Égypte, dechiffrés, traduits et commentés. — Bâle et Genève 1898.

Auf der Grundlage der Nicoleschen Publikation beruhen zunächst folgende Schriften und Rezensionen: Henri Weil, Comptes rendus de l'acad. des inscriptions et belles-lettres, 1897, tome XXV, p. 529 und 538. — Die hier gegebene Notiz ist nur ein Vorläufer des folgenden Aufsatzes:

H. Weil, Les nouveaux fragments de Ménandre. Journal des Savants 1897 (Novembre), p. 675—692.

F. Blaß (Rez.), Literarisches Centralbl. 1897 (18. Dez.), Sp. 1648—1650. —

v. Wilamowitz (Rez.), Deutsche Literaturz. 1897 Sp. 1734. —

O. Crusius, „Menanders Landmann in einem ägyptischen Papyrus“. Beilage zur Allgem. Zeitung, 1897 (29. Dez.). —

R. Ellis und Arthur Platt, Notes on the Fragment of Menanders Γεωργός. — Class. Review XI, 1897, p. 417—418. —

F. G. Kenyon, „Nicoles Fragments of Menander“, 1897. Dez. Class. Rev. XI, p. 453—455. —

K. Schenkl, „Der Georgos des Menandros“. Jahreshefte des österr. archäolog. Institutes in Wien I, 1898, p. 49—54. —

B. P. Grenfell and Arthur S. Hunt, Menanders Γεωργός, a revised Text of the Geneva Fragment with a translation and notes. Oxford 1898.

H. van Herwerden, „Zu den durch Nicole herausgegebenen Papyrusfragmenten von Menanders Γεωργός". Berl. phil. Wo. 1898 (8. Januar), Sp. 60.

*Th. Reinach, Sur les fragments du Laboureur. — Séance de l'association pour l'encouragement des études grecques. Vgl. Bibl. phil. class. 1898, Heft 1.

J. Nicole erhielt von Georg Dattari aus dessen Sammlung in Kairo jene Papyrusfragmente, deren schwer lesbaren Inhalt er mit anerkennenswerter Geschicklichkeit als Reste des Menandrischen Georgos erkannte. Nicole schloß seine Untersuchung am 1. Juli 1897 ab, worauf seine Publikation der Fragmente, ihrer Übersetzung und Erläuterung noch im Herbst 1897 erschien, so daß das Datum des Titelblattes als ein vorausgreifendes zu bezeichnen ist.

Von den angeführten Besprechungen des Fundes, die sich in rascher Folge ergaben, haben nur sehr wenige Anspruch auf dauernde Beachtung. Weitaus der erste Rang kommt der Beurteilung der Nicoleschen Ausgabe von F. Blaß zu, weil dieser Gelehrte der einzige war, der mit glänzendem Scharfsinne die richtige Abfolge und Zusammenfügung der ursprünglich sechs Fragmente herausfand. Blaß teilte seine Entdeckung Herrn Nicole nach Genf mit, der nun die Papyrusstücke nach der Anweisung von Blaß zusammenstellte und ihm die Richtigkeit seiner Vermutung sofort bestätigte. Blaß legte die Fragmente, welche Nicole als Reste zweier Blätter betrachtet hatte, zu einem einzigen Blatte zusammen und da der Text der Rückseite die unmittelbare Fortsetzung des Textes der Vorderseite darstellt, erkannte Blaß auch sofort, daß dieses Blatt nicht einer Papyrusrolle, sondern nur einem Papyrusbuche entstammen könne, wofür er auf die Berliner Fragmente der Politeia als Beispiel hinweist. — Von Wichtigkeit ist auch H. Weils Besprechung durch die richtige Erklärung von Quintil. XI, 3, 91 geworden. Nach der Ansicht Weils sagt dort Quintil., daß in dem Prologe des Menandrischen Georgos ein Jüngling der Sprecher war und daß dieser Worte einer Frau erzählte. Blaß, der sich dieser Interpretation anschließt, betrachtet den Anfang des erhaltenen Fragments als den Schluß des Prologes der Komödie und schätzt demnach den vor dem Erhaltenen fehlenden Teil des Stückes nur auf den Inhalt eines einzigen Blattes. Auch haben sich durch die Rezensionen gleich von Anfang an einige gute Verbesserungsvorschläge für den Text ergeben, während die versuchten Rekonstruktionen der

Fabel des Stückes, wie begreiflich, noch nicht auf der richtigen Grundlage standen.

Diese wurde erst durch Grenfell und Hunt in der neuen Ausgabe der Genfer Fragmente geschaffen. Die beiden ausgezeichneten englischen Forscher nahmen auf ihrer Heimreise von Ägypten in Genf Aufenthalt und unterzogen daselbst, von Nicole freundlichst gefördert, den Papyrus einer erneuten genauen Untersuchung. Auf ihr, sowie auf den Leistungen von Nicole und Blaß und denen der übrigen Gelehrten, die sich bis dahin um den Georgos des Menander verdient gemacht hatten, beruht ihr „Revised text of the Geneva Fragment". Die Ausgabe enthält nach einer Einleitung über den Papyrus sowohl eine möglichst genaue Abschrift in der Unziale, als auch eine emendierte und vervollständigte Umschrift in Minuskeln, ferner einen Apparatus criticus, der die von anderen entlehnten Textverbesserungen — darunter auch solche von Bury — namhaft macht. Hierauf folgt eine Aufzählung und kritische Besprechung der in dem Fragmente vorausgesetzten Rollen, eine Übersetzung des ganzen Textes und schließlich ein kleiner Kommentar. Als Anhang ist der Abdruck der bisher schon bekannten Fragmente des Georgos beigegeben. — Ein phototypisches Faksimile sind uns leider auch die englischen Herausgeber schuldig geblieben. Ein Bericht über den Papyrus kann sich also nur an den von Grenfell und Hunt selbst in der Introduction gegebenen Wortlaut anschließen. — Der Genfer Menander-Papyrus ist ein Blatt aus einem Buche und mißt 28 · 5 × 15 · 7 centim. Das recto ist mit ς̄, das verso mit ζ̄ numeriert. Das recto enthält eine Kolumne von 44 Zeilen, das verso 43 Zeilen. Lücken sind zahlreich, aber ein ganzer Vers fehlt nirgends, auch nicht am Anfang oder Ende einer Kolumne. Der Papyrus ist in einer unregelmäßigen Unziale mit brauner Tinte von einem einzigen Schreiber geschrieben. Auf dem recto ist die Schrift gut erhalten und deutlich, auf dem verso hat sie stark gelitten, ist häufig sehr verblaßt; manchmal sind überhaupt kaum noch Spuren zu sehen. Der Papyrus ist sicher nicht vor 350 p. Chr. und schwerlich nach 500 p. Chr. geschrieben worden. — Bezüglich der übrigen Einzelheiten verweise ich auf die Angaben der Einleitung selbst. — Mit dem Erscheinen dieser sorgfältigen und auf der Höhe der Zeit stehenden Ausgabe begann eine neue Epoche in der Geschichte des Genfer Menander-Fragments. Eine neue Flut von Literatur ergoß sich über den biederen „Landmann", und mancher, der seine Stimme gleich nach dem Erscheinen des Nicoleschen Georgos erhoben hatte, sah sich durch die Textanordnung von Blaß und die den neuen Zusammenhang repräsentierende englische Ausgabe von neuem veranlaßt, zur Feder zu greifen. —

Es erschienen in rascher Abfolge und zum Teile fast gleichzeitig folgende Aufsätze und ausführlichere Rezensionen:

G. Kaibel, Menanders Georgos. Nachrichten v. d. k. Ges. d. Wi. zu Göttingen, 1898, S. 146—166. —

T. L. Agar, Menanders Γεωργός. — Class. Rev. XII, 1898, p. 141. —

F. Blaß (Rezension über Grenfell u. Hunt etc.), Lit. Centralbl. 1898, Sp. 775—777.

C. Häberlin (Rez.), Berl. phil. Wo. 1898, Sp. 705—712. —

H. Weil, Le Campagnard de Ménandre. Revue des études Gr. XI, 1898, p. 121—137.

J. van Leeuwen, Ad. Men. frag. nuper repertum. Mnemos. NS. XXVI, 1898, 299—313.

N. Smith, Menanders Georgos. Class. Rev. XII, 1898, p. 301—304.

H. Richards, The frag. of Men. Georgos. Class. Rev. XII, 1898, p. 433.

Weinberger (Rez.), N. ph. Rundsch. 1898, No. 24, p. 558—559. —

U. v. W.-M., Die Reste des Landmannes von Menandros. Als Manuskript gedruckt. Berlin 1899.

Dieser Vorläufer des weiterhin zu nennenden großen Aufsatzes von U. v. Wilamowitz beruft sich bereits auf die Grenfell-Huntsche Ausgabe und auf die Äußerungen von Blaß, Weil und Kaibel. Gegeben wird der ganze Text des Fragments, eine vollständige deutsche Übersetzung im Versmaße der Urschrift und die bereits bei Meineke gesammelten Bruchstücke des Georgos. —

v. Wilamowitz, Der Landmann des Menandros. N. J. f. d. kl. Altert. 1899, p. 513—531. —

K. Dziatzko, Der Inhalt des Georgos vonMenander. Rh. Mus. 54, 497—526; 55, 104—111, 1899, 1900.

A. Olivieri, A proposito dei due fragmenti del Γεωργός e della Περικειρομένη di Menandro recentemente scoperti. Riv. di filol. XXVIII, 1900, p. 447—454.

*V. Hahn, Über Menanders Komödie Georgos (polnisch). Eos V, p. 118—133.

Nachdem die erste und wichtigste Aufgabe, einen beglaubigten und einigermaßen verständlichen Text herzustellen, im wesentlichen gelöst war, konnte dem Gange der Handlung des Stückes mit gegründeter

Aussicht auf Erfolg nachgeforscht werden. Diesen Teil der Arbeit hat unter den vorhingenannten Schriften m. E. die Abhandlung Dziatzkos in vielseitigster Weise geleistet. Bei seiner genauen Erinnerung an die einzelnen Scenen der römischen Komödien gelang es dem Verf. am vollständigsten, die Möglichkeiten zur Fortführung aller einzelnen in diesen Fragmenten vorkommenden Fäden einer Handlung zu entwickeln. Denn daß man hierbei über bloße Möglichkeiten nicht hinauskommt, wird jeder zugeben müssen, der die bisherigen Darstellungen des Ganges der Handlung durchliest und dabei findet, daß ihn auch nicht zwei Darsteller in gleicher Weise erzählen. Es hat schon Kenyon a. a. O. bemerkt, daß die Komödie des Menander zwischen 1500 und 1700 Verse umfaßt haben dürfte, von denen wir nach Nicoles Zählung 115 (bei Grenfell und Hunt 87 + 21 = 108) besitzen, und daß es demnach sehr unwahrscheinlich ist, daß man hieraus den Gang des Stückes erraten könne. Selbst wenn ich mich daher im folgenden auf die Angabe des wesentlichsten Gerippes der Handlung einschränke und jede zweifelhaftere Ausführung vermeide, kann ich vielleicht doch noch immer von der einen oder anderen Seite Widerspruch erfahren. Die Titelrolle des Stückes ist die eines biederen, einfach klugen und dabei edelmütigen Landmannes, der durch sein Eingreifen und durch belehrende Zurede einen vermöglichen Stadtherrn schließlich dahin bringt, daß dieser die Vermählung seines Sohnes mit seiner Geliebten gestattet und die geplante Konvenienzheirat dieses Sohnes mit seiner Halbschwester fallen läßt. Mindestens eine ἀναγνώρισις spielt dabei eine wichtige Rolle. Es wird aber auch die Halbschwester, deren Hochzeit schon zugerüstet war, gut versorgt, indem sie einen braven Jüngling heiratet, der den Landmann bei einer argen Verletzung seines Fußes liebevoll gepflegt hatte. Letzteren Punkt hat namentlich Weil (Revue XI p. 137) gut herausgearbeitet, indem er in jovialer Weise den Philologen nahelegt, das schöne Stadtfräulein doch nicht mit dem zwar braven, aber alten und hinkenden Landbauern zu verheiraten, wozu v. 74 Anlaß zu geben schien. Handelnde Personen sind nach dem erhaltenen Fragmente mindestens zehn anzunehmen, fünf Paare, von denen vielleicht jedes auf dem Prinzip des Kontrastes beruhte; zwei Männer in reifen Jahren, der eine ein berechnender Stadtherr, der andere ein Gemütsmensch vom Lande; zwei Frauen, Myrrhine und Philinna, die erstere weich und schwach, Philinna hingegen, vielleicht Myrrhines ehemalige Wärterin, heftig und energisch; zwei Jünglinge, der eine reich, leichtsinnig und unschlüssig, der andere arm und tatkräftig; zwei Sklaven, Daos keck und unternehmend, Syros ist in dem Fragmente nicht charakterisiert; ebenso ist der Charakter der beiden Mädchen in dem erhaltenen Teile der Komödie nicht differenziert. Die Liste der handelnden Personen

ist hiermit vielleicht noch nicht erschöpft, da im v. 11 auch noch auf die Frau des Stadtherrn hingewiesen wird. Ob ihr eine Rolle in dem Stücke zufiel und welche, steht dahin. — Die erhaltenen Verse, 87 21 — 108 Trimeter enthalten außer zwei ironisch-scherzhaften Bemerkungen des Sklaven Daos nichts Komisches, hingegen tritt die Zeichnung der Charaktere hervor. Möglicherweise darf man nach diesem Fragmente des Georgos, welches, wie Crusius a. a. O. wahrheitsgemäß sagt, enttäuschend wirkt, das ganze Stück und nach der einen Komödie den ganzen Menander beurteilen. Ulrich v. Wilamowitz-Möllendorff setzt dies als sicher voraus und zeichnet in seiner Abhandlung (in den Neuen Jahrbüchern f. d. kl. A. III. Bd.) auf diesem neugewonnenen Untergrunde ein Bild von der Menandrischen und der neuen attischen Komödie überhaupt. In dieser literargeschichtlichen Würdigung des Genfer Fragments hat v. Wilamowitz ohne Zweifel die übrigen gleichzeitigen Darsteller desselben Stoffes weit übertroffen. Schätzenswert und auch von Wilhelm Crönert in dem Archiv für Papyrusforschung, 1900, I, p. 113 mit Recht hervorgehoben ist die auf Anth. Pal. XII 233 (bei Kock Com. Att. Frag. III, p. 28) beruhende Bemerkung von Wilamowitz, daß der Γεωργός nebst Φάσμα, Περικειρομένη, Θησαυρός, Μισούμενος und (nach Anth. Pal. V, 218) auch Δύσκολος zu der Auswahl Menandrischer Stücke gehörte, die bis in späte byzantinische Zeit einen Teil der Schullektüre bildete. Der Γεωργός war das erste Stück der Auswahl und war in sittlicher Beziehung als Lesestoff für die Jugend sehr geeignet. Die Funde aus Phasma, Georgos und Περικειρομένη machen es, wie v. Wilamowitz sagt, wahrscheinlich, daß auch die Menanderfunde der nächsten Zukunft diesem Kreise der weitverbreiteten Schullektüre angehören werden. Eine tröstliche einschlägige Bemerkung macht auch Kenyon a. a. O. Er sagt, daß, wenn etwa ein Einfluß der christlichen Kirche auf den Untergang des Menander, Philemon, Mimnermos und der Sappho zugegeben werden müßte, dieser Einfluß doch nicht vor dem vierten Jahrhundert eingeräumt werden dürfte. Was damals schon unter der ägyptischen Erde geborgen war, wäre vor dieser christlichen Verfolgung schon in Sicherheit gewesen. Über den Bericht des Petrus Halcyonius (de Exilio I, p. 69), der sich auf Chalkondylas dafür beruft, daß byzantinische Kaiser dem Klerus die Verbrennung der oben genannten Klassiker gestattet hätten, um die Gedichte des Gregor von Nazianz von dieser lästigen Konkurrenz zu befreien, macht E. Piccolomini 1900, Atene e Roma III, p. 42 eine ablehnende Bemerkung. — Zur Charakteristik der übrigen angeführten Schriften über das Genfer Fragment teile ich noch mit, daß Ellis, Platt, Herwerden, Agar, van Leeuwen, Smith und Richards nur für die Herstellung des Textes in Betracht kommen. Einen vollständigen Text bieten die Abhandlungen

von Kaibel, Weil (Revue des études XI), Leeuwen und Dziatzko, eine Übersetzung Weil (Revue XI) und v. Wilamowitz (N Jahrb.). — Mit der scenischen Ausstattung des Stückes beschäftigt sich Olivieri. Er hält es für möglich (Rivista XXVIII, p. 448), daß außer den zwei Stadthäusern, die Grenfell und Hunt annehmen, auch das Haus des Landmannes zu sehen gewesen sei. Ich halte dies nach der Art, wie das baldige Erscheinen des Landmannes in v. 76 (Zählung nach Grenfell-Hunt) angekündigt wird, für ausgeschlossen. — Eine wichtige Textverbesserung hat H. Weil (Revue des études XI, p. 133) für die Verse 79—80 durch Beiziehung von Men. frg. 928 gewonnen, und eine ebenso wichtige Ergänzung hierzu (für v. 77—80) gibt Blaß (Hermes 33, p. 656) durch die Einbeziehung von frg. com. adesp. 183 Kock. — Der Aufsatz Häberlins bespricht in seinem ersten Teile den Georgos in der Ausgabe Nicoles. Der zweite Teil behandelt denselben Stoff nach der Ausgabe von Grenfell und Hunt. Beide Teile sind zu verschiedenen Zeiten abgefaßt, gleich nach dem Erscheinen beider Ausgaben. Daher finden sich mehrere Behauptungen des ersten Teiles durch die bloß äußerlich angeschlossene Kritik über die englische Ausgabe widerlegt. Zum Schlusse hat Häberlin auch eine Anzahl eigener Textvorschläge beigegeben. —

Menanders Περικειρομένη.

B. P. Grenfell and A. S. Hunt, The Oxyrhynchus Papyri, part. II. 1899, S. 11—20. — Mit Faksimile.

Fr. Blaß besorgte gleich für die Originalausgabe den größten Teil des Textes S. 15—16.

U. v. Wilamowitz-Möllendorff, Götting. gel. Anz., 1900, S. 29—33. Besprechung der Oxyrhynchos Papyri part. II.

G. Setti, Una nuova pagina di Menandro. — Estratto d' Atti e Memorie della R. Accademia a Padova, vol. XVI, 1900, S. 143—170. (Rez.: O. Zuretti, Bolletino di filologia VI, p. 258—259.)

É. Boisacq, Ménandre et le fragment d'Oxyrhynchus. Messager de Bruxelles vom 10. Dezembre 1899 und abermals im V. Jahrg. der Revue de l'université de Bruxelles 1900, p. 351—358.

E. Piccolomini, Un frammento nuovo di Menandro. Atene e Roma III, 1900, 41—54; 91—92.

A. Olivieri, A proposito dei due frammenti del Γεωργός e della Περικειρομένη di Menandro recentemente scoperti. Rivista di filologia XXVIII, 1900, p. 447—454.

H. Weil, Nouveaux fragments de Ménandre et d'autres classiques grecs. — Journal des Savants 1900, Januarheft, S. 48—54.

H. van Herwerden, Ad papyros graecos. — Mnemos. NS. XXVIII, 1900, p. 118 ff.

K. Dziatzko, Das neue Fragment der Περικειρομένη des Menander. Festschrift für C. F. W. Müller. Leipzig 1900. S. 122–134.

*V. Hahn, Ein neuentdecktes Fragment des Menander (polnisch). — Eos VII, 1901, p. 84–96.

Das Fragment der Περικειρομένη besteht aus 51 Trimetern einer einzigen Kolumne. Den oberen Teil derselben bis inklusive v. 33 gibt das von Grenfell und Hunt herausgegebene Faksimile wieder. Links oben bei dem Abbruche des Papyrus zeigen sich Zeilenreste der vorangehenden Kolumne. Die Schrift ist eine runde Unziale und wird von den Herausgebern auf den Schluß des ersten oder den Anfang des zweiten christlichen Jahrhunderts datiert. Der Hand eines vielleicht gleichaltrigen Korrektors verdankt man die Einsetzung von Interpunktionen, Textkorrekturen, Lesarten, Änderungen der Bezeichnungen für den Personenwechsel, Einschaltung des Namens des Sprechers und einige Bühnenanweisungen. Es ist ein ziemlich sorgfältig revidierter Text, die Schrift ist verhältnismäßig gut lesbar, das Ganze leidlich gut erhalten. Übereinstimmend mit dieser Beschreibung der Herausgeber, die sich bei der Ergänzung der Umschrift der Hilfe von Friedrich Blaß bedient hatten, sagt v. Wilamowitz a. a. O. p. 33: „Die Handschrift war ein schönes, sauberes Exemplar plutarchischer Zeit.“ — Der Inhalt des gefundenen Textes gehört der Schlußscene der Komödie an, so daß vom Ende des ganzen Stückes nicht viel fehlt. — Die erhaltenen Verse verteilen sich auf vier Sprecher. Nachweisbar aber sind aus dem Fragmente selbst sieben Personen: der Soldat Polemon, dessen Geliebte und spätere Gemahlin Glykera, deren Bruder, ihr Vater Pataikos, Doris, die Sklavin des Polemon, dann Philinos und dessen Tochter. Unmittelbar aus den erhaltenen Zeilen wird folgende Handlung ersichtlich. Die Kriegsgefangene Glykera lebt mit Polemon. Dieser überrascht die Glykera im Gespräche mit einem jungen Mann, hält diesen für einen Geliebten der Glykera, während er ihr Bruder ist, und vergreift sich daher an dem Mädchen, indem er der Glykera das lange Haar abschneidet. Daher der Titel des Stückes: Περικειρομένη. Glykera entflieht den Händen des Wütenden, sucht Schutz in dem Hause des Nachbars Pataikos. Während nun Pataikos erkennt, daß Glykera seine Tochter ist, wird Polemon über seinen Irrtum in betreff des jungen Mannes aufgeklärt. Polemon schickt daher das schlaue Kammerkätzchen Doris, um mit der Glykera wegen ihrer Rückkehr zu Polemon diplomatisch zu verhandeln. Polemon läßt einen Opferschmaus herrichten. Pataikos und Glykera begeben sich zu Polemon. Pataikos

teilt ihm mit, daß Glykera seine Tochter ist, und bietet sie ihm mit großer Mitgift als Gemahlin an. Polemon, der seine Raschheit durch Selbstvorwürfe und Verzweiflung schon abgebüßt hat, söhnt sich nun mit Glykera völlig aus und das Fragment schließt mit der Andeutung, daß Pataikos noch eine zweite Hochzeit zu stiften habe. Er will nämlich seinen Sohn mit der Tochter des Philinos vermählen, womit augenscheinlich eine zweite Handlung des Stückes ihr Ende erreicht. — Näheres über die Rekonstruktion der ganzen Komödie ist besonders in dem Aufsatze Dziatzkos zu finden, der die verschiedenen Möglichkeiten, die vorhandenen Fäden der Handlung weiterzuspinnen, sorgfältig erwägt. Natürlich ist hierbei nur zu bloßen Möglichkeiten zu gelangen, auf die ich hier nicht weiter eingehen kann. Übrigens bringt Dziatzko auch einen vollständigen Text des Fragments, zum Teil mit eigenen Ergänzungen. — Vorzüglich das Scenische berücksichtigt der Aufsatz von Olivieri. Er nimmt (wegen v. 43) an, daß sich vor dem Hause des Polemon ein Altar des Apollon Agyieus befand. Zu diesem Schlusse reicht aber das Material nicht aus. Richtig hingegen ist die Bemerkung, daß an der Scenenwand drei Wohnhäuser zu sehen waren. Dies setzt natürlich auch Dziatzko ausführlich auseinander. Es liegt in der Tat die Annahme sehr nahe, daß nicht nur die Häuser des Polemon und des Pataikos, sondern auch das Haus des Philinos in die sichtbare Bühnenhandlung einbezogen war. Hingegen ist der Ort der Handlung nicht mit Sicherheit festzustellen. — Eine vollständige Übersetzung des Fragments mit übersichtlicher Einleitung enthalten die Aufsätze von Piccolomini und von Boisacq. Der erste, der in einer italienischen Publikation den neuen und interessanten Fund besprach, war Setti. Er geht von einer Darstellung Menanders auf die neueren Funde überhaupt ein, bespricht also auch den Georgos, und gelangt zuletzt zu dem neuen Fragmente, zu dem er eine Inhaltsangabe und Übersetzung abfaßt. — Weil gibt bei der Besprechung der Oxyrhynchus Papyri Part. II auch den Text des Fragm. der Περικειρομένη, dazu einen app. crit., eine Übersetzung und einige eigene erläuternde Bemerkungen. — van Herwerden erzählt den Inhalt des Stückes, gibt den ganzen Text zum Teil mit eigenen Verbesserungsvorschlägen und kritischen Bemerkungen. — von Wilamowitz weist besonders darauf hin, daß einige Personen des Stückes nicht geborene Hellenen sind, und legt, wie in dem Aufsatze über den Georgos, den Nachdruck auf die Charakterzeichnung. —

Zur Vervollständigung der Berichte über die Papyrusfunde sind beizuziehen:

C. Haeberlin, Griechische Papyri. Sonderabdruck aus dem „Centralblatt für Bibliothekswesen“, 1897.

Paul Viereck, Bericht über die ältere Papyrusliteratur. Jahresbericht f. Altertumsw. XXVI. Bd. 96—99, 1898, S. 135 ff., vgl. Berl. phil. Wo. 1899, Sp. 259.

Wilhelm Crönert, Literarische Texte mit Ausschluß der christlichen Archiv für Papyrusforschung I. 1900, S. 104 ff.

E. Hauler, Ein Bruchstück des Menander und des Sotades. — Eranos Vindobonensis 1893, p. 334—344.

In der Pariser Nationalbibliothek entdeckte Hauler im Cod. Graec. No. 454 (cod. bombyc. geschr. vom Priester Basilius im J. 1448) und zwar innerhalb eines Hiobkommentares des Ps.-Origenes auf fol. 126a ein bisher unbekanntes Citat aus Menandros. Es sind 11 Trimeter, die jedoch nicht alle neu sind. Der Inhalt ist ein paränetischer. Gott ist gut. Das Gute im menschlichen Leben ist auf ihn zurückzuführen. Der Mensch trägt selbst die Schuld an den Übeln, die ihn betreffen. Hauler weist auf Platons Rep. II, p. 379 C als auf eine Quelle für den Gedanken hin und vermutet, daß die Verse dem Ὑποβολιμαῖος ἢ Ἄγροικος entlehnt seien, weil Menand. frag. 482 und 483 wie eine direkte Entgegnung auf den oben angeführten philosophischen Gedanken anmuten. — Der Scholiast beschließt das Citat aus Menandros mit der Bemerkung: οὐκοῦν κατ' αὐτὸν οὐδενὸς κακοῦ αἴτιος ὁ θεός und bringt gleich darauf ein Citat aus dem κωμικὸς Σωτάδης [Χαρίνοις fügt Hauler ex conj. hinzu statt des überl. χάριν ὡς]. Das Citat lautet nach einigen Textänderungen, an denen sich auch Theodor Gomperz beteiligte: εἰ μετὰ τὸ μαθεῖν | οὐκ ἦν παθεῖν, ἃ δεῖ παθεῖν, δεῖ γὰρ μαθεῖν· | εἰ δεῖ παθεῖν με, κἂν μάθω, τί δεῖ μαθεῖν; | οὐ δεῖ μαθεῖν ἄρ' ἃ δεῖ παθεῖν· δεῖ γὰρ παθεῖν. | Der genannte Sotades ist nicht der Alexandriner, ὁ τῶν Ἰωνικῶν ᾀσμάτων ποιητὴς ὁ Μαρωνίτης (Athen. VII, 293 A), sondern der weniger oft genannte Athener, einer der letzten Dichter der mittleren Komödie. Vgl. Mein. hist. crit. I 426 und Kock CAF II, p. 447. — Durch die Schreibung Χαρίνοις hätte Hauler einen neuen Komödientitel für diesen Sotades gewonnen, worüber er sich ausführlich ausspricht.

Über die in dem Lexicon Messanense und dem Sabbaiticum enthaltenen Menanderfragmente ist in diesem Berichte an anderer Stelle gehandelt. Vgl. S. 293.

J. Raeder, Ad Menandrum. — Nordisk Tidsskrift for Filologi 1896, S. 54—56.

Für Menand. 109 Kock schlägt der Verfasser folgenden wesentlich umgestalteten Text vor: Ἀγαθόν τι γένοιτ', ὦ πολυτίμητοι θεοί. | ὑποδούμενος γὰρ ἐμβάδος τῆς δεξιᾶς | τὸν ἱμάντα διέρρηξ' und für die nächste Zeile σμικρολόγος an Stelle von μικρολόγος. Daß πολυτίμητοι, was auch

Clem. Alex. Strom. VII, 4, 24 p. 842 P gibt, wieder in sein Recht eingesetzt wird, muß man wohl billigen; ebenso sind die Gründe zu beachten, auf welche Raeder die Ausmerzung des in die erste Zeile eingedrungenen μοι zu stützen weiß.

H. van Herwerden, Ad fragmenta Comicorum graecorum. — Mnemos. NS. XXIV, 1896, p. 397—404.

Der Aufsatz enthält mehr als ein Dutzend neuer, zumeist kritischer Bemerkungen zu den Com. Att. Frag. Gelungen scheinen mir die folgenden: Bei Alexis fr. 266 v. 7 schreibt Herwerden: οὐκ ἔστ' ἐκεῖνος εὐχερὴς οὕτως ἀνήρ. — Bei Henioch. fr. 5 v. 17: ὄνομ' ἐστι τοἰνδ' ἀριστοκρατία θατέρᾳ. — Bei Timokl. fr. 6: παραμυθίας st. des unmetrischen παραψυχάς. — Bei Menand. fr. 570: ἃ λανθάνειν τις βούλετ' ἄλλον εἰδέναι st. βούλεται ταῦτ' εἰδέναι. — Bei Menand. fr. 687 ist nach εὐσεβής das Fragezeichen zu setzen. Bei [Menand.] fr. 693 schreibt Herwerden ἐπιφθονώτερον st. εὐτονώτερον. — Die übrigen Bemerkungen würde ich ablehnen. Z. B. schreibt Herwerden bei Aristoph. fr. 106 Λάχητα καὶ Μεγακλέα καὶ Λάμαχον, während Aristophanes das mittlere α von Megakles an allen Stellen, an denen er den Namen bringt, kurz mißt. — Bei Anaxandrid. fr. 34 v. 10—11 erklärt Herwerden ἄρνα und κριόν in obscönem Sinne, was gewiß nicht richtig ist, mag sich unter dem καινὸς θεατροποιός des v. 9 was immer für ein noch ungelöstes Rätsel verbergen.

F. Blaß, Verse von Komikern bei Clemens Alexandrinus. — Hermes XXXV, 1900, p. 340—342.

Blaß gewinnt in diesem Aufsatze aus dem Paedagogus des Clemens 3 Komikerfragmente, zusammen 7 Verse sentenzenhaften Charakters, die er mit großer Wahrscheinlichkeit dem Menandros zuspricht. Dazu kommen dann einige vereinzelte Zeilen eben derselben Schrift, in denen der Charakter des Komikerverses zwar etwas weniger deutlich, aber immerhin noch klar genug hervortritt.

G. Kaibel, Sententiarum liber sextus. Hermes XXVIII, 1893, p. 48.

Th. Kock, Kom. Apollodoros fragm. 13 K., Rh. Mus. 49, 1894, p. 162—163.

Kaibel greift in einer etwas unhöflichen Weise einige Konjekturen Theodor Kocks zu Apollodor in Com. Att. Frag. III, p. 291—293 an. Hiergegen verteitigt sich Kock im genannten Aufsatze auch nicht ohne Schärfe. Man muß Kock hierbei einigemal Recht geben. | In den Versen: δεῖ τὸν ἀκροατὴν καὶ συνετὸν ὄντως κριτὴν | πρὸ τοῦ λεγομένου τὸν βίον διασκοπεῖν, wäre allerdings, wie Kaibel meint, λόγου dem λεγομένου weitaus

vorzuziehen. Aber da Kaibel des Metrums wegen τοῦ λόγου μὲν schreiben muß, findet Kock mit Recht, daß dieses μὲν hier ein sehr unangenehmes Flickwort ist. Leichter als jenes μὲν nach λόγου nimmt man noch das λεγομένου in den Kauf. — Vers 14 druckt Kock in folgender Gestalt: οὐ πόλιν, ὅλην φυλὴν δὲ μαλακὸς ἀνατρέπει. Im Kommentar hierzu empfiehlt er die Vermutung: οὐ πόλιν ὁμοῦ φίλοις ὁ μαλακὸς ἀνατρέπει; indem er φυλὴν als ineptum bezeichnet. Kaibel verstand den Kockschen Vers in dem Sinne, daß der Lüstling durch die Mithilfe seiner Genossen den Umsturz des Staates herbeiführe. — Kaibel tadelt diese Anwendung von ὁμοῦ = σὺν in der alltäglichen Sprache. — Allein Kock wollte den Apollodoros sagen lassen, daß der Lüstling nicht nur seine Freunde zu Grunde richtet, sondern den ganzen Staat. Und daß ὁμοῦ = σὺν ganz alltäglich sei, weist er durch schlagende Beispiele aus den Komikern nach: Aristoph. Eccl. 404: σκόροδ' ὁμοῦ τρίψαντ' ὀπῷ. Dann zieht Kock gegen Kaibels Konjektur zu Felde: οὐ πόλιν, ὅλην φύσιν δ' ὁ μαλακὸς ἀνατρέπει. Im Unrecht sind, wie man sieht, beide. Kaibels Vers ist dem Sinne nach unmöglich. Der Gedanke aber, den Kock in seine Fassung des Verses hineinlegen wollte, müßte in sprachlicher Hinsicht umgemodelt werden. So sind denn also auch, wenn man will, beide im Recht.

G. Kaibel, Sententiarum liber septimus. Hermes XXX, 1895, p. 429—446.

Dieses Buch beschäftigt sich fast ausschließlich mit der altattischen Komödie und zwar vorzugsweise mit Fragmenten. Sehr unangenehm für den Leser ist es, daß Kaibel diese Fragmente fast durchweg nur nach den Fundstellen bezeichnet und nur in seltenen Fällen die Zählung der Kockschen Fragmentsammlung angibt. Da aber die Polemik Kaibels, wie natürlich, gegen seine Vorgänger gerichtet ist und zum guten Teile auf ihrem Apparate fußt, hat der Leser stets nur dann einen Einblick in die Tragweite und den Grad der Originalität der gegnerischen Behauptungen, wenn er sich die Fragmente, um die es sich handelt, mit großem Zeitverluste bei Kock nachgeschlagen hat. — Um meinen Lesern die gleiche Mühe zu ersparen, citiere ich im folgenden alle Fragmente nach Kocks Ausgabe, ohne dadurch dem Urteile, ob man jedesmal mit Kocks Text einverstanden sein müsse, irgendwie vorzugreifen. — In Aristoph. fr. 506 und 480 wird Kocks Text gebilligt. Hier bringt Kaibel nichts Neues. Neu aber überaus zweifelhaft ist Kaibels Behauptung, daß man in Kratin. fr. 234 κόλικος streichen müsse. In Aristoph. fr. 629 ist weder Kocks Text, noch auch Kaibels μέλαινα γλῶττα, πίττα Βρεττία παρῆν überzeugend. Das Gleiche gilt von Aristoph. fr. 544, wo Kaibel ὁ λισπόπυγος ἄρα κτλ. anempfiehlt. Für

unerwiesen halte ich auch Kaibels διπόδιζε st. σπόδιζε bei Kratin. fr. 219 und Kaibels ἧδε διποδία bei Kratin. fr. 162. Weiterhin vergleicht Kaibel Eupol. fr. inc. 352 mit Aristoph. fr. 490 und behauptet, daß Eupolis fr. 352 nicht dem Eupolis, sondern dem Aristophanes gehöre. Der erste Vers dieses Fragments sei zu schreiben: τί δῆτ' ἔγωγ' ἐκεινονὶ τὸν πτωχὸν ἀδολέσχην. Bezüglich der Provenienz dieser Verse gibt Kaibel nur noch an, daß sie nicht aus den Wolken stammen. Die Beweisführung ist recht unsicher. — Verdienstlich sind hingegen folgende Bemerkungen Kaibels. Bei Eupol. fr. 308 lese man πρῶτον und nicht πρώτως oder πρῶτος. In Kratin. fr. 129 ist die Überlieferung παραλεξάμενος beizubehalten. Ganz richtig bezieht Kaibel den Vers auf die Zubereitung eines Fisches. — In Kratin. fr. 364 schreibe man mit Kaibel: πισσοχωνίαν Ἄρην. — Das beste an diesem Aufsatze und des Namens Kaibels würdig ist die Behandlung von Eupolis fr. 70 und 71. Kaibel beweist, daß fr. 71 nicht von Herakleia handelt, sondern von Amynias. Dabei fällt ein Licht auf die im Zusammenhange vorgetragenen Stellen über Amynias bei Aristoph. Nub. 685 ff., Vesp. 463 ff., 1268 ff. Amynias kam, nach Kaibels wahrscheinlicher Ansicht, als Gesandter Athens und zwar vielleicht als Stratege, nach Thessalien (Pharsalos), um durchzusetzen, daß dem Durchmarsche des Brasidas Schwierigkeiten in den Weg gelegt würden. Amynias werde nun von den Komikern einer παραπρεσβεία geziehen, als habe er heimlich die Interessen der Lakedaimonier gefördert. Die Seriphier des Kratinos (vgl. schol. Aristoph. Nub. 687 (691) = Kratin. fr. 212), in denen Amynias ebenfalls verspottet wurde, setzt Kaibel in denselben Zeitraum als die πόλεις des Eupolis, die er mit Brandes Observ. crit. p. 6 auf die Dionysien des J. 422 fixiert. Vgl. hierzu die Diss. von Jo. Zelle, 1892, S. 34. — Verunglückt ist hingegen die Behandlung von Hermipp. fr. 69, wo das Wort ὑπαγωγεύς den Anstoß bildet, wie in Arist. Av. 1150. Kaibel nimmt ὑπαγωγεῦσι „sensu translato“ als „normam vel regulam vel canonem = προσαγώγιον“. Aber προσαγώγιον ist etwas anderes als ὑπαγωγεύς. Darum heißt es auch anders. ὑπαγωγεύς ist eine Kelle, und kein Richtscheit oder Lineal. Die fehlerhafte Überlieferung ξύνεστι γὰρ δὴ δεσμίῳ μὲν οὐδενί, τοῖσι δ' ὑπαγωγεῦσι τοῖς αὑτοῦ τρόποις verwandelt Kaibel folgendermaßen: ξύνεστι γὰρ δὴ δεσπότῃ μὲν οὐδενί,

χρηστοῖσι δ' ὑπαγωγεῦσι τοῖς αὑτοῦ τρόποις. —

Kaibel spricht also von jemand, für den nur sein eigener guter Charakter die Richtschnur abgibt. Hermippos hingegen scheint von zwei Personen zu reden, deren eine mit der anderen durch kein anderes Band verbunden ist, als durch ihre guten Eigenschaften, also z. B. nicht durch Verwandtschaft, Alter, Ehe, Vorteile, geschlechtliche Liebe u. dgl. —

Es freut mich zu sehen, daß auch Carl Robert (Hermes 33, S. 586) für die Überlieferung δεσμίῳ und gegen Kaibel Stellung nimmt.

W. Headlam, Various conjectures III. (Ad) Comicorum graecorum fragmenta. — The Journal of Philology. XXIII. 1895, p. 279—286.

Headlam behandelt hier gegen 30 Fragmente griechischer Komiker, darunter einige von Kratinos, Pherekrates, Hermippos, Eupolis, Antiphanes, Philemon, Menander. Einige Exegesen müssen als ganz gelungen bezeichnet werden. Z. B. wird Pherekr. 150 Kock: ἔξειστν ὄγκων δεῦρο πέρδικος τρόπον durch das Sprichwort erklärt: Πέρδιξ ὄρουσον · ἀντὶ τοῦ · Ταχέως ἐλθέ. — Zu Menand. 745 ἐστὶ δέ | γυνὴ λέγουσα χρήσθ' ὑπερβάλλων φόβος hat Kock die Bemerkung: „Quid sibi velit φόβος non exputo.“ Richtig erklärt Headlam durch den Hinweis auf Menand. 652: τότε τὰς γυναῖκας δεδιέναι μάλιστα δεῖ, ὅταν τι περιπλάττωσι τοῖς χρηστοῖς λόγοις. Daß φόβος hier nur den Gegenstand der Furcht bezeichnen kann und daß die Sentenz des Menandros für Damen wenig schmeichelhaft ist, ist doch wohl ganz klar. Man muß sich nur wundern, daß es notwendig ist, dergleichen hervorzuheben. —

Auch in den Konjekturen ist Headlam einige Male glücklich. Z. B. Hermippos frag. 1, das Kock in der Gestalt: ὁ Ζεύς „δίδωμι Παλλάς“ φησί „τοὔνομα.“ wiedergibt, erhält durch Headlam bei engstem Anschlusse an die verderbte Überlieferung folgende Form: ὁ Ζεὺς δ' ἰδών νιν „Παλλάς“ φησί „τοὔνομα.“

Gut scheint mir auch die Einführung eines zweiten Sprechers in der berühmten Stelle des Eupolis (frag. 94, v. 4 Kock) über Perikles: B. ταχὺν λέγεις μέν. A. πρὸς δέ γ' αὐτοῦ τῷ τάχει | πειθώ τις ἐπεκάθιζεν κτλ. — Bei mancher anderen Vermutung könnte ich allerdings nicht mittun. Z. B. bei Kratinos frag. 26 halte ich es für vorsichtiger, mit Kock zu sagen: quid sit ἔρραζε πρὸς τὴν γῆν nescio als mit Headlam (p. 295) das ζ einfach in ξ zu verwandeln und zu behaupten, daß die Worte bedeuten „warf ihn zur Erde“. Denn πρὸς τὴν γῆν sieht neben ἔρραζε einem Glossem ähnlich. Vgl. S. 296 d. Ber. — Auch bei Antiphanes frag. 227: τίς γὰρ οἶδ' ἡμῶν τὸ μέλλον, ὅτι παθεῖν κτλ. ist Meinekes κάτοιδ' (statt οἶδ') noch immer ein leichteres Mittel zur Herstellung der Jamben, als Headlams geschraubte Wortfügung: τίς γὰρ τὸ μέλλον οἶδεν ἡμῶν κτλ. —

V. Hoelzer, De poësi amatoria a comicis Atticis exculta, ab elegiacis imitatione expressa. Pars prior. — Marpurgi 1899.

Der Verf. beabsichtigt zu erweisen, daß viele Gedanken über die Liebe, dann Stoffe, die diesem Gebiete entlehnt sind, ja sogar einzelne Figuren, wie der ausgesperrte Liebhaber, die verschmitzte Kupplerin, der prahlerische Soldat, die von den römischen Elegikern verarbeitet

sind, eine nahe Verwandtschaft mit der Behandlung dieser Gedanken, Stoffe und Figuren in der neuen attischen Komödie verraten. Hoelzer geht nun darauf aus, zu zeigen, daß diese Abhängigkeit des Tibullus, Propertius, Ovidius von der griechischen Komödie nicht auf dem Wege durch Plautus und Terentius zu stande kam, sondern durch die alexandrinischen Elegien auf Menandros und seine Kunstgenossen zurückführt. Manches hiervon verfolgt der Verfasser auch bis in die alte Tragödie zurück. —

A. W. Pickard-Cambridge, Select fragments of the greek comic poets. Oxford 1900.

In diesem Bändchen hat man es mit einer Auswahl von Komikerfragmenten für Studierende zu tun. Mit Recht sagt der Verfasser in dem Vorworte, daß die Fragmente darum wenig gelesen werden, weil die Sammlungen von Meineke und Kock nicht jedermann zugänglich und für Anfänger schwer zu handhaben sind. Ob man aber die Drucklegung der Auswahl nicht hätte dem Verleger der Kockschen Gesamtausgabe überlassen müssen, ist für mich wenigstens eine andere Frage. Pickard hat Aristophanes verhältnismäßig wenig berücksichtigt, weil dieser Meister auch den Studierenden durch einige ganze Dramen bekannt sind. Bei der Auswahl aus den übrigen Komikern findet man ein Hauptgewicht auf längere zusammenhängende Bruchstücke gelegt. In der Gestaltung des Textes verfährt der Verfasser konservativer als Kock, was sich natürlich bei einer Auswahl auch leichter durchführen läßt. Ein Inhaltsverzeichnis der Fragmente ist als eine nach Stoffen angeordnete Übersicht derselben (table of subjects) vorausgeschickt. In einem Anhange S. 173—203 sind einige erklärende Anmerkungen zusammengestellt. Daß das Büchlein nach der praktischen Seite hin gute Dienste leisten kann, wird man wohl kaum in Abrede stellen dürfen.

O. Crusius, Com. adesp. 410 p. 485 Kock. Philologus LIX, 1900, p. 315—316.

In dieser Miszelle verweist Crusius auf seine Besprechung von Kocks fragmenta incerta in d. Gött. gel. Anz. 1889, 5, 169 ff. (1890, 17, 689[1]) und zeigt, daß Kocks frag. inc. 410 (III, p. 485) kein Dichterfragment ist, sondern Plutarchs vit. Lyc. c. 10 angehört, woher es Porphyr. De abstin. 4, 4 entlehnte. —

Anmerkung. Die Titel einiger Werke, die mir nicht zugänglich waren, sind mit einem Sternchen bezeichnet. — Einige Erscheinungen, die ursprünglich in den Bericht aufgenommen waren, wurden wegen ihrer geringen Bedeutung schliesslich wieder ausgeschaltet.

Verzeichnis
der Namen der in diesem Berichte behandelten Autoren.

JAHRESBERICHT

über

die Fortschritte der klassischen

Altertumswissenschaft

begründet

von

Conrad Bursian

herausgegeben

von

L. Gurlitt und W. Kroll.

Hundertundsiebzehnter Band.

Einunddreissigster Jahrgang 1903.

Zweite Abteilung.

Griechische und lateinische Autoren.



LEIPZIG 1904.

O. R. REISLAND.

Inhalts-Verzeichnis

des hundertundsiebzehnten Bandes.

Seite

Bericht über die homerischen Realien 1896—1902

von

A. Gemoll

in Striegau.

I. Allgemeines.

W. C. Lawton, Art and humanity in Homer. New York 1896.

Das kleine Buch ist eine Sammlung von Essays, die ursprünglich in der Zeitschrift Atlantic Monthly erschienen sind. Die Sammlung soll den Zwecken des höheren Unterrichts dienen, speziell den Zwecken der American society for the Extension of University Teaching. Sie enthält 7 Essays: 1. Die Ilias als Kunstwerk, 2. die Frauen der Ilias, 3. der Schluß der Ilias, 4. der Plan der Odyssee, 5. die homerische Unterwelt, 6. Odysseus und Nausikaa, 7. nachhomerische Anwüchse an die trojanische Sage. Den Schluß bildet eine kurze Inhaltsübersicht mit daran schließenden Themen für ein eingehenderes Studium der akademischen Jugend.

C. Haeberlin, Drei Paradoxen, in Wochenschr. für kl. Phil. 13. Jahrg. 1896 Nr. 36.

Hierher gehört das erste Paradoxon. Der Dichter der alten hom. Epen war ein Thessaler, welcher nicht Homeros hieß. Dieser war der blinde Sänger, der in dem h. Apoll. von sich selber zeugt. Beweis: das gleichzeitige Zusammentreffen von Vau und Heta. Die Ionier hatten kein Vau, die Äoler keine Aspiration.

J. Weck, Homerische Probleme. Progr. Metz 1896.

Seinen Beiträgen zur Erklärung hom. Personennamen Metz 1883, seinem Aufsatz ἔπεα πτερόεντα (N. Jahrbb. 1884 S. 433), seiner ersten Sammlung hom. Probleme (Metz 1890) läßt der Verf. eine zweite hier folgen (Nr. 17—31), die auch für die Realien von Interesse ist.

Nr. 17. φρένες, φρήν heißt trotz ι 299 und Π 481 nicht das Zwerchfell, sondern ist = *φαρήν s. v. a. Schacht, Brustschacht. Man mag über diese Etymologie denken, wie man will, jedenfalls ist auch

mir die Bedeutung „Zwerchfell“ zweifelhaft. Nr. 19 das skäische Tor ist nicht das linke Tor, sondern das Schildtor. σκαιὴ χείρ ist die Schildhand (σακαιή). Es müßte doch erst nachgewiesen werden, daß σκαιός hier nicht „links“ bedeuten kann. 20. ὑπόδρα ἰδών l. ὑπὸ δρά᾽ (= *δέρα) ἰδών unter den Hals blickend (!). Das wird wohl niemand glauben. 25. μώνυχες ἵπποι sind nicht „einhufige Rosse“, sondern vom Riemen (*σιμάς = ἱμάς in der Form *σιμο-) gestoßene (νύσσω).

γαμψώνυξ wiederum hat nichts mit γνάμπτω und κάμπω zu tun, sondern heißt: Kinnbacken (γαμφηλαί) nackt (νὺξ = nackt und Nacht). αἰγυπιός ist nicht der Lämmergeier, den es in Homers Bereich nicht gibt, sondern vultur cinereus, der graue Geier, eigtl. Adlergeier (αἰετός-γύψ). Die sachliche Aufklärung ist dankenswert.

28. ἡνία σιγαλόεντα sind nicht schimmernde Zügel, sondern sehr (σι aus ποσι, ψι) bequeme (γαλήνη, Adj. fem. v. γάλος, γάλας). 29. ἀγέρωχος heißt freibeutend (ἄγρη, ἀγρώσσω). Homer hat für die Feinde nur tadelnde Beiwörter. 30. χαλκίς-κύμινδις. χαλκίς heißt Schmiedin = Specht, κύμινδις Ky-Pfeiffer mit Hinweis auf Brehm, Tierl.[3] Vögel I S. 604 f. 31. Nachlese. χεῖρες ἄαπται nicht unnahbare, sondern untadlige Hände, an die man nicht rühren darf. Ich finde hier keinen Unterschied in der Etymologie.

G. Zutt, Homerische Untersuchungen. Progr. Baden-Baden 1896.

Von den 3 Untersuchungen, die das Programm enthält, gehören 2 und 3 hierher. Die erstere handelt von dem Ölbaum im Thalamos des Odysseus. Verf. bringt aus der Wölsungen-Sage (c. 2) als Parallele die Eiche, die im Saal des Wölsung wächst, deren Zweige und Blätter über das Dach hinausragen, den Baum der Heldenjungfrau Liod genannt. Er vindiziert dieser Eiche religiöse Bedeutung, sowie der Hochstud in den allemannischen Bauernhäusern. Nach Rochholz, Deutscher Glaube und Brauch II 141 ist sogar öfter ein auf der Baustelle gewachsener Nußbaum zur Stud zugestutzt. Nach diesen Beispielen hält sich Verf. für berechtigt, in dem Ölbaum des Odysseus eine Stele zu suchen und in der Bauart uralten indogermanischen Brauch zu sehen. — Im letzteren Abschnitt behandelt Zutt die Phäaken, indem er in ihnen Bewohner des Seelenlandes, Elysion, sucht, also eine Fortbildung der Welckerschen Ansicht. Derartige Entwickelungen haben immer sehr wenig Zwingendes.

S. Butler, the authoress of the Odyssee, where and when she wrote, who she was, the use she made of the Iliad and how the poem grew under her hands. London 1897.

Krichenbauer hat einen Nachfolger gefunden, der ihn weit übertrifft. Butler hat in der Odyssee die sichersten Spuren gefunden, daß sie nicht von einem Manne, sondern von einem jungen Mädchen verfaßt

ist. Dafür spricht u. a., daß nicht mehr Iris, sondern Hermes die Botendienste der Götter verrichten muß, vor allen Dingen die Schilderung der Zustände in Ithaka. Da ist nicht alles so glatt zugegangen, sonst hätte Antikleia nicht in der Unterwelt das Treiben der Freier verschwiegen. Auch Odysseus ist nicht der Tugendspiegel, der er sein soll, sonst hätte er wohl schon längst der Kalypso Axt und Bohrer und Leinwand ausgeführt, um sich ein Floß zu bauen. So schreibt nur ein Weib und zwar ein junges.

Im weiteren wird dann nachgewiesen, daß diese Schriftstellerin die ganzen Örtlichkeiten der Odyssee nach ihrer nächsten Nachbarschaft Trapani unter dem Eryx geschildert hat. Trapani ist zunächst Scheria. Denn Trapani hat einen doppelten Hafen, davor eine Insel, die einstmals ein Schiff, wenn auch nur ein türkisches Piratenschiff war. Trapani ist aber auch Ithaka. Das Neritongebirge ist der Eryx mit dem noch heute sogenannten Rabenfels, und auch die Grotten finden sich westlich vom Eryx sogar mit Bienen. Allerdings die Insel Ithaka ist Trapani nicht, sondern das ist Maritima, die westlichste der Ägatischen Inseln. Die anderen bieten sich bequem dar, Levanzo und Favignana für Same und Zakynthos, Dulichion aber ist heute Isola grande. Hier liegt Ithaka nördlich πανυπερτάτη εἰν ἁλί, wenn man nämlich auf dem Eryx steht. Favignana aber ist zugleich die Ziegeninsel und der Eryx ist das Kyklopenland. Überhaupt bestehen die ganzen Abenteuer des Odysseus eigentlich aus einer Umsegelung Siziliens. Ustica ist die Insel des Äolus, Cefalu die Lästrygonenstadt, Tauromenium der Weideplatz des Helios, Pantellaria die Insel der Kalypso. — Unbegreiflich ist es eigentlich, daß Stolberg, Mure, Freeman, Schliemann, Layard hier waren und das nicht sahen, was der Verf. gesehen hat (S. 263), aber sie waren eben in Vorurteilen befangen.

H. Brunnhofer, Homerische Rätsel. Die homerischen Epitheta ornantia etymologisch und historisch-geographisch gedeutet. Leipzig 1898.

Ein wunderlicher und dabei nicht einmal richtiger Titel. Die Arbeit enthält 169 Etymologien durchaus nicht bloß von schmückenden Beiwörtern, sondern auch von sehr wichtigen Apellativen. Das Verdienst der Arbeit besteht nicht in der zweifellosen Herleitung homerischer Wörter, denn dann würde die Ernte sehr dürftig sein. Ich möchte — soweit wie ich die Sache verstehe — etwa 15 Etymologien als sicher bezeichnen, davon gehören aber acht nicht dem Verfasser. ἀγρός (Verf. schreibt ἄγρος) = Weidetrifft (nach Jhering, Weber), ἄμαξα gemeinschaftliche Wohnung, ἄρτος = das heilige Korn (nach Geiger), ἀστήρ = der strahlenschießende (nach Weber), ἀσφόδελος = pers. isfant, die heilige

Raute, βάλανος die eßbare, desgl. γάλα = trank v. W. gal., βροτολοιγός = βροτολοιχός blutleckend, γράφω ritzen (schon alt), δάπεδον = dänpäda Hausflur, δόμος das Gebundene (Zelt) nach Weber, ἐνύω die Schlägerin von van (nach Ludwig), κασσίτερος von ind. kaçitara glänzend, κεραυνός = perannos (nach J. Grimm), οἶνος von viëre flechten, ranken (nach Hehn, Schrader), σίδηρος = Metall von Σιδηνή in Karien wie Χαλυφ von Chalybes, χρυσός = Sonnenglanz von ghraùsá (mit Aufrecht). Alles übrige halte ich für recht unsicher, manches für direkt verkehrt, so βασιλεύς = Rinderhirt, ὠκεανός = *vakvana rollend, wogend, ἐννοσίγαιος wie 90 Rinder brüllend, νέμεσις die Weidegerechtigkeit, παιπαλόεις pappelreich, πολυδίψιος reich.

Immerhin aber müssen auch diese Versuche ernsthaft genommen werden, zumal der Verf. die orientalistische Literatur nach Kräften herangezogen hat. Und das ist das Hauptverdienst der Arbeit.

H. d'Arbois de Jubainville, cours de littérature Celtique, T. VI. La civilisation des Celtes et celle de l'épopée Homérique. Paris 1899.

Dieser Teil des großangelegten Werkes darf hier nicht übergangen werden. Wenn auch die Kenntnisse des Verfassers nicht gerade auf der Höhe der jetzigen Forschung stehen, so liefert doch die Vergleichung der keltischen und der griechischen Verhältnisse mancherlei interessante Parallelen für Homer, so namentlich im 5. Kapitel. Verf. zeigt eine enorme Literaturkenntnis für den keltischen Teil. Für den homerischen Teil ist das weniger der Fall. Man wird daher seine Aufstellungen über die homerischen Realien etwas vorsichtig benutzen müssen. Ob das bei dem keltischen Teile auch nötig ist, entzieht sich meiner Beurteilung, aber das ist bei dem Rufe des Verfassers kaum anzunehmen. Jedenfalls bietet das Buch eine überaus lesenswerte Studie dar, welche man nach den verschiedensten Seiten mit Nutzen gebrauchen kann. Vielleicht hätte der Stoff etwas mehr zusammengedrängt werden können, aber der Verf. muß ja das Publikum kennen, für das er schreibt.

G. Perrot et Ch. Chipiez, histoire de l'art dans l'antiquité Tome VII. La Grèce de l'épopée, la Grèce archaique (temple). Paris 1899.

Die Überschrift „la Grèce de l'épopée“ veranlaßt mich, des berühmten Werkes auch hier zu gedenken, und zwar nur dieses einen Abschnitts. Verf. verrät uns S. 291, daß er das Griechenland zwischen den Jahren 1000 und 700 „faute de trouver un terme, qui la définirait plus exactement“, eben „la Grèce de l'épopée“ genannt habe. Ich möchte behaupten, daß der Titel irreführend ist. Die Zeit des Epos

ist die Zeit der mykenischen und troischen Königsburg. Freilich die Zeit der homerischen Sänger reicht tiefer hinab, hinein in die Zeit des geometrischen Kunststils; aber darf man nun deshalb die Zeit der altattischen Vasen mit all ihrer künstlerischen Roheit zusammenfassen mit den Schilderungen der homerischen Gedichte? Verf. erwähnt selbst (p. 288) den Übelstand, daß die Denkmäler dieses Abschnittes aus Attika, die Gedichte aber in Asien entstanden sind. So kann es kein Wunder nehmen, daß zwischen den Schilderungen des Epos und den attischen Kunstleistungen überall eine klaffende Lücke gähnt. Es wäre meines Erachtens besser gewesen, diese altattischen Kunstprodukte und die homerischen Schilderungen getrennt zu halten. Sie haben auch tatsächlich nichts miteinander gemein. Im Epos herrscht das Königtum in patriarchalischer Weise, von Glanz und Pracht umgeben. In Attika ist das Königtum gestürzt, die dürftigen Reste dieser Zeit machen einen ärmlichen Eindruck, ohne daß man hier die Dorer als die Vernichter der alten Kultur hinstellen kann. Der Dichter beschreibt in dem Schilde des Achill ein herrliches, göttliches Kunstwerk. Der Verf. lehnt mit Recht den Gedanken ab, daß der Dichter einen solchen Schild etwa als Überreste aus mykenischer Zeit gesehen habe. Der Schild sei eine freie Erfindung des Dichters, aber toute cette description n'aurait pas réussi à intéresser, si les hommes, auxquels s'adressait le chanteur épique, n'avaient rien connu, qui . . ressemblât au bouclier d'Achille. Und doch hat Verf. nicht das geringste derartige nachzuweisen vermocht. An anderer Stelle bemerkt Verf. (S. 138), daß die Bilderwahl im Schilde Achills sehr gut zur mykenischen Kultur passen würde. In bezug auf das homerische Haus betont Verf. (S. 97 f.), daß die Fürstenwohnung Homers von der mykenischen abstamme. Das sind doch so gewichtige Zugeständnisse, daß man sich wundern muß, die homerische Kultur in Reih' und Glied mit der frühattischen gestellt zu sehen, mit der sie nicht das geringste gemein hat als vielleicht die Lebenszeit der letzten homerischen Sänger. Man wird schon daraus ersehen können, daß die homerischen Gedichte denn doch von älterem und festerem Bau sind, als man gewöhnlich annimmt.

Das ist eine grundsätzliche Verschiedenheit der Ansichten, die aber nicht hindert, die reiche Belehrung anzuerkennen, die man für die homerischen Realien aus diesem Buche schöpfen kann. Ich erwähne z. B. die treffliche Auseinandersetzung über den Altar auf S. 86, die Erklärung der ἀμείβοντες Ψ 710 auf S. 97 und so weiter.

V. Terret, Homère étude historique et critique. Paris 1899.

Der hauptsächliste Inhalt des Buches muß im Bericht über höhere Kritik besprochen werden. Einzelnes in dem Buche gehört aber auch hier-

her. So das letzte Kapitel l'art dans l'Iliade et Odyssée, das sich wie ein fortlaufender Hymnus liest. Die Kunst der Charakteristik in den Figuren der Helden und Heldenfrauen, die heitere Welt der Götter, das tiefe Naturgefühl des Dichters, die Wahrheit und Frische seiner Schilderungen von Kriegs- und Friedensszenen, der überaus plastische Ausdruck, der melodische Vers, alles das wird dargestellt und mit passenden Beispielen belegt.

Im einzelnen wäre ja manches zu tadeln. Davon sehe ich ab und erwähne nur noch, daß der Verf. durch allerlei Beigaben eine gewisse Anschaulichkeit zu erreichen sucht. Er bringt (S. 21) eine Abbildung des Niobesteins, wie es scheint nach Weber, le Sipylos et ses monuments Smyrna 1880. In der Anmerkung verwechselt er ihn gleich mit dem Bilde der Göttermutter. Cf. Peppmüller, Berl. philol. Wochenschr. 1887 Sp. 704. Von Ithaka gibt er mehrere Abbildungen, von Troja keine. Das Buch Dörpfelds über Troja erwähnt er gar nicht. Schuchardt erwähnt er zwar, benutzt ihn aber nicht.

Lediglich mnemotechnischen Wert haben die Karten über den Schiffskatalog und die 3. große Schlacht. Beides sollten sich unsere Homerlehrer einmal ansehen. Auch das homerische Haus stellt er (S. 453 f.) kurz dar, allerdings sehr ungenügend. Beim Freiermorde sind sämtliche Türen geschlossen mit Ausnahme der ὀρσοθύρη (rechte Wand) und den ῥῶγες, die er als Saalfenster der Hinterwand in der Höhe des Oberstockes zum Ausguck für die Frauen auf den Männersaal faßt. Im ganzen und großen bleibt es doch ein erfreuliches Werk.

J. Schreiner, Homers Odyssee ein mysteriöses Epos. Elementar-Skizzen der drei wichtigsten Örtlichkeiten Ὠγυγίη, Σχερίη Ἰθάκη auf historisch-geographischer Basis entworfen, Braunschweig und Leipzig 1901.

Ein durch und durch unwissenschaftliches Buch, nach welchem die homerischen Helden eigentlich Juden (!) waren. Troja ist Jericho, Odysseus Josua, Ogygia Gilgal, Ithaka Sichem, Scheria Συρίη Παλαιστίνη. Jedes weitere Wort wäre Überfluß.

C. Kühn, Zur Erklärung homerischer Beiwörter (ἁδινός, ἀτρύγετος). Königsberg Pr. 1901.

Eine recht dürftige Gabe. Verf. entscheidet sich dafür, ἁδινός von ἅδην satis abzuleiten und erklärt „in genügender Menge, Stärke, Heftigkeit“. ἀτρύγετος leitet er mit Prellwitz von trego „anbauen“ ab und erklärt mit ihm „unbebaut, unfruchtbar“.

C. Robert, Studien zur Ilias. Berlin 1901.

In seinem Buche „Über homerische Waffen“ hatte Reichel vor 8 Jahren nachweisen wollen, daß die Bewaffnung der homerischen

Helden die „mykenische" sei und daß nur einzelne Spuren einer späteren Bewaffnung sich fänden. Demgegenüber führt Robert in schlagender Weise aus, wie sehr die von ihm sogenannte „ionische" Bewaffnung im Homer verbreitet sei. Mit Recht hebt er das Beiwort πάντοσ' ἐΐση als nur zum Metallschild passend hervor, wie ich das schon 1895 in meinem Bericht über die hom. Realien S. 261 getan habe. In bezug auf die Handhabung des Schildes kehrt Robert zu Helbig zurück, auch er faßt die κανόνες als Handhaben; er hebt S. 11 hervor, daß auch der Bügelschild τελαμῶνες haben könne. Beim Panzer reserviert er das Wort θωρήσσεσθαι mit Recht dem Metallpanzer, ebenso dem Worte θώρηξ seine spezifische Bedeutung; auch er findet, daß χαλκοχίτων nur vom Metallpanzer passe, wie ich das in Kürze a. a. O. schon angedeutet hatte. Vorzüglich ist die Erledigung von μίτρη und ζωστήρ. Vorsichtig äußert er sich über die Identifizierung eines mykenischen χιτών = θώρηξ. In bezug auf die Beinschienen konstatiert er überall da, wo von ihnen die Rede ist, ionische Bewaffnung. Ja, die Beinschienen könnten sogar aus mykenischer Zeit sein, wie der Fund einer bronzenen Beinschiene ergebe (p. 47). In bezug auf den Helm konstatiert er Leder- und Metallhelme im Homer, die Formel δεινὸν δὲ λόφος καθύπερθεν ἔνευεν reklamiert er für den korinthischen Helm.

Dies sind alles so wertvolle Nachweise, daß man sich wundert, daß der Verf. trotzdem den Versuch gemacht hat, nach den mykenischen und ionischen Waffen jüngere und ältere Partien der Ilias zu scheiden. Dem Archäologen Robert braucht es nicht gesagt zu werden, daß die Grenzen zwischen „Mykenisch" und „Ionisch" sich noch immer verschieben. So gut wie in Kypros in einem mykenischen Grabe eine bronzene Beinschiene gefunden wurde, kann auch ein Metallpanzerstück gefunden werden. Nach Roberts eigenen Ausführungen gehören Beinschiene und Metallpanzer zusammen. Es dürfte also äußerste Vorsicht am Platze sein. Wenn man nun sieht, wie die Worte, die für mykenische Bewaffnung sprechen sollen, doch auch bei der ionischen stehen, dann stutzt man und ergibt sich nicht mehr willig. Verf. nimmt in solchen Fällen allerdings eine Erstarrung alter Formeln an; aber damit ist seiner Beweisführung nicht gedient. Was soll man dazu sagen, daß ἀμφιβρότη Λ 32 Υ 281 so erstarrt wäre, sonst nicht? oder, daß ἀπ' ὤμων τεύχε' ἕλοντο an 2 Stellen mykenisch, an 5 Stellen ionisch wäre? Oder daß die Formel δούπησεν δὲ πεσών, ἀράβησε δὲ τεύχε' ἐπ' αὐτῷ doch 6 mal auch ionisch sein kann, oder daß die erste Hälfte des Verses 4 mal mykenisch, 8 mal ionisch wäre? Ich kann nach meiner Kenntnis des Homer nur annehmen, daß mindestens dieselben Phrasen auch überall in demselben Sinne gebraucht sein müssen. Und wenn ich auf den Untergrund des Robertschen Buchs komme, die Reichelsche Hypothese, so behaupte

ich, daß sie auf gerade so schwachen Füßen steht wie seine Thronhypothese. Es ist weder das Vorkommen des mykenischen Kuppelschildes noch das Fehlen des Panzers bei Homer zu erweisen. Eine Nichterwähnung des Panzers will gar nichts sagen, tatsächlich führt ja auch Robert zum mindesten einen mykenischen χιτών als Panzer ein. Und was den Schild anbelangt, so hing doch auch der Metallschild an einem Telamon am Halse, wie Robert S. 11 ebenfalls nachweist. Man braucht also den mykenischen Schild gar nicht. Einen gewissen Spielraum in der Form muß man selbstverständlich annehmen. Man vergleiche doch nur die Abbildung bei Reichel S. 62 (Nr. 26), wo die verschiedenen Schildformen vorkommen.

Ich hoffe daher, daß die Zeit nicht fern sein wird, wo sich ein Nachfolger Roberts findet, der den letzten Rest der Reichelschen Hypothese hinwegfegt, so wie Robert es in überaus dankenswerter Weise mit einem Teil derselben gemacht hat.[1])

V. Bérard, Les Phéniciens et l'Odyssée. T. I. Paris 1902.

Ein herrlich ausgestatteter Band, dessen Inhalt den Lesern der Revue archéologique nicht fremd ist. Denn die dort seit 1900 gelieferten Aufsätze finden sich hier vereinigt und erweitert, und noch dazu mit einer Fülle von Plänen und Ansichten ausgestattet, wieder, bis auf den letzten Abschnitt Nausikaa, der neu hinzugekommen ist. Wir haben es hier mit einem Buche ernstester Forschung zu tun. Verf. hat sich sogar ein eigenes Wort für seine Forschungen geschaffen. Sie erschienen ursprünglich unter dem Titel topologie et toponymie ancienne. Was Hirschfeld unter Typen griechischer Niederlassungen verstand, das faßt Bérard unter dem Namen Topologie glücklich zusammen, und gerade dieser Teil seines Buches wird von bleibendem Werte sein, wenn mich nicht alles täuscht. Die Toponymie dagegen wandelt auf den Spuren Kieperts und übertreibt das Prinzip des Semitismus auf eine Weise, die nicht gebilligt werden kann. Verf. ist als Geograph ganz entschieden glücklicher, als als Orientalist. Was an seinen Etymologien richtig ist, ist meist nicht mehr neu. Jedenfalls ist das Buch ernstester Aufmerksamkeit wert.

Weiter hinten wird man den ersten Abschnitt desselben, der das homerische Pylos behandelt, eingehend besprochen finden.

R. Petersdorff, Germanen und Griechen. Übereinstimmungen in ihrer ältesten Kultur im Anschluß an die Germania des Tacitus und Homer. Wiesbaden 1902.

Hervorgegangen aus einer Programmarbeit (Strehlen 1897) bietet

---

[1]) Vgl. Cauers Bericht Bd. CXII S. 20 ff.

die vorliegende Schrift im Interesse der Lektüre in den höheren Schulen eine Zusammenstellung, die auch für die wissenschaftliche Interpretation des Homer und der Germania vorteilhaft sein kann, da sie auf gründlicher Gelehrsamkeit beruht und die Literatur in ausgiebigster Weise heranzieht. Es handelt sich um eine Zusammenstellung einzelner Kapitel der Realien, die in aller Kürze abgehandelt werden, aber auf klare Begriffsbestimmung der Worte hinausgehen. Ich verweise auf die beiden Exkurse: 2. Was war der ἄκων für eine Waffe bei Homer? 4. Die Seher bei Homer.

II. Naturkunde.

St. Fellner, Naturgeschichtliche Bemerkungen zu Homer B 395 ff. (Das Opfer in Aulis.) Ztschr. f. österr. Gymnas. 1896. S. 588—590.

Der στρουθός ist vielleicht ein Baumläufer (gesprenkelt, legt 8—10 Eier, die Jungen verlassen das Nest), der δράκων ist die Streifennatter (elaphys quaterradiatus (die größte europäische Schlange, Rücken rot). Ich bin übrigens der Ansicht, daß die Jungen das Nest noch nicht verlassen hatten, sondern eben im Neste gefressen werden, wie das unsere Katzen oft genug besorgen. Ich glaube, daß, wenn die Jungen auf dem Aste gesessen hätten, dann doch wohl vor Schreck die Mehrzahl herabgefallen wäre.

St. Fellner, Die homerische Flora. Wien 1897.

Das Büchlein kann man mit großem Vergnügen lesen und Schülern der obersten Gymnasialklasse gern in die Hände geben. Für wissenschaftliche Zwecke erweist es sich beim Mangel an Quellenangaben als weniger brauchbar.

H. Küentzle, Über die Sternsagen der Griechen. I. Diss. Heidelberg 1897.

Dieser erste Teil enthält eine Nachprüfung der neuerdings von Robert Maaß und anderen geäußerten Ansichten über die bei Homer erwähnten Sternbilder und die darin genannten Personen. Die Dissertation ist mit gesundem Urteil in guter Methode geschrieben. Verf. meint, bei Homer sei die Beziehung der benannten Sternbilder zu den mythologischen Personen erst im Beginne. Der eigentliche Katasterismus Orions sei Homer fremd (p. 15), aber schon Hesiod bekannt. Bei den Hyaden fehle im Homer jede mythologische Bedeutung (p. 21), aber nicht bei Hesiod. Bei der Bärin ist nach Homer altes Sagengut herangezogen wie bei den Hyaden (p. 25). Im Anhange I wird nochmals eingehend ausgeführt, daß der Sagenheld Orion nicht-astronomischen Charakter bei Homer hat (sic). „Er ist ein irdischer, sterblicher Held und Gegen-

stand von Sagen, die z. T. von dem Sternbild nicht abgeleitet werden können." In der nachhomerischen Sage ist ihm Artemis nicht mehr feind. Im Anhang II wird siegreich gegen Maaß (de Erat. Erig. 124) die Identifizierung der Maira mit dem Hundsstern abgewiesen.

Bethe, Das Alter der griechischen Sternbilder. Rh. Mus. 55 (1900) S. 414—434.)

Der Aufsatz zerfällt in 2 Teile: 1. Die Figuren und ihr Alter. II. Die Sternennamen. Zu I. Die Sternbilder sind weit älter, als man gewöhnlich annimmt. Schon Homer kennt Sternbilder, die Bärin oder Wagen, den [Bärenhüter oder] Ochsentreiber, Orion mit dem Hunde, Hyaden und Plejaden. Schon der Dichter der Hoplopöie habe ein Himmelsbild mit eingezeichneten Figuren gekannt (p. 422). Dagegen spricht m. E. der doppelte Name der Bärin sowie das Fehlen des Namens Arkturos. Denn der Bootes paßt zur Bärin nicht. Außerdem erwähnt Verf., daß die Vasenbilder, auf denen Atlas vorkommt, keine Sternbilder zeigen.

Zu II. Die Sternnamen beziehen sich ursprünglich auf einzelne Sterne (p. 429). In der Hoplopöie (8. Jahrhdt.) herrscht ein anderes Prinzip. Auch die Mythologisierung hat schon begonnen. Der böotische Held Orion erscheint noch in der Nekyia λ 573 als Person. Durch ihn verwandeln sich die Tauben der Plejaden in Mädchen (p. 433), so wenigstens erscheinen sie bei Hesiod O. 619. Auch in diesem Teil ist mancherlei Problematisches. Daß in den Hyaden und Plejaden die einzelnen Sterne als Einzelwesen aufzufassen sind, will mir nicht einleuchten. Ich finde, daß wieder, wie so oft, ein unbegründeter Unterschied gesucht wird in Dingen, die sich unserer Kenntnis fast entziehen.

H. Usener, Beiläufige Bemerkungen im Rh. Mus. 55. (1900) S. 286 f.

Usener konstatiert Π 567 und P 263 f. bei Sarpedons und Patroklos' Tode eine Sonnenfinsternis und bringt diese Vorstellung in interessanten Zusammenhang mit der Erzählung von der Kreuzigung Christi.

A. Pischinger, Der Vogelgesang bei den griech. Dichtern des klass. Altertums. Progr. Eichstätt 1901.

Eine vorzügliche Gabe, die auch hier erwähnt werden muß wegen des bei Homer erwähnten Gesanges von Nachtigall (τ 19, 519) Eisvogel (I 561) und Schwalbe (φ 411). Mit Recht wird die Kenntnis des Schwanengesanges aus B 459 nicht gefolgert.

Th. Zell, Polyphem ein Gorilla. Eine naturwissenschaftliche und staatsrechtliche Untersuchung von Homers Odyssee Buch IX, 105 ff., Berlin 1901.

Verf. wandelt auf den Spuren Krichenbauers und das ungefähr mit dem gleichem Erfolge. Er will allen Ernstes Polyphem wenn auch nicht gerade direkt (cf. S. 167) zum Gorilla, so doch zu einem dem Gorilla ähnlichen Menschenwesen machen. Die Beschreibung Homers paßt natürlich vorzüglich. Man sehe nur die Übersicht auf S. 170 an. Weiteres mitzuteilen ist sicherlich nicht nötig.

III. Geographie und Topographie.

H. Kluge, Die topographischen Angaben der Ilias und die Ergebnisse der Ausgrabungen auf Hissarlik. Fleckeisens Jahrbb. 1896 S. 17—32.

Nach Schliemann und seinem Interpreten Schuchardt müht sich der Verf. ab, in die Ruinen der von Schliemann aufgedeckten 6. Stadt die Angaben des Dichters gewissermaßen einzutragen. Daß Schliemann das Ilion der griech. Sage gefunden hat, habe ich bereits vor 21 Jahren in meiner Einleitung zu den hom. Gedd. anerkannt, also zu einer Zeit, wo das Urteil der gelehrten Welt noch recht schwankend war. Aber mehr kann ich auch heute noch nicht zugeben. Man scheint ganz und gar zu vergessen, daß die homerischen Sänger diese 6. Stadt nicht mehr gesehen haben. Es ist wirklich verlorene Mühe, mehr als eine allgemeine Übereinstimmung zwischen den Angaben der Dichtung und den Ausgrabungsresultaten herstellen zu wollen. Das skäische Tor würde man nach der Dichtung im Westen suchen oder im Nordwesten. In Schliemanns Ilios hat das Haupttor wohl im Osten gelegen. (Allerdings fehlt von der Nordseite der Mauer jede Spur.) Dazwischen gibt es doch keine Vermittelung. Die unbestimmte Angabe πρὸ πυλάων Δαρδανιάων heißt vor den Toren Trojas. Nach dem Verf. ist hier das Südtor gemeint. Dazu kommen Widersprüche in den topographischen Angaben, die eine Identifizierung ausschließen. So liegt H 346 der Palast des Priamos in der Oberstadt; nach Z 242, verglichen mit 297 muß er tiefer liegen als die Oberstadt. Und die Ausgrabungen? Sie zeigen von dem Palaste keine Spur mehr, wenigstens nicht auf der Höhe, die in römischer Zeit eingeebnet worden ist.

In bezug auf die Hügel um die Stadt verhält sich Verf. skeptischer. Warum nicht von vornherein? Auch Noack in Illbergs N. Jahrbb. 1898 S. 575 hält Kluges Versuch, eine Übereinstimmung zwischen Troja VI und Homers Ilios zu erzwingen, für verfehlt.

A. Ludwig, Über das Schwanken der lokalen Darstellungen in der Ilias. Sitzungsber. der Kgl. böhm. Gesellschaft der Wissenschaften 1898. 20 S. 8.

Die Abhandlung gehört in die höhere Kritik. Hier soll nur erwähnt werden, daß die völlige Zerstörung Trojas nach der Überlieferung anzunehmen sei, während das Ilion Schliemanns seit uraltester Zeit bewohnt war. Nun stammte Priamos in der 2. Generation von Ilos, dem Eponymen von Ilios. Somit könne Homer nicht gemeint haben, daß Ilios eine alte Stadt sei. H 333 ff. deute darauf hin, daß der Dichter gewußt habe, daß die Hügel keine Gebeine enthielten. Das ist doch aber noch gar nicht ausgemacht. Eine neue Ausgrabung kann hier ein anderes Resultat ergeben. H 443—464 und M 2—35 zeigten, daß der Dichter das Nichtvorhandensein des Dammes andeuten wolle. Ich muß sagen, daß dies Argument eines Eindruckes nicht ermangelt. Ob man aber deshalb dem Verf. auch in dem übrigen folgen wird, ist mir zweifelhaft.

H. Stier, Der Schauplatz der Ilias. Progr. Magdeburg 1899.

Der Verf. hat Hissarlik gesehen und findet eine erstaunliche Übereinstimmung mit den Angaben des Dichters. Allerdings dürfe man nicht zu peinliche Anforderungen stellen, da der Dichter das Troja Homers nicht mehr gesehen habe. Möglicherweise gehe mancher Zug in der Schilderung der Stadt auf die älteste Sage zurück. Verf. findet auch die Überreste eines Tempels, obgleich der höchste Punkt der Stadt abgetragen in römischer Zeit ist. Er findet auch das skäische Tor wieder, obgleich es im Südosten liegt, von wo man das griechische Lager nicht sehen konnte. Auch die Umlaufbarkeit der Stadt ist ihm denkbar (S. Hercher). Sogar der Skamander deckt sich mit dem heutigen Mendereh; alle Angaben des Dichters passen vorzüglich, wenn man ἐπ' ἀριστερά von der westlichen Seite nimmt. Der Verf. glaubte vermutlich mit dieser Bestimmung von ἐπ' ἀριστερά etwas Neues zu sagen. Aber schon 1867 meinte Hasper (Progr. Brandenburg S. 21): Der Skamander liege zur Linken und ἐπ' ἀριστερά bedeute im Westen. Die Alten haben anders geurteilt. Schol. V. zu Λ 498 sagt: Der Skamander sei ἀριστερὸς τοῦ ναυστάθμου. Siehe das grundl. Progr. von Ribbeck Homer. Miscellen, Berl. 1888. Mit diesen und anderen Vorgängern mußte sich Verf. doch abfinden, mindestens aber doch alle Angaben des Dichters benutzen. Höchstens konnte das 10. und 24. Buch der Ilias unberücksichtigt bleiben. — Der wissenschaftliche Wert der Arbeit ist daher nur gering.

G. B. Grundy, An investigation of the topography of the regions of Sphakteria and Pylos. Journal of Hellenic studies Bd. 16 1896 S. 1—54.

Gegenüber den Ausgrabungen in Palaeo-Castro verficht Grundy aus topographischen Gründen die Meinung, das Pylos Nestors sei das jetzige Hagio Nicolo nördlich von Palaeo-Castro gewesen.

V. Bérard, la Pylos Homérique. Révue archéologique Bd. 36 (1900) S. 345—391.

Dieser Aufsatz ist jetzt in dem oben erwähnten Buche des Verfassers (Les Phéniciens et l'Odyssée) S. 61—143 zu lesen. Meine Citate werden sich auf die Buchausgabe beziehen.

Verf. verwirft nach dem Vorgange Strabons das messenische Pylos zugunsten des triphylischen, nur mit dem Unterschiede, daß Strabon dies verschollene Pylos bei Lepreon, ca. 30 Stadien vom Meere sucht, während Bérard es in den kyklopischen Mauern des Samikon (j. Kaiapha) sieht. Er hat auch schon Zustimmung gefunden (cf. Michael, Das homerische und das heutige Ithaka Progr. Jauer 1902 S. 16), aber mit welchem Rechte? Schon Strabon (VIII 351) meinte, die Fahrt nach dem messenischen Pylos sei zu lang für eine Nacht, und das ist auch das Hauptargument Bérards (S. 88). Das mag ja wohl unter gewöhnlichen Verhältnissen richtig sein, hier aber handelt es sich um eine von der Göttin begünstigte Fahrt (β 420). Auch die Unmöglichkeit einer Wagenfahrt über den Taygetos (p. 84) wird stark hervorgehoben. Lächerlich werden die Gelehrten hingestellt, die dort einen Wagenweg finden, während „nos ingenieurs cherchent encore le moyen d'ouvrir une route dans cette passe.“ Sollte das wirklich so schlimm sein? Cf. Hermann, Privatalt.[3] 479 f. Hercher allerdings urteilte wie Bérard über den Weg, ohne deshalb das messenische Pylos zu verwerfen. Daß ferner Schliemann dort nichts gefunden hat (p. 64) ist noch kein Beweis. Ob er wohl an der richtigen Stelle gesucht hat? Und übrigens, was hat er denn in Ithaka gefunden? Daß der Hafen von Navarin ungeeignet sei für homerische Schiffahrt, will ich dahingestellt sein lassen. Jedenfalls findet der Dichter überall einen Landeplatz, wo er landen will. Scheinbar und frappierend ist es ja, daß Diokles, der Besitzer von Pherä, zum Enkel des Alpheios gemacht wird; aber es ist ja nicht der Sohn, also doch schon eine entferntere Verwandtschaft. Daß Pherä von dem mykenischen Agamemnon nicht verschenkt werden könne, gebe ich zu, aber Agamemnon ist mit Sparta doch sehr innig verbunden. —

Nun aber zum triphylischen Pylos. Selbst zugegeben, daß dies das homerische wäre, wofür gar nichts spricht, so sind wir dadurch noch lange nicht aus allen Zweifeln heraus. Erstens ist der Weg vom Samikon nach Sparta sehr lang. Der Verf. berechnet selbst 125 km. Dann ist dort vor allem kein Pherä zu finden. Um dazu zu gelangen, gebraucht Verf. ein halsbrecherisches Kunststück (S. 111). Das Pherae des Diokles wird identifiziert mit Φειά (H 135), weil Didymos statt des unbekannten Φειᾶς angeblich Φήρης schreiben wollte. Daß die Notiz sehr verdächtig ist, darüber s. Ludwich, Aristarchs hom

Textkritik Bd. I S. 276. Und dies so erschlossene Pherae wird dann wieder mit Haliphera am Alpheios gleichgesetzt. So fährt denn Telemach zuerst von Pylos bis Haliphera (20—25 km), um dann am 2. Tage ca. 100 km zu fahren. Das ist denn doch des Guten zu viel. An diesen beiden Punkten scheitert die ganze Hypothese, ganz abgesehen davon, daß das triphylische überhaupt erst noch erwiesen werden soll. Es verdankt meines Erachtens seinen Ursprung nur der Hypothese.

Brinckmeier, Heinrich Schliemann und die Ausgrabungen auf Hissarlik. Progr. Burg 1901. S. 9—32.

Eine zusammenfassende Darstellung, wie es deren mehrere in Programmen gibt, nicht besser, vor allen Dingen nicht im Zusammenhange mit den Ausgrabungen der letzten Jahre. Wissenschaftlichen Wert hat die Arbeit nicht, doch kann sie Nichtfachleute orientieren.

E. Reisch, Ithaka. Serta Harteliana. Wien 1896, S 145—159.

Gegenüber Herchers bekanntem Aufsatz „Homer und das Ithaka der Wirklichkeit" (Hermes I 263 ff.) betont der Verf., gestützt auf J. Partsch, Kephallenia und Ithaka, daß an der wirklichen Kenntnis Ithakas seitens der Odysseedichter nicht zu zweifeln sei. Zwar die Sänger der Heimfahrt hätten nur eine allgemeine Kunde, schärfer aber sei das Bild in der Telemachie und der zweiten Hälfte der Odyssee. Die Ortsangaben dort (Neriton, Phorkyshafen, Koraxfelsen und Arethusaquelle) brauchten nicht erfunden zu sein. Die Variante Neïon läßt Verf. dahingestellt sein. Die Stadt des Odysseus sei in Polis zu suchen, das Kastell auf dem Aito sei jüngeren Datums (VII. Jahrh.). Von dem Haus des Odysseus, das sehr unbestimmt geschildert werde, hätte man damals vielleicht noch Trümmer gehabt. Möglicherweise könne man die Arethusaquelle noch finden, die Stalaktitengrotte bei dem Molohafen sei wohl das Vorbild der in ν geschilderten. Das der Inhalt der Abhandlung, die immerhin lesenswert ist.

H. Michael, Das homerische und das heutige Ithaka. Wissenschaftl. Beilage zum Progr. des Kgl. Gymn. zu Jauer. 1902.

Ich stehe nicht an, das Schriftchen als ausgezeichnet zu bezeichnen. Veranlaßt ist es durch Dörpfelds Hypothese, wonach das Ithaka des Odysseus das heutige Leukas sein soll. Michael nimmt sich in warmer und überzeugender Weise des bisherigen Ithakas an. Es ist freilich mißlich, einen Gegner zu bekämpfen, der sich eigentlich noch gar nicht definitiv geäußert hat. Wir werden daher abwarten müssen, wie Dörpfeld seine Hypothese eingehend begründen wird. Michaels Programm wird ihm dabei ein vortrefflicher Wegweiser sein. Aber auch Michaels

Ausführungen haben ihren schwachen Punkt. Die Angaben über die Lage Ithakas ν 21—27 werden vom Verf. in scharfsinniger Weise besprochen. Er gibt sich große Mühe. πρὸς ζόφον mit „nach Norden“ zu erklären, aber umsonst. Das χθαμαλή bringt keine Interpretation fort; und so streicht er schließlich vs 25—26 als Interpolation. Das ist an und für sich schon bedenklich, hier ganz besonders, da Vers 27 dann vollständig den Zusammenhang verliert. Dieser Anfang des 9. Buches ist eine späte Arbeit, zur Einleitung und Einfügung der ἀπόλογοι gemacht, da darf uns eine Weitschweifigkeit mehr durchaus nicht wundern. Man verfällt bei solchen Untersuchungen leicht in den Fehler, zu viel beweisen zu wollen und schadet sich dadurch. Es genügt, wenn im allgemeinen die Überzeugung entsteht, das homerische Ithaka sei das heutige Teaki. Damit kann man zufrieden sein. Den doppelten Hafen hat nun einmal Deskalio-Asteris nicht, auch die Nymphengrotte ist nicht aufzufinden. Topographische Genauigkeit kann man bei einem Dichter überhaupt nicht erwarten.

Ich kann übrigens den direkten Beweis liefern, daß Homer sich wirklich Ithaka westlich von Elis denkt. β 421 gibt Athene dem Telemach einen Westwind mit, um nach Pylos zu gelangen. Damit stimmt doch die westliche Lage ν 25 vollständig überein. Es ist auch mir, trotz Michael, sehr zweifelhaft, ob die Dichter der Odyssee Ithaka wirklich gesehen haben, ebensowenig natürlich Leukas.

IV. Der Mensch allein und in Gemeinschaft.

J. W. G. van Oordt, de nuptiis heroum. Mnemosyne N. S. Bd. 26 (1898) S. 287—298.

Die Arbeit gewährt geringe Ausbeute. In α 277 f., β 196 f., wo ἔεδνα scheinbar von der Mitgift gebraucht wird, will Verf. dadurch helfen (S. 293), daß er sagt, das Bereiten der Hochzeit und Zurüsten der ἔεδνα beziehe sich hier auf beide Teile, eine Lösung, die niemand annehmen wird. Ich wiederhole, daß nur die Freier gemeint sind, die ἔεδνα bringen sollen, „wie sie bei einer geliebten Tochter bräuchlich sind“. β 132 versteht Verf. (p. 296) ἀποτίνειν vom Zurückzahlen der Mitgift. Doch heißt πόλλ' ἀποτίνειν hier weiter nichts als „schwer büßen“, die Erklärung folgt 134: ἐκ γὰρ τοῦ πατρὸς κακὰ πείσομαι. α 292 und β 222 werden getilgt, weil, wenn die Heirat geschähe, Rache nicht mehr nötig wäre.

C. Hentze, Zur Darstellung des Landlebens auf dem Achilleusschilde. Philol. N. F. Bd. XIV S. 502—509.

Ein interessanter und lehrreicher Beitrag des hochverdienten Homerinterpreten. Er betont mit Christ und andern, daß es sich in den

Versen 541—572 um einen Besitz eines Großgrundbesitzers (βασιλεύς) handle; das Bild der Weinernte gehöre zu den Bildern vom Ackerbau notwendig hinzu. Der Ernteschmaus ist ihm ein einheitlicher, aus Braten und Brei bestehend, nicht wie Düntzer wollte, ein doppelter, a) für die Familie, b) für die Arbeiter. Die Schnitter (551) sind ihm (nach Büchner, Arbeit und Rhythmus S. 198) Bittarbeiter, die Jünglinge und Jungfrauen in Vers 567 sind nicht die φορῆος von 566, sondern Winzer, etwa Pächter.

Man sieht aus dieser kurzen Übersicht, daß die Auffassung Hentzes auch ihre schwachen Seiten hat. Man fragt sich sofort, wie der Großgrundbesitzer zu Bittarbeitern kommt. Was Hentze in dieser Beziehung anführt, ist Verlegenheitsnotbehelf. Es liegt aber noch ein viel wichtigerer Grund vor, der verbietet, diese 3 Bilder zusammenzufassen. Pflügen und Ernten sind durchaus als Gegenstände gedacht und geben an, was man auf dem Schilde sieht: die Pflüger und ihre Belohnung, die Schnitter und ihre Belohnung. Die Weinlese aber ist gar nicht auf dem Schilde. Der Dichter gibt das Bild eines W e i n b e r g s und schildert, wie er zur Zeit der Weinlese aussah (ὅτε τρυγόωεν ἀλωήν. Diese Schilderung ist so auffällig, daß ich sie für einen späteren Zusatz halte. Aber mag man darüber denken, wie man will, jedenfalls sind die φορῆες und die παρθενικαὶ καὶ ἠίθεοι nicht zu trennen; das φέρον in 568 meist deutlich auf φορῆες zurück. Außerdem würde das doch ein merkwürdiger Ausdruck für Pächter sein: Jungfern und zärtliche Junggesellen, denn zärtlich heißt ἀταλὰ φρονέων. Unter ἔριθοι 550 verstehe ich den allgemeinen Ausdruck „Genossen“, der hier speziell auf die Schnitter angewandt ist, also Schnittergenossen. Daß gerade für Schnitter der Ausdruck paßt, ist klar, denn von ihnen stammt ja der Ausdruck „miteinander Strich halten.“

C. Hentze, Die Arbeitsgesänge in den homerischen Gedichten. Philol. Bd. 60 S. 374—380.

Auf Anregung des bekannten Buches von Bücher „Arbeit und Rhythmus“ untersucht Hentze die Homerstellen, die vom Gesang bei der Arbeit handeln in, wie mir wenigstens scheint, wenig glücklicher Weise. Das Linoslied Σ 570 sei kein Arbeitslied, wie Bergk Gr. L. G. I 323 wollte, sondern ein Erntefestlied. Dasselbe stehe in Parallele zu den vorangegangenen Bildern. Dazu bemerke ich, daß die Verse 567—572 große Anstöße für das Verständnis bieten. Erstens bleibt das Verhältnis der παρθενικαί und ἠίθεοι zu den φορῆες 567 durchaus unklar. Hentze glaubt (S. 505) in den ersteren die Familie der Herrschaft sehen zu müssen. Das ist eine willkürliche Annahme. Sie können auch als Spezialisierung der φορῆες aufgefaßt werden. Immerhin lassen sich

die Verse auf dem Schilde noch verstehen. Aber die Verse 569–572 fallen aus der Schildbeschreibung völlig heraus. Feine Stimme, Stampfen im Takte, Hüpfen und Jauchzen kann man nicht abbilden. Die Verse sind also eine spätere Erweiterung. Auch der Gesang der Kalypso und Kirke scheint mir falsch behandelt zu sein. Die Stellen weisen offenbar aufeinander hin, aber in κ haben wir eine bewußte Nachahmung oder Fortbildung der einfachen Scene in ε. Gerade der Umstand, daß sorgfältig in κ betont wird, daß sie Kirke singen hören beim Weben, spricht für jüngeres Alter. In ε wird keine Beobachtung des Hermes mitgeteilt, sondern episodisch vom Dichter erzählt, wie es bei Kalypson aussah. Auch glaube ich nicht an einen Arbeitsgesang zum Rhythmus des Schlagens mit dem Kamme, sondern an den Gesang, mit dem sich ein einsames Wesen die Zeit vertreibt, vielleicht ein Lied der Sehnsucht, der günstigste Boden für den ankommenden Odysseus.

Haberkorn, Medizinische Bildung im Zeitalter Homers. Berlin 1900.

Nach Friedreich, Frölich (Die Militärmedizin Homers 1879) wieder ein Arzt (Oberstabsarzt), der sich von seinem medizinischen Standpunkt aus mit Homer beschäftigt. Es ist aber nur ein kleines, sehr allgemein gehaltenes Schriftchen geworden, offenbar aus mehreren Zeitungsartikeln zusammengesetzt. Wissenschaftlichen Wert besitzt es nicht, es sind aber Bemerkungen darin, die eine sorgfältige Prüfung verdienen. Podaleirios und Machaon sind gar keine Ärzte, sondern in der Wundbehandlung besonders geschickte Krieger, wie der Oberst Spohr (S. 6). Ein energisches Reinigungsfest, eine Generallagerdesinfektion muß das Volk nach der Pest entsühnen (S. 8). Homer war, wie Sophokles, nicht nur Dichter, sondern auch Kriegsmann (S. 9) (Frölich wollte ihn partout zum Militärarzt machen). Die Waffen sind sehr mannigfaltig und von bedeutender Leistungsfähigkeit (S. 10). usw.

C. Hentze, Die Formen der Begrüßung in den homerischen Gedichten. Philol. N. F. Band 15 (1902) S. 321—355.

Eine sehr dankenswerte Zusammenstellung, die allen Herausgebern des Homer sehr zu statten kommen wird. Leider ist die Grundbedeutung der in Frage kommenden Worte noch durchaus unsicher. Eine Entscheidung wird daher immer anfechtbar sein. Gleich ἀσπάζεσθαι kann ein „Ergreifen“ der Hand nicht bedeuten, sondern höchstens ein Winken. Das lehrt γ 34 ff. οἱ δ' ὡς οὖν ξείνους ἴδον, ἀθρόοι ἦλθον ἅπαντες, χερσίν τ' ἠσπάζοντο καὶ ἑδριάασθαι ἄνωγον· πρῶτος Νεστορίδης Πεισίστρατος ἔγγυθεν ἐλθὼν ἀμφοτέρων ἕλε χεῖρα κτλ, also Peisistratos ist der erste, der ihnen nahe kommt, die übrigen grüßen schon von weitem. K 542 τ 415 χ 498 hat das Wort die allg. Bedeutung „grüßen“

angenommen. Unsicher ist Verf. selbst bei δειδίσκεσθαι. Mir ist es nicht zweifelhaft, daß das Wort überall „begrüßen" bedeutet, sei es mit dem Becher, sei es mit Worten oder mit der Hand. Ein „Zutrinken" finde ich an keiner Stelle bei der Überreichung ausgesprochen.

Besonders interessant ist aber der Abschnitt über die Gebärden des Grußes, wenn auch die Hauptsachen, daß man sich bei Homer nicht auf den Mund küßt und daß ein gewisser Unterschied in dem Kuß der Familienglieder und der Fremden vorhanden ist, schon von den Alten beobachtet wurde.

V. Wohnung, Kleidung und Hausgerät.

A. Meitzen, Das nordische und das altgriechische Haus. S.-A. aus Wanderungen, Anbau und Agrarrecht der Völker Europas. Abt. I Band III 464—520.

Wenn ich diese Schrift hier erwähne, so geschieht das nicht der neuen Resultate wegen (der Verf. macht gar kein Hehl daraus, daß die Parallele zwischen dem griechischen und dem ostgermanischen Haus nicht von ihm stammt) sondern einiger Abbildungen wegen. In Figur XIV gibt er das fensterlose „Ildhaus" mit einem Herde, den Reichel Stufenaltar nennen würde, mit einem Sessel daneben, der sicherlich kein Götterthron ist. Ferner verweise ich auf Fig. XXVIII und XXIX, die schwedische Gräber mit dem Grundriß des Hauses wiedergeben. Dann dürfte Figur XXXIVb eine gute Parallele für das homerische Haus abgeben. Wir haben da den Herd in der Mitte, von 4 Säulen umgeben, wie in Troja, dann diese Säulen mit der Längswand verbunden durch einen Querbalken, die homerischen μεσόδμαι. Allerdings ist das Bild eine Rekonstruktion von Gudmundson.

L. Rouch, Une demeure royale à l'époque homérique: Le palais d' Ulysse à Ithaque. — S.-A. aus Revue des études anciennes. T. I Nr. 2. Bordeaux 1899.

Die vorliegende Arbeit macht in ihrer sorgfältigen Erörterung der in Betracht kommenden Fragen über das Haus des Odysseus den Eindruck einer guten wissenschaftlichen Schulung des Verfassers. Für uns Deutsche bietet das Buch Josephs: Die Paläste des homerischen Epos, Besseres, so daß wir der französischen Arbeit im ganzen entraten könnten, zumal Verf. sich sehr oft mit einem non liquet entscheidet. Den heiß umstrittenen Ausdruck ἀνὰ ῥῶγας benutzt er für die ὀρσοθύρη überhaupt nicht und S. 33 A. 3 lehnt er Perrots Erklärung ab, ohne etwas Eignes zu bringen. Richtig aber hat er (S. 32) nachgewiesen,

daß zwischen Männersaal und Frauengemach mindestens ein Gang bestehen müsse, den er denn auch S. 4 in seinem Plan angibt. Eurykleia nämlich öffnet die Tür (χ 399) und geht erst ein Stück, bis sie Odysseus zu sehen bekommt. Das ist eigentlich das wichtigste Resultat der Schrift. Denn wenn er eifrig dafür kämpft, daß das Haus des Odysseus ein Komplex mehrerer Gebäude sein müsse, so will ich das nicht gerade in Abrede stellen, aber beweisen läßt es sich aus dem Dichter nicht, namentlich nicht für jemand, der sich an die Worte hält: ἐξ ἑτέρων ἕτερ' ἐστί. Auch dürfte der Grundriß des Verf. nach meiner unmaßgeblichen Meinung wohl unter einem Dache zu vereinigen sein.

Verf. behandelt am Schlusse noch die Frage nach dem Verhältnis der homerischen zur mykenischen Kultur. Auch er möchte das Problem der Inferiorität der ersteren erklärt wissen. In Griechenland selbst gibt er, wie heute alle Welt, den bösen Doriern die Schuld. Aber wie war es möglich, daß die auswandernden Achäer mit mykenischer Kultur nun in Kleinasien die mykenische Kultur ruinierten und schließlich zu demselben Resultat wie in Griechenland kamen? Verf. erklärt sich das durch die langen Kriege. Ähnlich urteilt Helbig Sitzungsber. Münchn. Akad. 1900 S. 204. Das ist nicht unmöglich. Wir Deutsche wissen ja, welch ein Kulturrückschritt durch den 30jährigen Krieg veranlaßt ist. Aber woher wissen wir denn, daß die auswandernden Achäer mykenische Kultur hatten? Das ist sicherlich nicht der Fall gewesen. Verf. zeigt sich in dieser Frage weniger unterrichtet, sonst würde er ägäische und mykenische Kultur (S. 4) nicht gleichgesetzt haben.

F. Noack, Die ὀρσοθύρη des Odysseus. Strena Helbig. S. 215—220.

Nach W. Reichel (Arch. Epigr. Mitt. 1895 S. 6 ff.) versucht sich Verf. an dem undankbaren Problem. Während Reichel die Verhältnisse von Tiryns zu Grunde legte (Schliemann Tiryns Tafel II), stützt sich Noack auf den Plan von Arne im Kapaissee (Bull. d. Corr. Hell. 1894 pl. XI. Verf. nimmt (p. 220) einen doppelten Korridor an a) die λαύρη vom μέγαρον durch die ὀρσοθύρη zu erreichen und b) auf der andern Seite den Gang zur Waffenhalle. Das ist bloße Konjektur, die sich über die Angaben des Epos 127 (ἀκρότατον δὲ παρ' οὐδόν) und 143 (ἀνὰ ῥῶγας θαλάμοιο) leichten Herzens hinweggesetzt. Nach dieser Probe dürften wir von seiner Neubearbeitung des Helbigschen „Homerisches Epos“ kaum ein günstiges Resultat erhoffen.

R. Münsterberg, Der homerische Thalamos. Jahreshefte des österr.-archäol. Instituts. Bd. 3 (1900) S. 137—142.

Verf. weist richtig nach, daß die Waffenkammer des Odysseus der Saal war. Er vermutet aus χ 139, daß Odysseus überhaupt keine andern Waffen als die im Saale hatte. Das ist doch sehr ungewiß. Noch ungewisser freilich ist die baugeschichtliche Entwickelung, die Verf. vom Palast des Alkinoos bis zu dem des Odysseus gibt. Das wird niemand glauben, daß Alkinoos und Arete im Männersaal geschlafen haben (S. 140). Gerade die Redensart ἐς μυχὸν ἐξ οὐδοῦ zeigt, daß das Innere des Hauses erst hinter dem Männersaal anfing.

J. van Leeuwen, Homerica XXI. De Ulixis aedibus. Mnemosyne N. S. 29 (1901) S. 221—243.

Verf. fragt, ob das Haus des Odysseus ein oder mehrere μέγαρα gehabt habe. Der Herd war nach dem Verf. im Männersaal, auch Penelope webte im Männersaal vor den Augen der Freier (p. 226). Das letztere ist sicher falsch. Penelope trifft jedesmal besondere Anstalten, wenn sie vor den Freiern erscheint, auch würden letztere den Stillstand der Webearbeit haben merken müssen, wenn sie unter ihren Augen gewebt hätte. In κ 62 wird τέγεϊ st. μεγάρῳ vorgeschlagen, aber 53 soll μεγάρῳ stehen bleiben. Das ist doch unglaublich, daß Kirke die Leiche ἐν μεγάρῳ belassen hat. Penelope ist, durch die Freier aus dem Megaron verscheucht, ins Obergemach geflüchtet, es kann also kein anderes Frauengemach (μέγαρον) da sein. Es werden noch Schatz- und Schlafkammer erwähnt, aber ihre Lage ist ungewiß, Homer sang nicht für Architekten.

Jüngere Dichter verbannen die Penelope in die γυναικωνῖτις. Besonders soll das σ 185 ff. beweisen, doch σ 198 zeigt gerade das Gegenteil. σ 315 f. ist μέγαρον irgend ein Frauensaal. Auch φ 236 = 382 ff. wird dazu herangeholt.

Eine Tür brauchen also die älteren Partien nicht, wohl aber die jüngeren. Die ὀρσοθύρη ist jung (239). Wo die Treppe vom Obergemach zum Männersaal war, ist nicht auszumachen, Die Schatzkammer lag in dem älteren Gedicht tiefer als der Männersaal, in dem jüngeren hoch (χ 182). Das ist doch sehr zweifelhaft. Ob Melanthios die Waffen oben fand oder wieder hinabkletterte, ist nicht gesagt.

Wolle man zeichnen, meint Verf., so müsse man zwei verschiedene Zeichnungen des Palastes in Ithaka geben.

Die Arbeit enthält viel richtige Gedanken, aber der Grundgedanke, daß eine doppelte Vorstellung des ithakesischen Königshauses im Homer vorliegt, scheint mir zwar behauptet, aber durchaus nicht bewiesen.

P. Perdrizet, Sur la mitré homérique. Bull. de corr. Hell. 21 (1897) S. 169—183.

Eine 1895 in Delphi unter Scherben korinthischen Stils gefundene Jünglingsstatuette von Bronze aus dem 6. Jahrhundert (p. 182) gibt dem Verf. Veranlassung zu dieser lehrreichen Studie. Er bespricht zuerst die Haartracht, dann aber den Gürtel, den die Statuette auf dem bloßen Leibe trägt. Aus den olympischen und delphischen Funden werden Paralellen beigebracht und schließlich der Gürtel mit der homerischen μίτρη identifiziert. Nach den Denkmälern scheint ihm die μίτρη zu sein une garniture métallique fixée au cuir de la ceinture, also genau so wie ich sie bereits in meinen homerischen Blättern (Progr. Striegau 1885 S. 8 f.) bestimmt habe. Es ist dem Verf. mit Recht auffällig (p. 181), daß die mykenischen Gräber nicht Beispiele der μίτρη in Fülle bieten, er schließt daraus, daß die μίτρη gewöhnlich ganz von Leder war. Das ist sehr wahrscheinlich. In seiner ausführlichen Auseinandersetzung über die μίτρη (homerische Studien S. 34—41) hat Robert dieser auf bloßem Leibe getragenen μίτρη nur beiläufig erwähnt (S. 41); er faßt die μίτρη als identisch mit ζωστήρ und oberhalb des Lendenschurzes, des ζῶμα, befindlich.

C. Robert, Die Fußwaschung des Odysseus auf zwei Reliefs des 5. Jahrhunderts. Athen. Mitt. 25 (1900) S. 325—338.

Der vorstehende Aufsatz gehört hierher wegen der Darstellung des Webens auf dem Thessalischen Relief. Verf. vermutet, daß Penelope das Gewebe gerade auflöst, was in Anbetracht der schlechten Erhaltung des Stückes doch immer sehr ungewiß bleibt. In der Anmerkung bespricht Verf. Ψ 760 ff. in dankenswerter Weise. Danach ist κανών das Webeschiff, μίτος der Kettenfaden und πηνίον der Einschlagsfaden.

E. Thraemer, Die Form des hesiodischen Wagens Festschrift der Univ. Straßburg für die 46. Philologenversammlung. 1901. S. 299 —308.

Wichtig auch für die homerischen Realien. Verf. vindiziert Homer wieder die Scheibenräder und stellt für die übrigen aus den Denkmälern vier Speichen als die gewöhnliche Zahl fest.

VI. Kunst und Kunstwerke.

W. Helbig, sur la question mycénienne. Extrait des mémoires de l'académie des inscr. et belles lettres. t. XXXII, 2e partie.

Gegenüber der antiphönikischen Richtung in der Auffassung der mykenischen Kultur nimmt Helbig im Anschluß an Pottier kräftig die Sache der Phöniker in die Hand. Die mykenischen Funde bezeichnen eine hohe Kulturstufe, sie sind da ohne Vorstufen, sie verschwinden

gegenüber dem Dipylonstil. Der Dipylonstil folgt auch in Attika dem mykenischen, folglich ist er nicht dorisch (p. 10). Die Intarsiaarbeit, die Glasfabrikate sind verschwunden, die wenigen Fayencenfunde gelten als ungriechisch. Die bekannten Siegelringe und Inselsteine kommen nicht mehr vor. Leider ist der Boden Phöniziens noch nicht genügend durchforscht; aber das wenige Gefundene bietet unzweifelhafte Analogien mit mykenischen Funden (Kriegerfigürchen). Sie zeigen dieselbe Tracht, Schurz mit Gurt oder μίτρη (p. 22), je nachdem friedliche oder kriegerische Tracht bezeichnet werden soll (p. 25 — 313), langherabhängende Haare (auch Fig. 7 ?) und Sandalen mit Verschnürung, den spitzen Hut. Unsicher ist die Frauentracht. Den Purpur haben sie jedenfalls erfunden (p. 33). Die tirynthischen Festungswerke erinnern an die karthagischen usw. (p 37). Die phönik. Kunst ist gesunken, je weiter sie ihre Ware verbreiteten (S. 49).

Das sind die Resultate des 1. Teils der Schrift, dem Leser des homerischen Zeitalters im ganzen bekannt, im einzelnen sorgfältig geprüft und emendiert. Es folgt nun die Einordnung der homerischen Angaben (p. 49 ff). Sie passen nur zur mykenischen Kultur. Das goldreiche Mykene, das Fehlen des Reitens, des Schreibens, des gekochten Fleisches, der Fischgerichte, der eisernen Waffen. Doch fehlt es nicht an Spuren neuerer Zeit. Der eiserne Diskus Ψ 826, die Äxte (Ψ 850) trotz Ψ 803 ταμεσίχροα χαλκὸν ἑλόντε. Was vom Eisen angegeben wird, zwingt zu der Annahme, daß auch die Waffen nicht mehr von Bronze waren (S. 53), sondern nur traditionell so bezeichnet wurden. Mentes (α 184) handelt mit Eisen und trägt eine eherne Lanze (α 104—121). Ähnlich in der Odyssee im Bogenschuß. Phönikien ist das Land der Kunst bei Homer, die Sidonier Künstler. Tyrus wird nicht erwähnt, das paßt zu dem mykenischen Stil der Gedichte, den alle Sänger, auch die jüngsten, respektieren (57). Stammten die Angaben über die Phöniker aus dem 8. Jahrhdt., wie Beloch will, so müßten die Tyrier da stehen. Im 8. Jahrhdt. hätte man die Kunstwerke der Phöniker nicht mehr gepriesen wie δ 615, da hatten die Griechen bereits die protokorinthische Kunst, die sich von der phönikischen nicht unterschied. Die mykenische Kultur zeigt ihre Spuren um das ganze Mittelmeer (p. 64), auch im westlichen Griechenland (S. 64). Die Kultur war uniform, daher ist die Bewaffnung der Troer und Griechen gleich (aber auch ihre Sprache!) Das Epos schweigt von griechischer Ausfuhr, aber nicht von phönikischer Einfuhr. Somit kann die mykenische Kultur nicht griechisch sein (p. 69). Das Epos kennt das westliche Becken des Mittelmeeres nicht, sonst würde man davon hören.

Den Phönikern verdankt man viel, auch den Weinbau. Das letztere ist allerdings ganz unsicher, eher dürfte der Wein* nach Phönikien eingeführt sein.

Das Ganze ist eine nach allen Seiten wohl überlegte und geschlossene Beweisführung, die des Eindrucks nicht ermangelt. Die vollständige Durchforschung der etruskischen Gräber, die Helbig in Aussicht stellt, kann aber andere Resultate ergeben, ebenso die Erschließung des Bodens von Spanien und Phönizien, die wir sehr zu wünschen haben.

W. Helbig, Eiserne Gegenstände an drei Stellen des homerischen Epos (Δ 123, 485, Σ 34). Hermes 32, S. 86—91.

Helbig sucht alle drei Stellen als unecht zu erweisen, ohne recht durchschlagende Gründe zu finden, denn daß Δ 123 und 124 in Zenodots Handschrift umgestellt waren, macht 124 noch nicht unecht. 139 kann χαλκός ruhig stehen bleiben als allgemeine Bezeichnung. Übrigens hat Naber schon Vers 123 gestrichen. Außerdem hat Beloch selbst, dem Helbig folgt, sich nachträglich im Rhein. Mus. 45 S. 587 geäußert. Σ 34 wird mit Erhardt als störend gestrichen, doch ist das χεῖρας ἔχων dann nicht motiviert. Das ist kein Ausdruck der Teilnahme, wenigstens bei Homer nicht. Ich finde den Vers ganz passend. Δ 482—487 wird das ganze Gleichnis entfernt. Die stilistischen Anstöße bleiben aber, auch wenn man die Stellen als Interpolation betrachtet (doppelte μέν ohne δέ 485. 487, doppelte Ortsangabe ἐν εἰαμενῇ ἕλεος und ποταμοῖο παρ' ὄχθας). Ich würde daher vielleicht innerhalb des Gleichnisses Athetesen vornehmen.

Hubert Schmidt, Zur kunstgeschichtlichen Bedeutung des homerischen Schildes. Satura Viadrina S. 95—108. Breslau 1896.

Gegenüber Reichels Rekonstruktion betont Verf. nachdrücklich: Jeder Rekonstruktionsversuch sei abzulehnen, weil uns das Gedicht über Zahl und Ausdehnung der einzelnen Scenen keine Auskunft gebe. Der Dichter will uns ein großartiges Weltbild vorführen und schildert nach der Wirklichkeit. Im einzelnen: Σ 590—606 wird nicht der Tanzplatz nach Art des Labyrinths geschildert, sondern ein Reigen; auch das Kunstwerk des Dädalus ist ein Reigen, wie sie die Denkmäler in Olympia und Kypros geben. Er vergleicht aber besonders eine Dipylonvase (Mon. IX 39, 2, Annal. 72 S. 142 Nr. 39) (Jünglinge mit kurzen Schwertern und Jungfrauen, die Chorführer tragen bogenförmige Musikinstrumente?) — In der Gerichtsscene (497—508) gehört das Geld (δύω τάλαντα) der obsiegenden Partei (so Maaß D. L. Z. 1895 Nr. 51 Sp. 1617), nicht dem Richter. In den Kriegsscenen 490—540 sind wirklich Ares und Athene, und nicht, wie Reichel wollte, die Anführer

zu sehen. — Die Städtebilder, die friedlichen und die kriegerischen, sind nicht mit Reichel zu verbinden. — Die beiden Heere der belagerten Stadt sind das der Städter und das der Belagerer. Im Hinterhalt liegen die Feinde (p. 102), die Herden gehören den Städtern. Verf. findet, daß alles klar ist. Im ganzen gebe ich Schmidt recht, auch darin, daß er (p. 104) das Ausscheiden der Panzer aus dem schon abgeschlossenen Epos verwirft, mit Scheindler, Ztschr. f. östr. Gymn. 1895 S. 398. Mit den mykenischen Funden passen Helm und Beinschienen, aber von Leder, nicht jedoch der Panzer, der erst im 7. Jahrhdt. auf den Monumenten erscheint. Auf dem Schild ist alles von Metall, ein Zeichen, daß die Schildbeschreibung sehr jung ist. Für die Belagerung gibt Schmidt außer dem mykenischen zwei schwarzfigurige Beweisstücke griechischer Herkunft.

Man sieht, die Schmidtsche Ausführung ist in der Hauptsache eine erfolgreiche Kritik Reichels und bezeichnet die Rückkehr zu dem früheren Standpunkt von Friederichs, Petersen und Helbig.

J. L. Ussing, Achilles' Skjold, in Nordisk Tidskrift for Filologi Bd. 9 (1900—1901) S. 16—28.

Der vorstehende Aufsatz ist bemerkenswert durch das klare, gesunde Urteil, das aus ihm spricht, Neues wird man aus ihm nicht erfahren. Man wird gern Kenntnis davon nehmen, daß Verf. in Vers 499 die Erklärung verwirft: „Der eine gelobte alles zu bezahlen“ (p 16), daß 507 f. die 2 Talente den Parteien gegeben werden, wofür auch die Parodie Lucians im Fischer § 41 spreche, aber man wird bezweifeln, ob δίκαζον vs. 506 „sie führten ihre Sache“ und ob 501 ἐπ' ἴστορι abstrakt „vor Gericht“ (ved Dom) heißen kann. Auch wird man bedenklich finden, daß der Verf. den Einwand (von Clemens, was er wohl hinzusetzen konnte), daß ἰθύντατα (Superlat.) von zwei Parteien nicht passe, nicht widerlegen kann (S. 18 A). — In bezug auf den Reigentanz sucht Verf. die Erfindung des Dädalus in dem Muster des Platzes von der Form des Labyrinths. Endlich S. 28 polemisiert er gegen Reichels Auffassung, daß 516 f. Anführer und nicht Götter dargestellt seien. Seinen Gründen möchte ich hinzufügen, daß ein Zweifel kaum erlaubt ist, wenn der Dichter 520 sagt ἀμφὶς ἀριζήλω!

A. Moret, Quelques scènes du bouclier d'Achille et les tableaux des tombes Égyptiennes. Revue Archéologique 38 (1901) S. 198—212.

„Murray (History of greek sculpture 2de éd. 1890 S. 42 ff.), griff in seiner Rekonstruktion des Schildes unterschiedslos in die assyrischen, phönikischen, ägyptischen und altgriechischen Denkmäler hinein. In dem Überfall der Herde durch Löwen ist die Herde assyrisch, die Löwen phönikisch, die Hunde sind ägyptisch“. Dem gegenüber sucht

Verf. die Ackerbauscenen, sowie den Überfall der Herde durch ägyptische Grabgemälde zu erläutern. Er ist der Meinung, daß die homerischen Rhapsoden diese ägyptischen Denkmäler gesehen haben können, jedenfalls aber durch sie direkt oder indirekt beeinflußt sind. Dagegen spricht der Umstand, daß die homerischen Bilder ganz sichtlich nach Metallvorlage gearbeitet sind, wie das schon Helbig erwiesen hat Außerdem finde ich die Ähnlichkeit in den Scenen gar nicht so besonders groß, daß man auf irgend eine Abhängigkeit schließen müßte.

Paolo Orsi, Ἕρματα τρίγληνα μορόεντα. Strena Helbig. S. 223—227.

Aus den Ausgrabungen von Megara Hyblaea werden zur Bestätigung von Helbigs Erklärung der ἕρματα τρίγληνα μορόεντα Abbildungen von silbernen Ohringen gegeben, die einen gewissen Fortschritt zeigen vom Einfacheren zum Kunstvolleren, und vom 7. bis zum Ende des 5. Jahrhunderts reichen, zum großen Teil aus Kindergräbern.

VII. **Krieg und Waffen.**

A. Swoboda, Die Stadtbelagerung auf dem homerischen Schilde Achills. Z. f. d. öst. Gymn. 1900, S. 1—8.

Eine bei aller Kürze sehr gehaltvolle und beachtenswerte Abhandlung. Wenn ich mich nicht täusche, so wird Verf. aber noch nicht das letzte Wort gesprochen haben. Ich fasse nicht 509 εἵατο und 531 καθήμενοι parallel. Ebensowenig kann ich mich überzeugen, daß 511 διαπραθέειν von den Belagerern gesagt sei; ich beziehe es auf die Städter, wie auf σφίσιν 509. Ich finde auch 530 keine Beratung zweier feindlicher Heere, sondern nur den Hinterhalt der Städter. Der Verf. scheint, wie die meisten Erklärer, den Lochos gar nicht verstanden zu haben, dafür schiebt er dem Dichter das Mißverständnis zu. Die Scene ist: eine von zwei Heeren umgebene Stadt, ein Belagerungs- und ein Entsatzheer. Das letztere ist ein Erzeugnis der Verzweiflung. Bis jetzt sind nur zwei Ansichten ausgesprochen worden, entweder die Stadt zerstören zu lassen oder den Feinden einen Preis anzubieten (ἄνδιχα πάντα δάσασθαι). Da wird noch eine List ersonnen. Das Heer muß sich heimlich in den Hinterhalt legen, offen aber wird das Vieh weggetrieben, damit es die Feinde überfallen sollen. Und dann sollen die versteckten Krieger aus dem Hinterhalt hervorbrechen. Im wesentlichen also ist meine Erklärung die Philostrats (Imag. 10). Davon, daß der Dichter hier ein Mißverständnis begangen habe, kann gar keine Rede sein.

A. Ruppersberg, Der Bogenwettkampf in der Odyssee. Neue Jahrbb. 1897, S. 225—242.

In eindringender und gründlicher Weise behandelt der Verf. die neueren Erklärungsversuche des alten Problems. Man kann dem Verf. in der Polemik fast überall beistimmen. Aber seine eigene Lösung wird schwerlich Beifall finden. Verf. denkt sich die Beile vom ersten bis zum letzten immer tiefer in die Erde gesteckt, so daß der Schuß zuletzt in die Erde fuhr. Ich halte die Ausführung einfach für unmöglich. Verf. hat auf S. 237 eine Zeichnung gegeben, auf welcher die Beile schräg gestellt sind. Sonst ist die Ausführung überhaupt nicht möglich. Aber mit welcher Genauigkeit mußte dabei verfahren werden! Und mindestens mußte man die Sache doch vorher ausprobieren. Telemach setzt die Beile zum ersten Male! Bei der Ziehung des Grabens wird jeder Leser den Eindruck haben, daß nur eine einfache gerade Linie gezogen wird, auf eine allmähliche Vertiefung führt keine Spur. Drittens stehen bei Ruppersberg die Beile mit den Schneiden aneinander, das ließe sich noch hören, aber die ersten Beile sind so oberflächlich eingesteckt, daß sie kaum feststehen können. Kurz, das Problem ist auch hier nicht gelöst.

A. T. C. Cree, The axe test (Hom. Od. 19, 572; 21, 120, 421). Classical Review 16 Heft 4, Mai 1902.

Wieder ein Versuch, den Schuß durch die Äxte zu erklären. Verf. weist Monros Erklärung, die sich mit der landläufigen deckt, ab, da die Stiele dabei unberücksichtigt bleiben. Auch Seatons Erklärung (Class. Rev. X 168), der δρύοχοι nach Procop b. Goth. 4, 22 als Schiffsrippen nimmt, führt er eigentlich nur an, um gleich dahinter eine neue zu bringen: δρύοχοι sind gekreuzte Stützen (Böcke). Die Beile wurden mit den Stielen so in die Erde gestoßen, daß immer zwei einander kreuzten, die oben einander zugekehrten Schneiden bildeten den Abschluß eines Dreiecks, durch den man schießen konnte.

Gegen diese Theorie ist einzuwenden, daß die Beile doch sehr unsicher standen, daß das Dreieck für die Flugbahn des Pfeils auch noch kein genügendes Feld bietet, und daß endlich die Ausführung des Schusses immer noch unklar ist. Wie zielte Odysseus? Jedenfalls ist auch diese Lösung keine gelungene.

A. de Ridder, le disque Homérique. Revue des ét. grecques 10 (1897) S. 255—263.

Verf. nimmt die alte Frage nach der Beschaffenheit des homerischen Diskos wieder auf. Die auf den Denkmälern erhaltenen Abbildungen reichen nur bis in das VI. vorchristliche Jahrhundert, sie stellen den Diskos als mehr oder weniger flache Vollscheibe dar. Nach

den Scholien zu Homer aber sollen sie in der Mitte ein Loch gehabt und mit einem Riemen geschleudert worden sein. Verf. bemerkt, daß der homerische Text dazu keine Veranlassung gibt. Eratosthenes aber in den Olympioniken hat sich auf περιστρέψας ϑ 198 berufen. de Ridder meint, περιστρέφειν verstehe sich auch vom Hin- und Herschwingen; das ist unmöglich. Ebensowenig glaube ich, daß Odysseus keinen Diskos, sondern une simple pierre brute, un galet gigantesque ergriffen habe. ϑ 186 ist der Diskos als solcher bezeichnet. de Ridder läßt den durchlochten Diskos für die nachhomerische Zeit einführen und dann wieder abschaffen, was doch auch recht unwahrscheinlich ist. Verf. bringt zur Bestätigung einen Bronzefund des Nationalmuseums zu Athen bei. Eine Abbildung gibt er nicht, aber die Beschreibung (p. 261) läßt kaum auf einen Diskus schließen (rebord saillant menagé sur les deux faces; les faces inégales, le dessou du disque est plan, l'avers est concave, darin un omphalos traversé par un conduit médian; la mortaise sensiblement carrée); ebensowenig die Größe (Durchmesser 11,5 cm). Ein Rad freilich scheint es auch nicht zu sein (fehlende Speichen, viereckige Axe), aber deshalb ist es noch kein Diskos. Vorderhand möchte ich bei Eratosthenes bleiben, obgleich dessen Annahme heute überall aufgegeben scheint.

W. Reichel, Das Joch des homerischen Wagens. Jahreshefte des österr. Instituts Bd. 2 S. 137—150.

Eine Gabe, der man sich uneingeschränkt freuen kann. Im Anschluß an Ω 268—274 wird die so oft behandelte Bespannung des homerischen Wagens noch einmal besprochen. Verf. übersetzt die Stelle folgendermaßen: „Vom Pflocke nahmen sie das genabelte Maultierjoch aus Buchsbaum herab, das mit Handhaben wohl versehen war, und zugleich mit dem Joche trugen sie den neun Ellen langen Jochriemen heraus. Dieses (Joch) legten sie sorgfältig auf die wohlgeglättete Deichsel, an deren vorderste Spitze, und warfen den Ring über den Spannagel. Dreimal jederseits banden sie den Riemen auf den Nabel, dann aber schnürten sie ihn in parallelen Windungen (ἑξείης) hinab (längs der Deichsel abwärts) und steckten das Spitzende unter.“ Dazu gibt er außer einer Modellskizze noch eine Abbildung einer etruskischen Deichsel, wo allerdings ἕστωρ und κρίκος fehlen, desgl. ein Sardonyx aus Vaphio, der die Deichsel in der ganzen Länge verschnürt zeigt. κρίκος und ἕστωρ konnten dem leichten Kriegswagen fehlen, meint Reichel, das glaube ich aber nicht. Leafs Irrtum (J. H. St. 1884 S. 185 f.) betreffs ἕστωρ und κρίκος stellt Reichel auf Helbigs Spuren völlig richtig. Der angebliche ἕστωρ ist das Jochende, der κρίκος vielmehr das Jochkissen, die Jochenden waren vielleicht eingezapft. Indessen in der

schönen Abbildung (Fig. 67) aus der Françoisvase ergibt sich eine ganz natürliche Rundung. Ich glaube, für diesen Nachweis können wir Reichel besonders dankbar sein. Es folgt die Besprechung der ζεύγλη in P 440 T 405, wie ich meine, nicht glücklich. Ich will nicht gerade abstreiten, daß die Haare aus dem assyrischen oder ägyptischen Geschirr, das höher saß als das hellenische, herausfallen konnten, doch bezeichnet ἐκ ζεύγλης wohl nur die Richtung und ist so ganz gut zu verstehen. Von dem Riemenzeug wird bei Homer nur der λέπαδνα Erwähnung getan, des μασχαλωτήρ nicht. Den Schluß macht die Anschirrung der Beipferde (Π 80—88 Π 152, 467—475). Wie Helbig, meint Verf., daß sie einen Zugriemen nicht hatten, nach den Denkmälern. Neu ist die Vermutung, daß ein Aufrennen des Beipferdes auf das Jochpferd durch Stacheln verhütet wurde. So etwas soll Fig. 80 enthalten (Wiener Vorlegebl. 1889 II 1[a]), aber von Stacheln sehe ich da nichts, höchstens ein Schmuckzeichen.

VIII. **Nautisches.**

A. Engelbrecht, Das homerische Floß des Odysseus. Wiener Studien 20 (1898) S. 150—156.

Eine verständige Arbeit, deren Verdienst darin besteht, daß sie den Dichter so nimmt, wie er überliefert ist, und ihn zu verstehen sucht. Das Floß des Odysseus ist weder von Anfang an, wie Breusing wollte, ein Schiff, noch später zu einem Schiff interpoliert, sondern wirklich nur ein Floß mit Mastbaumgerüst, zu dem die σταμῖνες und ἐπηγκενίδες gehören, ebenso wie das Weidengeflecht. Nur der eine Punkt will mir nicht einleuchten, daß die ὕλη 257 aufgesteckte Baumzweige sein sollen. Da gefällt mir Leeuwens Erklärung doch besser, eine Schütte Laub zum Lager oder Sitz.

J. van Leeuwen, de equo Troiano. Mnemosyne 29 (1901) S. 121—140.

Die vorstehende Abhandlung ist zuerst holländisch veröffentlicht in Verslagen en Meded. d. K. Ac. v. Wet. Febr. 1901 und wird hier in lateinischer Übersetzung gegeben. Das hölzerne Pferd ist bei der Zerstörung Trojas eigentlich überflüssig; Sinons List genügt. Es gehört auch dort nicht hinein. Es ist vielmehr ein Schiff, und zwar das Schiff des Achilles, das nach Troja kam. Er war allein, erst allmählich fanden sich die anderen Helden ein. Beweis: das Pferd heißt δουράτεος ἵππος „Balkenpferd“, das ist eben ein Schiff. Schon Baumeister (Denkm. I 741) hat diese Meinung ausgesprochen, was van Leeuwen am Schlusse erwähnt.

IX. Religion und Götter.

W. Reichel, Über vorhellenische Götterkulte. Wien 1897

Da das 3. Kapitel dieser Schrift den Titel: „Mykenische und homerische Götter“ führt, so haben wir uns hier mit ihr auseinanderzusetzen. Reichel ist der Meinung, daß die Zeit der homerischen Gedichte sich die Götter anthropomorphisch, aber von riesiger Größe dachte, daß Kultbilder im Homer nicht erwähnt seien, auch Z 87 ff. nicht, daß vielmehr der Peplos zwar dem Wortlaut nach Ἀθηναίης ἐπὶ γούνασιν (Z 92), in der Tat aber auf den leeren Thronsessel gelegt wurde. Andere Bilder gab es, wenn auch nicht Σ 516—519, wo nach seiner Meinung zwei Anführer, nicht zwei Götter auf dem Schilde standen.

Wenn die homerische Zeit keine Kultbilder hatte, so die mykenische erst recht nicht (S. 55). Viele bisher dafür ausgegebene Götterdarstellungen sind im Grunde gar keine; die sogenannten „Idole“ sind Privaterzeugnisse. Ausgenommen werden die nackten Astartebilder, die als Amulette zum Schutz gegen das Festhalten in der Unterwelt mitgegeben wurden. Aber sie konnten auch Weihgeschenke werden, und schließlich wurden aus Bemerkenswertem ihrer Art wohl auch Kultbilder.

Auch Tempel kennt Homer nicht, die (sechs) erwähnten kommen nur an jüngeren Stellen vor, die Götter begnügten sich mit einem Altar und einen Thron davor, Tempel war das Herrenhaus selbst. Dem widerspricht nun die Darstellung in Z 89 vollständig. Dort geht man zum νηός der Athene, der vom Herrenhause entfernt liegt. Und das sollte man glauben, daß der Teppich auf den leeren Stuhl der Athene gelegt wird, wo es ausdrücklich heißt: auf ihre Knie?

Noch drei Jahre früher (hom. Waffen S. 45) erkannte Reichel den Tempel in Z 88 ff. an. Jetzt streicht er ihn seiner „Thronhypothese“ zuliebe. Mit dieser ist es ebenso schlecht bestellt. Die Beseitigung der Idole bleibt, wie wir sahen, in der Mitte stecken. Die sogenannten Justizmasken, die Astarte-Idole müssen anerkannt werden als Götterbilder, wenn auch nur als private, die aber doch schließlich zu Kultbildern werden können! Wozu da erst die ganze Thronhypothese, die nebenbei auch von allen Seiten Widerspruch erfährt? Abbildung 1 kann, wie v. Fritze sah, nach der Analogie von Fig. 16 wohl ein Stufenaltar sein (Strena Helbigiana S. 87)! Auch diese denkt sich Reichel als Thronsitze. Dann müßten die anwesenden Götter die Füße direkt im Feuer gehabt haben. Ob das bei der anthropomorphen Anschauung denkbar ist? Ich glaube, nein.

Der „Thronhypothese" fällt auch das Tempelchen Fig. 4 zum Opfer, das Verf. noch bis vor kurzem anerkannt hatte (S. 9). Zu diesem Bilde bemerke ich, daß ich in dem Bogen unter den Säulen Pflanzenblätter erblicke, zu denen die Säule der Stengel ist. Ich verweise auf den mykenischen Goldring Fig. 27. Die nahe Beziehung, die Verf. zwischen der mykenischen und der homerischen Welt annimmt, müßte doch erst gerechtfertigt werden. Wer die mykenische Kultur als phönizisch faßt wie Helbig, kann den Sprung Reichels nicht mitmachen.

Immerhin hat die Arbeit das Verdienst, die Aufmerksamkeit wieder auf die Felsenthrone und den Thronkultus gelenkt zu haben. Aber woher stammen sie? Und welche Rolle spielten sie im Kultus? Das sind zwei Fragen, die noch ihrer Erledigung harren. Jedenfalls hat sie Reichel nicht erledigt. Er hat den Tempel und das Götterbild aus dem alten griechischen Gottesdienst nicht beseitigen können, ein Beispiel für den Throndienst bei Homer nachzuweisen, ist ihm mißlungen. Wir sind also genau so weit wie vorher!

O. Seeck, Die Bildung der griechischen Religion. Neue Jahrbb. 1899 S. 225. 305. 492.

Der Aufsatz ist ein Bruchstück aus dem 2. Bande der Geschichte des Untergangs der antiken Welt und gibt eine Entwickelung der griechischen Religion vom Animismus (Seelenkult) über den „Sonnenglauben" zur Religion Homers hin. Im Grunde ist das Ganze nur eine Überarbeitung von Rohdes Psyche. Der Unterschied ist nur der, daß man sich bei Rohde immer auf sicherem Boden fühlt, während hier die Spekulation doch sehr zum Schaden der Beweiskraft überwiegt.

Heinr. Bulle, Odysseus und die Sirenen. Strena Helbigiana S. 31—37.

Ein Aryballos, athenischen Ursprungs in München (?). Odysseus, von Kirkes Haus (?), das man sieht, weggefahren, angebunden an dem Mast des Schiffes. Zehn Ruderer an der Arbeit, zwei mächtige Vögel über dem Schiffe schwebend (glaube ich). Vor Odysseus zwei Sirenen mit umgebogenen Flügeln, offenem (singendem) Munde und dünnen Vogelbeinen, die aber durch eine Brüstung dem ansegelnden Odysseus verdeckt sind (so ich). Hinter den Sirenen eine weibliche sitzende (Bulle kauernde) Figur, die ihm die Chthon bedeutet, die die vampyrartigen Sirenen aus der Unterwelt schickt. Das ist sehr problematisch.

F. Dümmler, Der Zorn der Hera in Dichtung, Sage und Kunst. Kl. Schriften. Leipzig 1901. II S. 1—17.

Eine unvollendet und bisher unveröffentlicht gebliebene Antrittsvorlesung aus dem J. 1890. Der darin niedergelegte Grundgedanke

ist folgender: Hera ist eigentlich chthonische Gottheit und ihr Zorn Zustand der Erde vor dem ἱερὸς γάμος mit Zeus, die unfruchtbare Jahreszeit. Dieser Gedanke empfiehlt sich durch Einfachheit und ist einer ausführlicheren Bearbeitung wert.

F. Dümmler, Athena. Kl. Schriften. II 18—124.

Wiederabdruck des Artikels Athena aus Pauly-Wissowa, Real-Encyklopädie II 1941—2020. Hierher gehört der erste Abschnitt: Athena im homerischen Epos und in der Heldensage. Es wird nachgewiesen, daß Athenas Geburt von Zeus Homer bekannt ist. Die Ägis ist doch ursprünglich Ziegenfell, wenn auch nicht mehr bei Homer (Stengel). Vorhomerisch ist auch das Schutzverhältnis zu gewissen Helden, namentlich Diomedes; in der Odyssee ist sie aus der Schlachtenjungfrau Göttin der Klugheit geworden, ja schon in der Ilias als Schützerin der städtischen Kultur vorauszusetzen. Il. VI 287 ist ein Sitzbild, das Palladion aber ein stehendes Bild, daher die ganze Scene VI 287 jüngeren Ursprungs.

P. Stengel, Der Kult der Winde. Hermes 35 (1900) S. 627—635.

Wenn auch Homer einen Kult der Winde nicht kennt, so unterscheidet er doch ἄνεμοι und θύελλαι, für die er auch Ἅρπυιαι setzt (υ 63, 66, 67). Diese sind schon nach Rohde (Rh. Mus. 50, 5) Dämonen geworden wie die Keren auch. Ihr Aufenthaltsort ist die Unterwelt (Rohde a. O.). So erklärt sich der merkwürdige Kult der Winde, von dem Stengel in seiner trefflichen Weise handelt.

G. Iwanowitsch, Opiniones Homeri et tragicorum Graecorum de inferis. Berl. Studien für klass. Philol. 16 (1896).

Die Abhandlung kann füglich ungelesen bleiben. Denn erstens geht sie von einem πρῶτον ψεῦδος aus, daß nämlich Homer wie die Tragiker die religiösen Anschauungen ihrer Zeit wiedergegeben hätten. Man vergl darüber Rohde Psyche S. 35. Zweitens beruht der Wert der Abhandlung nur in der Zusammenstellung dessen, was für die einzelnen Schriftsteller früher geleistet ist. Drittens ist sie unvollständig. Der fünfte, interessanteste Punkt über die Bestattung und den Totenkult fehlt. Viertens konstruiert Verf. einen Gegensatz in den Anschauungen Homers und der Tragiker, der gar nicht existiert. Kammer, dessen Autorität ihm sonst maßgebend ist, hätte ihn (ästhet. Komment. zur Ilias S. 84) belehren können, daß die homerischen Menschen genau dieselben Klagen über das Menschenleben ausstoßen wie die Helden der Tragödie. Fünftens. Wunderbar ist das Verhalten des Verf. bei schwierigen Stellen wie Theog. 767, 310, wo er den Höllenhund gern

eliminieren möchte, aber es doch nicht recht wagt. Ebenso Γ 278, wo er (statt καμόντας) ἐόντας vorschlägt, als wenn dadurch das geringste gebessert würde.

X. Sakralaltertümer.

H. v. Fritze, Die Rauchopfer bei den Griechen. Berlin 1894.

Das unter den Augen C. Roberts entstandene Schriftchen behandelt eine wichtige Frage der griechischen Sakralaltertümer. Für Homer erfahren wir nichts Neues, wenn θύειν als Räuchern erklärt wird, und zwar Räuchern mit einheimischen Pflanzen. Verf. weist nur nach, daß der arabische Weihrauch erst im 7. Jahrhundert nach Griechenland gekommen ist und zwar im Gefolge des Aphrodite- und Helioskultus. Soweit gut. Aber Roberts Einwurf, daß doch Aphrodite bei Homer schon ganz als griechische Gottheit erscheine, bereitet ihm unlösbare Schwierigkeiten. Denn, wenn er meint, daß die alten Kultusformen die Einführung erleichtert hätten, so ist das keine Antwort. Am besten war es, die beiden Fragen nach dem Weihrauch und der Aphrodite gar nicht miteinander zu verbinden.

H. v. Fritze, οὐλαί. Hermes 32, S. 235—250.

Im Anschluß an Stengel (Hermes 29, S. 627) wird der Gebrauch der οὐλαί ausführlich besprochen. Von der Stellung der οὐλαί im Opferritual ausgehend, weist v. Fritze überzeugend nach, daß die οὐλαί nicht auf das Haupt des Opfertiers, sondern auf den Altar geworfen wurden. Ferner sucht er darzutun, daß die οὐλαί geröstete, ganze Gerstenkörner waren. Ich halte diesen Beweis nicht für völlig gelungen. Dagegen stimme ich seinen Ausführungen in betreff der οὐλόχυται und προχύται völlig bei. Alles in allem ist die Abhandlung von gründlichster Gelehrsamkeit getragen und bietet weite Perspektiven in die Vorgeschichte des Opferrituals.

Otto Kern, Zum altgriechischen Kultus. Strena Helbigiana S. 155—159.

1. Kern verwirft (p. 156) den Reichelschen Thronkultus zu Z 92, 303 und erklärt das 1. Bild bei Reichel, Vorhell. Götterkulte, zwar für einen Thron (nicht für Tempel oder Altar) aber für den eines Verstorbenen, der (in der Kuppelhalle) mit Zweigen geschmückt wird. Unwahrscheinlich und kaum Gegenstand eines Siegelringes. 2. Die Erdhügel im östlichen Thessalien sind Erdmale des Wegegottes Hermes im Hinblick auf E. Mengers und C. Roberts Erklärung des Namens (Gott vom Steinhaufen) die zuerst von Preller aufgestellt ist

P. Stengel, ἐπάρξασθαι δεπάεσσιν. Hermes 34 (1899), S. 469—478.

Eine inhaltreiche Abhandlung. Verf. setzt sich zunächst mit den früheren Darstellungen auseinander, besonders mit Bernhardi (Progr. Lpz. 1885 S. 18), dem gegenüber er mit Recht behauptet, das Spenden habe nicht den Dienern überlassen sein können. Doch muß ich an diesem Abschnitt tadeln, daß Verf. nicht auf die Scholien zurückgegangen ist. Cod. Ven. A bietet zu A 471 zwei Erklärungen: 1. ἐπαρξάμενοι = ἐπιχέαντες, 2. ἐπαρξάμενοι = ἀπαρξάμενοι σπονδήν. Im ersten Falle ist δεπάεσσιν Dativ, im 2. Instrumentalis. Wenn nun in diesem zweiten Falle ἐπάρξεσθαι wirklich spenden hieße, so wüßte ich nicht, wer anders als die Diener die Spender hätten sein können. Indes ἐπάρξασθαι heißt gar nicht spenden, sondern den Anfang dazu machen, die Spende vorbereiten. Das geschieht durch Verteilung des Weins. A 471 heißt es νώμησαν δ' ἄρα πᾶσιν ἐπαρξάμενοι δεπάεσσιν sie teilten (vom Weine) allen zu ἐπαρξάμενοι δεπάεσσιν. Die Spender sind die Opfernden oder Schmausenden, wie aus γ 340 ff., η 183 ff., besonders aber aus σ 48 f. und φ 263 deutlich hervorgeht. In dieser Beziehung bin ich mit Stengel einig. Auch wenn er dann gegen Nitzsch, Naegelsbach u. a. konstatiert, daß der Wein auch mit den Bechern aus dem Mischkrug geschöpft wurde, muß man wegen Γ 295, Υ 219 Π 230 beistimmen. Ebenso erkenne ich an, daß nicht zu jeder Libation neu gemischt wurde, wegen γ 40 ff. Aus γ 63 geht hervor, daß der Becher bei der zweiten Spende nicht mehr voll war. Weniger will mir einleuchten, daß die Spende nicht immer geübt wurde. Das argumentum ex silentio ist immer trügerisch, so auch hier. Wenn α 147 das Spenden nicht erwähnt wird, so ist noch nicht gesagt, daß es nicht geschehen ist. Auch A 471 ist nur das ἐπάρξασθαι der κοῦροι erwähnt. Darauf folgt aber das Spenden, wie die oben angeführten Stellen ergeben.

Was heißt aber ἐπάρξασθαι? Daß es nicht „spenden“ heißt, ist schon erwähnt. Stengel erklärt es nach dem Vorgange Buttmanns mit heraufnehmen oder -heben. Damit wird er keinen Beifall finden. Wer ἄρχεσθαι mit wegnehmen übersetzt, wie Buttmann, der übersetzt ungenau, und auf ungenaue Übersetzungen kann man keine Etymologien gründen. Ich habe früher (z. h. Apoll. 125) ἐπάρχεσθαι mit „die Schlußspende beginnen“ erklärt.

Ich sehe auch heute noch nichts, was sich gegen diese Erklärung sagen ließe. Wie ἐπῳδός der Nach- oder Schlußgesang, wie ἐπίδειπνον der Nachtisch, so ist ἐπάρχομαι der Anfang des Schlusses. Man vergegenwärtige z. B. sich die Situation in A. Ein feierliches Opfer, dazu eine Spende (A 463), dann folgt das Opfermahl. Es ist unvermeidlich, daß es dabei lebhafter zugeht. Nachdem alles gesättigt ist, folgt der Schluß. Die gottesdienstliche Ordnung wird wiederher-

gestellt wie am Anfang. Es wird feierliche Stille geboten I 172 und dann die Schlußspende gegossen und vom Päan begleitet (A 472). Der Anfang dazu ist die Aufforderung, „den letzten Becher“ zu füllen. Unzweifelhaft ist das der Anfang des Schlusses γ 332 und σ 418. Der Schlußpäan in A 472 scheint ziemlich lange gedauert zu haben (πανημέριοι). Stengel wehrt sich gegen diese Erklärung sehr mit Unrecht. Auch die übrigen Stellen stimmen sehr wohl mit ihr. φ 263 ist die Aufforderung zum Schluß ergangen, der Schluß 273 gemacht, da bringt Odysseus durch seine Bitte um den Bogen ein neues Moment herein, es beginnt eine neue Scene. Auch η 137 f. ist die letzte Spende (an Hermes) schon gemacht, da ruft die Ankunft des Odysseus ein neues Interesse wach. Der Gast muß bewirtet werden (vs 177), so wird auch eine neue Spende nötig. Daß aber ein ganzer Mischkrug gemischt und nach dem ἐπάρξασθαι noch mehrmals gespendet wird (184, 228), das zeigt, daß der Schluß sich auch lange ausdehnen konnte, wenn eine außerordentliche Gelegenheit vorhanden war. Ebenso steht es mit I 172 f. Die nächtliche Beratung beginnt mit einem Abendbrot (vs 66, 90), sie endet mit feierlichem Schluß. Erst nach demselben machen sich Odysseus und Nestor auf den Weg.

Mit h. Apoll. 125 hat es eine andere Bewandtnis. Themis füttert den neugeborenen Gott, aber in ehrfurchtsvoller Weise, wie die Menschen die Götter verehren und laben bei der Spende, also Themis spendet Nektar und Ambrosia dem mächtigen Gotte. ἐπάρχεσθαι ist hier gebraucht wie ἀπάρχεσθαι ξ 422 oder ἄρχεσθαι ξ 428 oder κατάρχεσθαι γ 445.

P. Stengel, Zu den griechischen Sakralaltertümern. Die Speiseopfer bei Homer, Hermes 36 (1901) S. 321—335.

Eine verdienstvolle Arbeit. Verf. weist nach, daß Mahlzeit und Opfer gar nicht so untrennbar voneinander sind, als man gewöhnlich glaubt. Wir haben also eine Fortsetzung der Abhandlung Hermes 34 S. 474 ff. über die Libationen.

XI. Sittlichkeit und Bildung.

K. Troost. Das sittliche Bewußtsein des homerischen Zeitalters. Progr. Frankenstein in Schl. 1896.

Die Abhandlung behandelt drei Punkte. I. Das Gute und Böse. II. Die Triebfedern des sittlichen Handelns. III. Ausblick auf die moderne Ethik und Pädagogik. Der letzte Teil hat mit Homer nichts zu tun und scheidet daher hier aus. Dafür ist die Behandlung der beiden andern Punkte um so dankenswerter. In dem I. Abschnitt bestimmt Verf. die Begriffe gut und böse „Hat Zeus die armen Menschenkinder auch nicht geschaffen, so ist er es doch, der jedem

derselben sein eigentümliches Los bereitet, ihm seine Moira, seinen Anteil (αἶσα) an dem allen gemeinsamen Erdendasein verleiht." Hypermoron (α 33) bezeichnet eine gewisse Willensfreiheit. μοῖρα und αἶσα sind der Anteil, die Rücksichtnahme auf die andern. „So liegt ein wirkungsvolles suum cuique in der häufigen Wiederholung dieser Begriffe. Und es erweist sich als Kernpunkt der homerischen Sittenlehre: die Lebenslage (μοῖρα, αἶσα) deines Nächsten sei dir ein Gegenstand heiliger Scheu. Sie zu schonen ist Tugend und Edelsinn, sie zu verletzen ist Frevel und verderblicher Hochmut." Mit dieser Beschränkung der homerischen Sittlichkeit bin ich nicht einverstanden. Da gefällt mir Schuchter besser, der p. 11 (die gegens. Abhängigkeit der rel. und eth. Vorstellungen in den Epen Homers) die Pietät als das Zentrum der homerischen Ethik in Anspruch nimmt, als Kindes-, Heimats-, Vaterlandsliebe usw. In Troosts Def. fehlt nämlich das Einsetzen der eignen Persönlichkeit für andre, die doch erst die höchste Tugend und Sittlichkeit bedingt. Gegen den menschlichen Ursprung der θέμιστες führt Verf. selbst I 97 als Instanz an, ohne sie zu berücksichtigen. δίκη faßt er als öffentliche Meinung, Volkssitte. — Die Tugend steht im geraden Verhältnis zur Einsicht des Menschen. φρένες ursprünglich körperlich, bezeichnet doch die höhere Intelligenz, d. h. Rücksicht auf den Nächsten, θυμός und μένος ein niedres Begehren. Zu II. Als Triebfedern des sittlichen Handelns werden äußere Mittel, Nemesis, Tisis, Furcht vor Rachedämonen (Erinnyen), der Ruhm bei Mit- und Nachwelt aufgezählt. Als innere Triebfeder legt er das Gewissen dar in mindestens einer Stelle ξ 406, Scham und Reue, Lust und Unlust. In beiden Teilen ist doch manches Bemerkenswerte.

F. J. Engel, Zum Rechte der Schutzflehenden bei Homer. Progr. Passau 1899.

Die ganze Abhandlung dreht sich um das Piratenabenteuer ξ 199. Die Kreter haben danach einen räuberischen Einfall in Ägypten gemacht, Weiber und Kinder fortgeschleppt, Äcker verwüstet, Männer getötet. Dann aber werden sie angegriffen und vernichtet. Der Führer aber besitzt die Unverfrorenheit, den König des Landes um Gnade zu bitten. Und der nimmt ihn in seinen Schutz, Διὸς δ' ὠπάζετο μῆνιν ξεινίου. Autenrieth in der h. Theol.[3] 272 hat hier von einer Verpflichtung zum Schutze gesprochen, die beginne, sobald der Bittende die Knie des Königs berührt habe, also damit ein Schutzrecht konstruiert, das denn auch in π 421 ff (Eupeithes) walten soll. Diesen Grundgedanken Autenrieths hat Verf. aufgenommen und genauer zu präzisieren gesucht. Nach ihm tritt die Verpflichtung zum Schutz erst ein mit irgend einer Tat der Hilfesuchenden, einer Art Überrumpelung

(S. 35). Die Verpflichtung ist aber nicht mehr vorhanden, sobald der andre Teil eine feindliche Handlung hat vorhergehen lassen (p. 27). Das ist ein ganz spitzfindiger Unterschied, der in die homerischen Gedichte erst mit vieler Arbeit hineingeheimnißt werden muß. Ich sehe die Sache wesentlich anders an. Die Religion hat eine Schutzpflicht des ἱκέτης ausgebildet. Diese aber hängt am Hause, genauer am Herde. Eine Anzahl Beispiele der Ilias zeigen, daß auch der Mörder nicht vergebens den Schutz des Hauses anruft. Um diesen Schutz zu finden, setzt sich Odysseus in die Asche des Herdes. Darum findet auch Eupeithes (π 421 ff.) Schutz, als er in das Haus des Odysseus flüchtet. Man vergleiche noch die schöne Erzählung von Themistokles beim Molosserkönige. Wenn der Kreter auf dem Wagen des Königs Schutz findet, so ist damit der Wagen für ihn in ähnlicher Weise eine Freistatt, wie sonst der Herd des Hauses. Nachdem er den Odysseus auf den Wagen genommen, betrachtet er ihn als Gast, der unter dem Schutze des Zeus ξείνιος steht. Gerade die Erwähnung des Zeus Xenios zeigt, daß von einer andern Auffassung hier keine Rede sein kann.

Es fragt sich, wie weit der Schutz reicht. Von vornherein ist klar, daß es im Kriege ein Schutzrecht überhaupt nicht geben kann. Nach dem Verfasser würde der sonderbare Fall eintreten können, daß der Feind dem Gegner den grössten Schaden tun, dann aber, in Gefahr geraten, durch irgend eine Überrumpelung sich Schutz und womöglich noch gastliche Bewirtung sichern könnte. Im Kriege gibt es keine ἱκέται. Nur das kann das Scholion B zu Φ 75 sagen wollen. Auch Lykaon kann sich darauf nicht berufen: wenn er es dennoch versucht, Schonung zu erlangen, weil er das Brot des Odysseus gegessen hat, so sagt er wohlweislich: ἀντί τοί εἰμ᾽ ἱκέταο. Auch aus dieser Stelle geht hervor, daß man den Schutz als ἱκέτης durch die gastliche Bewirtung, also am Herd des Hauses erwirbt.

Wäre Lykaon nach der Schlacht bittend in das Zelt des Achill gekommen, so würde er wie Priamos auf Schonung haben rechnen können. Das Schutzrecht ist ein Teil des Gastrechts, das unter Umständen auch dem Feinde gewährt wird. Daher der Gebrauch, erst den Gast zu bewirten, ehe man ihn nach Nam' und Art fragt. Die Menschlichkeit bricht sich bei dem Griechenvolke überall Bahn. Hätte Verf. seine Beispiele daraufhin angesehen, so würde er bemerkt haben, daß das Versagen der Bitte um Schonung überall motiviert wird. So Z 58, so Φ 100, so χ 64. Die Parallele aus dem Beduinenleben, die Verf. gleich zu Anfang hätte bringen sollen, spricht nicht für ihn, sondern für mich. Dem Feinde steht der Schutz des Hauses nicht zu (S. 40). Doch kann er gewährt werden in ähnlicher Art, wie ihn der Ägypterkönig gewährt (S. 39). Die Gewährung oder Ver-

sagung bleibt eine Sache des religiösen Gefühls oder der Gemütsveranlagung.

Sehr seltsam ist der letzte Teil der Schrift „Geographisch-historischer Untergrund“. Verf. ist der Meinung, daß die Episode ξ 199 ff. zweifellos aus dem Leben gegriffen sei (S. 71). Er vergleicht schol. Harl. zu ξ 278. Der dort genannte Sethos ist nach Mallet Ramses II, nach Lauth vielmehr Setinecht. Das ist dem Verf. zu hoch (p. 60). Er setzt die Telemachie mit Christ nach 750 an, und zu diesem Zeitpunkt paßt ihm die Piraten-Episode. Der Dichter hat sie möglicherweise selber mitgemacht (S. 63). So hätten wir nach dem Militärarzt Homer nun auch noch einen Seeräuber Homer! Indessen erscheint es bei reiflicher Überlegung dem Verf. wahrscheinlicher, daß die realen Vorgänge des Piratenabenteuers von der homerischen Zeit zu trennen und in die mykenische hinaufzurücken sind. Denn in der Zeit vor 750 war Ägypten den Griechen verschlossen, aus der mykenischen Zeit aber haben wir die Nachricht von den räuberischen Akaivasch (S. 66). Das können Kreter gewesen sein, Griechen. Da sind wir denn glücklich wieder bei Mallet angekommen.

F. J. Engel, Vom Begriff ἱκέτης bei Homer. Blätter für das bayerische Gymn.-Wesen 36 (1900) S. 513—524.

Ein Nachtrag oder, wenn man will, eine teilweise Palinodie der vorangehenden Schrift. Verf. sucht zwar Cauer (Wochenschr. für klass. Phil. B. 17 [1900] Sp. 7) gegenüber seine Theorie zu retten. Dieselbe gipfelt in dem Satze (S. 517): ohne Anspruch auf Erhörung wagt sich auch der Hilfsbedürftigste nie ἱκέτης zu nennen; wer sich aber wirklich diesen Namen beilegt, nicht bloß vergleichsweise, will damit immer „ein Anrecht auf Schutz und Gastfreundschaft begründen.“ Verf. bemüht sich noch einmal zu beweisen, daß der ägyptische König den Piraten (ξ 280) schützen mußte, aber umsonst. Er mußte es nicht, nachdem er es einmal getan hatte — aus Mitleid oder Überrumpelung — erfüllte er allerdings eine Pflicht, wenn er ihn auch vor den übrigen schützte. Wenn Verf. am Schlusse (S. 523) des Schol. A zu π 422 preisgibt, so war das gar nicht einmal nötig. Richtiger wäre es gewesen, die Freiwilligkeit der Annahme in gewissen Lebenslagen zuzulassen, vor allen Dingen aber nicht von der Person, sondern vom Hause auszugehen.

IV. Tod und Begräbnis.

W. Helbig, Zu den homerischen Bestattungsgebräuchen. Sitzungsber. der Münchener Akademie 1900 S. 199—279.

Die homerischen Bestattungsgebräuche bilden in Helbigs Buch „Das hom. Epos aus den Denkmälern erläutert“ eine nebensächlich behandelte Partie. Im Anschluß an Schliemanns Mykenä werden unzweifelhafte Anklänge an die in der mykenischen Periode allein übliche Sitte des Begrabens bei Homer aufgezeigt, während Homer sonst nur das Verbrennen kennt. Diese Beschränkung lag offenbar in der Mangelhaftigkeit des archäologischen Materials vor 15 Jahren. Seitdem hat namentlich der Boden Attikas ungeahnte Aufschlüsse gegeben, so daß wir die Bestattungsweise bis in die hell-historische Zeit hinein verfolgen können. Es hat sich dabei herausgestellt, daß die ältesten attischen Gräber sog. Brandgräber sind (S. 199), da es auch dort eine mykenische Periode des Begrabens gibt (S. 200), daß aber dann das Begraben allmählich dem Verbrennen weicht. Die mykenischen Gräber werden mit reichen Beigaben ausgestattet, die Leichen zum Teil einbalsamiert (S. 200. 219). Noch im 6. Jahrhundert begräbt man allgemein in Klazomenä (S. 238), teilweise in Velonideza (266) in Attika. Es folgen der mykenischen Periode die Ostotheken frühgeometrischen Stils (S. 271), die Brandgräber in Assarlik (S. 207) die Dipylonperiode (S. 276 ff.) bis zu den Funden von Vurva (S. 263) und Velonideza (S. 267) (6. Jahrhdt.). In dieser langen Zeit zeigen die eigentlichen Brandgräber allerlei Beigaben, diejenigen aber, deren Brandstätte außerhalb des Grabes war, zeigen keinerlei Spuren von Beigaben. Das ist das Problem, das Helbigs Scharfsinn zu der vorliegenden Arbeit anregte, das er daher auch klar und rund von vornherein hätte hinstellen sollen, während man sich jetzt durch den sehr verworrenen Gang der Untersuchung mühsam durcharbeiten muß, wie wohl schon die obige Zusammenstellung zeigt.

Verf. glaubt die Lösung desselben im Homer zu finden. Er geht von Rohdes Bemerkung aus, daß nach dem Glauben der kleinasiatischen Griechen mit der Verbrennung die Seele ein für allemal in den Schatten gebannt bleibe, während beim Begraben eine Rückkehr der Seele in die alte Hülle möglich sei. Ich halte diese Ansicht Rohdes, d. h. den Grund seines ganzen Buches, für verfehlt und wundere mich, daß Helbig auf dieselbe ein solches Gebäude aufrichten mochte, zumal er selbst der Ansicht ist, daß die Griechen, als sie in das Gebiet des Mittelmeeres einwanderten, ihre Toten verbrannten. Also auf das Verbrennen, nicht auf das Begraben soll man Hypothesen über griechische Religionsanschauungen aufbauen. In seiner Abhandlung sur la question mycénienne kämpft Helbig eifrig und erfolgreich für fremden Ursprung der mykenischen Kultur; warum soll da das Begraben ausgeschlossen sein? Ägypten, Babylon (S. 222) mögen auch die Heimat dieses Gebrauches sein. Freilich begruben die Griechen noch bis ins 6. Jahrhdt.,

ja noch später, aber das ist doch wohl der Überrest einer Sitte, die sich bei den Herrengeschlechtern Griechenlands während der mykenischen Zeit eingebürgert hatte.

Ich bestreite daher mit aller Bestimmtheit, daß die Griechen jemals des Glaubens gewesen sind, daß verbrannte Tote keiner weiteren rücksichtsvollen Ehrung bedurften, d. h. daß es jemals eine Zeit ohne Totenkultus gegeben hat. Verf. nimmt selbst die Zeit vom Tode bis zur Verbrennung aus (S. 205). Ferner zeigen die Brandgräber in Assarlik (S. 207), die Ostotheken bei Athen (S. 271) wertvolle Beigaben; das sollen dann unlogische Inkonsequenzen aus der (ungriechischen) Periode des Begrabens sein. Auch die jahrhundertelang geübten Totenopfer in Menidi, bei verbrannten Leichen in Marathon (S. 249), in Vurva (S. 265) sprechen durchaus gegen Helbigs Ansicht.

Endlich Homer läßt ihn vollends im Stich. Gewiß, bei Homer werden die Toten nur verbrannt. Auch Beigaben von Rüstungen und Trinkgefäßen finden sich weder in Ψ bei Patroklos' noch in Ω bei Hektors Bestattung erwähnt, ebensowenig bei der des Achilleus (ω 80). Aber sind sie deshalb nicht dagewesen? Das ist doch sehr fraglich. Achill verspricht (Ω 596) dem Patroklos einen Anteil an dem Lösungspreis für Hektors Leiche. Das soll dann freilich wieder ein Rückschlag alter Sitte (S. 239 ff.) aus der Zeit des Begrabens sein. Im übrigen rühre das Buch Ω von einem ionischen Dichter her, der nur das Verbrennen kenne, dagegen das Buch Ψ von einem äolischen Dichter, der noch allerlei Altertümliches bewahrt habe, dem die Feuerbestattung noch etwas Neues war. Er habe jedenfalls Patroklos wirklich als Geist dargestellt, die Verse 99—107, in der er nur εἴδωλον ist, seien also von dem ionischen Bearbeiter. So wird mit unendlicher Mühe jede Gegeninstanz beseitigt. Leider aber wirken sie für den, der sie alle zusammen erwägt, nicht zugunsten der Helbigschen Hypothese.

Außerdem ist ein Loch in Helbigs Beweisführung. Er hat uns nicht erklärt, warum einzelne Brandgräber Beigaben haben, andere nicht (S. 260 und 275). Die Erklärung anderer, daß es sich um Arme handelt, wenn Beigaben fehlen (S. 268), läßt er nicht gelten; die Möglichkeit, daß Sklaven ohne Beigaben bestattet sein könnten, gibt er zu (276), verspricht aber noch eine eingehende Untersuchung (268). Für diese gebe ich, was Homer anbelangt, noch folgendes zur Erwägung. Andromaches Vater wird (Z 414) durch Achills Großmut Bestattung in der Rüstung zuteil. Dasselbe wünscht sich Elpenor λ 66 f. Wenn nun Hektor, Patroklos und Sarpedon (Π 663) ohne Rüstung begraben werden, so darf man daraus nicht ohne weiteres auf irgend einen altertümlichen Brauch schließen: Allen dreien sind die Rüstungen beim Tode vom Feinde abgezogen. Das hat Helbig

unberücksichtigt gelassen. Es ist doch wohl selbstverständlich, daß einem toten Helden seine Rüstung mitgegeben wird, wenn er sie hat. Wozu sollen ihm Beigaben fremder Waffenstücke dienen?

Ferner. Die Beigabe von Krügen mit Honig und Fett für Patroklos erklärt Helbig (S. 223 f.) nur sehr mangelhaft. Der Honig soll kein Nahrungsmittel, sondern ein Leichenpräservativmittel sein, das Fett aber Mittel zur Beschleunigung der Verbrennung. Ich kann nicht glauben, daß man dem Toten Krüge voll Honig (zur Selbstmumifizierung?) mitgab und finde immer noch die Meinung, daß es als Genußmittel dienen solle, als die wahrscheinlichste.

Im ganzen befürchte ich, daß es Helbig bei einer späteren Arbeit über den Gegenstand ebenso gehen wird wie mit seiner Darstellung der Waffen nach Studniczka.

A. Engelbrecht, Studie über homerische Bestattungsscenen. Festschrift für Gomperz. Wien 1902 S. 150—155.

Angeregt durch die Abhandlung W. Helbigs gibt A. Engelbrecht einige nicht gerade bedeutende, immerhin aber erwähnenswerte Nachträge. 1. In Σ 352 werde gerade eine Einhüllung zum Zweck der Verbrennung bezeichnet, nicht zur Mumifizierung. Verf. weist auf Ψ 168 f hin. In der Sache gebe ich Engelbrecht recht, die Parallelstelle ist aber nicht gerade zwingend. 2. Das Verbrennen mit der Rüstung Ζ 416 und μ 13 erklärt Verf. als Zeichen eines besonderen Seelenglaubens, der weiter nicht zu verwundern sei, da auch sonst die betreffenden Partien (Ζ und die erste Nekyia) eine Sonderstellung einnähmen. Ich ziehe mir dagegen doch meine Erklärung vor (s. oben) 3. Daß die Troer Ω 784 neun Tage zum Holzheranschaffen brauchen, erklärt Verf. als ein Mißverständnis des Verfassers der Stelle. Nicht zum Holzheranschaffen, sondern zur πρόθεσις nebst Totenklage brauche man die neun Tage. Es sei auch noch ein anderer Widerspruch da, Ω 802 geschehe das περίδειπνον nach dem Begräbnis, 665 dagegen vor der Beisetzung. Engelbrecht bringt hier durchaus nichts Neues vor. Düntzer hat bereits 662 f. streichen wollen. Man sehe aber darüber Peppmüller Komm. zu Ilios Ω S. 311 ff. Peppmüller bemerkt sehr richtig, daß es sich hier um zwei verschiedene Mahlzeiten handle, von denen bei der Ausführung nur eine erwähnt werde. Dasselbe ist aber auch mit dem Holzholen der Fall. Neun Tage wird die Leiche ausgestellt und beklagt und daneben das Holz geholt zum Scheiterhaufen. Nur das letztere wird bei der Ausführung erwähnt.

XIII. **Die Heldensage.**

R. Wagner, der Entwickelungsgang der griech. Heldensage. Progr. Dresden 1896.

Hierher gehört der erste Abschnitt: Homer und Hesiod, dieser immerhin bemerkenswerten Abhandlung. Danach geht durch die Sage der Ilias ein geschichtlicher Zug, der Dichter durfte nicht schrankenlos seiner Erfindung die Zügel schießen lassen, er mußte sich im Einklange mit den Anschauungen seiner Zeit halten.

In der Odyssee beruhen die Ereignisse in Ithaka auf Lokalsagen, auch die Abenteuer auf dem Meere sind nicht freie Erfindung, sondern Schiffersagen aus phönikischer, italischer oder griechischer Quelle.

Becker, Die Vorgeschichte zur Haupthandlung der Ilias. Progr. Neu-Strelitz 1898. Forts. Ebda. 1902.

Eine sehr nützliche und zuverlässige Zusammenstellung, gemacht, um gegenüber der in Schwabs schönsten Sagen des kl. Altertums eingeführten Vorgeschichte, aus Homer selbst die Vorgeschichte oder, wie man vielleicht besser sagen würde, die Vorfabel der Ilias zu zeigen. Wenn Verfasser am Schluß unternimmt, die Auslassungen Homers zu motivieren, so wäre das wohl besser unterblieben, da hierzu eine eigene Abhandlung nötig ist.

E. Bethe, Homer und die Heldensage. Die Sage vom trojanischen Kriege. Neue Jahrbb. 1901 S. 657—676.

Der Inhalt der Abhandlung ist den Teilnehmern an der Straßburger Philologen-Versammlung bereits bekannt. Verf. geht der Frage, was an der troischen Sage Wahrheit, was Dichtung sei, gründlicher auf den Leib, als es sonst wohl geschieht. Nach dem Vorgange Ottr. Müllers verfolgt er die geographischen Spuren der Heldensage und sucht sich durch Ausscheiden des Unwichtigen und Zusammenschließen des Örtlichnahen in dem Labyrinth zurechtzufinden. Doch fürchte ich, daß seine Ausführungen keinen allgemeinen Beifall finden werden. Sein Hauptgrundsatz ist, daß die Helden, in eine neue Heimat gebracht, dort differenziert worden sind. So wird der Argiver Diomedes in Abdera zum Menschenmörder! Als wenn es nicht natürlicher wäre, daß der Zufall zwei verschiedenen Personen denselben Namen gegeben. Cf. Friedländer: Zwei hom. Wörterverzeichnisse. Wenn Verf. dann im folgenden, diesem Vorspiel entsprechend, zwei Sagenkreise konstruiert, den äolischen, um Achill, der aber aus Thessalien stammt, und den lakedämonischen, die sich beide in Lesbos vereinigt hätten, so ist das nicht neu. Cf. Meyers Gesch. des Altertums. Neu ist nur, daß Menelaus in der Menis des Achill fremd ist, daß Hektor und Paris Dubletten sind, obwohl schon Dümmler an eine Ilias ohne Hektor gedacht hat.

Die Abhandlung läuft also schließlich in eine höhere Kritik der hom. Ilias aus. Nachdem Digamma, Wagen, Schilde etc. haben her-

halten müssen, warum nicht auch die geographischen Beziehungen? Ich finde das ganze Gebäude zwar sehr künstlich, aber trotzdem sehr luftig konstruiert. Eine der allerwichtigsten Fragen, wenn es sich um geogr. Beziehungen handelt, die Pelasgerfrage, hat sich Verf. entgehen lassen. Wie kommt es, daß die Pelasger, die in Thessalien heimisch sind, zu den Bundesgenossen der Troer gehören?

XIV. Vortrag, Würdigung der Gedichte. Abbildungen.

H. Magnus, Die antiken Büsten des Homer. Eine augenärztlich-ästhetische Studie. Breslau 1896.[1])

Der in der medizinischen Welt wohlbekannte Verf. hat 1876 das Auge in seinen ästhetischen und kulturhistorischen Beziehungen, 1893 die Darstellung des Auges in der antiken Plastik behandelt und kommt in der vorliegenden Schrift nun zu einer Spezialstudie über die antiken Homerbüsten. In sorgfältiger Weise werden die dem Verf. bekannten Büsten aufgezählt, der einheitliche Typus in ihnen hervorgehoben (insbesondere der verkleinerte Glaskörper, die herabgezogenen Augenbrauen), und auf die verschiedene Haltung des Kopfes (geradeaus — emporgewandt), hingewiesen. Dann werden die verschiedenen Arten der Blindheit besprochen und überzeugend dargetan, daß die Homerbüsten in der Verkleinerung des Augapfels und der herabgezogenen Brauen auf eine Erkrankung der Hornhaut, resp. der vorderen Augapfelhälfte deuten, daß aber die erhobene Haltung des Kopfes dazu nicht passe, sondern durch inneres geistiges Leben veranlaßt worden sei. Ob Homer, d. h. das Urmodell aller unserer Homerbüsten, blind geboren oder später blind geworden sei, lasse sich ärztlich nicht entscheiden. Der Dichter der hom. Gesänge aber könne nach den lebendigen Schilderungen seiner Gedichte nicht blind geboren sein. Die Arbeit erwirbt sich schon durch diese ruhigen, eleganten Darlegungen ein nicht geringes Verdienst. Verf. hat sich aber durch die Identifizierung der in seinem Buche abgebildeten vorzüglichen Büste der galeria Doria Pamphili, ein bleibendes Andenken gesichert.

E. Gillieron, Galvanoplastische Nachbildungen mykenischer Altertümer. Hergestellt und zu beziehen von der galvanoplastischen Kunstanstalt Geislingen-Steige (Württemberg).

Zuerst hat Belger in der Berl. phil. Wochenschrift auf diese Nachbildungen aufmerksam gemacht, die, auf Grund genauer Ab-

[1]) Vgl. Cauer Bd. CXII S. 5. Bernoulli, Die Bildnisse des Homer. Arch. Jahrb. 1896, S. 160—167.

formungen galvanoplastisch hergestellt, die Formen ebenso treu wiedergeben, wie Farbe und Glanz der Metalle. Die Werke sind dabei nicht in ihrem augenblicklichen Zustande, verbogen, zerdrückt und zum Teil auch zerbrochen gelassen, sondern wieder in die ehemalige Form gebracht, die sich überall mit Sicherheit erkennen läßt. Sie sind auf diese Weise zu einem hervorragenden Anschauungs- und Bildungsmittel geworden, von dem sich jede höhere Lehranstalt das eine oder das andere Stück leisten sollte. Der Preis ist ja allerdings ziemlich hoch. Die köstlichen Vaphio-Becher je 75 Mark, der sogenannte Nestor-Becher 60 Mark, der bekannte Dolch mit Löwenjagd und Gazellen 100 Mark. Vielleicht lassen sich, in Aussicht auf größeren Absatz, die Preise auch niedriger stellen, was ich Herrn Gillieron zu bedenken geben möchte.

J. Tolkiehn, de Homeri auctoritate in cotidiana Romanorum vita. 23. Supplementband der Neuen Jahrbb. S. 223—289.

„Homers Autorität im Leben der Römer.“ Das ist ein ganz interessantes Thema, doch stelle ich mir die Ausführung ganz anders vor, als sie der Verf. versucht hat. Der Verfasser spricht von der Behandlung der homerischen Gedichte, a) in den Elementarschulen, b) in den Rhetorenschulen. Was dabei vorgebracht wird, ist keineswegs neu. Es folgt dann der eigentliche Hauptteil: Zitate Homers a) im Munde der Römer, b) im Munde der Griechen bei Römern. Das meiste aus diesem Kapitel stammt aus Teufer de Homero in apophthegmatis usurpato, Lips. 1890. Kap. IV enthält die sprichwörtlich gebrauchten Homerverse hauptsächlich nach A. Otto (Die Sprichwörter der Römer, Leipz. 1890) und Szelinski (Nachträge und Ergänzungen zu Otto, Jena 1892). Der Begriff Sprichwort ist dabei sehr weit gefaßt. Als Anhang folgen die sprichwörtlich gebrauchten Personennamen Homers. Fanden sich schon hier Wiederholungen aus IV, so erst recht im nächsten Abschnitt: „Homerzitate in Briefen“. Diese Wiederholungen zeigen am besten, daß die Arbeit nicht richtig angefangen ist. Ganz ablehnen muß ich in Abschnitt VI das auf Plutarch Bezügliche, da ich nicht finden kann, daß Plutarchs Zitate für das Thema irgend welche Bedeutung haben. Auch das Verzeichnis homerischer Namen (VII) lohnt die darauf verwandte große Mühe nicht. Es handelt sich doch meist nur um Freigelassene, die von den Namen der vornehmen Römer wie der Aurelii streng zu scheiden gewesen wären. Verf. beweist im Grunde nur das, was man schon längst wußte, daß Homer in den Schulen der Römer Eingang gefunden hat und infolgedessen auch zitiert und angewandt worden ist. Die Hauptsache aber ist er uns schuldig geblieben.

L. Adam, Homer, der Erzieher der Griechen. Paderborn 1897.

Ein kurioses Buch. Lauer hat in seiner Geschichte der epischen

Poesie in geordneter und eingehender Weise nachgewiesen, welche mächtige Wirkung die homerischen Gedichte auf den Unterricht, den geselligen Verkehr, die Religion, die Moral, das öffentliche Leben, die Poesie, die Beredsamkeit, die bildende Kunst, die Wissenschaften Griechenlands ausgeübt haben. Bernhardy in seiner L. Gesch. II I² (1877) gibt eine gedrängte Übersicht, wünscht aber eine neue „bündige" Behandlung dieses wichtigen Themas. Liegt diese in dem Adamschen Buche vor?

Nein. So hohes Ziel hat sich Adam nicht gesteckt. Er will nur einen Beitrag zur Einführung in das Verständnis des erziehlichen Wertes der homerischen Gedichte geben. Das würde ich mir so denken, daß man den Inhalt der homerischen Gedichte unter bestimmten Gesichtspunkten, Erziehung zur Religion, zur Sittlichkeit, zur Kunst, zur Vaterlandsliebe, zur Entwickelung des Forschungstriebes usw. gäbe. Das müßte dann natürlich geschehen unter Benutzung der Alten, die gerade auf diesen Punkt viel Mühe und Fleiß verwandt haben. Das wäre dann zwar keine hoch wissenschaftliche aber doch eine recht nützliche Arbeit, die man gern entgegennehmen würde, schon weil gerade dabei die Arbeit der Scholiasten auch dem Nichtphilologen, also sagen wir einem Primaner, klar würde. Es wäre alte Schulmeisterweisheit über Homer.

Adam bietet auch das nicht. In der Einleitung S. 1—40 finden wir ein buntes Durcheinander von Urteilen alter Schriftsteller über den Einfluß Homers, die weder vollständig, noch chronologisch geordnet sind. Es folgt dann eine Inhaltsangabe der Odyssee und der Ilias, welche beide nach dem Verf. die gleiche Tendenz haben, nämlich das Walten göttlicher Gerechtigkeit oder von Schuld und Sühne nachzuweisen. In der Ilias ist der Versuch völlig mißglückt. Weiterhin folgt in Kap. 7 eine Nachweisung über die Erziehung Junggriechenlands nach den Anschauungen des Athenäus, Dio Chrysostomus und Plutarch, und in Kap. 8 die Erziehung Junggriechenlands nach den Scholien und Eustathios. Das soll aber heißen: eine Nachweisung, wie Athenäus und die anderen Genannten die homerischen Gedichte für moralische Lehren benutzt haben. Davon ist nur der allerletzte Teil (Schol. Eustath) einigermaßen eingehend und geordnet ausgeführt, er allein verrät eigene Arbeit. Alles übrige sind ganz oberflächliche Exzerpte, ohne allen Wert. Die Zitate nachzuschlagen, macht unendliche Arbeit, da sie oft genug falsch sind. Hauptquelle für den Verf. war Limbourg-Brouwer, histoire de la civilisation morale et religieuse des Grecs. t. V.

P. Cauer, Homer als Charakteristiker. N. Jahrbb. 1900 S. 597—610.

Der Aufsatz ist die genaue Ausführung eines Vortrags, den Verf. auf einer Versammlung rheinischer Schulmänner gehalten hat. Was er bietet, ist nicht neu; denn er bewegt sich in den Bahnen Kammers. Aber trotzdem ist der Aufsatz lesenswert. Es kann leider nicht oft genug gesagt werden, daß wir in den homerischen Gedichten nicht bloß Sprachdenkmale, sondern vor allen Dingen Kunstwerke höchsten Ranges besitzen, auch in ihrem gegenwärtigen Zusammenhang. Cauer hat erst kürzlich (Einleitung zur Ilias-Ausg.) bekannt, „wie sehr es ihn überrascht hat, soviel an durchdachter Anlage und planmäßigem Aufbau in der Ilias zu finden.“ Noch mehr ist dies in der Odyssee der Fall. Welche Sorgfalt wendet der Dichter nicht von Anfang an auf, um den Mord der Freier gerecht und verdient erscheinen zu lassen. Im einzelnen ist der Verf. öfters zu feinhörig. So kann ich nicht finden, daß Ktesippos υ 288 als Protz oder Parvenu charakterisiert wird. Ebensowenig glaube ich, daß aus ο 78 f. irgend welche Kunst der Charakteristik abgeleitet werden kann. Man vergl. Faesi z. St.

Im großen und ganzen aber unterschreibe ich den Vortrag.

P. Welzel, Betrachtungen über Homers Odyssee als Kunstwerk. Progr. Breslau, Matthias G., 1901.

Eine feinsinnige Besprechung des Inhalts der ersten 7 Bücher der Odyssee mit dem Zwecke, das Epos als ein wohlgeordnetes Kunstwerk darzulegen. Es wird anerkannt, daß fremde Einschiebungen in dem Gedichte vorhanden sind, namentlich im 4. Buche, das sich schon durch seine Länge auszeichne, aber eine Ausscheidung wird nicht versucht. Dem Verf. gliedert sich die Odyssee harmonisch in 2 Teile. A. Buch I—XII (Odysseus in der Fremde), B. Buch XIII—XXIV (Odysseus in der Heimat). Jeder Teil zerfällt in 3 × 4 Bücher. A 1 die Telemachie (I—IV), A 2 Odysseus' Reise zu den Phäaken (V—VIII), A 3 Odysseus' Erzählung seiner Abenteuer (IX—XII). B 1. Odysseus' Heimkehr und Plan zur Reise (XIII—XVI), B 2, Vorbereitungen zur Reise (XVII—XX), B 3 Rache und Sühne (XXI—XXIV).

A. Römer, Homerische Gestalten und Gestaltungen. S. A. aus der Festschrift der Univ. Erlangen zum 80. Geburtstage Sr. Kgl. Hoheit des Prinz-Regenten. Leipzig 1901.

Römer will uns in die Werkstatt Homers führen. Er findet den dichterischen Genius (φύσις) in Stellen wie ζ 110 ff., χ 5 ff., desgleichen in der einheitlichen Konzeption beider Gedichte, ebenso in der Charakteristik wie ξ 29 ff. und A 296 ff. Es folgen jetzt „Gestaltungen“ im Einzelliede. Vortrefflich wird die Beschreibung des Scepters A 233 motiviert mit der Rücksicht auf den Vortrag. Der Rest der Schrift

will nachweisen, daß Homer im Interesse der Komposition sich über kleine Bedenken hinwegsetzt. Hierbei hat der Verf. wenig Glück. So bei Besprechung von A 53 ff. Die Berufung des Heeres ist nicht Prärogative Agamemnons, man vgl. nur schol. Townl. zu A 54. Außerdem wird ja die Einberufung durch einen Rat der Hera motiviert. Ein solches Motivieren kann man doch nicht „Sichhinwegsetzen über kleine Bedenken" nennen. Ich finde gerade im Kyklopenabenteuer eine Kunst der Motivierung, wie sie sonst im ganzen Homer sich nicht wieder zeigt. Auch aus der Bemerkung ξ 329 und τ 299 (ἢ ἀμφαδὸν ἦε κρυφηδόν) sehe ich das Bemühen, die Freunde des Odysseus zu ermutigen, ohne zu deutlich zu werden. Wozu da noch die Annahme einer anderen Odyssee, mit der gerade genug Unfug getrieben worden ist? Anhangsweise werden dann Beiträge zur homerischen Frage aus dem Altertum besprochen, ohne gründlich auf die Sache einzugehen. Daß Aristarch das K zwar für homerisch, aber nicht zur Ilias gehörig betrachtet hat, sollte man nach Ludwich, Die homerische Textkritik II 394 nicht mehr so schlankweg behaupten. In einem 2. Anhang streicht dann Römer A 366—392 als unhomerisch von seiten der Konzeption. Dann wird noch darauf hingewiesen, daß A 55 Heras Einführung recht kurzsichtig ist, aber der Dichter brauchte keine kritische Prüfung zu erwarten. Schließlich werden recht ansprechend die Worte A 528 ff. als Brennpunkt der ganzen Ilias bezeichnet. Man sieht: Anregungen in Menge, aber wenig Ausgereiftes auf den 20 Seiten.

Bericht über die Xenophon betreffenden Schriften aus den Jahren 1899—1902.

Von

Ernst Richter
in Berlin.

Über die Grundsätze, nach denen der vorliegende Bericht angefertigt ist, vgl. die einleitenden Bemerkungen zu meinem vorhergehenden Bericht im 100. Band (1899) dieser Jahrbb. Namentlich bitte ich zu beachten, was dort über die ausländischen und über die lediglich Schulzwecken dienenden Arbeiten gesagt ist. Auch die größeren darstellenden Werke besonders aus dem Bereich der Geschichte (Jul. Beloch, Griechische Geschichte, Straßburg, Bd. 2 1897, Ed. Meyer,*) Geschichte des Altertums Bd. IV 1901 u. ä.), in denen naturgemäß auch über Xenophons Leben und Schriften mehr oder weniger ausführlich gehandelt wird, sind, als für unsere Zwecke nicht in Betracht kommend, unberücksichtigt geblieben.

Anderweitige zusammenhängende Berichte über die xenophontische Literatur sind mir nicht bekannt geworden. Doch findet man eine Anzahl hierhergehöriger Werke zusammengestellt und beurteilt in den einzelnen Bänden des Archivs für Gesch. der Philosophie, wo bis 1900 Ed. Zeller, von 1901 an O. Apelt, von 1902 H. Gomperz die deutsche Literatur über die sokratische, platonische und aristotelische Philosophie aus diesen Jahren bespricht. Besonders beachtenswert erscheinen hier Zellers ausführliche Kritiken von Hirzel, Dialog etc. 1898, Bruns, liter. Porträt 1899 und Pfleiderer, Sokrates und Plato 1900. —

Mein Bestreben ist es gewesen, möglichst vollständig zu sein. Wenn trotzdem eine oder die andere Abhandlung übersehen sein sollte, so wird man das begreifen und entschuldigen. So habe ich im vorigen

---

*) Doch möchte ich inkonsequenterweise an dieser Stelle wenigstens die Bemerkung nicht unterdrücken, daß mir Meyers Ansichten über die Memorab. (pag. 438 f.) irrig erscheinen.

Bericht einige Abhandlungen übersehen, ich trage sie jetzt an ihren betr. Stellen nach. Vor allem aber wolle man berücksichtigen, daß es sich hier lediglich um solche Arbeiten handelt, durch welche ein Fortschritt in der Wissenschaft von Xenophon, wenn auch noch so geringer Art, herbeigeführt zu sein scheint.

I. Allgemeines. Leben und Schriften.

Friedr. Klett, Zu Xenophons Leben. Gymn.-Progr. Schwerin 1900.

Mit den meisten Neueren, die er übrigens nicht alle zu kennen scheint, setzt K., gestützt hauptsächlich auf die bekannten Stellen der Anabasis, das Geburtsjahr Xenophons in 430. Und zwar glaubt er aus den Worten ποίαν ἡλικίαν ἐμαυτῷ ἐλθεῖν ἀναμένω folgern zu müssen, daß Xen. zur Zeit als er dieses schrieb, eben dicht vor der Vollendung des 30. Lebensjahres stand, das nach Memor. A 2, 35 die volle ἡλικία bedinge; sonst wäre es eben töricht, „zu warten“. „Ich darf nicht lange warten, die kurze Spanne Zeit, die mir noch fehlt, ist bei unserer jetzigen Gefahr kein Hindernis.“ — Die vielfach angezweifelte Notiz bei Philostratus vit. soph. I 12, Xen. sei erst in Böotien gefangen gewesen und habe nach Stellung eines Bürgen dort den Prodikos gehört, hält K. für glaubwürdig und meint nun, nach Vorgang von Krüger, dies Ereignis sei eingetreten, als er zum erstenmal als Neunzehnjähriger Kriegsdienste tat und zur Besatzung von Oropos gehörte. Diese wurde (nach Thucyd. 8, 60) 412 von den Böotiern überrumpelt, und Xen. kam so mit andern Athenern in die Gefangenschaft nach Theben. Hier mag er dann den Proxenos kennen gelernt und mit ihm Freundschaft geschlossen haben. Der vertrauliche Ton des Einladungsbriefes des Prox. zeigt, daß schon seit längerer Zeit enge Freundschaft beide verbunden habe; in ihrer Kindheit sei aber — infolge des Krieges — kaum für sie Gelegenheit gewesen, sich kennen zu lernen. — Des weiteren nimmt K. mit Schwartz an, Xen. habe sich am Feldzug des Thrasyllos (409) beteiligt und sowohl unter den 30 wie unter den 10 Reiterdienste getan. Dagegen weist er die Ansicht von Hartmann und auch von Schwartz, die Xen. für jünger halten, zurück. — Als Datum der Verbannung Xen.s nimmt K. 399 an. Seine Verbindung mit Seuthes hatte offenbar dazu beigetragen, die Verdachtsgründe gegen ihn zu mehren; man hegte den Argwohn, daß er, unvermutet an die Spitze der „Kyreer“ zurückgekehrt, in jenen Küstengegenden selbstsüchtige Zwecke verfolge. — Über die Niederlassung in Skillus urteilt K., daß sich Xen. gleich nach seiner Heimkehr aus Asien und wohl noch im

Jahre 394 dort seine neue Heimstätte gründete; und zwar habe er sein Haus keineswegs von den Spartanern erhalten (die Worte ὑπὸ τῶν Λακεδαιμονίων οἰκισθέντος παρὰ τὴν Ὀλυμπίαν tilgt K. mit Hug, Rehdantz und Vollbrecht als interpoliert), sondern aus eigenen Mitteln sich ein Anwesen erworben. Später wurde er, der Bürger von Skillus, von den Spartanern zu ihrem Proxenos gemacht. — Schließlich aus Sk. vertrieben, ließ er sich in Korinth nieder. —

C. Wachsmuth,*) Einleitung in das Studium der alten Geschichte. Leipzig 1895.

W. spricht in diesem Werke auf S. 529 f. über Xenophons Anabasis und Hellenika. Um ein Verständnis dieser Schriften (wie auch seiner übrigen) zu gewinnen, ist es nach W. notwendig, sich seine persönlichen Erlebnisse gegenwärtig zu halten. Daher schickt W. seiner Besprechung eine kurze Übersicht über Xen.s Leben voraus (im wesentlichen nach E. Schwartz, Rh. Mus. 44). — Die Anabasis, nach 369 verfaßt, will nichts anderes sein, als ein Memoirenwerk, das gar nichts weiter beansprucht, als Selbsterlebtes mit allem Detail zu schildern. Es ist offenbar zunächst geschrieben, um die Verdienste des Verf., die in einer andern Monographie, wahrscheinlich der des Sophainetos, übergangen waren, in ein helles Licht zu setzen, ist daher als Tendenzschrift nur mit einem gewissen Mißtrauen zu benutzen. — Größeren Anspruch erheben die Hellenika, die als ein eigentliches Geschichtswerk auftreten. Wenn auch ebenfalls nur mit Vorsicht zu benutzen, so sind sie doch von großer Wichtigkeit, da Xen. die ganze darin geschilderte Zeit miterlebt hat und gerade in der Darstellung von Selbsterlebtem sich durch Frische und Lebendigkeit auszeichnet. Sie zerfallen in die bekannten 3 Teile, sind aber jedenfalls von Xen. selbst als ein zusammenhängendes Ganze veröffentlicht. — Zu einer großen historischen Gesamtanschauung der Entwickelung der Zeit ist Xen. aber nirgends vorgedrungen; im Vordergrund stehen ihm die einzelnen Individuen, zu deren Charakteristik auch in der Hauptsache die eingefügten Reden dienen. —

E. Norden, Die antike Kunstprosa. Leipzig 1898,

bespricht auf S. 101/2 auch die Darstellungsform Xen.s, wenn auch, dem Zweck seines Werkes gemäß (Vorwort p. IX) nur ganz kurz. — Er findet mit Schacht (Bonn 1890) im Gegensatz zu Blaß, daß auch Xen. im Bann der sophistischen Kunstprosa seiner Zeit steht, daß bei Xen. die natürliche Schlichtheit des einzelnen Ausdrucks wie des Satzbaus stark und absichtlich beeinflußt ist durch Anwendung aller Mittel der zeitgenössischen Rhetorik; nur ist bei Xen. die Natur nicht durch die Kunst verdrängt, sondern beide sind bei ihm zu einem harmonischen

*) Nachtrag zum vorigen Bericht, vgl. die Einleitung.

Ganzen verbunden. — Zum Beweis dafür führt N. eine Anzahl von Stellen aus der respubl. Laced. an.

Römpler, Studien über die Darstellung der Persönlichkeit in den Geschichtswerken des Thukydides und Xenophon. Diss. Erlangen 1898.

Diese sehr lesenswerte Abhandlung wendet sich besonders gegen Bruns (liter. Porträt), dessen z. T. recht gesuchte Stilgesetze, nach denen Thuk. und Xen. in ihren Charakteristiken gearbeitet haben sollen, R. als irrig zu erweisen sucht. Nach R. ist Xen. keineswegs in dem Sinne und dem Grade von Thuk. (und Isokrates) abhängig, als Bruns annimmt.

O. Seeck, Die Entwickelung der antiken Geschichtschreibung und andere populäre Schriften. Berlin 1898,

gibt S. 89 f. auch eine kurze Charakteristik der schriftstellerischen Eigenart Xenophons. Stilistisch bringt er ihn in eine gewisse Parallele mit Lysias, Xen. sucht wie dieser die Einfachheit. — In einer Zeit, wo die Memoirenliteratur blühte, ist es Xen.s Verdienst, die Aufzeichnung rein persönlicher Erinnerungen zuerst zur Würde der Geschichtschreibung erhoben zu haben. In der anabasis hat Xen. das höchste Muster der Memoirenliteratur geschaffen, das selbst Cäsar nachahmte, ohne es übertreffen zu können. Die Memorab. gehören schon in das Gebiet der Tendenzgeschichte — Xen. will den Sokrates von den Anklagen reinigen —, und ihr, der Tendenz, dienen auch, mit einziger Ausnahme der anab., alle übrigen Schriften Xen.s mehr oder weniger. Die früheren Historiker hatten alle ohne jeden Hintergedanken geschrieben, bei Xen. tritt ein Umschwung ein, in erster Linie wohl begründet durch die sokratische Philosophie. So weiß Xen. sehr geschickt bald zu verhüllen, bald ins rechte Licht zu setzen, wie es ihm für seine Zwecke gerade paßt usw. S. hält übrigens die Memor. für ein Jugendwerk Xenophons.

Von Arbeiten, die die Sprache resp. die Grammatik der gesamten xenoph. Schriften zum Gegenstand haben, führe ich folgende, z. T. nachträglich, an.

A. Dyroff, Geschichte des Pronomen reflexivum (Beiträge zur historischen Syntax der griech. Sprache, hrsg. v. M. Schanz. III Heft 3/4. Würzburg 1892/3)

behandelt in Heft 4 S. 97 f. Xenophon.

P. Meinhardt, de forma et usu iuramentorum, quae inveniuntur in comicorum Graecorum et Platonis Xenophontis Luciani sermone. Inaug.-Diss. Jena 1892,

handelt über die Form der Eide (Vokativ ὦ Ζεῦ etc., πρός c. gen., νή, ναί, μά c. accus.), über die Götter und Göttinnen, die angerufen werden, über gewisse Regeln, die bei der Anwendung von Eidschwüren beobachtet werden (ob alle — ὦ θεοί — oder nur einzelne — vielfach sind

es drei — Götter, und welche in einzelnen Fällen angerufen werden) über den Schwur bei Tieren und Sachen — νὴ τὸν κύνα, τὴν πλάτανον usw.

J. Jędrzejowski, de anticipationis quae vocatur apud Xenophontem usu. Eos. Leopoli (Lwow) 1900 Bd. VI S. 190 f.

Eine wie es scheint sorgfältige und nützliche, leider schwer zugängliche Zusammenstellung der bei Xen. vorkommenden Fälle von anticipatio (ἐξήγγειλε τοῖς φίλοις τὴν κρίσιν ὡς ἐγένετο u. ä.). Eine Nachprüfung betr. die Vollständigkeit habe ich nicht vornehmen können. — In der Erklärung dieser Darstellungsweise schließt sich Jędr. im allgemeinen an Joh. Classen an. (Beobachtungen über den homerischen Sprachgebrauch. Frankfurt 1867, Anhang S. 189. Über eine hervorstechende Eigentümlichkeit des griechischen Sprachgebrauchs.)

O. Immisch, Die Apologie Xenophons. Neue Jahrbb. f. kl. Alt. 1900 S. 406 f.

Dieser inhaltvolle Aufsatz, der später noch einmal erwähnt werden wird, enthält auch wertvolle Bemerkungen über die Sprache Xen.s überhaupt und über seine Nachahmung durch Dion, Arrian u. a.

Die Homerzitate bei Xenophon werden zusammengestellt und in ihrer Bedeutung für den homerischen Text gewürdigt von

A. Ludwich, Die Homervulgata als voralexandrinisch erwiesen. Leipzig 1898.

Auf Papyrus sind erhalten (vgl. den vorigen Jahresbericht S. 41)

1. Hellen. III 1, 3—7 (aber lückenhaft), abgedruckt in The Oxyrhynchus Papyri ed by Grenfell and Hunt. P. I, London 1898, S. 57.
2. Hellen. VI 5, 7—9 abgedruckt ebenda P. II S. 119.

   Die Varianten beider Stellen von Kellers Text sind unerheblich.
3. Oekonom. 8, 17—9, 2 abgedruckt ebenda P. II S. 120 (beinahe 1½ Seiten der Tauchnitz-Ausgabe [Sauppe] mit nicht unbedeutenden Abweichungen). Ich will einige davon anführen:

   § 17 ὁμοίως εὑρίσκουσι Pap. ‖ διειρημένων für διηρ — ‖ εὑρετόν für εὐεύρετον ‖ § 18 ὡς hinter θεῖναι om. Pap. ‖ τὸ πάντων für ὃ πάντων ‖
4. Vectigal. 1, 5—6 aus dem 2. saec. p. Chr. Abgedruckt in Wilcken, Zu den Papyri der Münchener Bibliothek. Archiv für Papyrusforschung, Leipzig, I 1901 S. 468 f. — „Neben manchen Ungenauigkeiten bietet das Stück eine alte Korruptel, οὖν für ἂν (ὅσῳ οὖν τινες πλεῖον ἀπέχωσιν), aber auch eine gute Lesart, οἰκεῖσθαι für ᾠκῆσθαι oder ᾠκίσθαι (Zurborg), im Sinne von gelegen sein, wie in anab. I 4, 1.“

Vgl. über diese Papyri noch

W. Crönert, Literarische Texte mit Ausschluß der christlichen. Archiv f. Papyrusforschung I S. 104 f. und 502 f., wo auch die übrige Literatur hierüber angegeben wird, namentlich zwei Kritiken von U. v. Wilamowitz in den Göttinger Gel. Anz. von 1898 S. 673 f. und von 1900 S. 28 f.

Anabasis.

Hippolyte Taine, Studien zur Kritik und Geschichte. Übers. von P. Kühn und Anathon Aall. Paris, Leipzig, München 1898,

enthält auf S. 24 f. (Xenophon. Die Anabasis) eine zwar schon in den 50er Jahren entstandene, aber auch jetzt noch höchst lesenswerte Betrachtung besonders über die Kunst der Darstellung in der Anab. T. schildert den Schriftsteller mit großer Wärme und Liebe, er stellt seine Kunst sehr hoch, rühmt namentlich die Klarheit und Einfachheit seiner Sprache, gibt auch einige Übersetzungsproben, findet die Lektüre der Anab. in hohem Grade anziehend und genußreich.

G. Sorof, Nomos und Physis in Xenophons Anabasis. Hermes 1899 S. 568 f.

S. behandelt die beiden Charakteristiken des Proxenos und Menon in anab. II 6, 16 f. Er findet, daß Xen. in diesen beiden, offenbar als Gegensätze gedachten Charakteren zugleich zwei typische Vertreter des die damalige Zeit beherrschenden Gegensatzes von Nomos und Physis, Natur und Herkommen, hat geben und so auch seinerseits in den Kampf der Meinungen hat eintreten wollen. Xen. hat zu seiner Schilderung vielfach die beiden platonischen Dialoge Menon und Gorgias, wahrscheinlich auch den Thukydides (III 82—83) benutzt, daneben aber noch eine fragmentarisch erhaltene Tendenzschrift aus der Zeit des archidamischen Krieges, (hrsg. und dem Sophisten Antiphon zugeschrieben von Blaß, Kieler Programm 1889), die ihrerseits wieder auch dem Plato und Thukyd. Anregung und Stoff für ihre Schilderungen gegeben hat. — Von einer Abhängigkeit dieser beiden Charakteristiken vom Euagoras des Isokrates, wie sie Bruns (liter. Porträt) zu erweisen suchte, kann nach S. somit keine Rede sein.

A. Zucker, Xenophon und die Opfermantik in der Anabasis. Beilage zum Jahresbericht des Kgl. neuen Gymn. in Nürnberg. 1900. (Festschrift für I. v. Müller.)

Z. gibt hier einen sehr schätzenswerten Beitrag zu der Charakteristik Xenophons. Es ist eine Art Rettung Xen.s gegen die nach seiner Meinung ganz irrige Joelsche Auffassung der Stellung Xen.s zur Mantik, wonach Xen. sich, in der Anabasis wenigstens, als pedantischen, ja fanatischen

Freund der Mantik zeige. Z. stellt sämtliche Stellen der anab., wo von Opfer und Opfermantik die Rede ist, zusammen und kommt zu dem Ergebnis, daß in der anab. keineswegs der μάντις über dem στρατηγός steht und daß tatsächlich für Xen.s Entschließungen und sein Handeln überall die Lage und die daraus sich ergebenden Vernunftgründe im Vordergrund stehen, „überall rationelle Aktivität“. Daneben hat freilich die Mantik als religiöser Faktor die immerhin nicht unwichtige Aufgabe, den Zusammenhang mit den höheren Mächten aufrechtzuerhalten und dem vernunftgemäßen auf sorgfältiger Prüfung beruhenden Handeln die Gewißheit der göttlichen Unterstützung zu vermitteln. In Xen.s Darstellung erscheint das mantische Element allerdings immer im Vordergrund, aber nur deshalb, weil er nach seiner religiösen Überzeugung den Göttern die Ehre geben zu müssen glaubt und weil er sich keiner ὕβρις schuldig machen will: tatsächlich sind seine Befragungen nur Bitten um Bestätigung und um Zuwendung der göttlichen Huld. Hätte z. B. in einem Fall das Opferergebnis nicht in seinem Sinn verwendet werden können, so würde sich Xen. zweifellos auf dem Wege der „Wiederholung“ die Bestätigung seines durch die Vernunft geforderten Entschlusses erholt haben. —

A. Zucker, Beobachtungen über den Gebrauch des Artikels bei Personennamen in Xenophons Anabasis. Gymn.-Progr. Nürnberg 1899.

Nach Zurückweisung der landläufigen „Regeln“ über diesen Gebrauch, die, wie Z. mit Recht sagt, schon jedem Leser des ersten Kap. der anab. als unhaltbar erscheinen müssen, stellt er folgende Ansichten auf. Der Artikel wird bei Personennamen (in der anab.) nur dann gesetzt, wenn die Person als Subjekt Träger einer Handlung ist, die für den Schriftsteller ein aktuelles Interesse beansprucht. — Der Artikel weist nicht in äußerlich mechanischer Weise auf den Namen hin — der bekannte, der schon genannte usw. —, sondern ist als elastisches, lebensvolles, stilistisches Element nur aus dem Inhalt heraus und aus der Stellung, welche der Name in seiner Umgebung einnimmt, zu beurteilen. — Der Artikel fehlt (in der anab.) immer, mit verschwindenden Ausnahmen, in denjenigen Partien, welche Rede, direkte oder indirekte, aufweisen, sowie in den bekannten Charakteristiken I 9 und II 6. — Z. hat zur Vergleichung noch herangezogen Lysias gegen Eratosthenes und stellt fest, daß in dieser Rede (ca. 20 Seiten der Teubnerschen Textausgabe) der Artikel sich nur an 2 Stellen findet. Auch in den olynthischen Reden des Demosthenes (auch ca. 20 Seiten) findet sich der Artikel nur 6mal. — Der eigentliche Boden für den Artikel bei Personennamen scheint demnach die

künstlerisch gestaltete Erzählung zu sein, und zwar vielleicht weil gerade da das Moment poetischer Anschaulichkeit eine ganz andere Rolle spielt als in der logisch beweisenden Rede.

F. G. Sorof, Zur Texteskritik der Anabasis Xenophons. Woch. f. klass. Phil. 1900 Nr. 26, 27, 29, 30, 31.

S. gibt hier eine Zusammenstellung und Rechtfertigung der Abweichungen des Textes seiner neuen Schülerausgabe (Leipzig 1900, Teubner) von dem Gemollschen. Auch S. legt seiner Ausgabe die Pariser Hs C zugrunde und ist in der Beachtung der Lesarten von C vielfach noch konservativer als selbst Gemoll. An einer Reihe von Stellen, an denen es sich um einzelne Wortformen handelt, sucht er den cod. C gegen Änderungen Gemolls oder gegen abweichende Lesarten der minderwertigen Hss in Schutz zu nehmen, ebenso verteidigt er eine Anzahl von Stellen gegen den Verdacht der Interpolation. Doch ist auch S. der Meinung, daß wegen der großen Flüchtigkeit, mit welcher der cod. niedergeschrieben ist, derselbe nicht ohne Vorsicht und nicht ohne Zuhilfenahme der codd. deteriores ausgenutzt werden darf. Besonders häufig sind Formen des Artikels, Präpositionen, Konjunktionen und andere kleinere Wörter ausgelassen; nach einer „oberflächlichen“ Zählung finden sich in C in den ersten fünf Büchern der anab. wenigstens 24 fehlerhafte Auslassungen des Artikels. — Genauer auf die Arbeit einzugehen müssen wir uns hier versagen; jedenfalls wird man gern einräumen, daß es S. „immer nur um die Sache zu tun gewesen ist“, und seine Anregung zu erneuter Prüfung der betreffenden Stellen mit Dank annehmen. — Zu bedauern ist nur, daß die hervorragende Kenntnis des xenophontischen Sprachgebrauchs, die Sorof auszeichnet, nicht der gesamten Anabasis, sondern nur einer in höchst überflüssiger Weise kastrierten sogenannten Schülerausgabe zugute gekommen ist.

F. Reuß, Kritische Bemerkungen zu Xenophons Anabasis. IV. Gymn.-Programm. Saarbrücken 1900.

Die „Bemerkungen“ erstrecken sich auf sämtliche Bücher der Anab., sie sind, wie R. angibt, z. T. schon — in verschiedenen Bänden der Wochenschr. für klass. Phil. — bekannt gegeben in ausführlichen Besprechungen der auf Xen. bezüglichen Arbeiten Gemolls u. a. — R. bezeichnet seine Arbeit als eine Nachrevision der Gemollschen Revision des Xenophontextes und stellt sich vielfach in Gegensatz zu G. An seinen schon früher ausgesprochenen Ansichten betr. die Interpolationen der Anab. (vgl. den vorigen Jahresbericht) hält R. fest und tilgt daher im Gegensatz zu G. eine große Anzahl von Stellen als Glosseme etc. Einzelnes wieder sucht er gegen G. zu retten. pag. 23

kommt R. auf die Tendenz und die Abfassungszeit der Anab. zu sprechen. Allerdings verfolgt Xen. mit der anab. apologetische Zwecke, er wendet sich aber nicht an die Athener speziell. Seine Absicht ist, sich gegen sehr verschiedene Verdächtigungen und Vorwürfe zu verteidigen (so z. B., daß sein früheres Verhalten gegen Sparta unfreundlich gewesen, daß er sich auf Kosten der Soldaten bereichert habe, gegen die Soldaten noch während des Rückzuges brutal gewesen sei u. a. m.). Die Anab. ist erst nach dem Frieden des Antalkidas in Angriff genommen, aber um das Jahr 380 veröffentlicht.

Einzelne Stellen besprechen

M. Fickelscheerer, Die Königsstandarte bei den Persern. Neue Jahrbb. f. kl. Alt. 1898 S. 480.

F. wendet sich gegen die allgemein verbreitete Deutung des Wortes πέλτη (anab. I 10, 12) als Speer. Es bedeutet vielmehr ein schildartig umrandetes, daher einem kleinen Schild (πέλτη) nicht unähnliches Brett, auf welchem der Adler mit ausgebreiteten Flügeln angebracht war. Dieses Brett war an einem langen Speer dicht unterhalb der Spitze befestigt. Eine Vorstellung davon gewähre das berühmte Alexandermosaik in Pompei, wo eine solche Standarte abgebildet sei.

K. Lincke, Miscellanea. Phil. 59 1900 S. 189

will anab. I 7, 11 als Glossem tilgen.

C. Hude, Nord. Tidsskr. VIII 1900 S. 186

schlägt in einer Besprechung von Gemolls Anab.-Ausgabe vor, anab. III 1, 21 ἀπορία zu lesen statt ὑποψία.

L. Radermacher, analecta, Rh. Mus. 1900 S. 150

stützt anab. V 3, 4 die Lesart καὶ ἔλαβον.

Die Quellenfrage der anab. wird in folgenden z. T. schon früher verfaßten Arbeiten berührt:

O. Neuhaus, Die Quellen des Pompeius Trogus in der persischen Geschichte. 5. Teil. Königsberg i. P. Progr. des Kgl. Friedrichs-Kollegiums. 1896.

Gegenstand dieser Untersuchung ist Justinus V 11, wo der Bruderkrieg zwischen Artaxerxes und Kyros erzählt wird. Die für Xen. in Betracht kommenden Ergebnisse, durch die sowohl die Selbständigkeit wie die Glaubwürdigkeit Xen.s stark in Zweifel gezogen werden, sind folgende. Anab. I 1—4 sind ein knapper und ziemlich nachlässiger, z. T. wörtlicher Auszug aus des Ktesias Persika. Als Xen. mehr als 30 Jahre nach der Schlacht bei Kunaxa die Anabasis verfaßte, war er für das hier Erzählte, da er es selbst als Augenzeuge nicht miterlebt hatte, auf eine literarische Quelle angewiesen. Des

Ktesias Bericht sagte ihm um so mehr zu, als derselbe seiner eigenen Parteistellung zu den Spartanern wie zu dem bewunderten Kyros entgegenkam. Diese Benutzung des Ktesias zeigt sich auch in den Lobeserhebungen des Kyros I 9, 29 und sonst. Auch die Verschleierung des Bündnisses zwischen Sparta und Kyros in der anab. zeigt, daß die Rücksicht auf den Vorteil Spartas nicht ohne Einfluß auf Xen.s Darstellung gewesen ist. Xen.s Bericht erscheint dabei noch weit parteiischer für Kyros, da er wußte, daß Ktesias infolge seiner Voreingenommenheit für Kyros selbst vor groben Fälschungen der Geschichte nicht zurückgeschreckt war.

Ich füge hier gleich an die folgende Abhandlung desselben Gelehrten

O. Neuhaus, Die Überlieferung über Aspasia von Phokaia. Rh. Mus. 1901 S. 272.

Hier zeigt N., daß die uns erhaltenen, im ganzen völlig konformen Nachrichten über den ersten Lebensabschnit der Aspasia sämtlich auf Ktesias zurückgeführt werden müssen, also auch die kurze Notiz bei Xen. anab. I 10, 2.

Daß Ktesias von Xenophon benutzt sei, auch an Stellen, wo es Xen. nicht angibt, behauptet auch

P. Krumbholz, De Ctesia aliisque auctoribus in Plutarchi Artaxerxis vita adhibitis. Gymn.-Progr. Eisenach 1889. (S. 19—22.)

Kyrupädie.

K. Lincke, Xenophons persische Politie. Phil. 1901 S. 541.

L. geht mit Konsequenz und Energie dem überlieferten corpus der xenophontischen Werke zu Leibe (vgl. meinen letzten Jahresbericht). In der vorliegenden Arbeit behandelt er hauptsächlich die Kyrupädie; daneben spricht er aber auch von der Anabasis, den Hellen., dem Ökonom. und Agesilaos, besonders noch von dem Kynegetikos (vgl. unten). Überall findet er Spuren ergänzender oder erklärender Tätigkeit eines der Söhne Xen.'s oder des gleichnamigen Enkels. „Ansässig in Skillus und später in Korinth hat Xen. als Lehrer schlecht und recht gewirkt. — Er unterhielt wahrscheinlich in Skillus eine Schule. — Es war die bescheidene literarische Werkstatt eines wackeren Meisters, neben dem der Sohn Gryllos heranwuchs als fleißiger Geselle. Die Früchte ihrer Arbeit fielen dem klugen Lehrling, dem Enkel, zu, und der hat sie in Athen bestens zu verwerten gewußt“ etc. — In der Kyrupädie nun geht der Grundstock des ganzen Werkes, die Schilderung der idealen persischen Politie der Vergangenheit, auf Xen. selbst

zurück. Zu diesem Werk hat sich ein fleißiger Leser, sc. der Sohn Gryllos, eine Anzahl kleinerer und größerer Zusätze gemacht, zunächst zu seiner eigenen Belehrung. Es sind das die Stellen, in welchen die bestehende persische Politie als der Musterstaat der Gegenwart hingestellt wird, meist zu erkennen an den Worten ἔτι καὶ νῦν. L. stellt sie zusammen auf S. 553. — Gerade die entgegengesetzte Ansicht wie Gryllos hat nun der Bearbeiter und Herausgeber des Ganzen, der Enkel Xenophon, der in dem Anhang (VIII 8) seiner Meinung kräftigen Ausdruck gibt.

Fr. Beyschlag, Ein literarischer Rückzug Xenophons. Blätter für das bayer. Gymn.-Schulwesen 1901 S. 49.

B. behandelt die Stelle Kyrup. III 1, 38—40. Er ist von den engen persönlichen Beziehungen zwischen Sokrates und Xenophon überzeugt, im Gegensatz zu der „modernen Hyperkritik", vertreten durch den Namen E. Richter. Eine erwünschte Bestätigung seiner Ansicht findet er in der bekannten, oft zitierten, oben angeführten Stelle der Kyrup., wo die Verhandlung des Kyros mit Tigranes und seinem Vater, betr. die Tötung des weisen Lehrers des Tigranes, geschildert wird. Denn hier wird in Form einer Allegorie das persönliche Verhältnis zwischen Sokrates (Sophist) und Xenophon (Tigranes) dargestellt. — Die ganze Auseinandersetzung aber hat, wie die entschuldigende Schlußwendung des Kyros zeigt (συγγίγνωσκε τῷ πατρί —) den Zweck, den Urteilsspruch der Athener gegen Sokrates, wenn auch nicht zu beschönigen, so doch zu entschuldigen, mit anderen Worten, einen Rückzug anzudeuten gegenüber dem offensiven Vorstoß, den die zwei ersten Kapp. der Memor. gegen das Urteil eröffnet hatten. — Dieser Umschwung in der Stimmung ist notwendigerweise das Ergebnis einer längeren Entwickelung gewesen. Die Kyrup. ist daher auch nach 370 anzusetzen. Die sog. xenoph. Apologie ist unecht, da sie sich mit diesem Rückzug nicht verträgt.

C. F. Lehmann, Gobryas und Belsazar bei Xenophon Beiträge zur alten Geschichte. Leipzig 1902. S. 341.

L. ist der Meinung, „daß Xen. in die Kyrupädie historische Nachrichten in weit größerem Umfange verflochten hat, als man anzunehmen gewohnt ist, und daß diese Nachrichten großenteils logographischen, vorherodotischen Quellen entnommen sind." In der vorliegenden, kurzen Abhandlung sucht er wahrscheinlich zu machen, daß die Erzählungen über Kampf und Verträge zwischen Chaldäern und Armeniern sowie die über des Kyros Vorgehen gegen Babylon und Sardes auf eine solche ältere Quelle zurückgehen, vermutlich auf die Persika des Dionysios von Milet.

Hellenika.

F. Poland, Das Theater in Olympia. Commentationes Fleckeisenianae. Leipz., Teubner, 1890. S. 249 f. (zu Hellen. VII 4, 31).

Es ist bekannt, daß es sich bei den olympischen Spielen nicht um musische gehandelt hat. Auch wird nirgends von einem Schriftsteller des Altertums ein Theater in Olympia erwähnt; die einzige Ausnahme bildet die oben angeführte Stelle aus Xen. Hell. P. zeigt nun, daß von einem eigentlichen Theater auch hier nicht die Rede sein kann. Schon die Worte selbst: μεταξὺ τοῦ βουλευτηρίου καὶ τοῦ τῆς Ἑστίας ἱεροῦ καὶ τοῦ πρὸς ταῦτα προσήκοντος θεάτρου lassen eine klare Vorstellung nicht aufkommen. Auch der Gebrauch von μεταξὺ mit 3 Genetiven ist nach P. unxenophontisch. P. schreibt nun πρὸς τοῦτο statt πρὸς ταῦτα, faßt den Hestiatempel und das Theater als zusammengehörig — an der Nordwestecke der Altis—, denen das βουλευτήριον — südlich von der Altis — gegenübersteht, und übersetzt θέατρον mit Schaugerüst oder Zuschauerraum und zwar für ein Gymnasium, das dort schon damals bestand und an den Hestiatempel stieß, und zwar eben an der Stelle, wo später das Gymnasium und das Prytaneum mit dem Hestiaaltar errichtet wurde, deren Reste bei den Ausgrabungen zutage getreten sind. — Zwischen diesen beiden so bestimmten Punkten, im NW. und im Süden, ist dann der Einbruch der Eleer erfolgt.

C. Robert, Die Ordnung der olympischen Spiele und die Sieger der 75—83. Olympiade. Hermes 1900 S. 141.

Ausgehend von jenem Fragment einer olympischen Siegerliste der Oll. 75—83, das in den Oxyrh. Pap. Bd. II p. 88 von Grenfell und Hunt herausgegeben ist, sucht R. u. a. die Reihenfolge der Agone in Olympia zu bestimmen. 1. Tag: Die drei Agone im Lauf. 2. Tag: Pentathlon. 3. Tag: Ringkampf, Faustkampf, Pankration. 4. Tag: Die Wettkämpfe der Knaben und der Waffenlauf. 5. Tag: Die hippischen Agone. Im Widerspruch mit diesen Aufstellungen findet R. nur die Stelle Xen. Hellen. VII 4, 29 καὶ τὴν μὲν ἱπποδρομίαν ἤδη ἐπεποιήκεσαν καὶ τὰ δρομικὰ τοῦ πεντάθλου· οἱ δ᾽ εἰς πάλην ἀφικόμενοι οὐκέτι ἐν τῷ δρόμῳ, ἀλλὰ μεταξὺ τοῦ δρόμου καὶ τοῦ βωμοῦ ἐπάλαιον. Danach müßten die hippischen Agone vor dem Faustkampf stattgefunden haben. Da dies nun aber eben nach obigem nicht der Fall gewesen sein könne, so „ist vielleicht die Annahme nicht zu gewagt, daß hier Xen. statt δόλιχος den Ausdruck ἱπποδρομία gebraucht habe. Noch einfacher wäre es, mit Blaß ἱππιοδρομίαν zu schreiben“.

Gegen diese Vermutungen Roberts sowie gegen seine Deutung der xenophontischen Stelle wendet sich

F. Mie, Die Festordnung der olympischen Spiele. Phil. 1901 S. 161 f.

Th. Lenschau, Die Zeitfolge der Ereignisse von Ende Sommer 411 bis zur Arginusenschlacht. Philol. Suppl. Bd. VIII 1901 S. 301 f.

L. gibt eine Chronologie dieser Jahre, die „nahezu ausschließlich auf die zeitgenössische Darstellung Xenophons gegründet“ ist, der vieles aus eigener Anschauung heraus geschrieben, hinreichend glaubwürdig ist und der Aufgabe, die er sich gestellt, eine kurze Geschichte der letzten Kriegsjahre vorwiegend vom militärischen Standpunkt zu liefern, völlig gewachsen war. Die Hellen. sind im Anfang verstümmelt, und da man nicht wissen kann, wie viel verloren gegangen ist, so ist es „offenbar unmethodisch, bei ihren Zeitangaben vom Ende des Thukydides aus zu rechnen“.

H. Stein, Zur Quellenkritik des Thukydides. Rh. Mus. 1900 S. 531 f.

S. sucht nachzuweisen, daß Thukydides unter anderem eine gegen Ende des peloponnesischen Krieges oder bald hernach entstandene, auf Rechtfertigung und Verherrlichung des Hermokrates als sizilischen Staatsmannes, Redners und Patrioten angelegte Biographie desselben, besonders in den drei letzten Büchern, benutzt hat. Ein Exzerpt aus derselben Quelle ist auch die Stelle Xen. Hellen. I 1, 26—31. — Diese Hypothese Steins von der Existenz einer solchen Hermokrates-Biographie und ihre Benutzung durch Thuk. und Xen. sucht als wenig wahrscheinlich zu erweisen

J. Steup, Thukydides, Antiochos und die angebliche Biographie des Hermokrates. Rh. Mus. 1901 S. 443 f.

Handschriftliches behandeln folgende zwei italienische Arbeiten:

L. de Stefani, Collazione di un codice delle elleniche di Senofonte (n Laur. di S. Marco 330). Stud. ital. di fil. class. VI 1898 S. 229.

Nach der ed. maior Kellers. Die Hs war bisher nur bekannt durch die vv. ll., die P. Victorius an den Rand einer Aldina notiert und Dindorf in seiner Ausgabe der Hellen. Oxford 1853 (und Leipzig 1824) publiziert hatte, vgl. den vorigen Jahresbericht S. 59. Die Hs bietet manches Eigentümliche und gehört jedenfalls zu der „besseren“ Handschriftenklasse der Hellen. —

L. de Stefani, I codici Vaticani delle Elleniche di Senofonte. Stud. ital. 1901 S. 237.

Es sind 4. Vat. Pal. gr. 140 saec. 14 = p, Vat. Urb. gr. 117 saec. 14 oder 15 = u, Vat. gr. 988 saec. 15 = w, Vat. gr. 1293 saec. 15 = W. Davon gehört p der besseren, die 3 andern der schlechteren

Handschriftenklasse an. — Ihr Verhältnis zu den übrigen Handschriften der Hellen. wird dann noch genauer bestimmt. W ist wahrscheinlich eine Abschrift von w.

Einzelne Stellen besprechen teils kritisch, teils exegetisch

T. G. Tucker, Varia. Class. Review, London 1898, S. 26 und 27.

T. vermutet I 7, 8 φράτερες für πατέρες, III 2, 18 οὐκ ἐπολεμήσειεν (als Desiderativ.) für οὐκ ἐβούλετο μάχεσθαι und VI 4, 24 ἐπαναθέσθαι für ἐπιλαθέσθαι.

A. Solari, Senofonte Hellenica I 6, 29. Riv. di stor. ant. Messina IV 1899 S. 466

ist exegetischen Inhalts.

L. de Stefani, Ramenta. Stud. ital. 1900 S. 489 (zu III 3, 2)

verwirft Kellers Vermutung τυ für τοι und schlägt vor ἀφ' οὗ γάρ τοι ἔφυσέν σε etc.

K. Lincke, Miscellanea. Phil. 59 1900 S. 190

will V 3, 8 ὥσπερ 'Αγησιλάου εἰς τὴν 'Ασίαν als Interpolation streichen (entstanden aus einer Reminiszenz an Hell. III 4, 2).

H. Richards, The Hellenics. Class. Rev. 1901 S. 197

enthält sprachliche Beobachtungen zu den beiden ersten Büchern und kritische Bemerkungen zu allen sieben.

A. Solari, ad Xen. Hellen. I 4, 7. Boll. di fil. class. VIII 1901 S. 112

sucht die Zeit des Erscheinens der athenischen Gesandten näher zu bestimmen.

*J. Prammer, varia. Wiener Studien 23 1901 bespricht I 7, 24.

Apomnemoneumata und Apologia.

Ich führe die für uns in Betracht kommenden Arbeiten nach der Zeitfolge ihres Entstehens an.

F. Schurr, Xenophon quo consilio commentariorum Socraticorum prioribus libris tribus adiecerit quartum et qua ratione ipsius libri quarti argumentorum ordinem excogitaverit Diss. Erlangen 1897.

Eine ziemlich dürftige und mit nicht genügender Kenntnis der einschlägigen Literatur verfaßte Abhandlung. Das 4. Buch, zu welchem ursprünglich weder das 4. noch das 8. Kapitel gehören, ist nicht gleichzeitig mit den 3 ersten entstanden, sondern später, aus einem nicht mit Sicherheit festzustellenden Grunde von Xen. hinzugefügt; vielleicht mit Rücksicht auf andere Sokratiker, die ebenfalls über Sokr. geschrieben hatten, oder weil er das in den 3 ersten Büchern gegebene Bild des Sokr.

vervollständigen wollte, — Sokr. als Lehrer. Vgl. über die Diss. von Kimmich im vorigen Jahresbericht. Im übrigen ist Schurr ein Gegner der Interpolationstheorie und hält die Mem. im wesentlichen für intakt. Zum Schluß gibt er eine Disposition des 4. Buches.

C. Hude, Nord. Tidsskr. VI 1898 S. 155 zu Mem. II 3, 17 handelt über die Konstruktion und Deutung der Worte τί γὰρ ἄλλο ἢ κινδυνεύσεις ἐπιδεῖξαι σὺ μὲν χρηστὸς . . . εἶναι . . .

E. Rosenberg, Xenophons Memorabilien cap. I und II in ihren Beziehungen zur Gegenwart. Neue Jahrbb. f. kl. Alt. 1899 S. 94—104.

Ein zunächst zwar nur für Zwecke des Unterrichts geschriebener, aber doch auch hier zu erwähnender inhaltsvoller und lesenswerter Aufsatz.

Ähnliches gilt von der folgenden Arbeit

P. Dörwald, Gliederung von Xenophons Memorabilien I 1 und 2. Lehrproben und Lehrgänge aus der Praxis der Gymnasien etc. Halle 1899. Heft 58 S. 86 f.

Eine bis ins einzelnste gehende „Analyse" dieser Kapitel (ohne Eingehen auf irgendwelche kritischen Streitfragen).

M. Wetzel, Haben die Ankläger des Sokrates wirklich behauptet, daß er neue Gottheiten einführe? Gymn.-Progr. Braunsberg 1899.

W. sucht nachzuweisen, daß das Wort δαιμόνιον in der Anklageschrift nicht substantivisch, sondern adjektivisch zu verstehen sei, die Anklage also gelautet habe, Sokr. habe neue göttliche Dinge, eine neue Art der Mantik eingeführt. In diesem adjektivischen Sinne sei das Wort auch von Plato überall, wo er von dem sokratischen Dämonium spreche, gebraucht. Die jetzt meist herrschende Auffassung des Wortes δαιμόνιον als Gottheit gehe zurück auf ein Mißverständnis Xenophons. Sokrates selbst sage in seiner Verteidigungsrede, die im wesentlichen in der sog. xenophontischen Apologie enthalten sei (W. hält also diese für echt), § 12: er nenne das, was ihm Zeichen gäbe, göttlich (für etwas Göttliches). Eben diese Stelle habe nun Xen. mißverstanden und, wie aus Memor. A 1, 3 ersichtlich, δαιμόνιον als „Gottheit" aufgefaßt und sei hierin, wenn auch zunächst seine Deutung nicht überall durchgedrungen sei, dennoch für die Folgezeit maßgebend gewesen, besonders seitdem Plutarch die xenophontische Deutung sich zu eigen gemacht und das δαιμόνιον für einen „Schutzgeist" erklärt habe. Erst Schleiermacher habe die adjektivische Bedeutung wieder zu Ehren gebracht, habe damit aber nicht überall Anklang gefunden.

M. Wetzel, Die Apologie des Xenophon. Neue Jahrbb. f. kl. Alt. 1900 S. 389 f.

W. sucht die Einwendungen von Kaibel und vor allem von U. v. Wilamowitz zu widerlegen und spricht sich für die Echtheit der Schrift aus, die die Hauptgedanken der wirklichen Verteidigungsrede des Sokrates in schlichter Weise wiedergebe, im wesentlichen nach dem Bericht des Hermogenes. — Später entstand die rein fiktive platonische Apologie. Als Xenophon diese kennen gelernt und noch andere ähnliche Schriften gelesen, entschloß er sich, selbst eine Rechtfertigung des Sokr. zu schreiben, wofür er nun u. a. seine eigene sog. Apologie benutzte. So entstanden die Memorab. und zwar zuerst A 1 und 2, 1—8. 62—64. Δ 8, später sah er sich veranlaßt, mehrfach Einschiebungen vorzunehmen. — Ich habe mich früher ebenfalls für die Echtheit der „Apologie“ und für die von W. angegebene Reihenfolge der genannten xenophontischen Schriften ausgesprochen; warum aber mit der Echtheit die Glaubwürdigkeit zusammenhängen soll, sehe ich vorläufig noch nicht ein. Ich halte die Apologie in demselben Grade für fiktiv wie die platonische.

O. Immisch, Die Apologie des Xenophon. Ebda. S. 405 sucht durch Hervorhebung gewisser sprachlicher und stilistischer Eigentümlichkeiten (Ionismen), die nur dem Xen. zugeschrieben werden könnten, die Echtheit der Schrift zu erweisen. „Man müßte sonst ein Raffinement der Stilnachahmung annehmen, das für so frühe Zeit wenig wahrscheinlich ist.“ Als eigentlich „historischer“ Bericht freilich sei damit dieser Bericht des Hermogenes-Xenophon noch keineswegs erwiesen.

Fr. Beyschlag, Die Anklage des Sokrates. Gymn.-Progr. Neustadt a. d. H. 1900.

B. sucht die Darlegungen von Schanz in seinem Kommentar zur platonischen Apologie als irrig zu erweisen. Der Wortlaut der Anklage liegt nach B. authentisch in den Memor. vor und wird bestätigt durch die als echt in Anspruch genommene Urkunde bei Favorinus. Sie weist deutlich zwei gesonderte Anklagepunkte auf — Glaube und Lehre, ἀσέβεια und politische Umtriebe —, was auch in der im übrigen wahrscheinlich unechten, jedenfalls später als die Memor. verfaßten sog. xenophontischen Apologie hervortritt. Der Hintergrund der Anklage ist im letzten Grunde ein politischer, die religiöse Außenseite dient ihr nur als Deckmantel. Plato hat den in der Klage mit unterlaufenden politischen Charakter des Vorgehens gegen Sokr. absichtlich seinem Inhalt nach unterdrückt und gibt ihm nur indirekt Ausdruck: indem er das Thema der zu widerlegenden politischen Punkte inhalt-

lich allenthalben, nach seiner formalen Seite an manchen Stellen fallen läßt, vereinfacht er sich den historischen Kern der Klage, um sich damit ihre Widerlegung zu erleichtern.

A. Römer, Zu Xen. Mem. I 2, 1. Blätter f. d. bayerische Gymn.-Schulwesen 1900 S. 412

θαυμαστὸν δὲ φαίνεταί μοι καὶ τὸ πεισθῆναί τινας, ὡς Σωκράτης τοὺς νέους διέφθειρεν. R streicht τινας, weil Xen. hier die Gesamtheit der Athener im Auge habe und nicht eine Minderheit (wie schon I 1, 1 Ἀθηναίους). Als Subjekt zu πεισθῆναι ist zu denken Ἀθηναίους, das aus dem kurz vorhergehenden Ἀθηναῖοι leicht zu entnehmen ist.

A. Römer, ebenda S. 640, Zu Xen. Mem. I 2, 58.

Nach einer Klage über die Rückständigkeit der Exegese der Mem. verteidigt R. Xen. gegen den ihm neuerdings gemachten Vorwurf der Willkür im Zitieren. Die an der genannten Stelle von Xen. angeführten Homerverse (B 188 f.) hat Sokr. selbst ausgewählt, weil er für seinen Zweck eben nur sie brauchen konnte; Xen. jedenfalls hat nichts davon „weggeschnitten". — Weiter sucht R. zu zeigen, daß Xen. in dem ganzen Kap. 2 (§ 9 ff.) von Polykrates unabhängig ist; sein κατήγορος bringt ganz andere Dinge vor als Polykr. (vgl. fragm. 221 bei Sauppe orat. att.).

K. Lincke, Miscell. Phil. 59 1900 S. 190

empfiehlt von neuem seine Konjektur — zu I 1, 2 — δ' ἄρ ὡς φαίη für γὰρ ὡς φαίη und streicht ib. § 7 als Interpolation die Worte καὶ τοὺς μέλλοντας — προσδεῖσθαι.

O. Siesbye, Nord. Tidsskr. VIII 1900 S. 100

teilt aus einem Briefwechsel mit Christensen Schmidt aus den Jahren 1872—93 eine Besprechung der Stelle Mem. III 6, 4 ὡς ἂν τότε σκοπῶν mit. Es handelt sich darum, ob τότε bedeuten kann „damals zuerst" — vgl. Mem. III 6, 11 Anab. VII 7, 14 u. a. —, oder ob mit Hartmann zu schreiben ist ὡς πρῶτον τότε σκοπῶν.

Ch. M. Gloth and M. Fr. Kellogg, Index in Xenophontis Memorabilia. Ithaca. New York 1900.

Eine fleißige und für statistische Zwecke recht brauchbare, aber rein äußerliche alphabetische Zusammenstellung sämtlicher in den Mem. vorkommenden Worte und Wortformen, ohne irgendwelchen verbindenden Text. Zugrunde gelegt ist die Ausgabe von W. Gilbert (1895), doch sind die variae lectiones mit berücksichtigt.

K. Joel, Der echte und der xenophontische Sokrates. 2. (Schluß-) Band in 2 Hälften. Berlin 1901.

Der erste Band von Joels Werk, der 1893 erschien, erregte großes Aufsehen und im ganzen weit mehr Widerspruch als Zustimmung. Handelte es sich doch für die meisten Leser darum, mit altgewohnten, liebgewordenen Anschauungen über Sokrates und seinen treuen Schüler Xenophon zu brechen. (Vgl. den letzten Jahresber. S. 73 f.) Die in diesem ersten Bande in Angriff genommene Neuauffassung Platos und Xenophons ernstlich zu begründen, die Auffassung der Sokratik umzuschalten aus einer historischen in eine literarische, ist die Hauptaufgabe des vorliegenden Schlußbandes. (Einl. S. VI.) — Es gibt, heißt es dort weiter, „kein Verstehen Platos und Xenophons ohne Antisthenes. Denn Plato (in vielen Schriften) ohne Antisthenes verstehen, heißt einen Kämpfer, einen Gesprächspartner ohne den andern verstehen, und Xenophon ohne Antisthenes begreifen, heißt zumeist die Kopie ohne das Original begreifen.“ — Bei dem außerordentlichen Umfang, den das Werk gewonnen (1136 Seiten), und bei der ungeheuren Fülle des in ihm verarbeiteten Materials ist es, noch mehr wie bei Bd. I, ausgeschlossen, hier auf geringem Raum darüber in adäquater Weise zu berichten oder gar zu kritisieren. Ich muß mich daher begnügen, zur allgemeinsten Orientierung einige Ergebnisse des Joelschen Buches hervorzuheben, die für Xenophon von Wichtigkeit sind. (Joel selbst legt auf den Ertrag für Plato das gleiche Gewicht wie auf den für Xenophon.) — Danach erscheint nun Xenophon philosophisch im ganzen wie im einzelnen fast völlig abhängig vom Kynismus; aus fast allen seinen Werken klingt das Echo kynischer Schriften, aus den Memor. nicht minder wie aus der Kyrup., aus dem Symposion wie aus dem Agesilaos u. s. f. Kynisch sind die Idealbilder Altpersiens und Altspartas bei Xen., kynisch sind die Lehren, in denen Xen. sich selbst und sein Ideal wiedererkannte, kynisch die Tugenden, welche er preist und empfiehlt, kynisch die Helden, die in seinen Schriften gefeiert werden, Kyros, Agesilaos, vor allem Sokrates. — Auf den Kyniker geht die Heraklesfabel (Mem. B 1) zurück, Antisthenes ist es, nicht Antiphon, dessen Protreptikos Iamblichos für seinen Protr. herangezogen (und den somit Xen. in seinen Charakteristiken anab. II 6, 16 benutzt hat. Vgl. oben Sorof, Nomos und Physis in Xen.s Anabasis). — Spät erst hat Xen. zur Feder gegriffen, lange nach des Sokrates Tode, als Sokrates selbst schon eine fast mythische Person geworden war. Dieser Sokrates ist es, nicht der historische, sondern der literarisch-fiktive, und zwar wie ihn die kynisch-antisthenische Literatur herausgebildet hat, den wir in Xen.s Werken kennen lernen. — Nun „rückt auch die Bedeutung der Memor. in ein ganz anderes Licht. Man braucht sich nicht mehr dagegen zu sträuben, daß sie, die doch verteidigen, fiktive Dialoge geben sollen“. Ja, die Mem. sind eine Apologie, aber sie verteidigen den

kynischen Sokrates, auf den auch Polykrates mit seiner Anklageschrift gezielt hat. —

Man wird aus dem Angeführten wenigstens soviel entnehmen können, daß das Joelsche Werk, sei es durch Erregung des Widerspruches, sei es durch Erweckung des Verlangens, in dieser Richtung weiter zu arbeiten, ungemein anregend und befruchtend auf das Studium der Sokratik und der sokratischen Schriftsteller wirken kann, und darin liegt jedenfalls ein besonderer Wert des Buches, wenn auch viele seiner Behauptungen sich als zweifelhaft oder völlig irrig erweisen sollten. Das Buch ist nicht leicht zu lesen, und es sind mir auch in deutscher Sprache nur zwei Rezensionen bekannt geworden, eine von A. Döring, Woch. f. klass. Phil. 1901 S. 617 f., und die andere von O. Apelt, Berl. phil. Woch. 1901 S. 865 f., die sich allerdings beide ablehnend verhalten.

T. Sinko, Sokrates i Ksenofont. Eos (Leopoli) 1901 S. 145—153.

Eine polnische Abhdlg. Da ich der Sprache nicht mächtig bin, kann ich darüber nicht berichten..

H. Richards, On the Memor. of Xen. Class. Rev. 1902 S. 270.

Kritische Bemerkungen zu 24 Stellen. Am Schluß sucht R. in etwas ausführlicherer Darlegung zu erweisen, daß das Symp. und der Ökon. nicht abgesonderte Teile der Memor., sondern selbständige Werke seien, daß die Mem. im allgemeinen keine bedeutenden Interpolationen erlitten und im ganzen Xen. selbst für den jetzigen Zustand der Schrift verantwortlich sei und daß drittens der Vokabelschatz in den einzelnen Teilen der Mem. im wesentlichen überall derselbe ist. Auch die Form der Darstellung in B 1 (Herkules am Scheidewege) geht auf Xen. zurück, nicht auf Prodikos oder einen andern.

*A. Menzel, Untersuchungen zum Sokrates-Prozesse. Wien 1902. Sitzungsber. d. k. Akad. zu Wien. Ist mir noch nicht zu Gesicht gekommen. Eine längere Besprechung der Arbeit findet sich im Lit. Ctrlbl. 1902 S. 333 von Thumser.

Oikonomikos.

M. Hodermann, Xenophons Wirtschaftslehre unter dem Gesichtspunkte sozialer Tagesfragen betrachtet. Gymn.-Progr. Wernigerode 1899.

Die Arbeit verfolgt zwar in erster Linie den Zweck, nachzuweisen, „daß Xenophons Ökonomikos sehr wohl geeignet ist, der Schule Material zu wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Belehrungen an die Hand zu geben,“ verdient aber wegen ihres sorgfältigen Ein-

gehens auf einige Hauptthemata des Ökon. (Xenophons Urteil über den Beruf des Landwirts, Aufgaben und Stellung der Frau, Verhältnis der Herrschaft zum Gesinde) auch hier eine Erwähnung.

Derselbe Gelehrte hat auch eine Übersetzung der Schrift in der Reklamschen Universalbibliothek erscheinen lassen, vgl. darüber O. Weißenfels, Berl. phil. Woch. 1900 p. 134.

Symposion.

A. Gräf, Ist Platons oder Xenophons Symposion das frühere? Gym.-Progr. Aschaffenburg 1898.

G. entscheidet sich mit Recht für die Priorität des platonischen Symposions. Die Gründe freilich, die er anführt, werden schwerlich jemand überzeugen, der nicht schon aus anderen Gründen dieser Ansicht ist. Die Arbeit, im wesentlichen eine Polemik gegen Hug, ist ohne Bedeutung, zumal dem Verf. beinahe die gesamte xenophontische Literatur der letzten 20 Jahre unbekannt ist.

G. Fahnberg, de Xenophonte Platonis imitatore. Progr. der Hansaschule zu Bergedorf bei Hamburg 1900.

F. untersucht unter diesem verheißungsvollen Titel das Verhältnis der beiden Symposien, wie Gräf ohne Kenntnis fast der gesamten Xen. Literatur der letzten Dezennien. Das Ergebnis ist, daß das xenophontische eine Nachahmung des platonischen ist, stellenweise eine Kritik enthaltend.

J. Bruns, Attische Liebestheorien und die zeitliche Folge des platonischen Phaidros sowie der beiden Symposien. Neue Jahrbb. 1900 S. 17.

Wir wissen nunmehr, schreibt B. p. 29, daß Xen. die erotischen Schriften Platons (Lysias, Charmides, Phaidros) bis zum Symposion einschließlich nicht nur kannte, sondern auch literarisch auf das stärkste von ihnen beeinflußt ist. — Anknüpfungspunkte zu einer polemischen Aussprache bot ihm, wenn auch nicht der Phaidros, so doch das Symp. Und zwar glaubte Xen. gegen die Reden des Phaidros und Pausanias im Symp. polemisieren zu sollen, und es ist „schwer begreiflich, daß das Verhältnis je anders aufgefaßt werden konnte". Gegen diese Reden ist das 8. Kap. in Xen.s Gastmahl geschrieben. Xen. führt die Liebe auf ethische Wertschätzung zurück, was Plato unbedingt leugnete. Xen. konstruiert einen Eros ohne jede Beimischung sinnlicher Empfindungen, den Plato ebenso strikt in Abrede stellt usw. Es sind Kardinalfragen, in denen beide aufeinander stoßen. Nur aus den z. T. sehr komplizierten Rückbeziehungen auf die platonischen Liebesschriften ist ein volles Verständnis für sein Gastmahl zu gewinnen. Er hat seine

Theorie dort in der Sokratesrede des 8. Kap. niedergelegt. Xen. denkt anders wie Plato.

L. Parmentier, Xen. Banquet VI 7. Revue de l'instruction publique en Belgique 1900 S. 244

verteidigt die überlieferte Lesart ἄνωθεν μέν γε ὄντες gegen die von den meisten Neueren angenommene Konjektur γε ὕοντες.

J. Jessen, quaestiunculae criticae et exegeticae. Diss. Kiel 1901. Zu Xen. Symp. IV 29—32.

J. handelt über die gegenseitige Entsprechung der Satzglieder in diesen §§ und stellt aus Gründen der Korrespondenz in § 31 die Worte ὡς ἐλευθέρῳ — ἐπιδημεῖν hinter γεγένημαι.

*P. Cesareo, i due simposi in rapporto all' arte moderna. Palermo 1901

kenne ich nur aus der ausführlichen Kritik von O. Weißenfels, Berl. phil. Woch. 1902 S. 387. Danach ist es eine höchst interessante, mit umfassender Kenntnis der einschlägigen Literatur verfaßte Arbeit, die aber an Xen.s Symposion kein gutes Haar läßt. Es ist auch gar nicht von Xen., sondern stammt aus der 1. Hälfte des 3. Jahrh. v. Chr., und zwar aus den Reihen der Feinde des Sokrates, die sein Bild zu verfälschen suchten. Die echten Schriften Platos und Xenophons sind darin von dem Fälscher nachgeahmt.

H. Richards, Notes on the Symp. of Xen. Class. Rev. 1902 S. 293

kritische und exegetische Bemerkungen zu 4, 37. 45; 8, 1.

Hieron.

K. Lincke, Xenophons Hieron und Demetrios von Phaleron. Phil. 1899 S. 244.

L. hält den Hiero nach Inhalt und Form für unecht. Der Dialog erklärt sich unschwer mit Rücksicht auf die politischen Verhältnisse und die Kulturgeschichte der Stadt Athen zur Zeit seines Verfassers. Der Verf. hat die Tendenz, den freien und auf ihre Freiheit eifersüchtigen Athenern zu beweisen, daß sie wohl daran taten, sich einem einzigen Lenker des Staates in die Arme zu werfen und ihm ihre Freiheit zu opfern. Dieser eine ist aber kein anderer als der Phalereer Demetrios, der im Jahr 317 im Auftrag Kassanders die Regierung Athens übernahm. Damit wäre denn auch die Abfassungszeit bestimmt; in der Form verrät der Dialog Übereinstimmung mit dem — gleichfalls unechten — Kap. Memor. I 4.

Vgl. Linckes obenerwähnten Aufsatz über die Kyrupädie. Ich muß gestehen, daß ich mich trotz der interessanten und lebendigen Beweisführung Linckes nicht von der Richtigkeit seiner Aufstellungen überzeugen kann. Durch so einschneidende Maßnahmen entstehen m. E. nur neue und größere Schwierigkeiten.

Joh. Endt, Die Quellen des Aristoteles in der Beschreibung des Tyrannen. Wiener Studien. Wien. 1902 S. 1 f.

spricht auch über die Quellen, die Xen. für den Hiero benutzt zu haben scheint. Vgl. den Schluß dieses Berichtes. S. 73.

De vectigalibus.

Aem. Pintschovius, Xenophon de vectigalibus V 9 und die Überlieferung vom Anfang des phokischen Krieges bei Diodor. Gymn.-Progr. Hadersleben 1900.

P. hält die Schrift für echt, im Sommer 355, nach Beendigung des Bundesgenossenkrieges und vor der Beraubung der delphischen Tempelschätze, von dem damals etwa 80jährigen Xen. verfaßt. Zu dieser Zeit erschienen — oder waren zu erwarten — Gesandte des Philomelos in Athen, und gerade die Stelle V 9 klingt wie „ein Rat an die Athener hinsichtlich der Antwort an diese Gesandte, jedenfalls bez. des Verhaltens in dieser Angelegenheit“. Die Thebaner sind es, von denen alles Unheil kommt, sie haben selbst Absichten auf Delphi. (P. schreibt mit ausführlicher Begründung οἵτινες . . . καταλαμβάνειν ἂν πειρῷντο.) Die vorgeschlagene Aktion ist direkt gegen die Thebaner gerichtet. Freilich zeigt sich Xen. mit seinem Rat nicht gerade als einen bedeutenden Staatsmann. — Auf den übrigen Inhalt der Abhandlung können wir hier nicht näher eingehen; vgl. die sehr anerkennende Rez. von Höck, Woch. f. klass. Phil. 1900 S. 869.

Agesilaos.

S. A. Naber, observationes miscellaneae ad Plutarchi vitas parallelas. Mnemos. 1899.

In diesen observ. kommt N. gelegentlich auch auf Xenophon zu sprechen, so besonders bei Agesilaos (pag 305). N. sucht nachzuweisen, daß Plutarch einen vollständigeren Text des xenophontischen Agesil. vor sich gehabt und benutzt habe, als uns jetzt vorliegt; der erhaltene Agesilaos des Xen. also nur ein Auszug ist.

Stockmair, Ist die Schrift Agesilaos ein Werk Xenophons? Gymn.-Progr. von Görz. 1900

kommt zu dem Ergebnis, daß der Ages. „aller Wahrscheinlichkeit nach“ nicht ein Werk des Xenoph. ist.

Hipparchikos und de re equestri.

Von beiden Schriften liegen neue kritische Ausgaben vor.

Xenophontis Hipparchicus sive de magistri equitum officio rec. Pius Cerocchi. Berlin, Weidmann, MCMI. (Die praefatio ist datiert Rom Septbr. 1899.)

enthält Text, kritischen Apparat, einen appendix variarum lectionum et coniecturarum und einen index verborum.

Als Vorarbeiten hierzu

P. Cerocchi, Prolegomena ad Xen. Hipparchicum. Stud. ital. VI 1898 S. 471 sq.

P. Cerocchi, Animadversiones criticae ad Xen. Hipp. ibid. VIII 1900 S. 73 sq.

In den Proll., deren Endergebnis kurz in der praefatio der Ausgabe angeführt ist, handelt C. von der handschriftlichen Grundlage der Schrift. Die beste der 19 in Betracht kommenden Handschriften, die C. sämtlich neu verglichen hat, ist der Vat. 989 saec. XIV = B. Nach diesem ist der Text konstituiert. Die übrigen, die alle aus einem verlorenen, lückenhaften und vielfach verderbten Archetypus herstammen, sind nur herangezogen, wenn in B. offenbare Fehler vorlagen. Die Zeugnisse der alten Schriftsteller (Pollux u. a.) bieten keine Hilfsmittel. In der Annahme von Konjekturen ist C. vorsichtig. Für die genauere Kenntnis des Vat. 989 verweist er auf Pierleoni Stud. ital. V p. 26 sq. und Rühl (Fleck. Jahrb. 1891 p. 53), dessen Ansichten über die Hss im übrigen als irrig zurückgewiesen werden (vgl. den letzten Jahresbericht pag. 84). — Die animadv. enthalten Bemerkungen zu 11 Stellen, Vorschläge resp. Verbesserungen, die in der kritischen Ausgabe verwendet werden. Es handelt sich meist um Hinzufügung kleiner Worte (ἄν, τε, ὄν, ἤ).

Vgl. Woch. f. klass. Phil. 1901 p. 1278 (Gemoll, der allerlei an der neuen Ausgabe auszusetzen hat) und Berl. phil. Woch. 1902 p. 353 (Nitsche, der den Fleiß und die richtige Methode anerkennt).

Xenophontis de re equestri libellus rec. Vincentius Tommasini. Berlin, Weidmann, 1902,

eingerichtet wie der Hipp. von Cerocchi, mit der Vorarbeit

Tommasini, Prolegomena ad Xen. libellum de re equ. Stud. ital. X 1902.

Der Text beruht im wesentlichen auf den beiden Hss A (= Vindobon. IV 37 saec. 16) und B (Vat. graec. 989 saec. 14), die übrigen 18 Hss, die ebenso wie die zum Hipparch. in 4 Familien zerfallen, sind nur aushilfsweise verwendet worden.

Nachzutragen sind hier vor allem noch die von mir in meinem letzten Bericht auf eine unbegreifliche Weise übersehenen äußerst interessanten und fruchtbaren Untersuchungen E. Oders

De Hippiatricorum codice Cantabrigiensi. Rh. Mus. 51 1896 S. 52

mit einem

addendum ad Simonis Atheniensis fragmentum ib. S. 311

und

Anecdota Cantabrigiensia ed. et comm. E. Oder. Progr. des Friedrichs-Werderschen Gymn. in Berlin 1896.

In seiner Schrift de re eq. beruft sich bekanntlich Xen. wiederholt auf einen gewissen Simon, der über denselben Gegenstand geschrieben habe. Von dieser Simonischen Schrift hat sich ein nicht unbedeutendes Fragment in dem obengenannten Codex erhalten und ist zwar bisher nicht ganz unbeachtet gewesen (hrsg. z. B. von Blaß in einem wenig zugänglichen Buche „liber miscellaneus ed. a societate philologica Bonnensi. Bonn 1864), hat aber doch bei weitem nicht die verdiente Beachtung gefunden. Dieses Fragment nun hat Oder in der erstgenannten Abhandlung nach eigener Kollation der Hs neu herausgegeben und zeigt in der zweiten, wie Xen. in seiner Schrift von Simon abhängt, ferner daß diese Schilderung eines guten Pferdes durch Simon und Xenophon durch das ganze Altertum festgehalten wird und von den Spätern (Varro, Vergil, Columella, Nemesian, Oppian usw.) ausgeschrieben ist. —

Kynegetikos.

E. Norden, Die antike Kunstprosa. Leipzig 1898. S. 431.

„Das Proömium des pseudoxenophontischen Kynegetikos.“ N. ist überzeugt, daß der Kyn. nicht von Xen. selbst herrührt, aber doch aus der Zeit Xen.s stammt und schon als xenophontisch in die alexandrinischen Kataloge eingetragen ist. Das Proömium, dem N. eine ausführliche Besprechung widmet, ist, wie der asianische*) Stil, in dem es verfaßt ist, beweist, ein Produkt der zweiten Sophistik, d. h. zur Zeit des Kaisers Commodus entstanden. Arrian hat es wahrscheinlich schon gelesen.

Dagegen vermutet

K. Lincke, Xenophons persische Politie. Phil. 1901 S. 565 f. (vgl. oben S. 56),

---

*) Daß die Einleitung zu Xen.s Kyn. von einem Rhetor der asianischen Schule herstamme, hatte schon H. Usener behauptet. Götternamen. Bonn 1896 S. 158.

welcher ebenfalls in dem Proömium Spuren asianischen Stiles erkennt, daß es in die Zeit des Anfangs dieser Entwickelung gehört, daß es eine zeitgenössische Nachahmung des Phalereers Demetrius ist. Denn der Asianismus habe seine Wurzeln in dem Athen des Demet. von Phaleron (p. 566). Das Jagdbuch selbst ist wohl eine in Xen.s Schule in Skillus entstandene Arbeit seines Sohnes Gryllos, das Proömium, sowie überhaupt die Herausgabe des ganzen Kyn. ist dem Enkel Xenophon zuzuschreiben.

G. Pierleoni, De fontibus, quibus utimur in Xenophontis Cynegetico recensendo. Studi ital. di fil. class. VI 1898 S. 65 f.

Handelt von den Autoren, die den Cyneg. nennen resp. exzerpieren (Arrian, Pollux etc.); von den Handschriften, von denen P. selbst 7 zum erstenmal kollationiert hat, und von den Ausgaben, die am Rande vv. ll. aus Hss haben. — Darauf wird das Verhältnis dieser codices zueinander festgestellt. P. unterscheidet 2 Klassen; die eine hat V 30 eine Lücke, die andere ergänzt sie (στενὴν-περιφερῆ), α und β. β zerfällt in 2 Gruppen etc. Die beste Hs ist W (Vindob. IV 37, ol. 70, saec. 16)

Id. ibid. p. 407, Xenophontis Cynegetici capita II—III rec. G. Pierleoni.

Eine Art Probe-Rezension nach den oben angegebenen Prinzipien. Enthält Text, kritischen Apparat, testimonia scriptorum und einen appendix variarum lectionum.

J. v. Leeuwen, Ad Xenophontis de venatione VIII 1. Mnemos. 1900 S. 435

schlägt vor, zu schreiben: ἔστι δέ, ὅταν μὲν ἐπινέφῃ καὶ ᾖ βόρειον etc.

H. Jackson, Xen. Cyneg. XII 6. Journ. of Phil. 55 1902 S. 136

schlägt vor, statt der Worte διὰ τὸ μηδὲν in einem Wort zu schreiben διατομηδόν und übersetzt they nevertheless made it their practice to allow hunters to cross the standing crops in pursuit of game.

Kurz vor Abschluß des Berichtes geht mir noch die vollständige Ausgabe des Kyneg. von Pierleoni zu, eingerichtet in derselben Weise und in demselben Verlage erschienen wie die beiden hippischen Werke Xen.s von Cerocchi und Tommasini:

Xenophontis Cynegeticus rec. G. Pierleoni. Berlin 1902.

Der Text beruht auf den beiden Hss Vindob. IV 37 und Vatic. graec. 989, welche — mire inter se consentientes — auf einen Archetypus zurückgehen. Die übrigen Hss, sämtlich vielfach verderbt und interpoliert, sind wertlos und kommen nicht in Betracht. Eine Vergleichung mit dem Text bei Sauppe (Tauchnitz, Leipzig 1866, ein anderer stand mir nicht zu Gebote), zeigt denn allerdings einen bedeuten-

den Unterschied. — Zu bedauern ist m. E. der hohe Preis der neuen Ausgabe (3 M.), der ihre Benutzung vielen Jüngern unserer Wissenschaft recht schwer machen wird.

Arbeiten über die resp. Laced. und resp. Athen. liegen nicht vor, so bleibt hier nur noch zu erwähnen

H. Richards, The minor works of Xenophon. Class. Review 1896—99.

R. hat unter diesem Titel an genanntem Ort eine Reihe von Aufsätzen über sämtliche sog. kleineren Schriften Xen.s veröffentlicht (vgl. den letzten Jahresbericht), die neben kritisch-exegetischen Bemerkungen besonders Beobachtungen über die Sprache, namentlich den Wortschatz, enthalten. In Bd. 13 1899 S. 342 führt er diese Untersuchungen zum Abschluß und stellt das Ergebnis derselben zusammen. Danach ergibt sich — worauf ich selbst schon in meinen Studien mit Nachdruck hingewiesen hatte —, daß die Sprache, der Stil, vor allem der Wortschatz in allen diesen Schriften — mit Ausnahme der resp. Ath. — derselbe, dem Xenophon eigentümliche ist, auch in dem Schlußkapitel der Kyrup. und der Einleitung zum Kyneget.; nichts ist in ihnen allen, was Xen. nicht geschrieben haben könnte. Von diesem Gesichtspunkt aus sind sie daher alle für echt zu halten. Die gegen ihre Authentie geltend gemachten Gründe sind nicht stichhaltig, die Annahme irgend welcher Unterschiebungen unterliegt den größten Bedenken. Von dem Enkel Xen. will R. ebensowenig wissen, wie der Verf. dieses Berichtes. — Ich halte die sprachlichen Beobachtungen von R. für recht beachtenswert und bedauere nur, daß sie nicht in etwas bequemerer Art, etwa als Broschüre, zugänglich sind.

Den Schluß mögen wieder diejenigen Arbeiten machen, die das Verhältnis späterer Schriftsteller zu Xen. zum Gegenstand haben.

P. Krumbholz, De Ctesia aliisque auctoribus in Plutarchi Artaxerxis vita adhibitis. Gymn.-Progr. Eisenach 1889.

K. spricht auf S. 19—22 „de Xenophonte Plutarchi auctore“ und zeigt, daß Plutarch die Anabasis für die genannte vita benutzt hat, vgl. oben S. 56.

Th. Büttner-Wobst, Die Abhängigkeit des Geschichtsschreibers Zonaras von den erhaltenen Quellen. Commentationes Fleckeisenianae. Leipzig 1890, Teubner. S. 136

sucht u. a. eine Benutzung der Kyrupädie durch Zonaras zu erweisen.

R. Dippel, Quae ratio intercedat inter Xenophontis historiam graecam et Plutarchi vitas quaeritur. Diss. Gießen 1898

kommt schließlich zu dem Ergebnis, daß Plutarch hauptsächlich in

seinem Leben des Alkibiades und Agesilaos die Hellenica Xenophons unmittelbar benutzt hat; daneben freilich auch den Theopomp und Ephorus, die ihrerseits selbst wieder von Xen. abhängig sind.

Vgl. die ausführliche Rez. von M. Pohlenz, Berl. phil. Woch. 1899 S. 579.

O. Immisch, Die Apologie Xenophons. Neue Jahrbb. 1900 S. 406.

Vgl. oben S. 51 und 62.

Joh. Endt, Die Quellen des Aristoteles in der Beschreibung des Tyrannen. Wiener Studien. Wien 1902. S. 1 f.

Aristoteles hat, wie E. zeigt, in der Darstellung über die Tyrannis die ihm vorliegende Literatur benutzt. In dem Teile, wo er über die Erhaltung der Gewaltherrschaft spricht, konnte er Plato zwar nicht benutzen — doch hatte er auch auf diesem Gebiete Führer, dies beweist der Hiero des Xenophon sowie Stellen aus Euripides und Isokrates usw. Endt weist die zahlreichen Beziehungen der aristotelischen Politik zu der genannten xenophontischen Schrift, aber auch zu anderen, namentlich der Kyrupädie, nach und läßt nur zweifelhaft, ob der Stagirite Xenophon selbst oder etwa eine gemeinsame Quelle benutzt hat. Mir scheint der Annahme, daß Aristoteles die xenophontischen Schriften gelesen, nichts entgegenzustehen. Allerdings bleibt dabei die Tatsache, daß er Xenophon nicht nennt, in ihrer ganzen Bedeutsamkeit bestehen. Für uns ist die interessante und jedenfalls noch recht erweiterungsfähige Abhandlung noch besonders aus dem Grunde von Bedeutung, weil Endt darin auch vielfache Beziehungen zwischen dem Hiero und Isokrates aufdeckt und damit der Quellenfrage für Xenophon nahetritt. Vgl. meine Xenophonstudien S. 145 f.

Jahresbericht über Herodot 1898—1901

von

J. Sitzler
in Tauberbischofsheim.

I. Handschriften und Ausgaben.

Die Papyrusfunde der letzten Jahre waren auch für Herodot nicht ganz ohne Ertrag.

B. P. Grenfell and A. S. Hunt, The Oxyrhynchos Papyri. With eight plates. London 1898

bringen als Nr. 3 der 3. Abteilung Fragmente aus Herodot I 105 flg. und I 76: jedoch sind dieselben nur gering und für die Textkritik ohne Belang.

Wichtiger ist der folgende Band:

B. P. Grenfell and A. S. Hunt, The Amherst Papyri. Part II. London 1901.

Das 12. Fragment trägt die Unterschrift: Ἀριστάρχου [εἰς τὸ] Ἡροδότου α ὑπόμνημα. Von dieser Schrift des berühmten Grammatikers wußte man bis jetzt nichts. Das erhaltene Stück stammt aus dem 3. Jahrh. n. Chr. und ist offenbar nur ein recht dürftiger Auszug aus dem ursprünglichen Werke; denn von I 194: ὄνος ζώς ἐστιν (sic) springt es über auf 215: ἄνιπποι. Übrigens sind diese beiden Stellen bemerkenswert: ζώς ist die Lesart von R, und die Bemerkung zu 215 lautet ἄνιππ[οι · οὐ]χί, [ἀλ]λὰ ἅμιπποι, eine andere Lesart, wie Bekk. anecd. p. 205 zeigt, worauf die Hrsg. verweisen. Nach dieser Probe zu schließen, kann man den Verlust des aristarchischen Kommentars nur bedauern.

An neuen Auflagen ist zu erwähnen:

Herodotos erklärt von H. Stein. I. Band. 1. Heft. Buch 1. 6. Auflage. Berlin 1901.

Die Einleitung über Herodots Leben und Werk ist vielfach berichtigt und vervollständigt; besonders ist ein neuer Abschnitt (31)

über die in die Erzählung eingelegten Reden und Gespräche hinzugekommen. Die Darlegungen über den Dialekt des Geschichtsschreibers sind vollständig umgearbeitet. Auf diese werde ich in dem Abschnitt über Grammatik zurückkommen; hier will ich nur noch einige Verbesserungen hervorbeben, die der Text des 1. Buches durch die wiederholte Bearbeitung des tüchtigen Herodotkenners erfahren hat.

Kap. 49, 2: κατὰ δὲ τὴν Ἀμφιάρεω [τοῦ μαντηίου] ὑπόκρισιν, der sonstigen Gewohnheit des Herodot entsprechend. — 65, 24 flg.: [μετὰ δὲ . . . . . . ἔστησε Λυκοῦργος], offenbar späterer Zusatz, der nach dem vorhergehenden Satze stört — 67, 12: ἔπεμπον αὖτις τὴν ἐς <Δελφοὺς τὸν> θεὸν ἐπειρησομένους, wie es scheint, in Anlehnung an VII 148, wo aber τήν fehlt; richtiger wird man τὴν ἐς θεόν als unnötigen Zusatz ausscheiden. — 82, 39: κομᾶν <ἐνόμισαν>; besser κομῶσι st. κομᾶν; jedenfalls richtig, daß κομᾶν nicht von νόμον ἔθεντο abhängen kann. — 93, 1: ἡ Λυδίη st. γῆ Λυδίη, das Schäfer in γῆ ἡ Λυδίη änderte; Herodot hat nur Λυδίη oder ἡ Λυδίη. — 144, 3: φυλάσσοντας αἰνῶς μηδαμοὺς ἐσδέξασθαι st. φυλάσσονται ὤν; leichter ist φυλάσσονται ὡς μ., wie ich unter Verweisung auf Xenoph. Anab. VII 6, 22 vorschlug. — 150, 9: ποιησάντων δὲ ταῦτα [Σμυρναίων], wozu bemerkt wird: Σμυρναίων ist eine alte Randergänzung zu τὰ ἔπιπλα. — 153, 19: ἐπεῖχε [τε]; richtiger ἐπεῖχε τότε. — 194, 10: ἀλλὰ ἀσπίδος τρόπον κυκλοτερέα ποιήσαντες καὶ καλάμης πλήσαντες [πᾶν τὸ πλοῖον τοῦτο] ἀπιεῖσι κατὰ τὸν ποταμὸν φέρεσθαι, φορτίων πλήσαντες, was wegen der beiden πλήσαντες weniger genügt. Ich vermute πλήσαντες πᾶν τὸ κοῖλον οὕτω (mit Gomperz) ἀπιεῖσι . . . . φορτίων ἐπινήσαντες; zu φορτίων ἐπινῆσαι vgl. Aristoph. eccles. 838. Im übrigen vgl. meine Anzeige in der N. Philol. Rundschau 1902 S. 265 flg.

II. Kritische und exegetische Beiträge.

1. Text.

Mit der Erklärung und Verbesserung des Textes beschäftigen sich:

1. M. L. Earle, Encore Hérodote I 86. Rev. phil. 1898 S. 182 flg.
2. J. Keelhoff, Encore Hérodote I 86. Rev. phil. 1898 S. 304 flg.
3. T. G. Tucker, Herod. II 8, 1. 22, 2. 25, 1. 39, 3. 78, 1. 111, 3. 116, 1. I 33. Class. Rev. 1898 S. 28 flg.
4. H. Richards, Herod. IX 122. Class. Rev. 1898 S. 29.
5. G. Selchau, Zu Herodot (VII 144. VIII 11. IX 103). Nord. Tidsskr. f. Filol. VII S. 122 flg.
6. O. Siesbye, Textkritische und exegetische Bemerkungen zu Homer, Herodot usw. Nord. Tidsskr. f. Filol. VIII S. 89 flg.

7. C. Hude, In Herodotum V 72. Nord. Tidsskr. f. Philol. IX S. 112. (IX 98. 101. Ebenda 1897 S. 125.)

8. P. Petersen, Ad Herodotum (VI 52. VII 145. IX 14). Nord. Tidsskr. f. Filol. IX S. 138 flg.

9. K. Lincke, Miscellanea (Herod. I 138. VII 104), Philol. 59 S. 186 flg.

10. E. Nestle, Zu Herodots Erklärung der Namen Darius und Xerxes (VI 98). Berl. phil. Wochenschr. 1901 S. 1115 flg.

11. U. v. Wilamowitz, Herod. VII 178. Nachr. d. kgl. Gesellsch. der Wissensch. zu Göttingen 1897 S. 325 Anm. 1.

12. E. Schwartz, Herod. VIII 73. Hermes 1899 S. 445.

Von den gemachten Vorschlägen sind folgende erwähnenswert. Die vielbehandelte Stelle II 22, 1: κῶς ὦν δῆτα ῥέοι ἂν ἀπὸ χιόνος ἀπὸ τῶν θερμοτάτων ῥέων ἐς τὰ ψυχρότερα τῶν τὰ πολλά ἐστι ἀνδρί γε λογίζεσθαι τοιούτων πέρι οἵῳ τε ἐόντι, ὡς οὐδὲ οἰκὸς κτλ. will Tucker durch die Schreibung: ψυχρότερα; τῶν τ' ἄπο δῆλά ἐστι heilen. Die Anastrophe bei ἀπό kommt bei Herodot nur II 6 vor, und τ' paßt nicht. Früher schlug ich γνώματα st. τῶν τά vor; jetzt glaube ich, daß συμβόλαια (vgl. V 92, 7) hinter πολλά ausgefallen ist, und lese ψυχρότερα: τῶν καὶ πολλὰ <συμβόλαιά> ἐστι . . . . ἐόντι, ὥς <τε> οὐδὲ κτλ. — II 39 verlangt derselbe κοινῇ st. κείνῃ; recht ansprechend, aber vgl. zu κεφαλῇ κείνῃ Kap. 40: κοιλίην κείνην. — II 78 weist Tucker δίπηχυν, das die Hs-Klasse α, offenbar als Verschreibung infolge des vorhergehenden πηχυαῖον bietet, mit Recht zurück; er korrigiert δίπουν, wofür auch δίπλουν der Hs-Klasse β spricht. — VII 172 hat man vielfach an οὐ βουλόμενοι Anstoß genommen, das Stein für ein Versehen st. μὴ βουλόμενοι erklären möchte; zur Rechtfertigung der Überlieferung verweist Siesbye auf Hom. κ 573: οὐκ ἐθέλοντα. Eur. Androm. 382: σοῦ δ' οὐ θελούσης κατθανεῖν, τόνδε κτενῶ. Thuk. IV 22: οὐ τυχόντες. Demosth. XV 25 οὐ δίκαια ποιοῦντα. — VII 178 hat die eine Hs-Klasse θυίηι, die andere θυίης, bzw. θύης; danach vermutet Wilamowitz ἐν Θυίῃσι, vielleicht mit Recht. — VIII 73 ist überliefert Δρυόπων δὲ Ἑρμιών τε καὶ Ἀσίνη ἡ πρὸς Καρδαμύλῃ τῇ Λακωνικῇ. Dies bezeichnet Schwartz mit Recht als unhaltbar; aber was er für möglich hält: Ἀσίνη ἡ πρὸς <τῷ κόλπῳ τῷ Θουριάτητι (sic) καὶ> Καρδαμύλη ἡ Λ. ist ebenso unhaltbar; denn Kardamyle ist keine Stadt der Dryoper.

Zum Schlusse nenne ich noch

H. M. Blaydes, Adversaria in Herodotum. Halle 1901,

ein Buch, in dem Altes und Neues, Eigenes und Fremdes in bunter Fülle geboten wird. Unter vielem Überflüssigen und Unbrauchbaren findet sich auch manches Gute.

---

2. Grammatik und Lexikologie.

Die wichtigste Frage ist hier die nach dem von dem Geschichtsschreiber angewandten Dialekt, über welche sich die Gelehrten bisher immer noch nicht einigen konnten. Die einen wollen die Sprache Herodots, da er ja ein ionischer Schriftsteller sei, nach den Inschriften ummodeln; die andern, zu denen auch ich gehöre, nehmen für Herodot dasselbe Recht in Anspruch, das für die andern Schriftsteller gilt, nämlich, daß für die Feststellung seiner Sprache die hd. Überlieferung maßgebend sein muß, neben welcher den Inschriften nur eine untergeordnete Bedeutung zuerkannt werden kann.

Mit der Erörterung dieser Frage befassen sich:

1. M. Fuochi, De vocalium in dialecto Ionica concursu observatiunculae. Florenz und Rom 1899.

2. O. Hoffmann, Die griechischen Dialekte. 3. Band: Der ionische Dialekt. Quellen und Lautlehre. Göttingen 1898.

3. A. Fritsch, Zur Konstituierung des Herodotischen Dialekts. Verhandlung der 45. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Bremen 1899. Leipzig 1900. S. 158 flg.,

wozu noch H. Stein in der 6. Aufl. des 1. Buches seiner kommentierten Herodotausgabe S. LV flg. kommt.

M. Fuochi hat im Jahre 1894 in Studi italiani S. 209 flg. eine inhaltreiche Abhandlung: De titulorum Ionicorum dialecto veröffentlicht, vgl. Jahresb. Bd. 83 S. 49 flg. Berücksichtigte er damals nur die Inschriften, so stellt er in der vorliegenden Untersuchung das, was sich aus den Inschriften für die Vokalkontraktion im Ionischen ergibt, mit den entsprechenden Lehren der Grammatiker zusammen, um zu sehen, inwieweit sie miteinander übereinstimmen oder voneinander abweichen. Er kommt dabei zu dem Ergebnis, daß sich bei den Grammatikern viel Unrichtiges und Verkehrtes finde. Die Anwendung dieser Sätze auf Herodot macht er nicht, sondern stellt über die hd. Überlieferung dieses Schriftstellers besondere Studien in Aussicht.

O. Hoffmanns groß angelegtes Werk über den ionischen Dialekt verfolgt den Zweck, die gemeinsamen charakteristischen Eigentümlichkeiten dieser Mundart klarzulegen. Bis jetzt liegt nur die erste Hälfte vor, die Quellen (S. 1—212) und die Lautlehre (213—626) umfassend; übrigens teilt H. die Quellen nur in Auswahl mit, zunächst die Inschriften, dann die Dichter. Bei der Besprechung der Quellen äußert er sich auch über die hd. Überlieferung Herodots (S. 187 flg.). Sein auf S. 208 flg. entwickelter Grundsatz läßt sich kurz dahin zusammenfassen, wo die Texte der ionischen Schriftsteller im Dialekt mit den

Inschriften nicht übereinstimmen, müssen sie nach diesen abgeändert werden. Beifügen will ich noch, daß H. auch die herkömmliche Dreiteilung des ionischen Dialekts in die Mundart Euböas, der Kykladen und der kleinasiatischen Dodekapolis verwirft, da sie einer ausreichenden Begründung ermangle; auch Herodots Annahme von vier Sprachgruppen in der Dodekapolis läßt er nur für die Volkssprache zu; die gebildeten Kreise der Dodekapolis hätten sich hinsichtlich der Sprache kaum voneinander unterschieden.

Von ähnlichen Voraussetzungen ausgehend, verlangt A. Fritsch im Dat. Sing. der I-Deklination -ει, von λαμβάνω die Formen λάψομαι und ἐλάφθην, im Femin. der Adj. auf ύς die Endung -εῖα, überall Spiritus lenis und ν ἐφελκυστικόν, im Genet. Sing. νεηνίω Παυσανίω Μαρσύω, in χράω und χράομαι überall η usw. Diese Änderungen nahm er auch in seine bei Teubner in Leipzig im Jahre 1899 erschienene Schulausgabe der Bücher V—IX auf, gerade als ob sie schon so über jeden Zweifel erhaben wären, daß man sie sogar in die Schulen einführen könnte.

Wie stellen sich nun diese Annahmen zum wirklichen Sachverhalt? Wer den Herodot-Text nach den ionischen Inschriften verbessern und berichtigen will, der muß zuerst den zwingenden Beweis erbringen, daß Herodot ein reines, ungemischtes Ionisch schreiben wollte und auch wirklich geschrieben hat. Dieser Beweis ist bis jetzt nicht erbracht und kann auch schwerlich jemals erbracht werden. Die Grammatiker überliefern ausdrücklich, daß sich unser Geschichtsschreiber einer μεμιγμένη, ποικίλη Ἰάς bedient habe, vgl. die Zusammenstellungen bei Bredov, Quaest. crit. de dial. Herodotea S. 4 flg. oder bei Stein a. a. O. S. XLVII flg., und mit diesen äußeren Zeugnissen stimmen die aus dem Geschichtswerk selbst entnommenen überein. Stein hebt S. LVIII den Lautwandel von naturlangem α in η, das Fehlen des Spiritus asper, den guttural anlautenden Pronominalstamm κο, den Diphthong ωυ, die mit τ anlautenden Formen des Relativpronomens ὅς und die vielfache Offenhaltung zusammenstehender Vokale als besonders charakteristische und kritisch sichere Besonderheiten der herodotischen Sprache hervor und zeigt, daß von diesen Besonderheiten die erste auf den Inschriften der drei Gruppen des Ionismus, die zweite auf den Inschriften der asiatischen Dodekapolis, die vier andern auf keiner ionischen Inschrift erscheinen. Folgt daraus nicht unwiderleglich, daß Herodots Sprache von dem inschriftlich bezeugten ionischen Dialekt verschieden, mithin keine gesprochene Mundart, sondern eine literarische Sprache ist? Und dies wird noch dadurch bestätigt, daß sie, wie Stein S. LIX flg. nachweist, mit der Sprache der ionischen Dichter und Prosaiker des 7. bis 5. Jahrhunderts v. Chr. in den oben erwähnten sechs charakteristischen Merkmalen übereinstimmt.

Man sieht aus diesen Darlegungen, wie gering der Wert der ionischen Inschriften zur Herstellung der wahren Mundart Herodots ist; wichtiger sind schon die Literaturdenkmäler der ionischen Schriftsteller der älteren Zeit; die Hauptsache aber ist und bleibt die richtige Verwertung und Ausnützung der Hss. Man muß sich immer gegenwärtig halten, wie nahe bei der Abschrift und Korrektur des Textes einerseits die Abirrung zur gewöhnlichen Form, anderseits die Einsetzung einer Analogieform lag. Wo die beiden Hss-Klassen hinsichtlich einer sprachlichen Eigentümlichkeit übereinstimmen, ist jeder Zweifel über deren Richtigkeit ausgeschlossen; Meinungsverschiedenheit kann nur da entstehen, wo sie voneinander abweichen. In Fällen, wo herodotische Formen gewöhnlichen gegenüberstehen, ist den ersteren der Vorzug zu geben, auch wenn sie nur an einer oder ein paar Stellen sicher beglaubigt sind. Die offenen Formen, die sich auch bei den ionischen Dichtern und Prosaikern finden, hält Stein nur für graphisch, nicht phonetisch verschieden von den zusammengezogenen. Ich glaube, daß man diese Eigentümlichkeit Herodots richtiger als eine Anlehnung an das Epos, dessen Einfluß bei unserem Geschichtschreiber nicht zu verkennen ist, erklären wird. Das ν ἐφελκυστικόν hat Herodot ohne Zweifel gemieden; nicht zu rechtfertigen ist aber die Einführung des Spiritus lenis statt asper in das herodotische Geschichtswerk, trotzdem die Psilosis feststeht. Will man Herodots eigene Schreibweise herstellen, so muß man Spiritus und Akzent weglassen; mag man sich dazu nicht entschließen, so muß man bei der Überlieferung stehen bleiben; denn es läßt sich nicht beweisen, daß mit dem Schwinden des H-Lautes auch der Spiritus asper aus der Schrift verschwinden mußte; das graphische Zeichen konnte sich, wie wir auch tatsächlich sehen, erhalten.

Mit den Impersonalien beschäftigt sich

A. Dießl, Die Impersonalien bei Herodot. Progr. Wien 1899,

eine Arbeit, die nur als Stellensammlung Wert hat. Das Thema selbst ist, was der Verf. allerdings nicht weiß, schon von A. St. Miodonski, De enuntiatis subiecto carentibus apud Herodotum. Diss. Krakau 1886, eingehend behandelt, vgl. Jahresb. Bd. 58 S. 250 flg.

Eine tüchtige Arbeit über den Dativ liefert

R. Helbing, Über den Gebrauch des echten und soziativen Dativs bei Herodot. Diss. Freiburg 1898 und Der Instrumentalis bei Herodot. Progr. Karlsruhe 1900.

Er hat das Material mit großem Fleiß zusammengetragen und dabei auch die Überlieferung und die neuere Literatur berücksichtigt. In der Anordnung und Auffassung der sprachlichen Erscheinungen folgt er der bewährten Führung Delbrücks. Besondere Anerkennung ver-

dient es, daß er die Sprache Herodots stets mit der der früheren und späteren Schriftsteller in Beziehung setzt, so daß man jederzeit darüber unterrichtet ist, welche Stellung der herodotische Sprachgebrauch dem allgemeinen Sprachgebrauch gegenüber einnimmt. Mit den Entscheidungen, die der Verf. in grammatischer und textkritischer Hinsicht fällt, kann man fast immer einverstanden sein; wenn er aber IV 10 τὸ δὴ μοῦνον μηχανήσασθαι τῇ μητρὶ Σκύθην als zusammenfassenden Abschluß der ganzen Erzählung vorschlägt, so übersieht er, daß ταῦτα δὲ Ἑλλήνων κτλ. als solcher unmittelbar folgt. Mir scheint der Satz aus einer am Rande nachgetragenen Auslassung nach ἐπιτελέσαντα entstanden und an unrechter Stelle eingeschoben zu sein; ursprünglich hieß es etwa: ἐπιτελέσαντα, τὸ μηχανήσασθαι τὴν μητέρα, μοῦνον καταμεῖναι ἐν τῇ χώρῃ. Nachzutragen sind οἰμώζειν VII 159 und ἀνιᾶσθαι IV 130 und V 93; beide Wörter spricht der Verf. dem Herodot ab.

Über den Unterschied zwischen dem griechischen Genetiv und Dativ auf die Frage wann? handelt Chr. Wirth in den Blättern für Gymnasial-Schulwesen 1898 S. 852 flg. Er faßt das Ergebnis seiner Untersuchung folgendermaßen zusammen: „Auf die Frage wann? setzt der Grieche den Genetiv, wenn ein anderes Substantiv als Gegensatz gedacht wird, dagegen den Dativ, wenn das nämliche Substantiv nur eben mit einem andern adjektivischen Attribut als Gegensatz gedacht wird." Als wichtigste Beweisstelle führt er Herod. II 47 an: Σελήνῃ δὲ καὶ Διονύσῳ μούνοισι τοῦ αὐτοῦ χρόνου τῇ αὐτῇ πανσελήνῳ τοὺς ὗς θύσαντες πατέονται τῶν κρεῶν, was er erklärt: zur nämlichen Zeit (im Gegensatz zu: an dem nämlichen Ort) an dem nämlichen Vollmond (im Gegensatz zu: an verschiedenen Vollmonden).

M. C. P. Schmidt, Jahrb. f. Philol. 1897 S. 623 flg. sucht zu erweisen, daß κατά τι „senkrecht zu" bedeuten kann. Zu diesem Zweck führt er auch drei Stellen aus Herodot an, nämlich VII 176: ἐδέδμητο δὲ τεῖχος κατὰ ταύτας τὰς ἐσβολάς: „im rechten Winkel zur Paßstraße", VII 216: τείνει ἡ Ἀνόπαια αὕτη κατὰ ῥάχιν τοῦ οὔρεος: „senkrecht durchschneidet der Weg den Grat" und VII 36: τοῦ μὲν Πόντου ἐπικαρσίας, τοῦ δὲ Ἑλλησπόντου κατὰ ῥόον: „die eine Reihe lief im schiefen, die andere Reihe im rechten Winkel zur Strömung". Ich kann der Erklärung des Verf. an keiner der drei Stellen beistimmen; VII 176 gibt κατά den Ort an, wo die Befestigung angelegt ist, VII 216 den Ort, über den sich der Weg hinzieht, und VII 36 steht κατὰ ῥόον wie sonst: nach, parallel der Strömung.

---

3. Geschichte und Geographie.

Die Forschung auf dem Gebiete der alten Geschichte und Geographie wurde in den letzten Jahren, durch die Ausgrabungen angeregt, mit großem Eifer betrieben und führte zu glänzenden Ergebnissen, die auch für die Erklärung und Beurteilung Herodots von Wichtigkeit sind.

Mit der Geschichte Lydiens beschäftigen sich:

*1. J. V. Prašek, Lydiaca I. Die lydischen Mermnaden und Herodot. České Mus. Filolog. VI S. 161 flg. 241 flg.

2. G. Egelhaaf, Der Sturz der Herakliden und das Aufkommen der Mermnaden. Vortrag, gehalten auf der 46. Philol.-Versammlung in Straßburg 1901. Wochenschr. f. klass. Philol. 1901 S. 1299 flg.

3. J. Oppert, Hérodote et l'orient antique. Mélanges Weil. Paris 1898. 29. Abhandlung.

4. C. Niebuhr, Einflüsse orientalischer Politik auf Griechenland im 6. und 5. Jahrhundert. Berlin 1899.

Egelhaaf versucht, die Vorgänge bei dem Wechsel der lydischen Dynastie, für die es an inschriftlichen Zeugnissen fehlt, durch eine sorgfältige Untersuchung und Prüfung der literarischen Quellen aufzuhellen. Herodots Bericht I 8—13 nennt er ein Meisterwerk einer charakterisierenden Erzählung, die aber so vollständig auf des Schriftstellers Auffassung von der Hybris beruhe, daß sie als historische Unterlage nicht zu verwerten sei; Justinus I 7 beschränke sich darauf, die herodotische Vorlage in oberflächlicher und plumper Weise wiederzugeben. Als Ergebnis seiner Forschung stellt der Verf. fest, 1. daß der Thronwechsel jäh erfolgte, indem der letzte Heraklide durch Meuchelmord fiel, 2. daß der Mord von einem dem König nahestehenden Manne („einem Lanzenträger") ausging, 3. daß die Königin — wie? ist fraglich — bei der Sache beteiligt war und von dem Mörder zur Erlangung einer Art von Legitimität geheiratet wurde, 4. daß die Anhänger der Herakliden sich nicht sofort unterwarfen, sondern zu den Waffen griffen, 5. daß der Krieg zwischen den beiden Parteien durch einen Schiedsspruch des delphischen Orakels beigelegt wurde, und 6. daß dieser Schiedsspruch zugunsten des Usurpators Gyges ausfiel und der Grund für die griechenfreundliche Politik der neuen Dynastie war.

Nach Herodot regiert Gyges 38 Jahre; dies kann aber nicht richtig sein, da er nach einer assyrischen Inschrift im Jahre 663 an Sardanapal eine Gesandtschaft schickte. Daher vermutet Oppert, daß ihm die 57 Jahre gehören, die Herodot dem Alyattes gibt. Alyattes

regierte nach dem parischen Marmor 49 Jahre, also die Zeit, die bei Herodot der Regierung des Ardys zugewiesen wird. Daraus schließt Oppert, daß die Angabe der Regierungsjahre der einzelnen lydischen Könige bei Herodot in Verwirrung gekommen sei, wenn auch die Gesamtsumme ihrer Regierung richtig sei. Er selbst ordnet sie folgendermaßen: Gyges 57 Jahre, also 712—655 (bzw. 716—659), Ardys 38 Jahre, also 655—617 (bzw. 659—621), Sadyattes 12 Jahre, also 617—605 (bzw. 621—609), Alyattes 49 Jahre, also 605—556 (bzw. 609—560), Krösus 14 Jahre, also 556—542 (bzw. 560—546).

Niebuhr untersucht im 1. Teil seiner Schrift das Verhältnis der kleinasiatischen Griechen zu den lydischen Herrschern. Er glaubt, daß die ersteren von den letzteren schon viel früher unterworfen wurden, als Herodot berichte. Fehlen schon für diese Annahme beweiskräftige Gründe, so ist es geradezu unverständlich, wie der Verf. dazu kommt, zu behaupten, der Herod. V 94 flg. erzählte Krieg um Sigeion sei zwischen Periander, dem Oberherrn von Attika, und den Lydiern, den Herren von Lesbos, geführt worden. Der 2. Teil der Schrift sucht die Beziehungen der lydischen Könige zu Delphi zu ermitteln; aber auch hier fehlt es nicht an abenteuerlichen Behauptungen. So meint der Verf., die von Herodot I 14 und 50 flg. erwähnten Weihegeschenke des Gyges und Krösos stammten nicht von diesen Königen, sondern seien während des ionischen Aufstandes von den Alkmeoniden — den Herod. V 97 genannten Melanthios hält er nämlich für einen Alkmeoniden — aus dem Tempel der Branchiden bei Milet geraubt und nach Delphi gebracht worden, wo sie von der Priesterschaft fälschlich als Geschenke jener Herrscher ausgegeben worden seien; zur literarischen Verbreitung dieser Legende hätten sich die Priester des Herodot, der die Interessen des delphischen Heiligtums nach dieser Seite hin vertreten habe, bedient.

Die Geschichte der alten Phryger berührt

H. Winckler, Altorientalische Forschungen. 2. Reihe, Bd. II (1899) S. 193—400. Leipzig 1900 und Die Völker Vorderasiens. Leipzig 1899.

Er identifiziert den Phrygerkönig Midas (Herod. I 14 flg.) mit dem in den Siegesberichten des assyrischen Eroberers Sargon erwähnten Mita, König der Muski, und vermutet, daß die indoeuropäischen Phryger, die von Thrakien nach Kleinasien einwanderten, die Moscher überwunden, die alte Herrschaft der Hettiten gestürzt und dann selbst deren Stelle eingenommen haben.

An der Spitze der Arbeiten über Assyrien und Babylonien verdient

M. Jastrow. The religion of Babylonia and Assyria. Boston 1898 genannt zu werden, ein Werk, welches das gesamte Religionswesen der Assyrer und Babylonier nach dem Stand der jetzigen Forschung zur Darstellung bringt.

Den Fall Ninives bespricht

Th. Friedrich, Festgabe zu Ehren M. Büdingers. Innsbruck 1898. Zweite Abhandlung,

in eigener Weise. Er geht von der Vermutung aus, daß der Bach Choser zur Zeit der Blüte des assyrischen Reiches nicht, wie man gewöhnlich annehme, mitten durch die Stadt geflossen, sondern von Sanherib in einem wohleingedämmten Kanal außerhalb der Stadtmauern in den Tigris geleitet worden sei, damit er durch Überschwemmungen keinen Schaden in der Stadt und im Palaste anrichten könne. Trotzdem habe dieser Bach einmal bei hohem Wasserstande, wie aus Nahum 2, 9, das ein vaticinium ex eventu sei, hervorgehe, die Dämme durchbrochen und die Stadt unter Wasser gesetzt. Zu gleicher Zeit habe der Blitz in den Palast und das Zeughaus geschlagen und diese Gebäude zerstört. Infolgedessen sei der König, der seine Residenz nach Chalah verlegt habe, nicht mehr imstande gewesen, dem vereinten Ansturm der Meder und Babylonier Widerstand zu leisten, und so sei Ninive gefallen. Es wird kaum nötig sein, diese Hypothese noch ausdrücklich als unwahrscheinlich zu bezeichnen; die Rolle, die dabei dem Zufall zugewiesen wird, die Unhaltbarkeit einer solchen Erklärung und Beziehung von Nah. 2, 9 und die klare Überlieferung Herodots I 106 hätte sie unmöglich machen sollen.

Zahlreich sind die Arbeiten über Babylon, wo auf Anregung der deutschen Orient-Gesellschaft unter der Leitung Koldeweys Ausgrabungen vorgenommen werden. Über diese berichten:

1. P. Rohrbach, Babylon. Preuß. Jahrb. 104, 2.

2. F. Delitzsch, Babylon. Mit einem Plan des Ruinenfeldes. Leipzig 1899 und Die babylonische Mauer (Herod. I 178). Wochenschr. f. klass. Philol. 1900 S. 534.

Rohrbach weist darauf hin, daß Herodots Angabe über den Umfang Babylons (I 178) stark übertrieben sei; denn nicht 480 Stadien = rund 90 Kilometer betragen die Umfassungsmauern, sondern nur 15 Kilometer = rund 80 Stadien. Dagegen bewahrheitet sich nach Delitzsch die Angabe des Schriftstellers über die Dicke der Mauer, die sich auf 80' beläuft. Herodot (I 178) gibt 50 königliche Ellen an, die Elle nach Hultsch zu 525 mm, also 26,25 m oder 87,50', 3 m zu 10' gerechnet.

Mit der Geschichte des Landes befassen sich:

1. C. F. Lehmann, Die historische Semiramis und Herodot. Beiträge zur alten Geschichte. Bd. 1 (1901) S. 256 flg.

2. J. Oppert, Hérodote et l'orient antique. Mélanges Henri Weil. Paris 1898. 29. Abhandlung.

3. F. H. Weisbach, Zur Chronologie des falschen Smerdis und des Darius Hystaspes. Zeitschr. der deutsch. Morgenländ. Gesellschaft 1897 S. 509 flg. 661 flg.

4. J. V. Prašek, Forschungen zur Geschichte des Altertums III. Zur Chronologie des Kyros. Zu der Behistûn-Inschrift. Leipzig 1900.

5. — Die ersten Jahre Dareios' des Hystaspiden und der altpersische Kalender. Beiträge zur alten Geschichte. Bd. 1 (1901) S. 26 flg.

6. C. F. Lehmann, Xerxes und die Babylonier. Wochenschr. f. klass. Philol. 1900 S. 959 flg.

7. E. Meyer, Forschungen zur alten Geschichte. Bd. II. Halle 1899. 6. Abh.: Chronologische Untersuchungen. Die Regierungszeiten der persischen und der spartanischen Könige.

8. — Geschichte des Altertums. Bd. III. Das Perserreich und die Griechen. 1. Hälfte. Bis zu den Friedensschlüssen von 448 und 446 v. Chr. Stuttgart 1901.

Lehmann bezieht den Bericht Herodots (I 184) über die babylonische Königin Semiramis auf Samuramat, die auf einer Inschrift aus der Zeit des assyrischen Königs Adadnirari III. (812—783) genannt wird. Sie scheint eine babylonische Prinzessin gewesen zu sein, welche Adadnirari nach der Unterwerfung Babyloniens heiratete, um dieses Land fester mit Assyrien zu verbinden. Ihr zu Ehren übertrug er auch im J. 787 den Kult des Bel-Nebu aus Babylon-Borsippa nach Kalach (Chalah) in Assyrien. Was Herodot über die Deichbauten der Semiramis berichtet, hat er wohl von den Nebu-Priestern in Borsippa erfahren; Königin von Babylon nennt er sie aber, weil für ihn Babylon die Hauptstadt des assyrischen Reiches ist. Wie aus ihr die spätere Semiramis wurde, darüber vgl. Jahresb. Bd. 83 S. 60.

Wenig wahrscheinlich erscheint, was der Verf. über Nitokris vorbringt, die Herodot (I 185 flg.) an die Stelle Nebukadnezars setzt. Er meint, unser Geschichtsschreiber habe den Namen Nitokris selbst aus dem Namen Nebukadnezar, den er von den Nebu-Priestern hörte, gebildet, weil er sich an die ägyptische Nitokris erinnerte und Nitokris ungefähr dieselben Konsonanten, wie Nebukadnezar, enthalte. Derartige eigene Bildungen liegen Herodot fern, und eine solche Annahme ist an unserer Stelle um so weniger begründet, als jeder Hinweis auf die

ägyptische Nitokris fehlt; vgl. dagegen II 100; auch ist die Ähnlichkeit zwischen beiden Namen gewiß wenig auffallend. Ich halte daher an der bisherigen Erklärung fest, die in Nitokris die Gemahlin Nebukadnezars, die medische Prinzessin Amytis, sieht, die in der Sage, wie Semiramis, an die Stelle des Königs getreten ist.

Oppert weist darauf hin, daß die Behistûn-Inschrift hinsichtlich der Genealogie des persischen Königshauses mit Herodot I 107. 111 und VII 11 übereinstimme; allerdings müsse man VII 11 lesen: τοῦ Τείσπεος <καὶ ἐξ Ἀτόσσης τῆς> Κύρου τοῦ Καμβύσεω <τοῦ Κύρου> τοῦ Τείσπεος κτλ. Daher dürfe man mit Recht die Frage aufwerfen, ob es nicht eine Volkssage gegeben habe, nach der die Frau des Kambyses, des Vaters des Königs Kyros, die Tochter des medischen Königs gewesen sei. Die Inschrift von Sippara wisse von einer solchen Verwandtschaft nichts.

Auch über die Stammesangehörigkeit der Perser und Meder sei Herodot unterrichtet, vgl. VII 62. Die Perser seien Arier, Medien dagegen sei von turanischen Völkerschaften, untermischt mit arischen Stämmen, bevölkert, worüber unser Geschichtschreiber die genauesten Nachrichten gebe (I 101). Die Magier seien nicht arischen Ursprungs gewesen, und so stelle sich die Empörung des Magiers als eine Reaktion des turanischen Kults gegen den von Kyros eingeführten persischen dar. Die Ermordung des Magiers Gaumata verlege die Behistûn-Inschrift nach Sichichotes in der medischen Provinz Nisäa, Herodot dagegen nach Susa; aber in den Namen der sieben Perser, die sich gegen die Magier verschworen, herrsche zwischen Inschrift und Herodot fast völlige Übereinstimmung. Nur statt Aspathines nenne die Inschrift Ardymanes; doch sei auch dieser Name von Herodot nicht erfunden; denn Aspathines sei ein besonderer Freund des Königs gewesen, der sein Bild, sowie das des Gobryas, auf sein Grab habe setzen lassen. Der Vater des Otanes heiße auf der Inschrift Thuchra (Sochres), der des Megabyzos Dadyes.

Die Belagerung von Babylon durch Dareios gibt Herodot III 153 auf 20 Monate an; daß sie nicht so lange dauerte, zeigen die Inschriften. Nach Opperts Ansicht, die er auch in der Zeitschrift der deutschen morgenländischen Gesellschaft 1897 S. 155 flg. ausspricht, bezeichnen die 20 Monate, die Herodot angibt, die Zeit, die zwischen dem Aufstand des Magiers und dem Ende der Herrschaft Nabuchodonosors III., d. h. des Betrügers Nidintabel, verfloß. Wahrscheinlicher ist die Annahme Lehmanns (Xerxes und die Babylonier S. 962 Anm. 1), daß in der „Mär vom Falle Babels" Ereignisse aus der Zeit des Darius und Xerxes bunt gemischt seien, wie dies auch sonst in der Sage bei den Persern vorkommt. Weisbach meint, daß der mindestens 16monat-

liche Aufenthalt des Dareios in Babylon nach der Bestrafung des Rebellen Aracha möglicherweise der geschichtliche Hintergrund der bei Herodot so fabelhaft ausgeschmückten Erzählung sei, und Prašek will diesen zweiten babylonischen Aufstand geradezu mit dem von Herodot erzählten identifizieren.

Die erste Eroberung Babylons durch Kyros setzt man allgemein in das J. 539, und diesen Ansatz verteidigt Prašek in seinem Aufsatz zur Chronologie des Kyros mit Erfolg gegen Peiser, der in den Mitteilungen der Vorderasiatischen Gesellschaft 1897 das J. 540 als das richtige Datum zu erweisen suchte. Ebenso erfolgreich tritt er in seiner Abhandlung zur Behistûn-Inschrift für die Glaubwürdigkeit der darin angegebenen Genealogie des Darius gegen die Verdächtigungen P. Rosts in seinen Untersuchungen zur altorientalischen Geschichte ein. Vgl. auch J. Oppert (S. 24) zu dieser Frage.

Über die Erhebung des falschen Smerdis und die ersten Regierungsjahre des Dareios handeln Weisbach, Prašek und E. Meyer, wozu noch F. Justi, Die altpersischen Monate, Zeitschr. der deutsch. morgenländ. Gesellsch. 1897 S. 233 flg. kommt. Einigkeit herrscht darüber, daß der Tod des Kambyses, die Herrschaft und der Sturz des Gaumata oder falschen Smerdis und der Regierungsantritt des Dareios in das J. 522 fallen; mit dem 1. Nisan des J. 521 beginnt also das 1. Regierungsjahr des Dareios. Dagegen gehen die Ansichten darüber, wie die Ereignisse auf die ersten Regierungsjahre des Dareios zu verteilen sind, weit auseinander. Weisbach glaubt, daß die Aufstände, die in den Provinzen gegen Dareios gemacht wurden, in den Jahren 522—519, d. h. in den 4 ersten Jahren seiner Regierung niedergeworfen wurden, und auch E. Meyer setzt den letzten dieser Aufstände, den 2. babylonischen unter Aracha in die Jahre 520/519. Richtiger nehmen Justi und Prašek dafür die Jahre 522—514 in Anspruch, allerdings mit friedlichen Unterbrechungen, deren längste nach Justi unmittelbar vor Arachas Empörung lag, die in die J. 516/14 fiel. An die Unterwerfung Babyloniens schloß sich der Zug gegen die europäischen Skythen, den auch Herodot, worauf Prašek hinweist, unmittelbar daran anknüpft.

Der Zug des Dareios gegen die Skythen fällt in das J. 513, nach Meyer etwa 512. V. Costanzi, Quaestiones chronologicae. Turin 1901 = Riv. di Filol. e d' Istruzione class. XIX S. 489 flg. will ihn bis 506/5 herabrücken. Er stützt sich dabei auf die viel behandelte Stelle Herod. VI 40, in der er ἄλλα τῶν καταλαβόντων oder κατεχόντων πρηγμάτων χαλεπώτερα mit andern von der Vertreibung des Miltiades durch die Phöniker versteht. Da er nun mit Stein ἔτεϊ <πρὸ> τούτων liest und der richtigen Ansicht ist, daß die Skythen ihren Rachezug sofort nach der mißglückten Expedition der Perser an-

getreten haben, so muß er auch das überlieferte τρίτῳ für falsch halten. Er setzt dafür δέκα und gewinnt so, Miltiades' Flucht vor den Phönikern im J. 494 — richtiger 493 — angenommen, für den Rachezug der Skythen 504. Faßt man aber den herodotischen Text, wie er überliefert ist, so bezieht sich τῶν κατεχόντων πρηγμάτων auf das in Kap. 39 Erzählte und mit ἄλλα χαλεπώτερα ist die Vertreibung durch die Skythen gemeint, die zwei Jahre später als jene Ereignisse stattfand und bis zur Zurückführung des Miltiades durch die Dolonker, zwei Jahre vor der Flucht vor den Phönikern, dauerte. Vgl. darüber vorigen Jahresber. Bd. 100 S. 2. Für die genauere Bestimmung des Skythenfeldzugs läßt sich aus unserer Stelle nichts gewinnen.

Durch den Zug gegen die Skythen wollte Dareios nach Meyer der ständigen Gefahr nomadischer Invasionen von Norden her, welche Iran fortdauernd bedrohten, ein Ende machen. Der Plan konnte, wie er sagt, nur entstehen, wenn man den Zusammenhang der nördlichen Länder und die hier bestehenden Völkerverbindungen kannte, aber doch von der Ausdehnung und Unwegsamkeit des Gebiets, von den großen Strömen Rußlands und dem Umfang der aralo-kaspischen Steppe keine klare Anschauung hatte. Die Brücke über die Donau wurde dicht oberhalb des Deltas unterhalb der Mündung des Pruth geschlagen. Herodots Bericht über den Verlauf des Feldzugs ist unhistorisch: wahrscheinlich überschritt Dareios keinen der großen südrussischen Ströme. Richtig ist aber, daß die Expedition vollkommen scheiterte. Die schon von Thirwall als Erfindung bezeichnete Geschichte von der Beratung der ionischen Tyrannen über den Abbruch der Donaubrücke stammt nach Meyer aus der Zeit, als Miltiades nach seiner Rückkehr nach Athen wegen seiner Tyrannis auf den Tod angeklagt wurde. Vor den Persern mußte er wegen seiner Beteiligung am ionischen Aufstand fliehen; bis dahin war er getreuer Vasall der Perser.

Lehmann weist darauf hin, daß das babylonische Königtum untrennbar an die Statue des Gottes Marduk geknüpft sei; nur wer am Akitu-Fest, d. h. am 1. Nisan, dem Feste des Jahresanfanges, die Hände des Gottes erfaßt, ist legitimer König von Babylon. Dies haben die Perserkönige bis herab auf Dareios getan, und so bestand eine Personalunion zwischen Persien und Babylon. Unter Dareios bildete Babylon mit Mesopotamien und Arbelitis die Satrapie Assyrien, später dagegen eine Satrapie für sich; im erstern Sinne steht es immer bei Herodot. Nach dem Tode des Dareios kam auch Xerxes am 1. Nisan 484 nach Babylon, wo er nach Lehmann in die Mysterien des toten Bel eindrang; dies sei der historische Hintergrund der herodotischen Erzählung vom Grabe der Nitokris, in welcher Dareios an die Stelle des Xerxes getreten sei, wie ja auch sonst in der mündlichen Tradition

der Perser, vgl. I 187. Während dann Xerxes in Ekbatana war, brach ein Aufstand der Babylonier aus, der durch Megabyzos niedergeschlagen wurde. Dieser verzögerte im Verein mit dem Abfall Ägyptens den Zug des Königs gegen Griechenland. Da Xerxes daraufhin das nominelle babylonische Königtum aufhob, so kam es im J. 480/79 zu einem erneuten Aufstand, der 19—20 Monate dauerte, wie Lehmann annimmt, etwa die Zeit, die Herodot (III 153) für die Belagerung Babylons durch Dareios angibt. Daß die Perser bei Ausbruch des Aufstandes durch Unternehmungen gegen die Griechen in Anspruch genommen waren, ergibt sich nach Lehmann auch aus Herodot III 150, wo allerdings die Expedition des Dareios gegen Samos statt des Xerxeszuges genannt werde. Um die Zeit der Schlacht bei Salamis habe Xerxes von dem Aufstand Kunde erhalten, und dies sei der Grund, warum er so eilig mit einem großen Teile des Heeres zurückgekehrt sei. Der Aufstand sei vielleicht von Megapanos, den Herodot VII 62 als τὸν Βαβυλῶνος ὕστερον τούτων ἐπιτροπεύσαντα erwähnt, niedergeschlagen worden. Nach der Eroberung der Stadt führte Xerxes die Mardukstatue weg (I 183) und zerstörte die Tempelstätte Esaggil, wohin sich viele Babylonier geflüchtet hatten (III 158).

Auf Geographie und Geschichte Ägyptens beziehen sich:

1. G. Foucart, Herod. II 43. Acad. des inscript. et belles-lettres 1899 April.

2. J. V. Prašek, Forschungen zur Geschichte des Altertums II. Kadytis. Sethos. Ušû. Leipzig 1899.

3. F. L. Griffith, Stories of the high priests of Memphis, the Sethon of Herodotus and the demotic tales of Rhamnes. 1900.

4. Grenfell, Hunt and Hogarth, Fayûm towns and their papyri. London 1900.

5. E. Revillout, Hérodote et les oracles égyptiens. Revue égyptol. 1900 S. 1 flg.

6. A. W. Verrall, Herodotus on the dimensions of the pyramids. Class. Rev. 1898 S. 198 flg.

Die Schrift von Griffith ist mir nicht zugänglich.

Foucart weist auf eine hieroglyphische Inschrift aus Karnak hin, durch die Herodots Bericht über seinen Besuch im Ammonstempel zu Theben und über die Erzählungen der ägyptischen Priester als wahrheitsgetreu bestätigt wird.

Eine syrische Stadt Kadytis wird Herod. II 159 und III 5 erwähnt. Prašek betont mit Recht, daß darunter zwei verschiedene Städte zu verstehen seien; III 5 ist Gaza gemeint, wie man jetzt all-

gemein annimmt, II 159 wahrscheinlich Kades am Orontes, für dessen ehemalige Bedeutung Prašek auf ein Kontrakttäfelchen aus dem 40. (nicht wie der Verf. sagt 6.) Jahre Nebukadnezars hinweist.

Den sonst unbekannten König Sethon (II 141) identifiziert Prašek mit Taharka und weist ihm die Regierungsjahre 685—680 zu. Ein Irrtum ist es aber, wenn er sagt, Herodot gebe ihm 50 Regierungsjahre: Herodot läßt die Dauer seiner Herrschaft unbestimmt.

Die Fayûm-Papyri geben interessante Aufschlüsse über die Topographie. Besonders bemerkenswert ist, daß durch sie der Birket el Kurûn jetzt endgültig als Teil des alten Möris-Sees erwiesen wird. Vgl. auch C. Wessely, Anzeiger der phil.-hist. Klasse der Wiener Akad. vom 7. Nov. 1900, der eine Urkunde aus Soknopaiu Nesos = Dimé am Birket el Kurûn veröffentlicht, die den Namen Μοῖρις enthält.

Revillout sucht unter Berufung auf die demotische Chronik und die zeitgenössischen demotischen Papyri die Glaubwürdigkeit Herodots in allem, was sich auf das Leben des Amasis (II 173 flg.) bezieht, zu erweisen, so seine Vorliebe für gute Mahlzeiten und fröhliche Gelage, seinen ungezwungenen Verkehr mit seinem Hofstaat, seine Vernachlässigung gewisser Tempel, wie desjenigen in Delphi, und seine Freundschaft mit den Griechen. Echt ägyptische Sitte war es auch, sich bei Diebstählen zur Entdeckung des Diebes an Orakel zu wenden, worauf schon Wiedemann in seiner Ausgabe von Herodot II S. 597 hinweist.

Verrall tritt für die schon von Letronne, Jacobs u. a. gegebene Erklärung von ὕψος (II 124) als „Seitenhöhe“ ein, da sich Herodots Angabe nur so rechtfertigen lasse: jede Pyramidenseite bildete ein gleichseitiges Dreieck.

Über die Völker Libyens, die westlich vom Tritonsee und Tritonfluß in der Gegend der Schotts von Gabes zu suchen sind, spricht

J. Toutain im Bulletin de la société des antiquaires de France 1899 S. 258.

Es sind die Maxyes, Zauekes und Gyzantes. Von diesen erzählt Herodot II 191. 194, daß sie ihren Körper mit Mennig rot bemalen, was durch die Ausgrabungen bestätigt wird; denn D. Novak fand in einer Nekropole von El-Alia, dem alten Acholla, zwischen Mahedia und Sfax, etwas nördlich von Ras Kapudia (Caput Vada), in Gräbern rote Farbe, ein Beweis, daß solche wenigstens bei der Bestattung angewandt wurde. Übrigens findet man rotbemalte Gebeine auch sonst in den Gräbern nicht selten.

Die schon so vielfach erörterte Frage über die Pelasger macht

Müller, Zur Pelasgerfrage. Progr. Ellwangen 1898

zum Gegenstand erneuter Untersuchung. Er hält an der Annahme Herodots, daß die Pelasger Barbaren waren, fest und sieht in ihnen die Träger der mykenischen Kultur. Da nun die Baudenkmäler, die Kunstwerke und viele Namen dieser Epoche auf Ägypten und Syrien hinweisen, so müssen die Pelasger dorther gekommen sein. Sie gehören zu den Hyksos, die von 1900—1600 die Herren von Ägypten waren und ägyptische Kultur annahmen, dann aber wieder aus dem Lande vertrieben wurden und teils zur See, teils zu Land nach Asien und Griechenland zogen. Pelasger und Philister sind identisch. Die Hypothese des Verf. ist, wie man sieht, ganz auf der Voraussetzung des ägyptischen Ursprungs der mykenischen Kultur aufgebaut und ebensowenig haltbar wie diese. Herod. I 57 will der Verf. Πελασγῶν τῶν [ὑπὲρ] Τυρσηνῶν Κρηστῶνα πόλιν οἰκεόντων lesen, weil nach Thukyd. IV 109 Pelasger und Tyrsener dieselben seien, sich also sprachlich nicht voneinander unterscheiden; jedenfalls müßte es in diesem Falle Τυρσηνῶν <τῶν> Κρηστῶνα κτλ. heißen. Aber der Verf. übersieht, worauf Stein z. d. Stelle hinweist, daß Τυρσηνοὶ bei Herodot ausschließlich die italischen Etrurier sind, und daß in Thrakien keine Stadt Kreston lag, die Tyrsener bewohnten.

Auf die Geschichte Spartas beziehen sich

1. G. Egelhaaf, Die Gebeine des Orestes. Württemb. Korrespondenzblatt 1900 S. 285 flg.

2. J. Beloch, Zur Geschichte des Eurypontidenhauses. Hermes 1900 S. 254 flg.

Egelhaaf zieht aus der Verwunderung, mit der Lichas Herod. I 67 flg. sieht, wie Eisen geschmiedet wird, den Schluß, daß damals die Eisenschmiedekunst in Sparta noch unbekannt war, Sparta sich also damals noch in der Bronzezeit befand. In dieser auch schon von anderen ausgesprochenen Tatsache erblickt er den Grund, warum es den Tegeaten, die eiserne Waffen hatten, unterlag. Freilich wird man dann nicht umhin können, den Lichas und den tegeatischen Krieg in eine frühere Zeit zu setzen, als es Herodot tut; denn E. Meyer erklärt es mit Recht für unwahrscheinlich, daß die Eisenbearbeitung in dem eisenreichen Lakonien so jungen Datums sei. Ich halte dies bei dem kriegerischen Geist, der in Sparta herrschte, für undenkbar.

Beloch tritt Herod. VIII 131 für die Überlieferung πλὴν τῶν δυῶν τῶν μετὰ Λευτυχίδεα πρώτων καταλεχθέντων ein; denn fürs erste stamme sie aus einer besseren Quelle, und dann wäre Leotychides nach dem Sturze des Demaratos kaum zur Thronfolge berechtigt gewesen, wenn seit sieben Generationen niemand aus seiner Familie regiert hätte. Die Könige aus dem Eurypontidenhaus von Leotychides aufwärts waren

aber folgende: Leotychides, Demaratos, Ariston, Hegesikles, Hippokratides usw. in der von Herodot angegebenen Reihenfolge.

J. C. Hoppin, The argive exclusion of attic pottery. Class. Rev. 1898 S. 86 flg.

macht darauf aufmerksam, daß die Ausgrabungen die Angabe Herodots V 88, die Argiver hätten den Import von attischen Tonwaren verboten, bestätigen; dies müsse um 560—550 v. Chr. geschehen sein, stimme also auch zeitlich mit dem Berichte unseres Geschichtschreibers.

A. Furtwängler, Die Ausgrabungen auf Ägina. Berl. phil. Wochenschr. 1901 S. 1595 flg.

teilt mit, daß die Stele gefunden worden sei, auf der das Inventar aus dem Heiligtum der Mnia und Auzesia verzeichnet stehe. Bei Herodot V 83 heißen die Gottheiten Damie und Auxesie.

Mit Peisistratos und den Peisistratiden beschäftigen sich

1. J. Plathner, Beiträge zur Geschichte der Peisistratiden. Zeitschr. f. GW. 1897 S. 458 flg.

2. — Die Alleinherrschaft der Peisistratiden. Progr. Dessau 1897.

Plathner, weist darauf hin, daß Herodot und die Ἀθηναίων πολιτεία des Aristoteles darin miteinander übereinstimmen, daß die 2. Verbannung des Peisistratos 10 Jahre und seine wirkliche Herrschaft im ganzen 19 Jahre währte; diese 19 Jahre erhält man nämlich, wenn man von den 36 Jahren, die Herod. V 65 für die Herrschaft der Peisistratiden angegeben werden, die Regierung des Hippias mit 17 Jahren abzieht. Nimmt man die 19 Regierungsjahre von den 33 Jahren weg, die nach Aristoteles von der 1. Tyrannis des Peisistratos bis zu seinem Tode vergehen, so bleiben für seine beiden Verbannungen 14 Jahre, nämlich 4 für die 1. und 10 für die 2. Verbannung. Demnach dauert seine 1. Tyrannis von 461/60—556/5, seine 1. Verbannung von 556/5—552/1, seine 2. Tyrannis einen Teil des Jahres 551/2, seine 2. Verbannung von 552/1—542/1, seine 3. Tyrannis von 542/1—528/7.

Die Programmabhandlung enthält eine genaue Vergleichung des Aristoteles mit Herodot und Thukydides. Es ergibt sich, daß Aristoteles diese beiden Geschichtschreiber zwar benützt, aber seine Hauptquelle ist eine Atthis. Keine der drei benützten Vorlagen verdient unbedingten Glauben, sondern in jedem einzelnen Fall muß man prüfen, was wahr oder doch wahrscheinlich ist.

H. Pomtow, Delphische Beilagen III. Rhein. Mus. 1897 S. 105 flg.

sucht zu beweisen, daß Herod. II 180 und V 62 dieselbe Vergebung der Bauarbeiten anläßlich des Neubaus des Tempels in Delphi gemeint sei; die Alkmeoniden hätten sie gleich anfangs übernommen und auch zu Ende geführt. Diese Annahme steht in so scharfem Gegensatz zu der Überlieferung, daß sie trotz allem, was der Verf. zu ihrer Empfehlung vorbringt, für jeden Forscher, der festen Boden unter den Füßen behalten will, unannehmbar ist. Die bisherige Auffassung muß auch weiter in Geltung bleiben.

Mit den Athenatempeln auf der Akropolis zu Athen beschäftigen sich

1. A. Furtwängler, Zu den Tempeln der Akropolis von Athen. Sitz.-Ber. d. philos.-hist. Klasse d. Akad. zu München 1898 S. 363.

2. G. Körte, Der „alte" Tempel und das Hekatompedon auf der Akropolis zu Athen. Rhein. Mus. 1898 S. 239 flg.

3. A. Michaelis, Die Athenatempel der athenischen Burg. Archäol. Anzeiger 1901 S. 215 flg.

Herod. VIII 55 will Furtwängler ἔστι ἐν τῇ ἀκροπόλι ταύτῃ Ἐρεχθέος τοῦ γηγενέος λεγομένου εἶναι σηκός st. νηός schreiben unter Verweisung auf Dionys. Hal. ant. Rom. XIV 4 Ἀθήνησι μὲν ἐν τῷ γηγενοῦς Ἐρεχθέως σηκῷ. Körte erklärt dies mit Recht für unnötig; es ist der schon in der Ilias erwähnte alte Tempel des Erichthonios oder Erechtheus und der Athene gemeint, der, wie Herod. V 77 ἀντίον δὲ τοῦ μεγάρου τοῦ πρὸς ἑσπέρην τετραμμένου zeigt, zwei μέγαρα hatte, eines im Westen für Erechtheus und eines im Osten für Athena Polias. Herodot kennt nur diesen einen Athenatempel auf der Burg; wenn er aber VIII 55 sagt: ἐν τῷ ἐλαίη τε καὶ θάλασσα ἔνι, so drückt er sich ungenau aus; denn beide befanden sich nicht in dem Tempel, sondern im Freien, der Ölbaum in dem an die Westhälfte des alten Tempels nördlich anstoßenden Pandroseion; die θάλασσα aber wurde erst von dem Architekten des Erechtheion in den Tempel einbezogen. Auf dieses Erechtheion ging, wie alle drei Gelehrte einstimmig annehmen, die Bezeichnung „alter Tempel" über. Dem alten Tempel steht als neuer Athenatempel das sog. Hekatompedon gegenüber, das, wie Michaelis ausführt, aus peisistrateischer Zeit stammt, in den Perserkriegen arg beschädigt wurde und dann, durch den Parthenon ersetzt, im J. 406/5 durch Blitz zugrunde ging.

Ich komme jetzt zu den Arbeiten über den ionischen Aufstand und die Perserkriege, unter denen an erster Stelle

E. Meyer, Geschichte des Altertums. 3. Band. Das Perserreich und die Griechen. 1. Hälfte: Bis zu den Friedensschlüssen von 448 und 446 v. Chr. Stuttgart 1901

zu nennen ist. Trotzdem Herodot nichts darüber überliefert, glaubt M. doch, den Alkmeoniden die Schuld für Athens Beteiligung an dem ionischen Aufstand zuschreiben zu müssen. Sein unglücklicher Ausgang hatte nach ihm den Verlust ihres Einflusses und das Emporkommen des Themistokles zur Folge, dem aber Miltiades sofort erfolgreich entgegengetreten sei; daher hätten sie diesen durch Anklagen zu stürzen gesucht, und als ihnen dies nicht gelungen sei, Unterhandlungen mit den Peisistratiden und Persern angeknüpft. Meyer glaubt also, wie andere, an die Rechtfertigung der Alkmeoniden durch Herodot nicht.

Außer Meyer kommen für die Perserkriege noch in Betracht:

1. H. Delbrück, Geschichte der Kriegskunst im Rahmen der politischen Geschichte. 1. Teil: Das Altertum. Berlin 1900.

2. Adam, Zur Kritik des herodotischen Berichts über die Perserkriege. Sitz.-Ber. der histor. Gesellschaft in Berlin 1901,

von denen mir die zweite Abhandlung nicht zur Verfügung stand.

Mit der Schlacht bei Marathon im besonderen beschäftigen sich:

1. J. A. R. Munro, Some observations on the persian wars. I. The campaign of Marathon. Journ. of Hell. stud. 1899 S. 185 flg.

2. T. McKenny Hughes, Marathon. Class. Rev. 1901 S. 131 flg.

3. W. H. D. Rouse, ebenda S. 191.

Munro faßt den Zug des Datis und Artaphrenes so auf, als ob dadurch nur Athen bezwungen und so die Unterwerfung der Ionier gesichert werden sollte. Man kann dem Verf. zugeben, daß es ursprünglich gleich nach der Niederwerfung des ionischen Aufstandes nur auf die Athener abgesehen war; aber schon während der Vorbereitungen zum ersten Zug erweiterte sich der Plan, wie die von E. Meyer in das Frühjahr 492 gesetzte Entsendung von Boten, die von allen griechischen Staaten Erde und Wasser verlangen sollten, zeigt, und in der Tat war dies auch der einzige Weg, auf dem die Perser möglicherweise ihre Absicht erreichen konnten. Auch trat bei dem 2. Zug die Rücksicht auf die Ionier schon ganz zurück; jetzt stand, wie Meyer mit Recht hervorhebt, die Ehre des Reiches auf dem Spiel, die verlangte, die Unternehmung trotz des Unglücks des Mardonios glücklich zu Ende zu führen.

Die Landung bei Marathon schreibt die Überlieferung dem Einflusse des Hippias zu; denn hier hatte dieser großen Anhang, und die Ebene war für die persische Reiterei günstig. Anderer Ansicht ist Munro, der meint, Hippias habe dadurch Miltiades mit dem Heer aus

der Stadt entfernen und so seinen Anhängern, darunter auch den Alkmeoniden, das Handeln in der Stadt erleichtern wollen; sobald dies geschehen, sollte dann ein Teil der Perser schleunigst nach Athen gehen, um das Weitere zu besorgen. Wäre aber diese Entfernung des Miltiades mit dem Heere durch die Landung an einer anderen Stelle Attikas nicht auch erreicht worden? Und hofften Hippias und die Perser nicht, die Athener zu besiegen und dann nach der Stadt zu marschieren?

Hughes will mit Chodwick den Namen Vrana von Marathon ableiten, wogegen Rouse Einsprache erhebt. Die Athener stellten sich am Anfang des Vrana-Tales auf, 8 Stadien von dem Soroshügel entfernt, wie jetzt auch Delbrück anerkennt, der früher die Aufstellung in das Tal von Avlona verlegt hatte. Was den Gang der Schlacht betrifft, so hält Meyer mit Recht an der herodotischen Schilderung, abgesehen von dem Laufschritt der Athener 8 Stadien weit, fest; aber Miltiades hat die Schlacht nicht begonnen, sondern angenommen, als die Perser aus Furcht vor der Ankunft der Spartaner zum Angriff vorrückten. Delbrück läßt Miltiades warten, bis die Perser bis auf 100—150 Schritt an seine Stellung herankamen; aber so wäre der Durchbruch des attischen Zentrums durch die Perser, den er allerdings gar nicht erwähnt, und die Verfolgung ἐς τὴν μεσόγαιαν nicht möglich gewesen. Das Haupttreffen war am Soros, wie früher schon Kallenberg und jetzt auch Meyer annehmen. Die persische Reiterei konnte nach Delbrück und Hughes wegen der Terrainverhältnisse nicht in den Kampf eingreifen. Unglaublich ist Munros Annahme, daß die Perser, bevor ihnen noch das verabredete Zeichen aus der Stadt gegeben worden sei, die Hälfte ihres Heeres samt der Reiterei eingeschifft hätten, um einen Angriff auf Athen zu machen, und daß Miltiades diesen Zeitpunkt zum Beginn der Schlacht gewählt habe; denn wie konnten die Perser angesichts des feindlichen Heeres sich so schwächen, um einer unsicheren Hoffnung nachzugehen?

Wenn die Überlieferung den Persern 600 Trieren gibt, so betrachtet Meyer diese Zahl als konventionell; es waren weniger. Ihr Heer betrug schwerlich mehr als 20 000 Mann und wenige Hundert Reiter. Für die Griechen erscheint ihm die Zahl 10 000 als möglich, wenn auch nicht sicher. Munro veranschlagt das persische Heer auf 40 000, die Griechen auf 15 000. Nach Delbrück zählte das Perserheer 5000—6000 Mann, darunter 500—800 Reiter, und das athenische Heer war ebenso stark.

Die Schlacht fiel nach Meyer auf den 15. oder 16., wahrscheinlich des Metageitnion = 10. September 490. Der Umstand, daß die Schlacht in die Zeit des Vollmonds fiel, gab zu der bei Herodot er-

zählten Entschuldigung der Spartaner Veranlassung; in Wirklichkeit kamen diese, so schnell sie konnten, brauchten aber zu ihrer Rüstung 6 Tage.

Hinsichtlich des äginetischen Krieges schließt sich Meyer an Wilamowitz, Aristoteles und Athen II S. 280 flg. an. Der von Herodot V 86 flg. und VI 87 flg. berichtete Krieg ist der gleiche; Herodot erzählt ihn zwar vor Marathon, er fällt aber in Wahrheit nach Kleomenes' Tod in das J. 487. Die Legende von den Bildern der Damie und Auxesie bezieht sich auf diesen Krieg.

An Kämpfe zwischen Griechen und Persern bei Artemision hatte Delbrück früher nicht geglaubt; jetzt gibt er sie zu, meint aber, die Perser, die nach ihm etwa 300 Schiffe hatten, seien den Griechen nicht überlegen gewesen. Die Kämpfe verliefen so, daß die Griechen dem zweiten Zusammentreffen mit der feindlichen Flotte im Saronischen Meerbusen, wohin sie sich wegen der Ausbesserung ihrer beschädigten Schiffe und in der Hoffnung auf Verstärkung zurückgezogen hätten, mit guter Zuversicht entgegensehen konnten. Die Erzählung, daß die Perser 200 Schiffe um Euböa herumgeschickt haben, um die Griechen abzuschneiden, hält Delbrück für eine Erdichtung, erfunden, um die Streitmacht der Perser, die übertrieben groß angegeben war, der hellenischen mehr anzupassen; denn um die Griechen abzusperren, brauchten ihnen die Perser nur während der Schlacht in die linke Flanke zu fahren. Gewiß, wenn dies nur möglich gewesen wäre. Meyer folgt dem herodotischen Bericht; aber „was etwa der Geschichte Herod. VIII 4 flg., die Euböer hätten Themistokles und dieser wieder die Admirale von Sparta und Korinth bestochen, damit sie nicht abzögen, als Tatsache zugrunde liegen mag, ist nicht festzustellen und geschichtlich ohne Bedeutung".

F. Zambaldi kommt in seinem Aufsatz über die telegraphischen Vorrichtungen des Altertums (Atene e Roma 1899 S. 65 flg.) auch auf Herod. VII 183 zu sprechen. Er bezweifelt, ob Herodots Angaben, nämlich daß die Wegnahme von drei Schiffen durch die Feinde vermittels Feuerzeichens gemeldet worden sei, sich richtig verhalte; vermutlich sei nur ein allgemeines Gefahrsignal gegeben worden. Ich glaube nicht, daß Herodot etwas anderes sagen wollte; das Pronomen ταῦτα meint nur die Annäherung der Feinde, bezieht sich aber nicht auf das Schicksal der Schiffe, das der Geschichtschreiber bei dieser Gelegenheit gleich mitberichtet.

Den Zweck der Besetzung von Thermopylä durch die Griechen und den Zusammenhang dieser Maßregel mit den Operationen der Flotte bei Artemision legt Meyer klar dar; der Paß sollte zur Sicherung des Seeheeres so lange gedeckt werden, bis eine Entscheidung zur See her-

beigeführt wäre. Dem Verrat des Ephialtes legt die Überlieferung eine übertriebene Bedeutung bei; „in Wirklichkeit hätten die Perser den Weg gefunden, auch wenn sie keinen Führer fanden“. Von offizieller Färbung der Berichte, von der Busolt, Gr. Gesch. II 697 redet, vermag Meyer bei Herodot nichts zu entdecken; die Feier der Olympien und Karneen hielt die Spartaner und die übrigen Peloponnesier nicht ab, nicht in größerer Stärke in Mittelgriechenland einzurücken, und die Meinung, sie hätten ihre Bundesgenossen schmählich im Stiche gelassen, weil sie dies nicht taten (Herod. VII 207. VIII 40), ist unberechtigt. Die Brandmarkung der Thebaner durch Xerxes bezeichnet Meyer als boshafte Erfindung.

Mit Salamis und der Schlacht bei Salamis befassen sich folgende Arbeiten:

1. W. Reichel, Ein angeblicher Thron des Xerxes. In der Festschrift für Otto Benndorf. Wien 1899. S. 63 flg.

2. *Σ. Σουραίτης, Zur Topographie des alten Salamis. Ἁρμονία 1901 S. 175 flg.

3. A. Bauer, Die Seeschlacht bei Salamis. Jahreshefte des österr.-archäolog. Instituts 1901 S. 90 flg.

Reichel beschreibt den sog. Thron des Xerxes, d. h. die Stelle, von der aus er dem Seetreffen bei Salamis zugeschaut habe (vgl. Herod. VIII 90. Plut. Them. 13), auf Grund sorgfältiger Untersuchungen der Örtlichkeit. Der Thron befindet sich auf der Kerata gegenüber von Salamis und ist natürlich kein Thron des Xerxes gewesen, sondern wahrscheinlich ein Thronaltar. Der Standort des Xerxes war auch nicht hier, sondern auf der Höhe des Ägaleos.

Nach Meyer zählte das Landheer des Xerxes, abgesehen von dem zahlreichen Troß, etwa 100 000 Mann. Einem solchen Heere konnten die Griechen keinen Widerstand leisten; daher war der Plan des Themistokles, zur See die Entscheidung herbeizuführen und das Landheer nur zur Unterstützung der Flotte zu gebrauchen. Damit waren die Spartaner einverstanden, und so erklären sich nach Meyer ihre so oft getadelten geringen Anstrengungen zu Lande.

Die Flotte des Xerxes gibt Herodot nach Äschylos auf 1207 Schiffe an; Meyer glaubt, daß es einschließlich der Transportschiffe bei der Ausfahrt nicht mehr als 1000 waren. Es war natürlich, daß auch die Griechen möglichst viele Schiffe sammelten. Gelon konnte ihnen wegen des Angriffes der Karthager, die, wie Meyer nach Diodor annimmt, mit den Persern im Bunde waren, nicht helfen; die Diskussion über die Frage des Oberbefehls (Herod. VII 157 flg.) erklärt M. für absurd. Dagegen hält er die beiden Orakel an Athen (Her. VII 140 und 141),

das zweite allerdings ohne die Schlußverse, ferner das Orakel an Argos (VII 148) und das an Kreta (VII 169) für echt; aber das Orakel an Sparta (VII 220) scheint ihm spätere Mache zu sein.

Die Griechen hatten nach Meyer bei Salamis 300—400 Schiffe, standen also den Persern, deren Zahl sich auf 400—500 belief, nicht weit nach. Nach Delbrück übertrafen sie die Perser sogar infolge der Verstärkungen, die sie erhalten hatten. Ja, Delbrück will sogar den beabsichtigten Rückzug der Griechen von Salamis an den Isthmus damit erklären, daß sie als weitere Verstärkung noch die 60 kerkyräischen Schiffe erwartet hätten.

Themistokles war nach Meyer und Bauer mit den anderen Feldherren darin einig, daß bei Salamis gekämpft werden müsse; die Mnesiphilos-Anekdote zeugt nur von der Gehässigkeit, mit der man bald nachher den Themistokles verfolgte. Die Absendung des Sikinnos hatte keinen anderen Zweck, als den Xerxes zur Schlacht zu bewegen; die zweite Sendung des Sikinnos hält Meyer für erfunden. Auf die Botschaft des Themistokles hin sendet Xerxes den westlichen Flügel seines Heeres um Salamis herum und sperrt die Enge zwischen der Insel und Megara ab. Ich glaube mit Meyer, daß dies der wirkliche Vorgang war, der auch von Äschylos und Späteren berichtet wird; aber Meyer hat übersehen, daß Herod. VIII 76 ἀνῆγον μὲν τὸ ἀπ' ἑσπέρης κέρας κυκλούμενοι πρὸς τὴν Σαλαμῖνα dies nicht bedeuten kann. Meiner Überzeugung nach sind die Worte πρὸς τὴν Σαλαμῖνα, die bis jetzt jeder Erklärung spotteten, in περὶ τὴν Σαλαμῖνα zu ändern und so in Übereinstimmung mit der sonstigen Überlieferung zu bringen.

Diese Art der Einschließung der Griechen hält Bauer für sachlich unmöglich; denn die zur Einschließung abgesandten Schiffe hätten bis zur Insel Leros, d. h. etwa 50 km weit, fahren müssen, wozu die Nachtzeit nicht reichte. Ich kann diesen Einwand nicht als stichhaltig anerkennen; denn es handelte sich doch nur darum, das Entweichen der Griechen durch jene Enge zu verhindern, und dazu kamen die Perser bei dem Vorsprung, den sie vor den Griechen hatten, gewiß rechtzeitig, auch wenn sie bei Tagesanbruch noch nicht den ganzen Weg zurückgelegt hatten. Bauer tritt für die Umzingelung in der Enge zwischen Salamis und Attika ein; aber diese stößt auf viel größere Schwierigkeiten als die andere. Die Griechen standen in der heutigen Bucht von Ambelaki, die Perser bis zur Bucht von Trapezona, den Peiräeus ausfüllend. Um die Umzingelung auszuführen, mußten diese in der Nacht ihre Schiffe möglichst nahe an der attischen Küste in die Meerenge vor bis zu der Stelle schieben, wo heute die Fähre nach Salamis geht. Ist ein solches Manöver angesichts des gerüstet gegenüberstehenden Feindes möglich oder auch nur wahrscheinlich?

Außerdem ist der Verf. gezwungen, anzunehmen, Herodot habe die zu seiner Auffassung nicht passenden Worte οἱ ἀμφὶ τὴν Κέον τε καὶ τὴν Κυνόσουραν τεταγμένοι dem Orakel zuliebe geschrieben, trotzdem er gewußt habe, daß sie eine topographische Unrichtigkeit enthielten.

Die Angabe bei Herodot VIII 97, daß Xerxes nach der Schlacht einen Damm nach Salamis habe bauen wollen, bezeichnet Meyer als absurd, ebenso wie die Überlieferung bei Ktesias und Strabon, der Perserkönig habe dies vor der Schlacht beabsichtigt, was Stein a. a. O. für richtiger hält. Die Gefahren und Verluste des persischen Heeres auf dem Rückzug sind nach Meyer stark übertrieben; von einer überstürzten Flucht kann keine Rede sein, und ebensowenig ist die Tradition, die den König den Hauptteil des Heeres mit sich nehmen läßt, haltbar. Aber vgl. oben Lehmann, Xerxes und die Babylonier.

Platää und die Schlacht bei Platää behandeln:

1. W. J. Woodhouse, The Greeks at Plataiai. Journ. of hell. studies 1898 S. 33 flg.

2. G. B. Grundy, Battles ancient and modern. Ebenda S. 232 flg.

3. — A note on Plataea. Class. Rev. 1898 S. 161 flg.

4. J. G. Frazer, Plataea. Ebenda S. 206 flg.

5. — Pausanias' description of Greece. Vol. V. London 1898.

Woodhouse stimmt Grundy bei hinsichtlich der Lage von Erythrä westlich an der Straße von Eleusis nach Theben, der Festsetzung Hysiäs etwas oberhalb von Kriekuki und der Annahme der Νῆσος im Westen von Platää zwischen dem Oberlauf der Bäche der Oeroe. Daß drei Straßen über den Kithäron führen, nämlich die von Eleusis nach Theben, die von Eleusis nach Platää und die von Megara nach Platää, bestreitet Frazer insoweit, als er leugnet, daß bei Eleutherä ein Weg nach Platää abzweige; doch Grundy bleibt in seiner Erwiderung darauf bei seiner Annahme. Die Lage der Quelle Gargaphia und des Heroons des Androkrates bleibt auch jetzt noch zweifelhaft, da sich Grundy und Woodhouse nicht einigen können. Die Meinung Grundys, Herodot bezeichne mit Asopos nicht nur den Fluß selbst, sondern auch seinen ersten Nebenfluß, erklärt Meyer mit Recht für unmöglich; auch Woodhouse erkennt dies nicht an und wünscht deshalb IX 51 ἡ δὲ ἐστὶ ἀπὸ τοῦ Ἀσωποῦ <εἴκοσι> καὶ τῆς κρήνης κτλ., was Herodots Sprachgebrauch zuwiderläuft. Geradezu ein Irrtum Grundys ist es aber, wenn er Skolos auf Grund von Pausan. IX 4, 3 auf die Nordseite st. Südseite des Asopos verlegt.

Das Heer des Mardonios belief sich auf 40 000—50 000 Asiaten und einige Tausend Griechen, das der Griechen auf 30 000 Hopliten und einen großen Troß, wie Meyer annimmt; nach Delbrück hatten

die Griechen nur 20 000 Hopliten und ebensoviele Unbewaffnete, die Perser 15 000—25 000 Krieger. In der Darstellung des Verlaufs der Schlacht folgt Meyer im allgemeinen Delbrück, doch hält er sich viel enger an Herodot, der „zwar die maßgebenden Momente im Entscheidungskampf sehr deutlich erkennen läßt, im übrigen aber ganz unmilitärisch ist, so daß der großartige, auf genialer Verbindung strategischer Überlegenheit und entschlossenen Mutes beruhende Kampf wie ein Werk des Zufalls erscheint“.

Im einzelnen glaubt Meyer, daß sich die Heere vielleicht noch beträchtlich länger als 12 Tage gegenübergestanden seien. Die Überlieferung, daß die Spartaner ihre Stellung mit der der Athener vertauscht hätten, bzw. hätten vertauschen wollen, weil sie lieber gegen die Griechen als die Perser kämpften, hält er für athenische Sage; aber auch der Grund, den er an die Stelle setzt, nämlich der linke Flügel sei exponierter gewesen, befriedigt nicht; denn gerade der rechte spartanische Flügel war ja fortwährenden Angriffen von seiten der Perser ausgesetzt. Nach Meyer „spricht alles für die Richtigkeit der Vermutung, daß die Griechen sich schließlich dadurch Luft zu machen suchten, daß sie der Flotte den Auftrag gaben, nunmehr endlich den Zug nach Asien auszuführen; auf die Kunde davon blieb Mardonios nichts übrig als den Kampf zu wagen“. Diese Vermutung Meyers hängt mit seiner Gesamtauffassung des Feldzuges von 479 zusammen, die dahin geht, daß es überhaupt nicht zur Schlacht bei Platää gekommen wäre, wenn nicht der zwischen Themistokles und den Spartanern verabredete Kriegsplan, die Flotte nach Ionien und dem Hellespont zu senden, durch den Sturz des Miltiades vereitelt worden wäre.

Den erwünschten Anlaß zum Angriff bot dem Mardonios der versuchte Stellungswechsel der Griechen, den Meyer nach Herodot begründet. Grundy und Woodhouse erblicken darin die Absicht, einen Vorstoß gegen Theben, die Operationsbasis der Perser, zu führen; aber wie konnte den Griechen in ihrer jetzigen Lage ein solcher Gedanke kommen? Von dieser Voraussetzung aus konstruieren die beiden Gelehrten die Schlacht, zwar in interessanter Weise, aber doch ohne objektive Gewähr. Daß das Zentrum der Griechen nicht in das Treffen gekommen sei, bezeichnet Meyer als Erfindung, aber der Erzählung von Amompharetos, dem Lochagen der Pitaneten, spricht er einen wahren Kern zu. Die Verluste der Perser sind nach ihm bei Herod. IX 70 sinnlos übertrieben; den Hauptteil des Heeres hat offenbar Artabazos gerettet. Das Fehlen der Seriphier und Paleer auf der Schlangensäule schreibt er der Flüchtigkeit der Verfertiger zu und erklärt Domaszewskis Erklärungsversuch (vgl. Jahresb. Bd. 83, S. 81) für unhaltbar.

Meyer hat in seinen Forschungen I S. 16 die Richtigkeit der Angabe Herodots V 26, daß Imbros und Lemnos zur Zeit der Unterwerfung durch Otanes noch pelasgisch waren, bezweifelt; er glaubt, daß die Inseln schon zur Peisistratidenzeit von den Athenern besetzt und Lykaretos zum Herrscher über die attischen Kleruchen gemacht wurde. Dagegen machte Beloch in seiner griech. Gesch. I S. 351 geltend, daß diese Kleruchen den kleisthenischen Demen Attikas angehören, also nicht schon zur Zeit der Peisistratiden dorthin geschickt sein können, und auch Macan in s. Ausg. zu VI 140 weist Meyers Annahme zurück. Trotzdem hält sie dieser in s. Gesch. III 1 S. 297 fest, indem er Beloch erwidert, jene seien eben bei der Phylenordnung in ihre Heimatgaue eingeschrieben worden, nach denen sich übrigens die Athener schon lange vor Kleisthenes genannt hätten, z. B. Myron von Phlya Plut. Sol. 12. Damit ist aber die Tatsache, daß die Überlieferung immerhin durch Belochs Hinweis gestützt wird, nicht beseitigt. Es kommt noch hinzu, daß die Erwerbung von Lemnos für die Athener an Miltiades' Namen geknüpft ist. Nun ist aber dieser nach Meyers eigener Annahme bis zum Ausbruch des ionischen Aufstandes ein treuer Vasall der Perser gewesen. Ist es da nicht wahrscheinlich, daß er Lemnos erst während des ionischen Aufstandes für die Athener erworben hat? Warum Meyer die Angabe, daß Miltiades von seinen Freunden vor allem durch den Hinweis auf die Gewinnung von Lemnos verteidigt worden sei, lediglich für stilistische Einkleidung Herodots hält, der die Geschichte dieser hier habe anbringen wollen, ist nicht ersichtlich, da derartige Hinweise doch ganz der Sitte bei attischen Gerichtsverhandlungen entsprechen.

A. Kirchhoff, Ein Irrtum des Herodot. Genethliakon zum Buttmannstage 5. Dezember 1899, S. 1 flg.

ist der Ansicht, daß Herod. IV 15 eine Verwechslung des Aristäos mit Aristeas vorliege; denn es sei nicht denkbar, daß die Metapontier dem Aristeas neben dem Apollonaltar ein Standbild errichtet hätten. Dieselbe Vermutung spricht E. Pais, Storia della Sicilia I S. 548 aus. Aber vgl. E. Rohde, Psyche[2] II S. 91 flg., der den innigen Zusammenhang des Aristeas mit Apollon dartut, und außerdem E. Bethe, Pauly-Wissowas Realenzyklop. Bd. II S. 876 flg., der darauf hinweist, daß Aristeas nach dem Mendesier Bolos bei Apollon. mirabil. 2 von den Siziliern als Heros in einem eigenen Heiligtum verehrt wurde. Gegen die von Kirchhoff und Pais angenommene Verwechslung spricht auch schon der Umstand, daß Herodot nicht nebenbei diese Bemerkung macht, sondern in einem gerade dem Aristeas gewidmeten Abschnitt.

A. Hauvette, Phayllos de Crotone. Rev. des études gr. 1899 S. 9 flg. behandelt zwei Inschriften auf den berühmten Athleten, der nach Herod. VIII 47 mit einem auf eigene Kosten ausgerüsteten Schiffe den Griechen bei Salamis zu Hilfe kam.

Μπαρτ, Archäologische Untersuchungen. I. Das Stierblut. Ἁρμονία I S. 6 flg.

zählt die von den Alten überlieferten Fälle angeblicher Vergiftung mit Stierblut auf, darunter auch den des Psammenit Herod. III 15, und stellt dann die Frage, woher der in der Wirklichkeit nicht begründete Glaube der Alten von der tödlichen Wirkung des Stierbluts komme. Darauf gibt er die Antwort, der Stier sei das gewaltigste Tier der griechischen Länder gewesen, und deshalb habe man auch dem Genuß seines Blutes eine besonders starke Wirkung zugeschrieben. Diese Erklärung ist ebenso unwahrscheinlich, wie die von W. Roscher, der im Rhein. Mus. Bd. 53 S. 182 flg. dieselbe Frage behandelt, S. 201 Anm. 4 mitgeteilte Karl Ludwigs, daß Krankheiten, an denen Menschen zugrunde gingen, die mit dem Blute milzbrandiger Ochsen und Kühe in Berührung kamen, den ersten Anlaß zu den Fabeln von der Vergiftung durch frisches Stierblut gegeben haben. Die Frage harrt immer noch ihrer Lösung.

Zum Schlusse erwähne ich noch

*J. V. Prašek, Beiträge zu Herodot. Ceské Museum Filolog. 1903 S. 323 flg.,

G. de Sanctis, Ἀτθίς. Storia della repubblica Ateniese dalle origini alle riforme di Clistene. Rom 1898 und

A. Bauer, Die Forschungen zur griechischen Geschichte 1888—1898. München 1899,

zwei Werke, in denen eine Reihe einschlägiger Fragen eingehend besprochen werden.

III. **Herodots Leben und Geschichtswerk.**

Über Herodots Leben handeln:

1. R. Dieterich, Testimonia de Herodoti vita praeter itinera. Diss. inaug. Leipzig 1899.

2. C. Wachsmuth, Bemerkungen zu griechischen Historikern. Rh. Mus. 56 S. 215 flg.

3. E. Meyer, Geschichte des Altertums. Bd. III. Das Perserreich und die Griechen. 1. Hälfte. Bis zu den Friedensschlüssen von 448 und 446 v. Chr. Stuttgart 1901.

Dieterichs Arbeit zeugt von Fleiß und Umsicht; wenn sie trotzdem nicht zu neuen sicheren Ergebnissen führt, so trägt daran an erster Stelle die mangelhafte Beschaffenheit unserer Quellen, daneben aber auch die übergroße Zweifelsucht des Verf. die Schuld. Pamphilas Angabe über Herodots Geburtsjahr billigt er nicht, kann aber auch nichts Besseres an ihre Stelle setzen; Herodots Verwandtschaft mit Panyassis und seine politische Tätigkeit erklärt er für eine Erfindung des Duris; die von Hiller v. Gaertringen Athen. Mitteil. XXI S. 61 veröffentlichte rhodische Inschrift (= CIGr mar. Aeg. 145) über Herodots Geburtsort schließt er aus den Quellen aus, indem er V 5 die Ergänzung αλικ]α[ρνα]σσου κραναον πεδον wegen des für Halikarnaß unpassenden κραναον πεδον durch κας π]α[ρνα]σσου ersetzt. Die Frage, ob der Geschichtschreiber je wieder Thurii verlassen habe, läßt der Verf. bis auf weiteres offen, während E. Meyer an seiner Ansicht festhält, daß Herodot schon vor 440 von Thurii wieder nach Athen zurückgekehrt sei. Demgegenüber weist Wachsmuth überzeugend nach, daß Herodot nach seiner Ansiedlung in Thurii in keiner andern Stadt, insbesondere auch nicht mehr in Athen seinen Wohnsitz aufgeschlagen habe.

Mit dem Geschichtswerk Herodots beschäftigen sich:

1. R. Dieterich, vgl. oben.

2. H. Stein, Rh. Mus. 56 S. 626 flg.

3. E. Meyer, Forschungen zur alten Geschichte. 2. Bd. Zur Geschichte des 5. Jahrh. v. Chr. Halle 1899. 4. Abhandlung.

4. Fr. Cauer, Thukydides und seine Vorgänger. Histor. Zeitschrift. Bd. 83 S. 385 flg.

5. E. Norden, Die antike Kunstprosa. Bd. I. Leipzig 1898.

6. A. Monaci, Dello stile di Erodoto. Bessarione Nr. 25. 26.

Dieterich verweist für die Echtheit des Proömiums auf einige bis jetzt nicht beachtete Zeugnisse: Plut. de malign. Her. 26: καὶ τὰ τῆς Ἑλλάδος ἐπαγγελλόμενος γράφειν <παντάπασιν (oder καὶ τὴν Ἀσίαν) ἀγνοεῖς>; die Ergänzung ist von dem Verf.; Dionys. ad Pomp. p. 50 (Usener); κοινὴν Ἑλληνικῶν τε καὶ βαρβαρικῶν πράξεων ἐξενήνοχεν ἱστορίας und Dionys. de Thuc. 5: προελόμενος πολλὰς καὶ διαφόρους πράξεις ἔκ τε τῆς Εὐρώπης ἔκ τε τῆς Ἀσίας ἐς μίαν περιγραφὴν πραγματείας ἀγαγεῖν. Da in den beiden letzten Beispielen πράξεις offenbar dasselbe ist, wie ἔργα bei Herodot, so folgert der Verf. daraus, daß Steins Erklärung von ἔργα „Werke, opera, die dauernden Denkmäler menschlicher Arbeit und Tüchtigkeit“ irrig ist. Daß auch ich dieser Ansicht bin, habe ich Jahresber. Bd. 83 S. 45 dargelegt.

Das bekannte Zitat bei Aristot. Rhet. III 9 aus dem Proömium

des Herodot: Ἡροδότου Θουρίου ἥδ' ἱστορίης ἀπόδεξις findet immer noch Verteidiger, die es für echt halten und der hds. Überlieferung: Ἡροδότου Ἁλικαρνησσέος ἱστορίης ἀπόδεξις ἥδε vorziehen; so zuletzt Wachsmuth. Aber mit Unrecht, wie Stein ausführlich und überzeugend dartut. Vgl. auch Steins Ausgabe des 1. Buches 6. Aufl. S. IV flg.

Nach Meyer ist Herodots Geschichtswerk vollendet; es ist nach einer einheitlichen, sorgfältig entworfenen Disposition gearbeitet und durchaus aus einem Gusse. Aber dieses Urteil gilt nur im großen und ganzen; denn Cauer macht mit Recht darauf aufmerksam, daß Einlagen und Abschweifungen die strenge Durchführung des Planes wiederholt unterbrechen. Wenn er aber daraus schließen will, daß nach anderem Plane entworfene Abschnitte gewaltsam eingegliedert worden seien und daß Herodot, ehe der nationale Gegensatz in den Vordergrund seines Denkens trat, Stoff für ein geographisches Werk gesammelt habe, so übersieht er, daß Geographie und Geschichte damals noch innig miteinander verbunden waren und in einem Werke von der Art des herodotischen auch gar nicht voneinander getrennt werden konnten. Übrigens erkennt Cauer die große Kunst an, mit der der Gang der Ereignisse und der innere Zusammenhang anschaulich gemacht wird und die Episoden stets an Stellen eingefügt werden, wo sie nicht stören. Die Abfassung des Werkes verlegt Meyer in die ersten Jahre des archidamischen Krieges, da über 430 keine sichere Spur hinabführe; ja, er glaubt, daß gerade der Ausbruch des großen Entscheidungskampfes zwischen Athen und den Peloponnesiern, der allgemeine Sturm auf Athens Stellung, der dazu führte, seine Verdienste um Hellas nach Kräften zu verkleinern und womöglich ganz zu leugnen, Herodot den Anlaß gegeben habe, alles, was er erkundet hatte — die Geschichte Assyriens ausgenommen — zu einem einheitlichen Werk zu verarbeiten, das in die Verherrlichung der Großtaten Athens ausklang; diese politische Tendenz, das Bestreben, die perikleische Politik und die Hegemonie Athens zu verteidigen, trete überall deutlich hervor und gebe der Darstellung und dem Urteil des Schriftstellers die Färbung. Gewiß zeigt sich in Herodots Darstellung, was ja allgemein bekannt ist, eine Vorliebe für Athen; Meyer zählt eine ganze Reihe von Beispielen dafür auf; aber ebenso gewiß hat auch Herodot die ihm von Meyer zugeschriebene Tendenz nicht, die überdies für den größten Teil seines Werkes schon durch den Inhalt ausgeschlossen ist; Herodot gibt nur, was er erkundet und erfahren hat, seinem Grundsatze getreu.

Monaci bringt über den Stil Herodots nichts Neues, und auch Nordens Beurteilung deckt sich im ganzen mit dem, was H. Diels Hermes XXII S. 424 und G. Kaibel, Stil und Text der Ἀθηναίων πολιτεία S. 66 sagen. Was er über die Anwendung der Figuren, wie

Antithesis, vorbringt, behandeln ausführlicher P. Kleber und A. Nieschke, vgl. Jahresb. Bd. 71 S. 151 flg.

Über Herodots Weltanschauung sprechen außer Meyer und Cauer noch

1. L. Campbell, Religion in greek literature. London 1898 Kapitel 8 und

2. J. L. Heiberg, Bidrag til Belysning of Herodots religiense Standpunkt. Festskrift til J. L. Ussing. Kopenhagen 1900 S. 91 flg.

Herodot ist nicht frei von einem gewissen Kritizismus und Rationalismus, der sich besonders in seinem ablehnenden Verhalten anthropomorphischen und mythologischen Erzählungen und Übertreibungen gegenüber zeigt. Darin erkennt man den Einfluß Ioniens auf ihn, und Cauer weist mit Recht darauf hin, daß dieser Rationalismus besonders in den älteren Teilen des Werkes, besonders im 2. Buche, vorkomme. Daneben besitzt unser Geschichtschreiber aber, wie Meyer bemerkt, einen gesunden Empirismus, d. h. die Gabe, die Dinge so zu sehen, wie sie wirklich sind, frei von Vorurteilen und vorgefaßten Meinungen. Dieser Empirismus bewahrt ihn vor nationaler Überhebung und dem Wahne, als sei der Sieg einer freiheitsliebenden Nation über die gewaltigsten Heere eines Despoten selbstverständlich; er offenbart sich aber auch in seiner Beurteilung des göttlichen Wirkens in der Welt. Das menschliche und geschichtliche Leben scheint ihm überall von dem Eingreifen übernatürlicher Mächte abhängig. Diese Anschauung entstand in ihm während seines Aufenthalts in Athen, wo man in den heimischen Göttern die siegreichen Beschützer des Vaterlandes verehrte. Er glaubt an den Neid der Götter, der den Menschen vor Übermut bewahrt. Überall tritt seine Grundanschauung, daß die sittlichen Mächte stärker als die materiellen sind, zutage.

Über die Quellen, aus denen Herodot bei Abfassung seines Geschichtswerkes schöpfte, handeln Meyer und Cauer. Cauer glaubt, Herodot habe für die geographischen Abschnitte in den älteren Erdbeschreibungen, vornehmlich in der des Hekatäos, zwar schriftliche Vorlagen gehabt, sich diesen aber nur da anvertraut, wo die auf seinen Reisen unternommene Forschung versagte; der Gedanke, seine Leser über seine Originalität täuschen zu wollen, sei ihm ferngelegen. Für die geschichtlichen Teile läßt ihn Meyer seine Vorgänger, besonders den Dionysios von Milet, nur hinsichtlich der Chronologie und vielleicht in einigen streng historischen, mit seinen ausführlichen Erzählungen in Widerspruch stehenden Angaben (I 125. VII 11) benutzen, und außerdem bezüglich der Satrapienliste des Dareios (III 89 flg.), der Königsstraße von Sardes nach Susa (V 22 flg.) und Xerxes' Zugs von Kelänä

bis Therme (VII 26 flg.); doch sind auch diese Mitteilungen teilweise durch eigene Anschauungen ergänzt. Im übrigen schöpfte Herodot nur aus mündlicher Überlieferung. Die lange Erhaltung solcher Berichte im Volksmunde wird auf berufsmäßige Geschichtserzähler zurückgeführt. Den Hauptbestand bildet die attische Tradition, daneben zog er aber auch in Sparta und Delphi Erkundigungen ein, und ebenso bei einzelnen Männern, wie bei Thersandros in Orchomenos (IX 16), vielleicht im Hause des Artabazos, besonders in der Familie der Artemisia in Halikarnaß und in der des Demaratos in Teuthrania, endlich bei Dikäos (VIII 65). Die Darstellung des Erforschten, die Verknüpfung und Anordnung der Begebenheiten ist sein Eigentum, wie die äußerst geschickte, bis ins kleinste durchgearbeitete Disposition zeigt. Dabei finden sich zwar mitunter falsche Kombinationen, chronologische Irrtümer und aus der mündlichen Tradition herrührende Unrichtigkeiten, aber keine bewußten Entstellungen oder absichtliche Fälschungen, wie Cauer und Meyer übereinstimmend betonen. Die eingelegten Gespräche und Reden, in denen er teils die Erwägungen der Handelnden, teils die ihn beherrschenden Anschauungen darlegt, wird man mit Meyer als das Eigentum des Historikers betrachten müssen, wenn auch Cauer darin den Einfluß der älteren Sophistik erkennen will. Die wirtschaftlichen Verhältnisse sind wenig beachtet, und auf militärischem Gebiet, sowie in der Charakterisierung der Persönlichkeiten zeigt er sich sehr schwach. Zur wahren Geschichtsbetrachtung, zu der, welche die wirkenden Kräfte aufzusuchen und herauszuarbeiten vermag, ist Herodot, wie Meyer sagt, nicht vorgedrungen.

Wie Meyer und Cauer, so treten auch J. Oppert, G. Foucart, E. Revillout, J. Toutain und J. C. Hoppin nachdrücklich für die Wahrheitsliebe Herodots ein und bringen dafür in ihren oben besprochenen Arbeiten Beweise bei. Diesem einstimmigen Urteil gegenüber will der Widerspruch von

J. Schwarcz, Kritische Notizen über die neuesten Erscheinungen der staatswissenschaftlichen Literatur. Leipzig 1899,

der von Fälschungen usw. des Geschichtschreibers spricht, wenig bedeuten.

Viele Arbeiten sind der Untersuchung des Verhältnisses, das zwischen Herodot und anderen Schriftstellern besteht, gewidmet.

J. Vürtheim, Über die Telegonie des Eugammon von Kyrene. Mnemosyne 29 S. 23 flg.,

weist darauf hin, daß Herodot die Telegonie des Eugammon nicht gekannt habe; denn sonst hätte er gelegentlich des II 121 erzählten Dieb-

stahls im Schatzhause des Rhampsinit auf den im Anfange der Telegonie berichteten ganz ähnlichen des Trophonios hingewiesen. Die Telegonie war also damals recht wenig bekannt.

Das Verhältnis des Herodot zu Hekatäos untersucht

C. F. Lehmann, Zu Herodot und Hecatäus. Festschrift für H. Kiepert. Berlin 1898. S. 308 flg.

Die Vergleichung von Strab. XVI 742. 745 mit Herod. I 193. 196—200 zeigt, daß Strabo bei knapperer Fassung mehr als Herodot bietet. Daraus schließt der Verf., daß Strabos Quelle nicht Herodot, sondern, wenn auch indirekt, Hekatäos sei, dem er der geringeren Genauigkeit und behaglicheren Breite Herodots gegenüber größeren Reichtum des Inhalts bei knapperer Fassung als charakteristisches Merkmal zuschreibt. Dieser Schluß wäre nur dann zwingend, wenn jede andere Möglichkeit der Erklärung ausgeschlossen wäre. Ist es aber undenkbar, daß Strabo Herodot als Vorlage benutzte und das wenige, das er mehr hat, selbst anderswoher beifügte? Muß dies gerade aus Hekatäos stammen? Warum soll die kürzere Fassung nicht von Strabo selbst herrühren? Richtig ist, daß Hekatäos dem Herodot vorlag; aber trotzdem darf man nicht einmal da, wo beide im wesentlichen übereinstimmen, ohne weiteres Ausschreiben des Hekatäos durch Herodot annehmen; die Ähnlichkeit kann auch auf ihre Gewährsmänner an Ort und Stelle zurückgehen. Daß Herodot Babylonien selbst gesehen und erforscht hat, gibt der Verf. zu; auf eigene Beobachtung führt er Herod. I 193 die Bemerkungen über die Gallwespen und den Schluß von 196 zurück.

Herodots Beziehungen zu Sophokles behandeln:

1. E. Bruhn, Eine neue Auffassung der Antigone. N. Jahrb. f. kl. Altert. I S. 248 flg.

2. Th. Plüß, Goethe und Antigone. Ebenda S. 475.

3. S. Reiter, Die Abschiedsrede der Antigone. Zeitschr. f. österr. Gymn. 1898 S. 961 flg.

4. Th. Gomperz, Hérodote et Sophocle. Mélanges H. Weil. Paris 1898. 15. Abhandlung.

5. E. Meyer, Geschichte des Altertums. 4. Bd. Stuttgart 1901. S. 127.

Die Freundschaft des Herodot mit Sophokles ist bekannt; in dem unvollständigen Epigramm des großen Tragikers (Fr. 5 in den PLGr. ed. Bergk) an den Vater der Geschichte ergänzt Gomperz πέντ' ἐπὶ πεντήκονθ' <ἐξάκις ἑπταέτει>, gewiß geistreich, aber ohne jede sichere Gewähr. Ebenso hat man schon längst beobachtet, daß der Dichter in seinen Dramen das Werk des Historikers berücksichtigt; die gegen-

seitigen Beziehungen werden durch die erwähnten Arbeiten genauer festgestellt, vgl. OR 1528. Trach. 1 flg. mit Herod. I 32. El. 417 flg. mit Herod. I 108. OC. 337 flg. mit Herod. II 35. Antig. 904 flg. mit Herod. III 119. Ob allerdings die zuletzt genannte Stelle des Sophokles echt ist, bleibt auch jetzt noch zweifelhaft; ich halte sie mit P. Corssen, Die Antigone des Sophokles. Berlin 1898 für eingeschoben.

Auch zwischen Euripides und Herodot finden sich Übereinstimmungen, wie

W. Nestle, Untersuchungen über die philosophischen Quellen des Euripides. Leipzig 1902 = Philol. Ergänzungsband VIII S. 559 flg.

zeigt, vgl. S. 652 flg. Sicher ist fr. 449 aus Herod. V 4 entlehnt. Zu Herod. I 32 vgl. Androm. 100 flg. Heraklid. 863 flg. Troad. 509 flg.; der φθόνος θεῶν Herod. I 5. 32. 207. III 40. VII 10. 46 begegnet auch Alk. 1135. Hiket. 348. Iph. Aul. 1097. Orest. 972 flg.; da aber beide Anschauungen, sowohl die vom Neide der Götter als auch die, daß man vor dem Tode niemand glücklich preisen soll, populär sind, ist eine Anlehnung des Dichters an Herodot nur wahrscheinlich. Die klimatologischen Berührungen zwischen beiden gehen auf Hippokrates als gemeinsame Quelle zurück, vgl. Herod. IX 73. III 106 mit fr. 981. Med. 824 flg. Dagegen liegt in Hiket. 447 flg. bewußte Anspielung auf Herod. V 92 vor. Übereinstimmung in politischen Anschauungen und Urteilen findet man Herod. III 80 flg. verglichen mit Hiket. 447 flg. Med. 119 flg. Ion 621 flg. fr. 76. 605. 8. 362. Hiket. 410 flg. Die Forderung der gütlichen Beilegung der Streitigkeiten, die Herod. VII 9 für die Griechen stellt, ist Hiket. 744 auf alle Menschen übertragen. Auch Herodots wissenschaftliches Prinzip II 33 klingt an fr. 574. 810 an, und Alkest. 802 scheint Herod. I 32: πᾶν ἐστι ἄνθρωπος συμφορή vorzuschweben.

Gegen die Sophisten wendet sich Herodot nach

L. Radermacher, Rhein. Mus. 1898 S. 501

in VIII 77; Radermacher sieht nämlich in dem Wort καταβάλλειν, das hier von Leuten, welche die Wahrheit der Orakel in Zweifel ziehen, gebraucht wird, eine Anspielung auf die καταβάλλοντες λόγοι des Protagoras — eine Vermutung, in der ich dem Verf. nicht folgen kann.

Für Herod. III 80 flg. nahmen schon E. Maaß (vgl. Jahresb. Bd. 58 S. 263) und E. Schwartz (Jahresb. Bd. 83 S. 105) eine ionische, bzw. sophistische Vorlage an. Diese will

R. Reitzenstein, Literarhistorische Kleinigkeiten. Philol. 1898 S. 45 flg.

genauer bestimmen. Da bei Herodot und Theognis 43 flg. die gleiche Reihenfolge στάσις φόνος μόναρχος vorkommt, so haben beide dieselbe Quelle benutzt, eine Quelle, auf die auch die sophistische Schrift περὶ εὐνομίας, von der ein Fragment vorhanden ist, zurückgeht. Der Verfasser dieser Schrift wendet sich ebenso, wie Theognis, gegen eine ältere ionische Schrift, die für die Tyrannis eintrat und deren Abfassung nicht lange nach der Vertreibung der Tyrannen durch die Perser und der Einführung der minder verdächtigen Demokratien in Ionien anzusetzen sein wird. Macht diese Zeitbestimmung schon die Benutzung der ionischen Schrift durch Theognis zweifelhaft, so wird vollends die Erwägung, daß Theognis nur die Zustände in seiner Vaterstadt vor Augen hat, dieselbe als unmöglich erscheinen lassen. Wie kann aber die doch so natürliche Reihenfolge στάσις, φόνος ἔμφυλος, μόναρχος einen Zusammenhang bedingen? Eine ionische, bzw. sophistische Quelle Herodots wird also auch durch diese Beweisführung nicht dargetan.

Die Beziehungen Herodots zum delphischen Orakel macht A. Oeri, De Herodoti fonte Delphico. Diss. inaug. Basel 1899 zum Gegenstand einer eingehenden Untersuchung. Anknüpfend an Wilamowitz, der die ὑπομνήματα des delphischen Orakels als eine Hauptquelle Herodots bezeichnete (vgl. Jahresb. Bd. 100 S. 27), mustert er die Stellen, die ihm auf diese Quelle zurückzugehen scheinen, durch und kommt dabei zu dem Resultat, daß sie alle einen apologetischen Charakter haben. Daraus schließt er nun einerseits, daß nur die Stellen Herodots aus der delphischen Quelle geflossen seien, die das Orakel gegen irgend eine Anschuldigung rechtfertigen, nämlich I 13. 19. 47. 85. V 92 β. ε. IV 155. 163. V 67. III 57. V 89. VII 140. 144. I 66. 65. V 63. VI 66. 69, anderseits daß die Priester Herodot ausersehen haben, um durch ihn ihre Darstellung der Ereignisse verbreiten zu lassen, und deshalb auch nur ihm — dies folgert er aus einer Vergleichung Herodots mit seinen Vorgängern und Nachfolgern — die Benutzung der ὑπομνήματα gestattet haben. Beides erscheint mir unwahrscheinlich; denn warum hätte Herodot nur Apologetisches aus dieser Quelle schöpfen und warum hätten die Priester nur ihn zur Erreichung ihres Zweckes gebrauchen sollen? Hinsichtlich der letzteren Ansicht berührt sich Oeri mit C. Niebuhr vgl. oben S. 19; nur daß Oeri von der Ehrlichkeit Herodots überzeugt ist, die Niebuhr stark anzweifelt, vgl. N. Jahrb. f. klass. Altert. 1900 S. 638 flg. Was die Benutzung der delphischen ὑπομνήματα durch Herodot anlangt, so stehe ich auf dem Standpunkt Pomtows, der behauptet, daß sich in unserem Herodot nicht eine Stelle findet, die auf die ὑπομνήματα zurückgeführt werden müßte und nicht aus den Inschriften, Urkunden und Mitteilungen der Delphier entnommen sein könnte, vgl. Jahresb. Bd. 100 S. 27.

Zum Schlusse erwähne ich

R. Kekulé v. Stradonitz, Die Bildnisse des Herodot. Genethliakon zum Buttmannstage 5. Dezember 1899. S. 31 flg.

Der Verf. erkennt in den erhaltenen Bildnissen des Historikers, abgesehen von der Bronzestatue in Pergamon, von der nur die Basis mit der Inschrift vorhanden ist, zwei verschiedene Typen, beide freie Erfindungen späterer Zeit, nicht Nachahmungen eines authentischen Vorbildes. Der erste Typus ist durch die Doppelherme in Neapel und die Einzelköpfe im Museum zu Neapel, im Albertinum zu Dresden und im Museum zu Berlin dargestellt; er wurde im 4. Jahrh. v. Chr. von Silanion oder einem seiner Genossen und Nachfolger geschaffen und dann oft kopiert. Die erhaltenen Köpfe stammen aus römischer Zeit. Der andere Typus erscheint auf Münzen von Halikarnaß aus der Zeit des Hadrian, Antoninus Pius und Gordian; er geht auf eine Statue Herodots im Gymnasium zu Halikarnaß zurück, die etwa dem 3. oder 2. Jahrh. v. Chr. angehört. Der sog. Herodot-Kopf der Sammlung Campana ist modern.

Jahresbericht über Pindar 1901—1902

von

Dr. L. Bornemann.

Der erste Teil des vorliegenden Berichts behandelt, an den vorigen anschließend, chronologische Fragen, worin die Pindarforschung neuerdings wesentliche Fortschritte gemacht hat. Der zweite Teil betrifft die Oden an Hieron Pyth. I. II. III; hier erscheinen die Ergebnisse als geringfügig, wiewohl ausführliche Arbeiten von Gelehrten wie Wilamowitz, Schroeder und Legrand vorliegen. Sie bieten dem Berichterstatter Gelegenheit, viele Einzelheiten zu erörtern, um ein abweichendes Urteil zu begründen. Das gleiche wäre zum besseren Verständnis meines Einspruchs auch für andere Oden erwünscht gewesen, besonders für N X und O II, über die ich wesentlich anders denke als frühere Forscher; aber ich will diesen Bericht nicht allzusehr belasten und muß mich vorläufig mit Andeutungen begnügen, nachdem mir die Gelegenheit genommen ist, meine längst fertig gestellten Darlegungen über jene beiden Oden in deutschen Zeitschriften zu veröffentlichen.

Wer eine Anzahl kurz hingeworfener Textänderungen kennen zu lernen wünscht, die ich hier nicht ausführlich registriere, mag Mnemosyne 1901, 211—216 (van Herwerden), Classical Review 1900, 10 (Headlam), 1901, 10 ff., 195 ff., 246 ff. (Nairn), Lit. Centralblatt 1902, 103 ff. (Stadtmüller) lesen.

I.

Aus dem bereits am Schluß des vorigen Berichtes erwähnten Aufsatz von

Carl Robert (Hermes 35 S. 141—195) über „Die Ordnung der olympischen Spiele und die Sieger der 75.—83. Olympiade“

sei hier zuvor ganz kurz die erste Hälfte wiedergegeben.

Die Reihenfolge der Agone im Papyrus στάδιον, δίαυλος, δόλιχος, πένταθλον, πάλη, πύξ, παγκράτιον, παίδων στάδιον, παίδων πάλη, παίδων πύξ, ὁπλίτης, τέθριππον, κέλης sieht Robert als die authentische Folge der

Spiele an. So sei auch O 5 πεμπαμέροις ἁμίλλαις dahin zu verstehen, daß am fünften Kampftage (15. des Monats) Pferderennen war (τέθριππον, κέλης, ἀπήνη, κάλπη), und unter abweichender Behandlung von Plut. quaest. symp. II 5, Xen. Hell. 7, 4, 29 sowie schol. Ol. 13, 30 stellt Robert für die vier voraufgehenden Tage folgende Ordnung her: 1. στάδιον, δίαυλος, δόλιχος, 2. πένταθλον, 3. πάλη πύξ παγκράτιον, 4. παίδων στάδιον, π. πάλη, π. πύξ, ὁπλίτης. Während die Proklamation des Siegers und seine Krönung sofort nach dem Wettkampf stattfanden, opferte er am Zeusaltar und den sechs Doppelaltären nach dem πένταθλον bzw. nach dem Pferderennen (O 5 βουθυσίαις und O 3, 19). Vor Ol. 77 hielt man unter Beschränkung auf drei Tage die chronologische Reihenfolge der Stiftung ein: 1. στάδιον, δίαυλος δόλιχος, 2. πένταθλον, πάλη, πύξ, τέθριππον, κέλης, παγκράτιον, 3. παίδων στάδιον, π. πάλη, π. πύξ, ὁπλίτης, von Ol. 70 und 71 ab ἀπήνη und κάλπη. Bis Ol. 25 war man wohl mit einem Tage ausgekommen.

Widerspruch hiergegen auf der ganzen Linie erhebt Lipsius, Verhandl. d. sächs. Ges. d. W. 1900 p. 16 ff. Er kommt auf die bisherige Ansicht zurück, welche von der bei Phlegon und im Papyrus vorliegenden Folge absieht, beschränkt sich aber auf dies negative Ergebnis. Übrigens werden, was Pindar O 10 angeht, künftige Untersuchungen nach meiner Ansicht die Auffassung festhalten müssen, daß dort die ältere, vor Ol. 77 gültige Reihenfolge gemeint ist (s. unten S. 121).

Die erheblich wichtigere, höchst sorgsame zweite Hälfte der Robertschen Publikation hat unmittelbar darauf einem trefflichen, preisgekrönten Buche als Grundlage gedient, nämlich

Camille Gaspar, Esssai de chronologie Pindarique. Bruxelles, Lamertin, 1900. XVI und 196 S.

Das Buch ist vielfach und allermeist rühmend besprochen, am eingehendsten meines Wissens von Fraccaroli, Rivista di filologia 1901 III 385—415. Man verfolgt Gaspars klare Darlegungen mit größtem Interesse, und ich kann es ihm nicht, wie von ein paar Rezensenten geschehen, zum Vorwurf anrechnen, daß er allermeist von innerer Analyse der Oden Abstand genommen hat; das Bessere wäre ein Feind des Guten geworden. Mit Mängeln behaftet ist, wie der Verfasser selber empfindet, die Verwertung metrischer Symptome, und zwar infolge unseres bisher unzulänglichen Verständnisses der pindarischen Metrik; ferner die meisten Schlüsse aus allerlei Analogien in Ausdruck und Gedanken zwischen verschiedenen Oden, worin besonders Christ vorangegangen ist; endlich die Aufspürung von Zügen vermeintlicher Jugendlichkeit des Dichters, die vielfach aus unserer mangelhaften Einsicht oder aus Textverderbnissen herrühren. Endlich liegt bei chronologischen Untersuchungen schwieriger Dichtungen die von Gaspar nicht völlig

überwundene Versuchung nahe, Bezugnahme auf Zeitereignisse in allzu ausgedehntem Maße zu wittern und somit wieder auf die Pfade von T. Mommsens Pindaros einzulenken.

Durch diese Bemerkungen soll weder der Wert des Buches noch mein Interesse an demselben geschmälert erscheinen. Und wenn vielleicht gerade der Verfasser selber am meisten verwundert sein wird, daß mein Bericht mit seinem Buche bunt umspringt, so geschieht dies, weil ich meine Leser im Besitze des Buches sehe oder zu sehen wünschte; durch gründliche Kritik der einzelnen Positionen, nicht durch bequeme Wiedergabe der Ansätze Gaspars und seiner Gründe denke ich der Sache am besten zu dienen.

Als großer Fortschritt und wertvollste Grundlage des Ganzen ist freudig zu begrüßen, daß nunmehr die Pythiadenära Ol. 49, 3 allgemein anerkannt ist; selbst Christ hat in der Hauptsache nachgegeben (Hermes 1901, 107 ff.). Nach dem Tode Bergks waren Fraccaroli und ich viele Jahre lang die vereinsamten Vorkämpfer für diese ältere, vor Boeckh gültige Datierung (vgl. besonders Jahresbericht 1892 S. 282). Und wenn nun die Anerkennung unseres Standpunktes den italienischen Genossen mit lebhaftem Bedauern erfüllt, daß er in dem verflossenen Zeitraum soviel Kraft und Papier für einen jetzt abgetanen Streitpunkt habe verschwenden müssen, die er lieber anders verwendet hätte, so leitet mich andererseits vor allem der Wunsch, von dem nunmehr gewonnenen sicheren Boden aus, an der Hand Gaspars, manche in dem bisherigen Durcheinander mir untergelaufene Unrichtigkeit zu beseitigen.

Zu einem reinlichen Resultat wird man freilich nie kommen, solange man für gewisse Schwierigkeiten, die nur zum Teil in den Oden selbst liegen, grundsätzlich gewisse an sich auffällige Lösungen oder Entschuldigungen zuläßt. Einige Oden sollen verspätet aufgeführt sein, einige zu angeblichen Wiederholungsfeiern gedichtet, andere sollen nur übersandt oder mitgegeben sein, während der Dichter die Aufführung nicht leitete noch ihr beiwohnte, ein paar sollen sogar den Charakter poetischer Episteln tragen. Eine Reihe derartiger Aufstellungen aus den letzten Jahrzehnten, eine von diesem, andere von jenem Gelehrten, führe ich auf, ohne um Vollständigkeit mich zu bemühen; das aufgeführte Material ist groß genug, um ein allgemeines Urteil zu ermöglichen. Die kleinen vorgesetzten Ziffern erleichtern die Auffindung der betreffenden Oden im nachfolgenden Bericht, wo ich die aufgeworfenen Fragen, soweit es nicht in dieser Einleitung geschieht, erledige.

Als *verspätet* werden bezeichnet: [18]O 10. [25]O 12. [27]P 2. [42]P 8. [16]N 1. [24]N 3. [41]N 6. [37]N 8. [17]N 9. [29]J 2. [3]J 4. [10]J 5. [38]J 7. [[9]J 8. Gaspar zweideutig in der Tabelle S. 181, gegenteilig im Text S. 69; ebenso [3]J 3 Tabelle S. 183 gegen Text S. 107.] Außerdem gehört hier-

her der von Gaspar und Wilamowitz mehrfach vertretene Gedanke, daß oft eine erhebliche Zeit, etwa ein Halbjahr, durch die Benachrichtigung des Dichters, die Verhandlungen, die Dichtungsarbeit, Einstudierung, Reise zur Siegesfeier verbraucht sein müsse.

Zu Wiederholungsfeiern, Erinnerungsfesten und wie man es sonst nennt, sollen erst gedichtet sein: [14]O 3. [31]O 9. [26]P 3. [35]P 5. [21]P 11. [24]N 3. [17]N 9. [29]J 2.

Übersandt, mitgegeben, also nicht vom Dichter persönlich aufgeführt wären [30]O 6. [33]O 7. [18]O 10. [25]O 12. [28]P 1. [34]P 4. [35]P 5. [1]P 10. [24]N 3. [23]N. 4. fr. 124. Hierher gehört außerdem die Reihe sizilischer Lieder, die nach Fraccarolis Ansicht vor der von ihm erst auf O 77 datierten Reise nach Sizilien liegen: [4]P 6. [5]P 12. [26]P 3. [30]O 6. [14]O 3. [27]P 2. [13]O 2.

Poetische Episteln sollen sein, um frühere Annahmen Leop. Schmidts nicht zu wiederholen, [27]P 2. [26]P 3. [29]J 2.

Die Benutzung dieser Aushilfen wuchert wie eine Krankheit, die bald hier, bald da am Körper auftritt. Betreffs der verspäteten Lieder bemerke ich: Bei P 8, N 6 und N 8 liegt Gaspar daran, ein nach den Kampfspielen eingetretenes politisches Ereignis chronologisch vor die Aufführung der Ode zu bringen. Für P 8 ist dies in der Tabelle S. 187 irrtümlich geschehen, da Gaspar selbst im Text S. 167 das Lied nicht nach den 30jährigen Frieden setzt, sondern „au moment où les négociations étaient actuellement pendantes“. Für N 6 handelt es sich um eine ganz hypothetische Deutung des δίδυμον ἄχθος, die sich als fünfte zu den im Jahresbericht CIV S. 178 reiht. Über N 8 siehe unten. Anders liegt es mit den von Gaspar schon vorher S. 128 zusammengestellten Oden. Für O 9 und O 12 wird er selber, statt von Verspätung zu reden, nichts gegen den richtigeren Ausdruck einwenden, daß diese unter den olympischen Oden aufgeführten Lieder anläßlich pythischer Siege gedichtet sind. Daß O 10 etwas post festum gekommen, war selbstverständlich, da eine ganze Reihe Oden durch die olympischen Spiele jenes Jahres veranlaßt waren; übrigens wendet sich Gaspar S. 108 ausdrücklich gegen die Annahme beträchtlicher Verspätung. Über N 3 ὀψέ und N 9 ποτέ siehe unten bei Behandlung der einzelnen Oden; J 2 wird sofort unter beiden folgenden Rubriken zur Sprache kommen, wie auch P 2. N 3. N 9. Für J 7 suchte Mezger S. 302 f. in einem Aufschub die Lösung gewisser Schwierigkeiten, ähnlich Gaspar S. 62 f. für J 5, desgleichen S. 84 für J 4; ich verweise auf die Einzelerörterungen unten, auch bezüglich einer Anmerkung von Wilamowitz zu N 1.

Die Wiederholungsfeier (anniversaire), die Gaspar S. 122 für J 2 annimmt, versieht er selber in der Tabelle S. 183 mit Frage-

zeichen. Nicht so das „anniversaire“ für N 3, das Gaspar aus vs. 1—3 beweisen will, während Dissen offenbar nicht hierin, sondern wie später Bergk in dem soeben erwähnten ὀψέ die Begründung suchte. Ähnlich steht es mit dem erwähnten ποτέ N 9, das wohl auch Sittl (Jahresb. 1891, 5), Drachmann (1892, 273), Boehmer (ib. 280), Wilamowitz (s. unten) veranlaßt hat, an eine „Erinnerungsfeier“ und dgl. zu denken. Betreffs P 5 war es Mezger S. 223, der aus der Lage des Karneenfestes die Annahme einer Wiederholungsfeier herleiten wollte; gefolgt ist ihm hierin Christ in seiner Ausgabe, auch Sittl in der Literaturgeschichte, nicht Gildersleeve und Fennell; Gaspar tut nicht einmal jener Ansicht Erwähnung, Wilamowitz setzt das Lied ins Jahr nach dem Siege, Herbst 461, weil die Beteiligung des Gespanns an den Olympien bereits in Aussicht stehe. P 3 wird schon von Boeckh entsprechend gefaßt, dem Mezger beipflichtete, während Wilamowitz und Schröder darin einen Trostbrief vorfinden. O 9 und P 11 findet man bei Sittl a. O. genannt; O 3 führt Christ, Der Ätna in der griechischen Poesie (Bayer. Ak. 1888 Heft 3) S. 384 Anm. auf, als dächte er so „mit allen Auslegern“.

Was die Übersendung von Oden betrifft, so stehen für P 1 Legrand (s. unten S. 130) und Lipsius verbündet. Letzterer sagt (Sächs. Ges. d. W. 1900) S. 13: „Daß Pindar noch einmal nach Sizilien zurückgekehrt sei, um persönlich die Aufführung zu leiten, ist . . . aus dem Gedicht selber nicht zu belegen“ — und fügt, was Legrand nicht unterschreiben würde, weiter hinzu: „Das Gegenteil dürfte folgen, wenn meine Vermutung richtig ist, daß das in der zweiten pythischen Ode angekündigte Καστόρειον kein anderes ist, als das erste pythische Gedicht, das dann ebenso wie jene über das Meer geschickt sein muß.“ Ebenso ist Wilamowitz, der a. O. mit der Annahme, P 10 setze Pindars Anwesenheit nicht voraus, weder bei den Spielen noch bei der Aufführung, wohl vereinsamt stehen wird und gewiß auch mit der Ansicht, daß N 4 trotz vs. 74 κᾶρυξ ἕτοιμος ἔβαν „von Theben aus übers Meer geschickt“ sei, hinwiederum für P 4 und P 5 mit Gaspar verbündet, wenn er bestreitet, daß Pindar je in Kyrene gewesen sei; dies im Widerspruch zu den früheren Erklärern. Gaspar findet dabei die Tatsache wichtig, daß Pindar den olympischen Sieg des Arkesilas von 460 nicht besungen hat (er feierte Ägina und zwar wegen des einzigen von ihm besungenen olympischen Sieges eines Ägineten); Wilamowitz seinerseits beruft sich für P 4 auf vs. 2, für P 5 auf λεγόμενον ἐρέω und συνετοί. Was aber O 10 angeht, so hoffe ich nicht ganz vereinsamt zu bleiben mit der Überzeugung, daß der bildliche Ausdruck vs. 85 τὰ παρ' εὐκλέϊ Δίρκᾳ φάνεν nicht wörtlich auf Pindars Anwesenheit in Theben zu deuten ist, sondern daß Pindar persönlich in Lokroi war.

Übrig bleiben einige Lieder, worin das Wort πέμπω oder ein angeblich vom Dichter beauftragter Vertreter eine Rolle spielt: fr. 124. N 3. O 7. P 2, sowie O 6 und J 2. Daß πέμπω nicht beweiskräftig ist, hat längst Graf gelehrt, vgl. Jahresb. LXVII (1891) S. 11. Bei Gaspar S. 60 gilt demgegenüber Rauchensteins Deduktion noch für richtig (speziell für P 2), und S. 106 argumentiert er ebenso für N 3; dagegen S. 146 tritt er für O 7 der entgegengesetzten Auffassung bei. Anderseits bin ich mit dem angeblichen Vertreter Aineas in Stymphalos ganz anders verfahren Phil. 45, 613 und werde unten auch dem Vertreter Nikasippos in J 2 auf den Leib rücken.

In diesen vier Punkten hoffe ich reine Bahn geschafft zu haben. Dagegen räume ich ein, was ich Jahresb. 1892, 273 bestritten habe, daß einige Oden sofort am Ort des Sieges gesungen sind. Es sind lauter kurze Oden; sechs von einem System O 4. O 11 O 12. O 14 P 7. J 3 und die in fünf einfachen Strophen verlaufende N 2, die schon Bergk u. a. so faßten, während Mezger an Aufführung auf Salamis (oder in Acharnä) dachte, wie Mezger S. 137 für O 4 in Kamarina. Bezüglich [O] 12 könnte die Tatsache Zweifel erwecken, daß Pindar nach jenem [pythischen] Siege Sizilien besucht hat; aber die Gedanken der kurzen Ode sind so allgemein gehalten, daß sie den Zuhörern in Delphi eingehen konnten, und für den Sieger mußte es ruhmvoller sein, wenn die Begleitung von Hierons siegreichem Gespann seiner eigenen Ehrung durch Pindar beiwohnte. Zu P 7 vgl. Jahresb. 1897, 210; zu P 6 die Einzelerörterung unten. Für O 3 möchte Gaspar S. 90 die Aufführung in Olympia annehmen, ohne daß Theron selbst zugegen war (S. 92). Was O 8 betrifft, so hat Mezger, ganz gegen seinen zu O 4 vorgetragenen Grundsatz, den Vortrag in Olympia festgehalten und zwar so, daß Pindar vielleicht schon vor dem Siege sich zum Dichten hingesetzt habe, und auch Gaspar will aus vs. 9 f. die Aufführung am Festort folgern. Ich meinerseits sage mit Bergk: „Aeginae, non Olympiae cantatum“, und rekapituliere kurz (weil sie leider in dänischer Sprache verfaßt ist) die umsichtige Erörterung dieser Frage bei Drachmann, Moderne Pindarfortolkning p 174—176. Scheinbar gleichwertige Instanzen sind einerseits die Anrufungen vs. 1 und 9, andererseits τάνδε χώραν vs. 25 und δεῦρο vs. 51. Nicht gerade durchschlagend ist τάνδε (zumal wenn ich unten P 9, 90 τάνδε nicht auf den Ort der Aufführung, dagegen ταύταν J 7, 27 auf die vorliegende Gegenwart beziehe und P 1, 61 κείναν von Ätna zu verstehen ist); aber Heimsoeths Deutung von δεῦρο = „von Kleinasien nach Griechenland“ hätte Drachmann mehr als „gezwungen“ nennen sollen, da dies δεῦρο mitten zwischen Isthmus und Korinth steht (lies übrigens κὰκ Κορίνθου δείραδ' ἐποψόμενος δαίταν κλυτάν). Die Beifügung ἐπ' Ἀλφεῷ vs. 9 und

vielleicht auch das längere Verweilen bei dem Brandopferaltar fällt ebenfalls gegen die Aufführung am Siegesort ins Gewicht; vor allem aber, abgesehen von der Länge der Ode und dem dadurch verursachten Zeitaufwand (Christ freilich meint allerlei Spuren von Flüchtigkeit zu sehen), sucht man in Olympia vergebens nach dem für den Inhalt dieser Ode interessierten Auditorium; speziell das νόστον ἔχθιστον vs. 69 wäre wenig passend, und der gleich darauf erwähnte, tiefgebeugte und altersschwache Großvater hätte die Reise nach Olympia antreten müssen, während er doch offenbar beim Anblick des siegreich heimkehrenden Enkels wieder aufgelebt ist.

Ich gehe nunmehr auf die chronologische Folge der Oden ein und bitte jedesmal die Darstellung Gaspars zum Vergleich heranzuziehen, auch wo ich es nicht ausdrücklich sage.

Des Dichters Geburt und Tod.

Gaspar S. 15 f. und 171 f. wählt die Daten Ol. 64, 3 und Ol. 84, 3. Es muß ihm an dieser Vordatierung liegen, um die beiden Oden J VII und N X noch vor P X unterbringen zu können. Lipsius a. O. will gar „in Berücksichtigung der Schaffenskraft, die dem Dichter bis in sein hohes Alter geblieben ist“, bis Ol. 63, 2/3 hinaufgehn. Ich halte mit v. Wilamowitz, Aristoteles und Athen II 301 Anm. 20, Ol. 65, 3 und Ol. 85, 3 für richtig; die Datierung der ἀκμή unter Ol. 75 weist nach chronographischem Usus auf Ol. 75, 3 und nicht Ol. 74, 3.

Die Dichtungen ordne ich in drei Perioden.

Erste Periode der Dichtungen 498—478.

1. Pyth. X 498. Pindar in Larissa (anders Wilamowitz, s. S. 114). Möglich, daß Simonides den andern Sieg in denselben Spielen besang.

2. und **3.** Für Isthm. IV und [Isthm.] III ist die Parallele im fünften Liede des Bakchylides vs. 31—36, die Gaspar nicht anführt, von großer Bedeutung. Beiläufig ein neues Argument dafür, daß jene Worte ἔστι μοι θεῶν ἕκατι μυρία παντᾷ κέλευθος schwerlich aus der Mitte einer Ode herausgegriffen sind, sondern als Anfangsworte in aller Ohren nachklangen, nötigen sie uns, da Bakchylides sie schon 476 wiederholte, nicht die Schlacht von Platää und das nachfolgende Wiederaufleben Thebens als die dem Gedicht zugrunde liegenden Verhältnisse zu betrachten, sondern weiter zurück in die Zeit vor den Perserkriegen zu greifen. Es war damals, als sich noch nicht die perserfreundliche Gesinnung Thebens hervorgekehrt hatte, die den Dichter abgestoßen hat, wie er denn auch den olympischen Sieg des Aleuaden Hippokleas 492 nicht mehr besang. Der Krieg, in dem die vier Kleonymiden fielen, ist also der von 506 gewesen, und J IV mag 494 (April),

[J] III 493 (Juli) fallen; die andere Möglichkeit wäre schon 498 und 497: — es muß nämlich, wenn ich den Text richtig verstehe, eine Olympienfeier mit unglücklichem Ergebnis kurz voraufgegangen sein. J IV ist in Theben, [J] III in Nemea gesungen, das zweite Lied in gleichen Metren wie das erste, also wohl aus dem Stegreif von demselben kürzlich geschulten Chor. Es wären dies also Thebaner-Oden aus dem Jahrzehnt vor dem Perserzuge. Fraccaroli setzt sie 476.

4. und 5. Pyth. VI und Pyth. XII 490. Beide Sieger stammen aus Akragas; so liegt von vornherein die Annahme nahe, daß beide Lieder in Akragas gesungen sind. Für P XII gibt der Text dies an die Hand, und auch Wilamowitz läßt es mit den meisten Erklärern dort aufgeführt sein, ohne freilich ausdrücklich zu sagen, ob er Pindars Anwesenheit voraussetze, aber mit dem Sieger von P VI ist Pindar durch lebenslängliche Freundschaft verbunden gewesen, und so wird er gerade ihn erst recht, als er seine Heimat besuchte, gefeiert haben. So statuierte auch Mezger die Aufführung von P VI in Akragas, im Gegensatz zu Boeckh, welcher wohlgemerkt nicht aus vs. 4, sondern aus vs. 9 das Gegenteil folgern wollte. Betreffs des ἀναπολίζειν, wozu fr. 194 τειχίζωμεν eine Parallele bietet, war ich in meiner Abhandlung Phil. 51, 467 insofern im Irrtum, als der in O II erwähnte isthmische Sieg des Xenokrates nicht früher, sondern augenscheinlich O 75, 4 fällt, weil die Χάριτες als κοιναί bezeichnet werden. Vgl. übrigens unten zu 29) J II. Wenn Wilamowitz in ἀνα- einen Bezug auf fr. 90 findet, das „offenbar wenige Tage vorher unter Pindars Führung gesungen war“, so denkt er offenbar P VI in Delphi aufgeführt. Die Gleichmäßigkeit des Ausdrucks ist freilich schlagend; sollte nicht fr. 90 aus einem ebenfalls auf Thrasybulos, aber sofort am Siegesort gesungenen kurzen Liede stammen, nämlich demjenigen, womit der junge Dichter sich in Delphi einführte, und dann P VI in Akragas wirklich ein ἀνα-πολίζειν sein? Beiläufig: schon a. O. S. 469 wies ich auf die Schlacht von Marathon hin; sollte nicht deswegen auch von ἐριβρόμου χθονός die Rede sein, andererseits aber jegliche anschauliche Ausmalung der festländischen Dinge unterblieben sein? Aus schol. zu J II in. geht übrigens nicht, wie Gaspar meint, hervor, daß dem Simonides 490 das „offizielle Siegeslied“ auf Xenokrates übertragen war; vielmehr wohl bei der Feier des erwähnten isthmischen Sieges von Ol. 75, 4, wo Simonides in Sizilien anwesend gewesen ist, hat dieser die beiden Siege „aufgezählt“ (κατατάσσει). Die herkömmliche Auslegung, daß Thrasybulos seinen Sieg dem Vater überlassen habe, bestreitet Gaspar; in J VII auf Strepsiades liegt das, wie wir sehen werden, nicht wesentlich anders, ebenso in J VIII. Wilamowitz gesteht, man müsse nach P VI glauben, der Sohn hätte den Wagen gelenkt, aber in J II werde ja

Nikomachos genannt. So sei der Vater als Sieger ausgerufen (also εἶδεν J 2, 18 bildlich), und der anwesende Sohn empfange die Huldigungen. Ich denke, bei Besprechung von J II wird uns gerade das νικάσιππ' zum Gegenbeweis und zur Stütze der gewöhnlichen Auffassung von P VI werden. Und ist wirklich nach dem Text von vs. 19 ff. daselbst, wo allerdings Bergk hinter κλειναῖς ein τ' eingeschoben hat, die Beziehung des Nikomachos auf den delphischen Sieg berechtigt? Vielleicht καὶ ποτὶ κλειναῖς etc. und dann vs. 21 f. der acc. c. inf. ῥυσίδιφρον χεῖρα . . . τὰν Νικομάχου κατὰ καιρὸν ἐγχαλάξασθ' ἀνίαις.

6. Pyth. VII 486 in Delphi gesungen.

7. 8. 9. 10. Ägineten-Oden 483—478, auf Ägina. Hiervon gelten drei den Söhnen Lampons, eine dem Kleandros und Nikokles. Die sorgsamen Darlegungen Gaspars wecken zwei wesentliche Bedenken: erstens muß er zu dem Auskunftsmittel greifen, daß er die Feier eines Sieges von April 480 bis in das letzte Viertel des Jahres hinausschiebt, und zweitens setzt er die rühmende Erwähnung Athens in der ältesten Ode Nem. 5, 48 f. in das Jahr 489, wo die alte Feindschaft mit Ägina wieder aufgebrochen war, „récemment ravivée par la question des otages“, um in offene Feindseligkeiten überzugehen. Außerdem hat Gaspar die Person des Nikokles und seinen isthmischen Sieg in Isthm. VIII übersehen; statt der diplomatischen Bemühungen, die er S. 68 nach Dissens Vorgang vermutet, hätte er den Heldentod des Nikokles in den Vordergrund schieben, dem Kleandros nur den nemeischen Sieg zuweisen sollen und das längst angezweifelte ἀλικίᾳ τε in vs. 1 durch ἅλικι Ϝῷ τε oder ἅλικί Ϝοι τε ersetzen. Nehmen wir an, daß Pindar, der schon in der vorigen Ode 486 die Stadt, in der er herangebildet war, bei aller Kürze rühmend zu erwähnen gewagt hatte, den Hinweis auf Athens Bedeutung in Nem. V wohl 483 einfließen lassen konnte (die isthmische Eidgenossenschaft verwirklichte 481 seinen Wunsch), so erhalten wir folgende Übersicht:

Nem. V: Pytheas 483 Juli (Nem. 46)
Isthm. VI: Phylakidas 482 April (Isthm. 51)
unbesungen: Pytheas 481 Juli (Nem. 47)
unbesungen: Nikokles 480 April (Isthm. 52)
— Olympiade 75, 1 August 480
— Salamis September 480
Isthm. VIII: Kleandros 479 Juli (Nem. 48)
— Platää August 479
Frgm. 107: Sonnenfinsternis 478 Februar
Isthm. V: Phylakidas 478 April (Isthm. 53).

Im letzten Liede würde sich die gedämpfte Stimmung von ant. γ' dann aus dem über Theben hereingebrochenen Verhängnis erklären. Daß

Gaspar selbst in der Richtung dieser meiner Aufstellungen vorzugehen geneigt war, aber nicht bis zum Ende gelangte, sieht man p. 62 not. 3. Lipsius a. O. p. 4 setzt J VIII ins Jahr 478, wohin J V gehört; nach Fraccaroli fällt N V 485, J VI 483, J V 480.

Zweite Periode der Dichtungen 478—458.

An dem ersten Olympienfest nach der Schlacht von Salamis waren die Westhellenen glänzend vertreten. Pindar, mit ihnen durch Thrasybulos und Xenokrates längst verbunden, nahm wohl zum erstenmal teil, wenigstens als Poet. Am Ort des Sieges selbst feierte er die Sieger im παίδων στάδιον und παίδων πύξ mit **11.** und **12.** Olymp. XIV und Olymp. XI, letzteres Lied nur eine μελίγαρυς ὑστέρων ἀρχὰ λόγων καὶ πιστὸν ὅρκιον vgl. Jahresb. LXXXXII p. 207 f.

Betreffs Olymp. XIV macht sich Gaspar Weitläufigkeiten wegen der Papyrusnotiz und läßt Pindar schon 488 in Olympia auftreten, desgleichen Fraccaroli, nicht so Wilamowitz. Da der Eigenname im Papyrus sich nicht mehr findet, bleibt die Auffassung zulässig, daß dieses Lied in Olympia eben an dem überlieferten 76. Fest gesungen ist, an welchem Pindar nach Ausweis von O XI wirklich dort war. Nur war dann eben der Sieger kein Orchomenier, sondern nach Orchomenos gehören die in der allgemeinen Festfeier angerufenen Chariten; in vs. 19 wäre, statt des ganz auffällig den Städtenamen ersetzenden Adjektivs, die Form ὦ Μινυεία als Attribut zu θαλία zu lesen. Mit der Berufung auf die Heimat der Chariten führte sich der böotische Dichter aufs passendste in Olympia ein, und das vorangestellte σοφός vs. 7 ist ein Wink in dieser Richtung. Der Schluß des Liedes ist bisher dadurch verunziert, daß man statt νέον der besten Handschrift νέαν aus der überwiegenden Mehrzahl aufgenommen hat; auch Wilamowitz a. O. S. 1308 f. will infolgedessen θαλία als Subjekt ergänzen und νέαν χαίταν als Apposition zu υἱόν fassen. Übrigens nimmt er mit Recht, ohne es besonders zu erwähnen, Bergks Lesung εὐδόξοις an, die zugleich die Menge der vorklingenden οι, von Ϝαχοῖ ab, noch um ein οι vermehrt, so daß es nunmehr siebenfach ertönt. Vorher ist in vs. 14, wo Pauw bereits φιλησίδορπε wollte, wohl φιλησίκομπε zu schreiben.

Mit der anschließenden Fahrt nach Sizilien begann für Pindar die Zeit des reichsten Schaffens; die Seelenkämpfe der letztvergangenen Jahre (v. Wilamowitz, Aristoteles und Athen II 328) hatten ihn gereift, und nun trafen die Eindrücke der westhellenischen Welt sein Gemüt. (Eine Parallele bietet Goethes italienische Reise, wie ich weiterhin den Niedergang Äginas mit der Epoche von Schillers Tod in Parallele setzen möchte.) Die längst geknüpften Fäden führen zunächst zu

Theron, und dessen persönliche Lage gab überdies besonderen Anlaß zu **13.** Olymp. II. Wie ich diese großartige Ode, die das Durcheinander von Sieg und Leid aufgreift, in ihrem Aufbau sowie speziell an der vielmißhandelten Stelle vom Adler und den beiden Raben angelegt denke und allerlei verzweifelte Stellen erledigen möchte, dabei darf ich hier nicht verweilen (siehe oben S. 110). Es handelte sich damals wohl um den Tod seiner Gattin; vier Jahre später starb Theron selbst. Fraccaroli setzt die Ode 475.

Frohere Klänge, in dorischem Ton, schlägt das eigentliche Siegeslied **14.** Olymp. III an. Wie Herakles von den Dienern Apollons den Ölbaum erlangte zum Schmuck des kahlen Festplatzes und zu Siegeskränzen, so hat der Westhellene Pindars Muse gefunden: was will er mehr? Der verderbte Eingang der Ode stellt m. E. die Situation klar hin: gleichzeitig den Dioskuren (O III) und der Semela (O II) muß der Dichter sich widmen, während die Helena ganz deplaciert ist — lies καὶ καλλιπλόκῳ Σεμέλᾳ —, ihretwegen ist der Dichter Θήρωνος Ὀλυμπιονικᾶν ὕμνῳ ὀρθώσαις ἀκαμαντοπόδων ἵππων ἄωτον nach Mingarellis vergessener Besserung, mit bezeichnendstem Gebrauch des ὀρθοῦν von Niedergebeugtem. Neben dem Viergespann zweitens der König selbst, ein οὐταστὸς ἀγλαόκωμος, — ihm findet der Dichter eine „neuprächtige“ Weise (vgl. N 7, 61 σκοτεινὸν ἀπέχων ψόλον Philol. 45, 608), ihm möge die Muse in den dorischen „Schuh“ helfen, so daß der „Schuh“ wie sonst eine Bekleidung des menschlichen Fußes bleibt, nicht etwa der Stimme. Mithin denke ich mir den Text vs. 4 ff. so: Μοῖσα δ', οὐταστὸν παρίστα μοι νεοσίγαλον εὑρόντι τρόπον | Δωρίῳ φωνᾶς ἐναρμόξαι πεδίλῳ | ἀγλαόκωμον.

An die letzten Worte dieser Ode schließt sich (dieselbe Reihenfolge der drei Oden hat Wilamowitz, Gaspar dagegen O III O I O II) sofort in Syrakus der Eingang von **15.** Olymp. I; ihr folgt ebenda im Aufbruch nach Ätna **16.** Nem. I und im neugegründeten Ätna **17.** Nem. IX (nach Fraccaroli erst 472, 471, 472). Gaspar freilich will Nem. I bereits 481 ansetzen; er bestreitet die in den Scholien zu vs. 1 vorgetragene Beziehung auf die Stadt Ätna — während ein Blick auf sämtliche Stellen, wo Αἴτνα und Αἰτναῖος vorkommt, dem Scholiasten Recht verschafft — und versteht die prophetische Einkleidung, unter welcher die Leistungen des Chromios gepriesen werden, wirklich so, als wenn der Dichter erst eine zukünftige Entwickelung ahne. Gegen die von Gaspar angeführte Bemerkung Rauchensteins habe ich mich bereits oben S. 115 gewandt, und die Hochzeit des Chromios (Gaspar stimmt in dieser Deutung mir zu) braucht keineswegs vor Gelons Tod, kann vielmehr gleichzeitig mit Chromios' Ernennung zum Statthalter von Ätna stattgefunden haben. Möglich sogar, daß in dem νῦν der

Scholien zu vs. 81 geradezu ein Νεμ. ν' steckt. Die olympischen Siege vs. 17 sind Therons und Hierons; das Lied selbst betrifft nicht einen neuen nemeischen Sieg des Chromios, vielmehr sind die unglücklichen vss. 7 f. folgendermaßen herzustellen: ἅρμα δ' ὀτρύνει Χρομίου νεμέτας ἔργμασιν νικαφόροις ἐγκώμιον ζεῦξαι μέλους· ἀρχαὶ δὲ βέβληντ' ἀνθέων etc. Wilamowitz setzt die Ode Winter 476/5 vor die Gründung Ätnas; sie verherrliche die Gastfreiheit, „einerlei wann der Sieg des Chromios errungen war, über den die öffentliche Meinung nicht so günstig urteilte, wie man dem Liede anfühlt". — Das zweite Lied, Nem. IX ist wirklich „à l'occasion de son installation à Etna" gedichtet, nicht als Siegeslied, und kommt nur wegen der sikyonischen Trinkschale auf den früheren sikyonischen Sieg, sowie auf die sehr geeignete Parallele des Adrastos, nur daß vs. 11 ganz deutlich νεαῖσι θεόρτοις „im gottentsprossenen Neuland" stehen müßte, ganz wie es Ätna war. Bei Wilamowitz reist Pindar „wohl erst 475, als das Meer offen war", zurück und „schickt" dann das Lied nach dem inzwischen gegründeten Ätna, um dem „alten Bekannten", „ausgedienten General" und „Jubilar" zu gratulieren, für den man nach vs. 48 wirklich einen κῶμος veranstaltet habe; das Lied müsse „möglichst nahe an P I" herangeschoben werden, „die Geschäfte der Ansiedelung [durch Chromios] waren im wesentlichen abgetan". Mezger S. 112 schwankte, ob ein Lied zur Wiederkehr des Siegestages, eine Feier der Ζεὺς Αἰτναῖος oder ein Gedicht zur Übersiedelung von Syrakus nach Ätna vorliege. Als Subjekt zu μανύει vs. 4 hätte er nach Bothe und v. Leutsch den ὕμνος gelten lassen sollen. Ist daselbst αὐλάν zu lesen und vs. 2 νενήηνται?

Über alle diese Lieder (auch fr. 118 f. und 124 gehören hierher) hat das dem Lokrer Agesidamos versprochene Lied zurückstehen müssen. Es folgt als 18. Olymp. X (nach Fraccaroli erst 474/3). Gaspar lehnt mit Recht ab, an eine lange Verzögerung zu denken, etwa bis auf eine angebliche Wiederholungsfeier; ich meine sogar, daß Pindar vs. 3 ἐπιλέλαθ' οὔ gesagt hat (der Name steht ja „in seinem Herzen geschrieben"), und fasse vs. 85 Δίρκᾳ etc. als poetische Fiktion, vgl. oben S. 114. Wilamowitz muß die Verzögerung bis 471/0 ausdehnen, wenn er die Erwähnung der Lokrer in P II durch Gleichzeitigkeit von O X und P II erklärt.

Diese ganze Folge von Liedern ordnet, wie man sieht, mein alter Bundesgenosse Fraccaroli ganz anders, auch nach der Auffindung des Papyrus, und die vor Ol. 77 fallenden sollen aus Griechenland übersandt sein. Seine ausführliche Begründung lese man Riv. di fil. 1901 III 385 ff. nach; eine Verhandlung über Pindars Verhältnis zu seinen Rivalen, das für Fraccaroli maßgebend ist, würde an dieser Stelle zu weit führen, in Kürze haben sich diese Jahresberichte schon oft gegen die herkömmliche Auffassung erklärt.

Kurz vor Pindars sizilischer Reise war der delische Bund gestiftet; als er zurückkehrte, fiel Eion nach tapferer Gegenwehr in die Hände der Athener, der letzte Stützpunkt der Perser in Europa. Den Dithyrambus Ἑλλάδος ἔρεισμα setze ich unmittelbar in Anschluß an dies Ereignis 475, nicht 474; denn aus dem zweiten athenischen Dionysoslied desselben Jahres fr. 75 geht hervor, daß an ein Nemeenfestjahr zu denken ist: Διόθεν ist nach pindarischem Gebrauch Beweis genug, und so ist auch Ἀργείᾳ Νεμέᾳ für mich gesichert, nur daß etwa im Sinne von fr. 153 die Worte in folgender Fassung mit dem Vorausgehenden zu verbinden wären: ὑπάτων μέν τε πατέρων γυναικῶν τε Καδμειᾶν γόνον, | ὃν ἐν Ἀργείᾳ Νεμέᾳ μαλακὸν οὐ λανθάνει | φοίνικος ἔρνος. Es wäre das eine Begründung, wie ein nemeischer Sieg dem Dionysos geweiht werden könne, indem man im Spätsommer seines Vaters Zeus, im Frühling seiner Mutter Semele gedenke. (Auch den Anfang der langen, einheitlichen Periode will ich mit einigen Änderungen hersetzen: Δεῦτ' ἐν χορόν, Ὀλύμπιοι, | ἐπί τε λύραν πέμπετε χάριν, θεοί, | πολύβατον οἵτ' ἄστεος ὀμφαλὸν θυόεντα | ἐν ταῖς ἱεραῖς Ἀθάναις | οἰχνεῖτε πανδαίδαλόν τ' εὐκλέ' ἀν' ἀγορὰν | ἰοδέτων λάβετε στεφάνων τὰν ἐαριδρόπον | λοιβάν, Διόθεν τέ με σὺν ἀγλαΐᾳ | ἴδετε πορευθέντ' ἐς ἀοιδὰν δεύτερον | ἐπὶ τὸν κισσοδέταν θεόν, τὸν Βρόμιον Ἐριβόαν τε βροτοὶ καλέομεν, ὑπάτων etc. wie oben.)

Habe ich hierin recht, so gehört doch wohl **19.** Nem. II in dies Jahr 475 (nach Fraccaroli 487). Diese kleine Ode wurde dann schon in Nemea, also früher als fr. 75 gesungen; für die Kürze des Liedes ist Salamis stark genug hervorgehoben, und nur die Bemerkung im Scholion zu vs. 1, den sofortigen olympischen Sieg betreffend, müßte dann beanstandet werden, dachte doch nach dem Liede selbst Timodemus nur an einen baldigen Kampf in Delphi und auf dem Isthmos. (Anders Christ, Heptas S. 146 ff.) Die auffällige Zurückhaltung von den athenischen Spielen ist durch Bergks Besserung am Schlusse der Epodos beseitigt.

Vermutungsweise gehört hierher (475) auch **20.** Nem. VII, weil die Änderung von IΔ in N als die leichteste erscheint. Fraccaroli setzt es zwischen 468 und 460.

Gesichert ist die Ansetzung der Oden des nächsten Jahres (474). Es sind **21.** Pyth. XI und **22.** Pyth. IX. Jenes ist die erste Thebaner-Ode seit J III; die Krisis von 479 hat den alten Riß geheilt. Sicherlich will der Mythus von P XI mehr als „un salutaire effroi des grandeurs“ bezwecken; habe ich ihn früher auf die Familie des Siegers gedeutet, so wäre ich jetzt geneigt, ihn auf die Vaterstadt zu beziehen: Agamemnons Los das Los von Theben, jetzt aber Thrasydaios als erster Sieger nach dem Unglück ein Orestes. (Wilamowitz a. O. erörtert die zuletzt von mir Phil. N. F. VI S. 41 f. behandelten vss. 41 ff. Dabei

wird durch Billigung der Christschen Änderung μισθοῖο die Honoraridee künstlich hineingetragen; und wenn gesagt wird, daß „[Vater oder Sohn] dem Pindar das Silber gegeben hat . . ., das an seiner (Pindars!) Muse Zunge sitzt“, ferner daß „die Zunge, die Silber unter sich hat, nicht das Gold der Wahrheit redet, sondern das plattierte Silber des erkauften Lobes“, und zugleich der „Hohn“ hervorgehoben wird, womit Pindar die Zumutung aufnehme, „daß er feil wäre“, so finde ich durch diese Folge von Sätzen nicht hindurch: ist denn nun Pindar ὑπάργυρος oder nicht? W. schreibt τὸ δ' ἐτεὸν . . ., beginnt den Hauptsatz erst mit ἤ, ergänzt darin „μισθοῖο συνέθευ u. s. w.“, läßt das „intransitive“ ταρασσέμεν von παρέχειν φωνάν abhängen. Warum vermeidet der Dichter das einfache συνέθευ φωνᾷ ὑπαργύρῳ . . . ταρασσέμεν?) Dagegen in P IX steht Theben zu wenig im Vordergrunde, um uns an eine Aufführung daselbst denken zu lassen; vielmehr geht aus vss. 97—103 Pindars häufige Anwesenheit in Athen hervor, und es wird eine Athenerin sein, die der Ägide nach Kyrene heimführt (nicht eine Thebanerin, die Pindar ihm empfiehlt, wie Gaspar meint). Aber vor dem athenischen Publikum, das auch die Jolaosaffäre mit Eurystheus vs. 80 angeht, welche die Auslieferung der Herakliden durch die Athener betraf, legt der Dichter ein warmes Wort für die Heimat des Ägiden Telesikrates, für seine eigene Heimat ein: τοῖσι vs. 89 sind die Δίρκαια ὕδατα (vs. 87 habe ich schon früher μέν statt μή vermutet), und durch Telesikrates überwindet der Thebaner-Ägide die σιγαλὸν ἀμαχανίαν, nachdem dieser (vs. 90 wohl Αἰγίνᾳ σε) auf Aigina, in Megara und Pytho siegte. — Anders Wilamowitz a. O.: „Nicht lange nach P XI, wohl 473 erst, richtet er wieder in Theben einem Kyrenäer Telesikrates ein Fest für die Siege aus, die er sich 474 in Delphi und dann in Theben errungen . . . Vs. 76 ἀκονά: Kleines auszuschmücken reizt den guten Dichter . . . Vs. 80 νιν ist nicht der καιρός, sondern der Sieger Telesikrates, auf den delphischen folgt der thebanische Sieg . . . Vs. 90: 'Dreimal habe ich schon, in Aigina und Megara, diese Stadt [Theben] gerühmt, mit der Tat beweisend, daß ich nicht verlegen und ratlos schweige'. Freund und Feind soll diese meine Tat nicht totschweigen. So kämpft er um seine Stellung,“ cf. N VII. P XI.

Eine Politik der Sammlung scheint dem apollinischen Sänger in diesen Jahren am Herzen gelegen zu haben; das erste Zeichen einer Kräftigung Thebens 470 führt v. Wilamowitz, Aristoteles und Athen II 300 an. Aber die zwischenliegenden Gedichte sind von unsicherer Datierung. Einigermaßen gesichert mag die von **23.** Nem. IV auf 473 erscheinen (so Gaspar nach Bergk, auch Wilamowitz, ohne „zu sehr auf dem Jahr zu insistieren“; Fraccaroli 474), aber ohne die Christ-Gasparsche Deutung des Zwischenstücks vs. 36—43; es mag ausdrücken,

daß der Dichter die Hoffnung für Theben nicht aufgibt: lies ἀντίτειν' ἐπὶ βωλία statt ἐπιβουλίᾳ, desgleichen φοβερὰ δ' ἄλλος ἀνὴρ βλέπων statt φθονερά.

Für **24.** Nem. III (Fraccaroli 475) sind unsere Handhaben geringfügig. Zu den von Gaspar als „les plus frappants" bezeichneten Analogien bei Christ, bayr. Akad. 1889 bemerke ich: neben die erste gesellen sich P 10, 28 (aus 498) und J 4, 11 ff. (vermutlich aus 494); die zweite, noch allgemeinere, tritt ebenfalls O 11, 4 ff. J 1, 41 f. J 3, 1 ff. fr. 42. fr. 121 auf; die dritte fällt weg, da sich m. E. O 2, 94 aufs Leid bezieht und die Art, wie Theron und Xenokrates es tragen. (Auch Wilamowitz fußt auf den Analogien zu O II und meint, das Lied werde „auf der Reise gemacht sein"; auf der Hin- oder Rückreise?) Dennoch kommt meine Vermutung etwa in dieselbe Zeit wie Christ und Gaspar. Die ausführliche Schilderung in ep. γ' scheint mir auf Salamis anzuspielen; aber es wird, da der Sieger schon älter ist, eine gewisse Zeit verstrichen sein, wiederum freilich nicht eine allzu lange. Die Nemeen 479 sind überdies ausgeschlossen wegen des Pankrationsiegers von J VIII; auch gewiß die von 477, da der Achilleusmythus gerade erst in der vorigen Äginetenode verwertet ist; dann 475 wegen des Siegers von N II. Zwischen 470 und 446 aber sind nemeische Lieder Pindars nicht erwiesen. Mithin bleiben die Jahre 473 und 471 (zwischen denen ich die Wahl lasse; bei der Wahl des späteren Datums würde das Lebensalter des Siegers ein wenig höher, und hierauf bezieht sich doch das vielberufene ὀψέ). Dazu stimmt das längere Verweilen bei Cheiron, ganz wie in Liedern von 474, 473, 470 (freilich auch von 479 und 462), sowie die Betonung der Bundesgenossenschaft zwischen Telamon und Jolaos, die an die Erwähnung des Jolaos in Athen 474 und an die Zusammenstellung mit den peloponnesischen Dioskuren 474 erinnert (letztere freilich auch in der Ode J I von 458).

Den ersten Teil dieser Periode schließen wieder einige Lieder für Sikelioten. Die auf der Insel eingetretenen Veränderungen scheinen den Hieron veranlaßt zu haben, Pindar nochmals heranzuziehen, daher 470 die Beschickung der pythischen Festfeier. Neben ihm tritt dort der Himeräer, früher Knossier Ergoteles auf, der Sieger von **25.** Olymp. XII (oben S. 115). Daß dies Lied wirklich ein pythisches sei, konnte Lipsius bereits im Philologus 1891 S. 245 von mir ausgeführt finden, ganz wie betr. Ol. IX; statt dies zu erwähnen, führt er eine Jahresb. XLII p. 78 von mir versuchte Textänderung an, die ich ersteren Orts bereits als verfehlt zurückgenommen. Auch Wilamowitz setzt O XII „zuerst", aber es sei dem Ergoteles „mitgegeben" und in Himera aufgeführt; auch brauche es „nicht gleich gewesen zu sein, denn das Danklied gilt seiner ganzen Athletenlaufbahn", „als er der Siege genug hatte". Die

Datierung des zweiten Sieges des Ergoteles in den Ambrosianus-Scholien mit einem Abstand von 15 Jahren ist durch den Papyrus bestätigt.

Nun folgen die gleich darauf auf Sizilien gesungenen Oden für Hieron **26. 27. 28.** Pyth. III, Pyth. II, Pyth. III, die ich jetzt als gleichzeitig ansehe; Näheres darüber unten bei Besprechung der Abhandlung von v. Wilamowitz. Fraccaroli setzt sie 477, 476, 470.

Es bleiben **30. 29.** Olymp. VI und Isthm. II übrig. Jene Ode fällt ins Jahr 468 (Fraccaroli 476), sie ist in Stymphalos gesungen. Meine Darstellung im Philol. 1887 S. 589 f. ist Gaspar, der sich die Lage etwas anders denkt, entgangen. Schröder, Pindarica IV (s. unten) will sie vier Jahre früher setzen; denn wer sich für 468 entscheide, verwandle „den stolzen und herzlichen Gruß in eine Offerte: 468 hatte Hierons Viergespann in Olympia gesiegt und war für einen rührigen Epinikiendichter vielleicht noch zu haben; vielleicht aber war ein gewisser Epinikiendichter nicht mehr zu haben". Ein ähnlicher Gruß wie in O VI ist im Schluß der Ode Isthm. II eingeschlossen, deren Datierung auf das Jahr 470 Gaspar, wohl an der Hand der Christschen Ausgabe, als „assigné généralement" bezeichnet (Fraccaroli 472/1). Die Begründung dieser „allgemeinen" Annahme ist mir nicht bekannt, doch komme ich zu demselben Ergebnis. J II ist kein Siegeslied, sondern ἐπὶ τετελευτηκότι τῷ Ξενοκράτει, wie Asklepiades bemerkt hat (vgl. denselben guten Gewährsmann auch zu N VI). Für mich ist ein Personenwechsel in ep. γ′ ausgeschlossen, Thrasybulos war doch nach der herkömmlichen Auffassung von P VI ein νικάσιππος — nur daß vielleicht ἀλλά, νικάσιππ', ἀπόνειμον zu lesen ist. Dann ist ξεῖνος ἠθαῖος Hieron, der Αἰτναῖος ξένος ξείνοις θαυμαστὸς πατήρ von 470 (P 3 69 und 71). „Jedesmal wenn" Thrasybulos zu ihm kommt, soll er seines Vaters Xenokrates Lob singen. Mithin weiter: Thrasybulos hat sich nach dem Zusammenbruch der Emmeniden in Akragas anderswohin, nicht nach Syrakus begeben — oder richtiger Xenokrates mit seinem Sohne Thrasybulos: ohne Grund läßt Gaspar S. 92 (diesmal von Bury abweichend) den Xenokrates „vor" Hieron sterben, während doch der Tod desselben als Anlaß von J II zu betrachten ist. Bei den Beziehungen der Emmeniden zu Argos liegt es nahe, an Übersiedelung nach Argos zu denken (wie Thrasydaios nach Megara flüchtete) und unter dem von Geld und Freunden verlassenen ‚Argiver" vs. 9 wirklich den Thrasybulos zu verstehen: „jetzt mahnt das Wort des Argivers, aufs Geld zu sehen" — das erste χρήματα zu φυλάξαι gezogen. Ich nehme also an, daß das Lied wirklich 470, aber in Syrakus aufgeführt ist, wohin sich der Argiver etwa mit dem delphischen Reisezug des Hieron, gemeinsam mit Pindar, begeben hatte. Hier nämlich konnte eine Gedächtnisfeier für den Emmeniden noch auf Verständnis rechnen. Ganz anders stellt sich Wilamowitz. Nach dem

Tode des Xenokrates soll Thrasybulus ruhig in Akragas gelebt haben (471—468), als der greise Simonides dort sich aufhielt. Diesem sollen in dem damals durch einen unbekannten Nikasippos überbrachten „Brief" J II allerlei Grobheiten („stark genug ist der Angriff", sagt W.) gelten; nicht bloß φιλοκερδής, sondern auch ἐργάτις im Sinne von πόρνη sollen auf ihn gehen, sowie auch weiter die an Thrasybul gerichteten Worte: „nun bist du ja klug genug, du weißt ja, wie es mit dem isthmischen Siege gegangen ist, wie spät das Lied des Simonides gekommen ist" — „wohl erst 475—472" — „und wieviel es gekostet hat"; Thrasybulos soll Pindars Lied nicht vergessen, weil er sich von berechneter Mißgunst hat beeinflussen lassen, denn „ich habe es nicht säumig gemacht". Der isthmische Sieg soll „bald nach 490" errungen sein, da derselbe Wagenlenker [wie P VI] ihn gewann, „als eben Xenokrates einen Marstall in Hellas hielt" — vgl. dagegen oben zu [4]Pyth. VI.

In der andern Hälfte der Periode folgen einige Aufträge besonderer Art. Für das pythische Siegeslied (siehe zu O XII) **31.** [Olymp.] IX (466) war augenscheinlich ein offizieller Auftrag der Gemeinde Theben ergangen, den Proxenos in Opus zu ehren. Wenn Robert bemerkt, der Papyrus bestätige aufs glänzendste G. Hermanns Ansetzung von O IX in diese Olympiade, der „nur Lübbert" zugestimmt habe, so ergibt Jahresb. 1885 S. 97, daß nicht Lübbert, sondern ich in einem Referat über ein Lübbertsches Programm so geurteilt hatte. Einen „elenden Schwindler" in den Scholien meint Christ, Heptas (Bayer. Ak. 1900 S. 144 f.) zu entlarven.

Bei den voraufgegangenen Festspielen lernte der Dichter wohl den berühmten Sieger von Rhodos kennen, welchem 464 die Ode **33.** Olymp. VII gilt, nachdem auf der Zwischenstation Korinth **32.** Olymp. XIII für den τρισολυμπιονίκας οἶκος des Epharmostos aufgeführt war. Die Oden **34. 35.** Pyth. IV und Pyth. V ließ Pindar 462 in Kyrene singen (s. oben S. 114). 460 hat er die Freude, gar einen olympischen Sieg auf Ägina zu feiern, **36.** Olymp. VIII, siehe S. 115, und zuletzt setze ich vermutungsweise **37. 38.** Nem. VIII und Isthm. VII hierher (Fraccaroli 475 und 457).

Wegen Nem. VIII hätte sich Gaspar, der doch Mezgers Ansicht adoptiert, also dessen Kommentar einsah, mit Bulles Hypothese oder vielmehr mit dem Zeugnis des Didymos auseinandersetzen sollen. Denn den Wert der nemeischen Liste bezweifelt Gaspar betr. N VI nicht, wie Mezger es tut, und das Ziffernverderbnis zu N VII (etwa IΔ statt N) beeinträchtigt den Wert der Liste nicht. Die hochfeierliche Betonung des Wertes und gar des Alters der Dichtung im Gegensatz zu dem dunklen Treiben der πάρφασις würde trefflich zu der Tatsache stimmen, daß die beiden (in zwei Nemeaden und unmittelbar hinterein-

ander) zum Sieg gelangten Läufer, der inzwischen verstorbene Vater und der Sohn, als Ägineten aus den Listen gestrichen sind, wogegen der Dichter öffentlich sich verwahrt. Dem jugendlichen Dichter von 491 (Gaspar meint ein Jugendgedicht vor sich zu haben) steht solche Rede nicht an; die Sache muß passiert sein, als das mit Athen verbündete Argos die Vorsteherschaft der nemeischen Spiele errang und der „peloponnesische“ Krieg von 458 ff. sich entspann. Der Krieg selbst ist nicht vorausgesetzt in unserer Ode, andererseits für O VIII (von 460) liegt die häßliche Affäre von den Nemeen noch nicht vor. Es wird also der Vater 461, der Sohn 459 gesiegt haben und 459 die Streichung erfolgt, Pindars poetischer Widerspruch verfaßt sein.

Über Isthm. VII ist folgendes zu bemerken. Gaspar, der diese Ode schon 502 setzt (ihm gilt als Geburtsjahr Pindars 522), hebt hervor, daß das unglückliche Gefecht, in welchem der ältere Strepsiades gefallen, erst kürzlich stattgefunden hat; er nimmt immerhin einen auffälligen Abstand von vier Jahren an, und außerdem ist zu erinnern, daß das Schlachtenhagelwetter in vs. 27 mit ταύτᾳ bezeichnet wird, also sich offenbar noch nicht verzogen hat. Andererseits wendet sich Gaspar, ähnlich wie Mezger, mit Recht gegen die Datierung Boeckhs, dessen Ausführungen hinwiederum v. Wilamowitz als „meisterhaft“ gewürdigt hat. Den von Mezger versuchten Ausweg habe ich oben S. 113 abgelehnt; aber ein ähnlicher Ausweg muß denn doch gesucht werden. Was steht im Wege, daß wir das erfolgreiche Vorgehen der Phokier gegen Theben bereits in das Frühjahr 458 setzen? Die Niederlage der Athener in der Halike ist dann der Grund für die freudigere Stimmung der Ode. Übrigens hat der junge Sieger (θάλος vs. 24) seinen Sieg (ἀρετάν vs. 22) dem gleichnamigen Oheim gewidmet: ἄγει τ' ἀρετὰν οὐκ αἴσχιον φυᾶς | φλεγέθοισαν ἰοπλόκοισι Μοίσαις | μάτρωΐ θ' ὁμωνύμῳ δέδωκε κοινὰν θάλος (so teils mit den Handschriften gegen die Ausgaben, teils nach Vermutung).

Was über **39**. Isthm. I von Gaspar ausgeführt wird, billige ich fast durchgehends, speziell die Datierung auf 458 (Fraccaroli „nach 468“). Nur hätte er sich mit dem eingeflickten Orchomenos und der von Didymos mit einem εἰκός ἐστι angebotenen, später unbezweifelt weitergegebenen und immer mehr ausgeschmückten Erklärung für diesen doppelten Domizilwechsel (Orchomenos — Theben — Orchomenos) nicht so rasch einverstanden erklären sollen. Zu meiner Freude dagegen sehe ich, daß Wilamowitz in seiner Rezension des Gasparschen Buches DLZ 1901 die Entdeckung, daß Asopodoros als Mitkämpfer bei Platää von Herodot erwähnt wird, dem belgischen Gelehrten ganz besonders zum Ruhme anrechnet; Gaspar irrt, wenn er sagt, ich hätte dies 1893 als „une simple conjecture“ vorgebracht, vielmehr habe ich nur nicht

ausdrücklich hinzugefügt, daß bisher niemand auf den Text des Herodot verwiesen habe. Wieder anders sieht die Sache in der Rezension Legrands aus (REG XIV 102), womit man Gaspar selbst vergleichen wolle: „qui croirait que depuis des années on répète comme une hypothèse que le père d'Hérodotos de Thèbes, Asopodoros, combattit peutêtre à Platée, alors qu'Hérodote le nomme en toutes lettres?" Übrigens legt die Erwähnung von Delos „ἐν ᾇ κέχυμαι" — ich habe a. O. in gereimter Übersetzung dies wiedergegeben mit der Wendung „wohin mich Gott geführt" — uns den Gedanken nahe, einmal statistisch festzustellen, wann Delos, Lato, Latoidas, Artemis in den Liedern des delphischen Sängers auftreten. Es beschränkt sich dies genau auf den Rahmen der Periode 478—458, die ich als „zweite" der Dichtungen bezeichnet habe und deren Beginn mit der Stiftung des Delischen Bundes, sofort nach der für Theben verhängnisvollen Entscheidung, zusammenfällt. Wir finden 1. Delos: N 1, 4 (476) Ortygia als δέμνιον Ἀρτέμιδος Δάλου κασίγνητον cf. fr. 250 — P 9, 10 (474) Δάλιον ξεῖνον — P 1, 39 (470) λύκιε καὶ Δάλῳ Fανάσσων Φοῖβε Παρνασῷ τε — O 6, 59 (468) Δάλου σκοπόν — unsere Stelle J 1, 3 ff. (458) — endlich fr. 87 Delos selbst besungen als feste Zuflucht; 2. Lato: O 3, 26 (476) Λατοῦς θυγατήρ Artemis — O 8, 31 (460) παῖς ὁ Λατοῦς Apollon — außerdem fr. 89. 117. 139; 3. Latoidas: N 9, 53 (476) — P 9, 5 (474) — P 3, 67 und P 1, 12 (470); 4. Artemis: N 3, 50 (471 oder 473) — P 3, 10 und P 2, 7 (470). Mit den politischen Veränderungen im Anfang der fünfziger Jahre, mit der Verlegung der Bundeskasse und dem Niedergang Äginas hören diese Erwähnungen auf. Späteren Datums ist nur die kyrenäische Stelle P 4, 259 (462) Λατοίδας, die an P 9, 5 von 474 anschließt, sowie ebenda P 4, 90 βέλος Ἀρτέμιδος, endlich in dem vielleicht erst in die letzten Jahre Pindars anzusetzenden Liede N VI die Stelle ἀδὼν ἔρνεσι Λατοῦς, vielleicht mit besonderer Beziehung auf einen früheren Aufenthalt des Kreter-Ägineten Alkimidas auf Delos; auch die Heimat des Siegers von O XII war Kreta. Die letzte Erwähnung dagegen in der obigen Reihe findet sich im thebanischen Liede von 458 J I.

Der Sonnenglanz von 458 war vergänglich. Bei Kekryphaleia schon schlug der Erfolg um, auf das glücklichere Gefecht von Tanagra folgte sofort die Katastrophe von Oinophyta: in Theben kam die Demokratie ans Ruder, und damit ist Pindars Verbindung wieder gelöst, ebendeswegen 454 der zweite Sieg des Thrasydaios, des Siegers von P XI, nicht besungen; Ägina aber muß im Winter 457/6 sich ergeben.

Letzte Periode der Dichtungen 458—438.

Sicher datiert sind nur **40. 42** Olymp. IV von 452 und Pyth. VIII von 446. Dort ist Pindar nach langer Pause wieder einmal Zeuge

der ὑψηλότατα ἄεθλα und freut sich über das Ergehen der Westhellenen, ohne Sizilien wieder zu betreten; hier predigt er Ägina, seiner zweiten Heimat, Fassung.

Gaspars Erörterungen zu **41**. Nem. VI (diese freilich ist nur durch Anklänge auf 447 fixiert, Fraccaroli zieht 460 vor), **42**. Pyth. VIII von 446 und das in die letzte Lebenszeit des Dichters 446—438 fallende Lied **43**. [Nem.] XI habe ich nichts Wesentliches hinzuzufügen; die Form Ἀρκεσίλας in letzterem ist durch den rhythmischen Periodenbau der Epodos 3d 3d . 2e 3d 2e . 3d 3d gesichert, wohl aber könnte im Skolion fr. 123 gelesen werden Πειθώ τε ναίει | καὶ Χάρις υἱοῦ Ἀρκεσίλα. Endlich aber füge ich — denn Theoxenos führt uns von Tenedos nach Argos — die Argiverode **44**. [Nem.] X in diese Zeit, nach Abschluß des dreißigjährigen Friedens ein, die Gaspar 501 setzt. Wirklich kann man wegen der politischen Lage nur schwanken zwischen der Zeit vor 494 und nach 446; und daß ihr keine Spuren der Jugendlichkeit anhaften, läßt sich dartun (siehe S. 110). Lendrum in ClR 1902, 267 ff. hat unter lebhaftem Widerspruch gegen Gaspar die Datierung kurz vor 460 (Fraccaroli 468—460) vorgeschlagen; das wäre Rückkehr zu Dissens Meinung, die von Gaspar S. 33 not. 3 abgetan ist. Demnach würde Pindars Epinikiendichtung — ein eigener Zufall — schließen mit jenem ἀνὰ δ' ἔλυσεν μὲν ὀφθαλμόν, ἔπειτα δὲ φωνὰν χαλκομίτρα Κάστορος.

II.

v. Wilamowitz-Moellendorff, Hieron und Pindaros. In: Sitzungsberichte der Berliner Akademie 1901, S. 1273—1398.

Ph. E. Legrand, Sur l'intention et la composition de la deuxième Pythique de Pindare. In: Revue Universitaire, 15. Mai 1902, S. 473—484.

O. Schröder, Pindarica IV. In: Philol. 61 (1902), S. 356—373.

Die Datierungen von P I. II. III, zu welchen diese Verfasser, Gaspar und ich gelangt sind, stelle ich an die Spitze (cf. oben S. 125):

a) Gaspar: P II 477/6, da Hieron hier nicht König tituliert werde (lediglich negativer Grund, zum Überfluß vergleiche vs. 14!) und die Lokreraffäre frisch vorliege; die Intimität erkläre sich durch vermutlich vorausgegangene frühere Gedichte. P III 476, aber vor der sizilischen Reise, da der olympische Sieg nicht erwähnt wird (wieder negativer Grund: der pythische erweckt eben die Erinnerung an die pythischen in den Tagen der Jugendkraft!), trotz Αἰτναῖος ξένος, was vielleicht die „Planung“ der Neugründung voraussetze; es sei das

θυσιατήριον, was die Scholien fälschlich bei P II vermerkten. P I 470, das νῦν γε μέν gehe nicht auf Kyme, sondern auf Thrasydaios.

b) Wilamowitz: O I im Winter nach dem Siege von 476, dann erst folgt das Zerwürfnis 475/4 und anschließend die Gründung Ätnas. P III 474/3. P II 471, nach dem Tode Therons und der politischen Entscheidung. P I 469 oder später.

c) Legrand: P II Mitte 476, vor der sizilischen Reise, von welcher der Dichter Sommer oder Herbst 475 zurückgekehrt sei. P III 474, P I später, ohne Pindars persönliche Beteiligung, cf. Lipsius oben S. 114.

d) Schröder: P II 475? P III 474? P I 470.

e) Ich selbst setze alle drei Oden 470, und zwar P III in Syrakus für den kranken König, P II daselbst offiziell für den Tyrannen und das Volk, P I in Ätna für Deinomenes. Aus νεότατι ἀρήγει P 2, 63 darf kein Einspruch hergeleitet werden, da es, wie das nachfolgende καὶ σέ zeigt, ein allgemeiner Satz ist mit dem Sinne „juventutem juvant bella" — das war einmal! —

Seit dem Scholion zu P III in. spielt in diesen chronologischen Überlegungen der Königstitel eine Rolle, den Hieron nach jenem Scholion Ol. 76 = 476 annahm. Wilamowitz erklärt mit Recht für „gänzlich unzulässig", in Syrakus zwischen Tyrannis und Annahme des Königstitels zu unterscheiden; erst die Gründung von Ätna habe die erforderliche Legitimität und sakrale Weihe ermöglicht (so auch schon Christ zu fr. 105 und P 3, 69). Trotzdem setzt er die auf Ol. 76 bezeugte Gründung von Ätna erst später an als die Titulatur βασιλεύς durch den Dichter in dem Liede O I, das W. ausdrücklich vor die Gründung setzt, wie auch Schröder jene Titulatur in Pindars Gedichten als chronologisch ganz belanglos beiseite schiebt. Ätnas Gründung 476 will Schröder nicht zulassen, weil in O I davon nichts erwähnt werde [wo doch eben das Wichtigste, nämlich der Königstitel, vorkommt!]; daß in P II von Ätna ebenfalls nicht die Rede sei, falle nicht ins Gewicht, — während umgekehrt Gaspar das Fehlen des Königstitels in dieser Ode für wichtig erklärt hat. Ja die Benennung „ätnäischer Gastfreund" 474 sei vielleicht nur wegen der gemeinsamen „Planung" der Kolonisation in der Zeit von Pindars vorigjährigem Aufenthalt gewählt; dieser Grund schon bei Gaspar mit anderer Datierung. Für Wilamowitz spielt außerdem der Aufenthalt des Simonides in diese Frage hinein. Nachdem dieser im Frühjahr 476 in Athen gesiegt, findet es Gaspar richtig, für den Frühsommer 476 seine Anwesenheit auf Sizilien und die Aussöhnung der Tyrannen durch ihn anzusetzen; Wilamowitz aber will das erst nach Pindars Anwesenheit, frühestens Sommer 475 zulassen. In O I. II. III trete die Freundschaft der beiden Fürsten zutage, die Zerwürfnisse fielen erst 475/4 und die Gründung der Städte Ätna und

Himera „folge“ darauf. Ich bleibe in dieser speziellen Hinsicht bei Gaspars Ansicht. Legrand denkt auch über die Datierung von P II ähnlich wie Gaspar, worin ich nicht zustimme, aber er sagt, die in vs. 14 andeutungsweise enthaltene Vorausnahme des Königstitels könne man dem Panegyriker zutrauen, und die Empfehlung des rechten Maßes an den als stolz bekannten König, die Warnung vor Schmeichlern usw. verrate nichts von besonderer Intimität.

Die erste pythische Ode will Wilamowitz „nicht vor 469“ setzen wegen der notwendigen Korrespondenz zwischen König und Dichter. Dieser Grund hält nicht Stich: von Delphi aus konnte Pindar umgehend mit den siegreichen Sikelioten hinüberfahren, zumal wenn Hieron, um Pindar nochmals hinüberzuziehen, den pythischen Sieg nach dem olympischen gesucht hatte. Mit Recht wird (wie schon von Boehmer) die letzte Triade auf Deinomenes bezogen, während Gaspar noch irrtümlich an Hieron denkt. Aber daß Hieron selbst gar nicht in Ätna zugegen gewesen sei, erscheint trotz seines schweren Leidens unwahrscheinlich, und κεῖνος vs. 42 ist ähnlich gebraucht wie vs. 61; nach Wilamowitz freilich „wußte Pindar Ende 470, daß der Fürst hätte zu Felde ziehen müssen und krankheitshalber nicht zu dem Feste erscheinen würde“. Vs. 50 wird damit (wie von anderen Forschern) auf die nach Therons Tod Herbst 472 ausgebrochenen Zwistigkeiten mit Thrasydaios bezogen, aber dem scharfen νῦν γε μάν geschieht damit nicht Genüge. Und wenn die Feier bis 469 hinausgeschoben war, so konnte man auch warten bis zu einer günstigen Phase der Krankheit. Für mich ist das ἐστρατεύθη ein bildlicher Ausdruck, durch den Vergleich mit Neoptolem veranlaßt; gemeint ist einfach der pythische Sieg des kranken Königs. Dem kranken König gilt, wenn es sich auch zunächst um Ätna und Deinomenes handelt, die große Doxologie dieser Ode; den Engelsang „den Menschen ein Wohlgefallen“ zieht Wilamowitz mit mehr Recht zum Vergleich herbei, als das von Christ verglichene Gesellschaftslied „Wo man singt, da laß dich ruhig nieder“. Die goldene Phorminx will ihm ἀγλαΐα bringen als Herrin über Element und Krankheit (der Adler des Zeus ist auch O 2, 88 der Bringer jähen Schmerzes, vs. 5 lies τὸν αἰθυκτὰν κεραυνόν); denn wie Ares das Herz erfreut mit seiner Glut (καύματι), so können wonnig sein selbst Geschosse der Götter gemäß apollinischer Weisheit, während, wen Zeus nicht liebt, die Stimmen der Musen verabscheut (vgl. auch Schillers Ideendichtungen „Die Künstler“ und „Das Reich der Schatten“; vs. 26 lies παριόντ' ὤν, vs. 28 καππεσόν und ποτικεκλιμένου). Die angeknüpfte Fürbitte für Ätna schließt vs. 39 f. mit dem Gebet zum Lichtgott — λύκιε . . . Φοῖβε — ab, der auf Delos und dem Parnassos herrscht — καὶ Δάλῳ Fανάσσων . . Παρνασῷ τε —, und dies Gebet selbst lautet ἐθέλοις ταγόν τε νόῳ τιθέμεν

εὔανδρόν τε χώραν. Den Übergang zur Person Hierons (drittes System) bildet die Sentenz ἐκ θεῶν γὰρ μαχανιτᾶν ταῖς βροτέαις ἀρεταῖς | καὶ σοφοὶ καὶ χερσὶ βιαταὶ περίγλωσσοί τ' ἔφυν. Der Dichter hofft μακρὰ (δ') ἐν ῥιπαῖς ἀμήσασθ' ἀρτίοις. Denn welch ein Kriegsheld war Hieron einst! (καμάτων vs. 46 vom wirklichen Leid, τιμάν vs. 48 erkläre ich Siegesehre, nicht Herrschaft über Sizilien, wie Wilamowitz will, diesen Begriff finde ich vielmehr mit dem alten Gurlitt in πλούτου vs. 50 eingeschlossen.) Jetzt freilich ist Hieron ein zweiter Philoktet, aber wie dieser eine ἀσθενεῖ μὲν χρωτὶ βαίνουσ' ἀλλὰ μοιρίδιος ἴς. So möge ihm denn auch wie jenem Heilung zuteil werden! Ein Siegeslied soll ihm „auch" in der Stadt des Deinomenes (das καί vs. 58 ist bezeichnend, wenn P III und P II in Syrakus aus demselben Anlaß gesungen wurden) gewidmet sein, die in dorischer Ordnung froh gedeihe, wie einst Amyklai am Taygetos (vs. 58 δίδοι ῥαίνειν ἔτυμον λόγον); mit dem Beistande des Zeus wird das der ἁγητὴρ ἀνὴρ υἱῷ τ' ἐπιτελλόμενος δᾶμόν τ' ἐπαίρων zuwege bringen. — In ep. δ' übersetzt Wilamowitz „um der Athener willen", schreibt dann ἐν Σπάρτᾳ δ' ἄρα τᾶν πρὸ Κιθαιρῶνος μαχᾶν, das überflüssige ἐρέω beseitigend und für ταῖσι ein Beziehungswort herstellend, die ungewöhnliche Form Μήδειοι vereinzelter Handschriften durch einen Vers des Ibykus stützend. Immerhin ist ἄρα ein Flickwort und die Auflösung der Schlacht von Platää in Einzelkämpfe auffällig. Vielleicht ἐν Σπάρτᾳ δ' ἐρατᾶς πρὸ Κιθαιρῶνος μάχας, τᾷ χαμαὶ Μῆδοι κάμον. In der letzten Triade schlage ich vs. 92 ὦ φίλε, κέρδεσιν ἐμπράκτοις vor (Körte GGA 1901 ἐντράπλοις), und vs. 95 νηλέα γόων.

Für Pyth. III ist die Ausbeute aus den angeführten Abhandlungen gering. Im Ausdruck verschieden, laufen die Meinungen von Wilamowitz und Schröder doch etwa in gleicher Richtung. Nach jenem kondoliert der Dichter zu einer pythischen Niederlage und sagt die Reise nach Sizilien ab; so soll das Lied auf folgenden Schluß ausklingen: „Wenige verdienen Ruhm wie du, wenige verstehen ihn zu verleihen wie ich; das kann ich und werde ich auch von hier tun, das kannst und wirst du erreichen auch ohne den pythischen Sieg." Nach Schröder haben wir einen „Trostbrief, der sich als Erinnerungsfestlied gibt für ältere pythische Rennsiege des Pherenikos (482 und 478)"; in vs. 73 soll gesagt sein: „wenn ich ein Festlied auf Pherenikos brächte, was ich aber doch schriftlich kann und hiermit tue". Beide datieren auf 474 bzw. 474/3, weil aus dieser Epoche ein agonistischer Erfolg Hierons bekannt ist. Für mich dreht sich das Lied um die schwere Krankheit des Königs: Gesundheit kann Pindar nicht mitbringen, während er κῶμον ἀέθλων Πυθίων bringt (nämlich den von 470) als αἴγλαν für einstige, nicht besungene Erfolge des Pherenikos (Pythiade 26 und 27, vor Anknüpfung zwischen dem König und dem Dichter); κεκλημένον vs. 67

ist für mich „berufen", „auserkoren"; für καί κεν ἐν setze ich οἰκέταν und vorher statt πίθον das Partizip πιθών.

Ausführlicher ist über Pyth. II zu berichten, zumal wenn O. Schröder (WfklPhl 1901 Nr. 22) darin recht haben sollte, daß er zum Prüfstein für die Urteilskraft eines Pindarerklärers gern die sog. 2. Pythische nimmt. Bei vs. 8 hat m. E. Wilamowitz den richtigen Weg eingeschlagen, ohne ihn zu Ende zu gehen. Denn während es bei Schröder noch heißt, im verflossenen Winter [nach Schr. 476/5] sei Pindar selber Zeuge gewesen, wie der ἱπποχάρμας βασιλεύς kundig, mit sanfter Hand die edlen Tiere eingefahren habe, hatte Wilamowitz bereits νίκας für κείνας eingesetzt, cf. J 2, 26. N 5, 41. Er hätte dann aber folgerecht statt ἐδάμασσε („warf zu Boden") ἐγάλαξε setzen sollen.

Bei Wilamowitz' Gesamtauffassung über die Stellung des Mythus im Epinikon ist es natürlich, daß der vielverhandelte Ixionmythus nur „um seiner selbst willen, als eine schöne lehrreiche Geschichte erzählt" wird. Neben diesem Verzicht auf einheitliche Deutung versucht W. dennoch einen Zusammenhang zu finden, indem er darin „die Allmacht des göttlichen Willens" vorgeführt sieht, „vor dem alles Sterbliche versinkt", und dann freilich anschließend sagt: „Angesichts dessen wird er [Pindar] nicht seine Freunde verleugnen und mit schnöden Reden angreifen", „auch" Pindar wird den [Weisheits-]„Reichtum besitzen und gebrauchen". Ich nehme diese allgemeine Deutung des Mythus auf, nur mit dem Zusatz, daß sich also der beglückte Sterbliche maßvoll bescheiden solle; dann gilt die Mahnung dem kranken, mißmutigen König, ganz wie die Geschichte von der Koronis P III und ihrer ἀϝάτα (dieser Ausdruck ist beiden Stellen gemeinsam).

Ähnlich wie Schröder an der Erklärung des vs. 56 festhält, die schon vielen Pindarikern nicht genügt hat: „im Wohlstand reich an hohen Gedanken sein, das ist mein Ideal", finden wir bei Wilamowitz die Auslegung: „Das Beste ist, neben allen äußeren Glücksgütern auch an Klugheit reich zu sein: du, Hieron kannst diesen Rat mit freiem Sinne manifestieren" — nebst dem Zusatze: „Hieron wird dazu aufgefordert, also an dem πεπαρεῖν . . . gebricht es nicht, . . . das Wort verstehe ich freilich nicht, . . . die richtige Erklärung σημῆναι, ἐνδεῖξαι bei Hesych." Legrand dagegen gewinnt den Sinn: Boshaftigkeit nach Art des Archilochos bringe ἀμαχανίαν (indigence), aber Reichtum sei mit Hilfe des Schicksals die beste Frucht des Talents, — Pindar sei eben keineswegs „désinteressé". Ähnlich Körte GGA 1901, 968. Ich selbst wende die Sache wiederum noch ganz anders, indem ich das seltsame ἑκὰς ἐών durch ἕκατον ὥς ersetze und vs. 56 πιαινομένους sowie πόρον (statt πότμον) lese: „allermeist in elender Lage ergehen sich die Leute in Gehässigkeiten wie der Schütze Archilochus, Reichtum dagegen und

Erfolg (vgl. κτέατα und τιμά vs. 59) ist der beste Zugang zur Weisheit, — du kannst ihn weisen": bei aufsteigenden Völkern, in glücklichen, angeregten Verhältnissen verstummt der Mismut. Zu πεπαρεῖν πόρον vergleiche ich πεῖρε κέλευθον bei Homer und piparmi Curtius Gr. Etym.[4] 277; κακαγορία vs. 53 richtet sich wie O 1, 53 gegen Gott. Die Stelle ist wieder ein schlagender Beweis für unser mangelhaftes Verständnis des Dichters. Vs. 65 ἀκίνδυνον ἐμοί τ' ἐτόν τε ποτίαντα λόγον| ἐπαινεῖν παρέχοντι.

Es folgen die vielumstrittenen Verse 67—71 von der Φοίνισσα ἐμπολά und dem Καστόρειον. Dazu Wilamowitz: „Ich huldige dir und habe daher außer dem gewünschten Kastoreion noch dieses Gedicht gemacht, . . . und darin [nämlich im Kastoreion] habe ich dir dein Wesen [οἷος ἐσσί] gezeigt" („eine Versreihe, die für eine der schwersten gilt — sie ist das zwar eigentlich nicht", setzt W. hinzu); also unser „als Brief" gesandtes Lied soll eine Begleitschrift zu dem Kastoreion sein, das Hieron sich soll „vorsingen lassen", ein Begleitschreiben in „so freimütiger Sprache, daß man begreift, wie der Dichter dazu kam, es wie ausländische Ware wohlverpackt übers Meer zu schicken, der Adressat mochte sie auspacken und zusehen, ob er sie öffentlich ausstellte". Indem man das Hyporchem fr. 106, auch πυθικὴ ᾠδή genannt, mit dem Kastoreion identifizierte, so kam das Begleitgedicht Pyth. II unter die Pythien, nach Wilamowitz „wohl mit Recht", — der Ausdruck κτίστορ Αἴτνας dort führe uns auf die Jahre 474—470. — Demgegenüber Schröder: „Die Möglichkeit, auf das angeblich mitgesandte Gedicht, vollends auf die launigen Fragmente des Tanzliedes zu rekurrieren, . . . dieser Weg ist, denke ich, abgeschnitten . . . μαθών kann sich auch nicht auf das Vorige beziehen, vielmehr im Sinne des dorischen Erziehungsideals „sei du nur, der du deiner Erziehung nach bist", sei nur ein Edelmann („die Stelle ist wirklich schwer, selbst wenn sie nicht besonders tiefsinnig sein sollte," setzt Schröder hinzu). Boeckhs Hauptbedenken gegen eine Unterscheidung des als Gabe der äolischen Leier empfohlenen Kastoreion von diesem äolischen Liede P II habe bis jetzt niemand beseitigt (recte!). Dies sei unter den Liedern auf Hieron das erste, dessen Vortrag der Dichter nicht selber geleitet habe, das „übers Meer komme", darum sei die „Asklepiosepistel" P III später als dies Lied anzusetzen; der vielberufene Gegensatz von τόδε μέν und τὸ δέ sei im wesentlichen nach Boeckhs Vorgang anzufassen: „es beginnt, als solle es weitergehen τὰ δ' ἄλλα μέλη αὐτὸς ἐδίδασκον . . . und geht weiter, als wäre vorangegangen τῇ μὲν Φοινίσσῃ ἐμπολῇ ἧττον ἂν εὐφραίνοιο θυμόν." Noch simpler möchte Legrand den Gegensatz, trotz der Wortstellung, in den Ausdrücken πέμπεται und ἄθρησον suchen: „Accueille bien mon ode, quoique l'oeuvre d'un absent" (so schon der alte Gurlitt);

im ganzen Liede aber sieht er eine Offerte des Dichters: ich will mich gern dankbar zeigen und dich loben, bediene dich also meines Talents [das letztere sollen die vorliegenden vss. 67—71 besagen], höre nicht auf die Schmeichler, die mich verleumden, laß mich kommen [vs. 96]! Ich meinerseits glaube den reinlichen Gegensatz durch die Änderung von τό vs. 69 in τώ zuwege zu bringen; da der kranke Hieron 470 nicht persönlich in Delphi war, Pindar aber seit 476 oder 475 dessen Geschick nur aus der Ferne hatte verfolgen können, so war dies Lied wie eine ferne Ware, die übrigens der Phönikier (Pindar) selber mitbrachte und ablieferte (πέμπω siehe oben S. 115), und es war die Bitte wohlbegründet, daß dem Hieron die musikalisch-choreutische Interpretation dieses Liedes willkommen sein möchte.

Es folgt die Affenpartie vss. 72—75, die sowohl Wilamowitz wie Schröder Anlaß gibt, einige allgemeine Urteile über Pindars Diktion abzugeben. Wilamowitz sagt: „Seit es die Rhetorik gibt, haben Griechen, die eine ordentliche Schule durchgemacht hatten, freilich nicht mehr so geredet, und schon der Athener, geschweige der Ionier, würde zu Pindars Zeit sich durch Partikeln deutlicher gemacht haben.“ Damit hat der Dichter seine Zensur ausgeteilt bekommen. Nicht viel anders Schröder: „Fast unberührt von dem erlösenden, Bergeslasten hebenden Hauch attischer Denk- und Gestaltungskraft“ — „einen mehr nach der Seite der Feierlichkeit und des Reichtums an glänzenden und packenden Einzelheiten als der Anmut und der Klarheit gesteigerte Kunstübung“ — „unter dem Druck komplizierter musikalischer Kunstformen und im Kampf mit mächtig zuströmenden Gedanken schwer atmend“ — „wenn es auch bei einer innerlich so festgegründeten Dichterindividualität natürlich an einer orgelpunktartig die einzelnen Themen verbindenden Unterströmung niemals gefehlt hat“. Wir sind ungefähr wieder bei Boileaus Urteil angekommen: „beau désordre“. Immerhin erklärt Wilamowitz zuletzt, nachdem er die Affenpartie hin und her gewendet hat, er könne nicht finden, daß hier auch nur ein Zug wäre, der nicht genau stimmte, eine Wendung, die man pressen müßte, um einheitlichen Sinn und einheitliche Stimmung zu finden. Wie bringt Wilamowitz das zustande? Formell wird von ihm festgestellt, daß in dem Satze: „Hieron soll kein Affe sein, sondern ein Rhadamanthys“ der Ausdruck die Gleichsetzung nach beiden Seiten ausschließe. Welcher Unbefangene glaubt das? Inhaltlich aber schwankt die Wilamowitzsche Deutung der Affenart hin und her: soll nach ihm der Affe aktiv ein Schmeichler oder passiv ein Umschmeichelter sein? Ich stelle folgende Sätze aus der Abhandlung zusammen und bitte um Aufklärung: Der logische Gegensatz zwischen der Affenzeile und dem ewigen Glück des Rh. liegt darin, daß Rh. eitle „Leute, die sich be-

schwatzen lassen, nicht bei sich aufnehmen“ wird; im Gegensatz zu Rh. läßt „der Umschmeichelte sich gern berücken“; Hieron „kann Bewunderung von Kindern und von Affen immer hören, wenn ihm danach der Gaumen steht“; „der Affe findet den Schmeichelnamen καλλίας bei den Kindern“; „Hieron . . nimmt die Schmeicheleien und Verleumdungen der Füchse an“ . . und „so fehlt ihm der φρενῶν καρπὸς ἀμώμητος des Rh.“; „dem φρενῶν etc. des Rh. entspricht die notorische Eitelkeit des Affen, der immer mehr sein will, als er ist“. Schröder findet sich mit dem „Äffchen“, wie er es beschönigend nennt, sehr kurz ab: es habe mit den Füchsen nichts zu schaffen, es sei kein Spiegelbild für Hieron, es sei — ein Hofnarr, ohne Zweifel ein glücklicher Konkurrent des Dichters. Da hätten wir also neben den bisher bei den Erklärern schwieriger Stellen überaus beliebten Nebenbuhlern des Dichters einen neuen Konkurrenten aufgefunden, dem so „bei Wege lang“ eins übergezogen wird, wo es gut oder übel paßt. Ebenso kurz, aber ganz anders gewendet, äußert sich Legrand: der Affe wird von den Schmeichlern betrogen, die ihn „ironisch“ für schön erklären, Rhadamanthys läßt sich nicht von ihnen betrügen. Immerhin, setzt der französische Gelehrte hinzu, das gewählte Bild würde „impertinent“ sein, wenn es aus des Dichters Initiative entstanden und nicht eine Vorlage bereits vorhanden gewesen wäre.

Wie ich meinerseits mit dem überlieferten Text mich jetzt abfinde? in welchem überdies das παρά unerklärt, die Form πίθων ungewöhnlich und das αἰεί Flickwort ist. Für mich ist der Gegensatz zum Rhadamanthys der Aias: κακοῖς τοι πιθὼν παράπαισεν Αἴας | καλοῦ, indem er den heimlichen Verleumdern der Atriden Glauben schenkte. Aber auch vss. 75 ff. sind voll Anstößen; ich denke, der einheitliche Gedankengang tritt heraus, wenn wir lesen οἷα [statt οἷα] ψιθύρων παλάμαις ἕπετ' αἰεὶ βροτῷ (ἄμαχον κακὸν ἀμφοτέροις) διαιβολιᾶν ὑποφαντία, | ὀργῶσ' ἀτενὲς ἀλωπεκῶδες ἕλωρ. | κερδοῖ δὲ τί μάλα τοῦτο κερδαλέον τελέθει; | ἅτε γὰρ [objektiver Grund] εἰνάλιον πόνον ὀχεοίσας βαθὺ | σκευᾶς ἑτέρας ἀβάπτιστος εἶσι [sc. δόλιος ἀστὸς] φελλὸς ὣς ὑπὲρ ἕρκος ἅλμας, | ἀδύνατα Ϝέπος ἐκβαλεῖν κραταιὸν ἐν ἀγαθοῖς | δόλιον ἀστόν. ὅμως μὰν σαίνων ποτὶ πάντας ἀλκαίαν ἐνδιαπλέκει.

Aber damit sind wir schon zu weit vorgeschritten. Wilamowitz hält vs. 75 βροτῶν fest, wünscht vs. 82 ὁμῶς, stimmt ebenfalls für Huschkes κερδοῖ vs. 78 (Schröder widerspricht), erklärt ὑποφάτιες vs. 76 „unweigerlich“ für Maskulina [es sei Pindars „schöpferische Freiheit anzuerkennen, einerlei wie wir über die grammatische Richtigkeit denken“], setzt für βαθύ vs. 79 βυθοῖ, akzentuiert vs. 80 εἶμι, bleibt vs. 82 bei Heynes ἅταν und übersetzt διαπλέκει „bis zu Ende flechten“, nämlich Übel für „sich und andere“, mit Bezug auf die [verzweifelte]

Stelle P 11, 55, die angeblich dem Hieron hinterbracht wäre [Schröder äußert sich dagegen]; die Füchse sollen Simonides und Bakchylides sein [bei Legrand nicht Bakchylides, nur Simonides]. Warum ewig diese Nebenbuhler, diese privaten Zänkereien? Öffentlich eine Koterie abzutun, die den durch sein Leiden mißmutigen Herrscher zum Sklaven ihrer Verleumdungen zu machen sich anschickte, das war durchaus am Platze und würdig des Propheten der ἁρμονία. Auch für Schröder handelt es sich offenbar um private Dinge aus früheren Tagen, um „gewisse bei Hofe gemachte Erfahrungen" privater Art: „der öffentlich umworbene, heimlich gehaßte Dichter" steht „frech feigen, ehrlos schmarotzenden, schweifwedelnden Hunden als grimmiger Wolf gegenüber". Für mich enthält natürlich das οὔ ϝοι μετέχω und ὑποθεύσομαι ein allgemeines Prinzip, freilich in erster Linie von Pindar selbst vertreten, dann aber auch von allen ἀγαθοί einschließlich Hieron selbst zur Geltung zu bringen. Vs. 85 lese ich übrigens πατταγῶν, nämlich vom Knurren des Wolfes, während die ὁδοὶ σκολιαί natürlich von den Füchsen eingeschlagen werden. In vs. 90 στάθμας möchte Schröder wieder zur Erklärung „Wage" zurückkehren, wiewohl er selber Bedenken hat; ich meine, die bestrittene Deutung „Meßschnur" ist durch O 10, 45 σταθμᾶτο ἄλσος und N 6, 7 coll. Jahresbericht CIV S. 173 gesichert; und wie, wenn das metrisch unzulässige μητίονται vs. 92 durch μετρέονται „sich zumessen lassen" zu ersetzen wäre?

Mit den letzten, allgemeiner gefaßten Versen kehrt die Ode zugleich zu Hierons Mißmut zurück; sie gelten jedwedem, der sich in Gottes Fügung nicht fügen will. Weder politische Bedeutung noch leibliches Wohlergehen ist das meist Erstrebenswerte; was es ist, sagen die Schlußworte, allen κακοῖς zum Trotz: ἁδόντα δ' εἴη με τοῖς ἀγαθοῖς ὁμιλεῖν.

Bericht über die Literatur zu den rhetorischen Schriften Ciceros aus den Jahren 1900—1902.

Von

Gymnasialprofessor Dr. **Georg Ammon**
in München.

Besonders hervorragende Leistungen auf dem Gebiet der rhetorischen Schriften Ciceros haben wir aus den letzten zwei Jahren nicht zu verzeichnen; fast scheint es, daß das rege Interesse der beiden vorausgehenden Dezennien schwindet, wenigstens bei den Deutschen, während es bei den Italienern (Cima, Curcio, Sabbadini) und Franzosen (Bornecque) anhält. Das Geleistete erstreckt sich meist auf literarhistorische und hermeneutische Fragen, weniger auf die Textkritik. Zweckmäßig wird es sein, gelegentlich eine Lücke des vorigen Berichtes durch einen Nachtrag auszufüllen. Der auct. ad Herenn. gehört nicht zu meinem Referat.

Zusammenfassende Darstellungen.

1. Gaetano Curcio, Le opere retoriche di M. Tullio Cicerone. Studio critico. Acireale, Tipografia dell' Etna, 1900. gr. 8. IV 222 S.

Unter den neuesten Darstellungen der rhetorischen Theorie des Cicero (Weißenfels in der Einleitung zu seiner Auswahl, Sapienza u. a.) nimmt die Arbeit Curcios (eines Schülers Sabbadinis) einen bevorzugten Platz ein;*) sie ist besonders denen zu empfehlen, die nach der Lektüre der rhetorischen Schriften Ciceros die groß angelegte 'Trilogie' de or., Brut. und orator an ihrem Geiste vorüberziehen lassen oder die in den Hauptwerken und in den kleineren Schriften niedergelegten, bisweilen nicht gut geordneten Massen rhetorischer Vorschriften vergleichend

---

*) Sie sollte, wie A. Cima in seiner eingehenden Besprechung Riv. di filol. 29, 1901, S. 109—117 bemerkt, betitelt sein „le teorie retoriche nelle opere retoriche di Cicerone“.

besehen, kurz ein Bild der Rhetorik zur Zeit Ciceros gewinnen wollen. „Noi abbiamo cercato,“ schreibt Verf. p. IV, „di far comprendere nei primi tre capitoli di questo volume la genesi delle teorie retoriche di Cicerone e lo svolgimento di esse, nei capitoli seguenti, ma proponiamo altresì all' attenzione dei filologi alcune considerazioni intorno al 'De oratore', all' 'Orator', alle 'Partitiones Oratoriae' che fondate come sono sulla cognizione tecnica della materia, ci auguriamo possano suscitare una feconda discussione.“

Von den 9 Kapiteln handelt 1 von den Anfängen der Rhetorik (auf Sizilien, in Griechenland) bis auf Aristoteles meist nach den Schriften von L. Spengel und nach E. Norden, Antike Kunstprosa; Navarre, Rhét. Grecque avant Aristotle konnte Curcio, scheint es, nicht mehr benützen. Der Abschnitt bietet wenig Neues und ist im einzelnen mehrfach zu berichtigen und zu ergänzen, so wird z. B. der Philosoph Demokrit in der Entwickelung der Kunstprosa gar nicht, die Rhetorik an Alexander (des Anaximenes) nicht gebührend*) berücksichtigt; bei der Darstellung der Aristotelischen Rhetorik sind die Prolegomena von A. Roemer (Lips. 1898) und die Abhandlung von Fr. Marx Aristoteles' Rhetorik (Sächs. G. d. W. 1900) zu verwerten. In Kapitel 2 werden die rhetorischen Studien der Philosophenschulen, insbesondere der Stoiker (nach Striller), dann das System des Hermagoras nach K. W. Piderit und G. Thiele eingehend, ich meine, zu umständlich besprochen. Förderlich zur raschen Orientierung sind die hier und anderwärts beigegebenen Übersichtstafeln. Manches bedarf auch hier einer Berichtigung, z. B. können wir aus Brut. 263 ziemlich sicher entnehmen, daß Hermagoras in der elocutio (λέξις) so gut wie nichts leistete (vgl. Jahresb. CV, 1900 S. 217). Genauer zu untersuchen war, welchen Einfluß u. a. Theophrast und Kritolaos (direkt oder indirekt) auf Cicero ausübten. — Im dritten Kapitel behandelt Curcio die Anfänge der Rhetorik in Rom; hier stützt er sich hauptsächlich auf Fr. Marx Prolegomena zum auct. ad Herenn. An Cornificius als dem Verfasser der Herenniusrhet. hält er aus ähnlichen Gründen fest, wie ich in meinem Aufsatz Bayer. Gymn.-Bl. 33. Bd. 1897 S. 409 ff. Auch ist er der Ansicht, daß das Gemeinsame im auct. ad Herenn. und bei Cic. de inv. auf eine gemeinsame lateinische Vorlage zurückgehe (p. 59), insonderheit die vielbesprochene Insinuatio-Partie. Wenn die Inhaltsübersicht so eingehend und genau ist, wie sie kaum nötig war, so fällt S. 58 auf, daß unter den in der compositio

---

*) Dort ist z. B. auch der Fall für das attentos facere aufgeführt Sp-H p. 66[10] ἡδεηθῶσιν ἡμῶν (οἱ λέγοντες) ἀκοῦσαι αὐτῶν προσέχοντας τὸν νοῦν, so daß man von dem si rogabimus beim auct. ad Herenn. I 7 nicht sagen kann (Curcio p. 79) „ha il carattere di una regola improvvisata.“

zu berücksichtigenden Dingen nicht auch aures und spiritus (IV § 18) aufgeführt werden. Daß die Anzahl der Wortfiguren 33 beträgt, ist nicht sicher; es hängt davon ab, ob man z. B. bei adnominatio IV 29 die Gruppe oder die Einzelfiguren zählt. In Kapitel 4 bespricht der Verf. Cic. de inv. (Inhalt, Vergleichung mit Hermagoras und Cornificius). Wenn Curcio p. 86 schließt: Cicerone non sente il bisogno di dissimulare l'origine greca dell' arte di cui scribe, segue piu da vicino la fonte ermagorea, e perciò muta meno del suo predecessore romano, so ist beizufügen, daß wir in der Übermittelung des hermagoreischen Systems an den jungen Cicero bereits die nörgelnde Kritik eines Philosophen erkennen (vgl. I 8). Kapitel 5 gibt eine Inhaltsübersicht von de oratore, bespricht das „Methodologische“ und die Forderung einer universellen Bildung für den Redner, — hier sollte der Hinweis auf R. Hirzel, Der Dialog 1895, I S. 457—552, nicht fehlen —, zuletzt das Technische. Anlage und Aufbau des Buches sind nach Curcio Ciceros Eigen; es ist ein Originalwerk, aber nicht eine Streitschrift gegen die latini rhetores, sondern eine Darstellung seines eigenen Werdegangs. „Il metodo che informa il suo sistema retorico è emanazione genuina dell' educazione, delle tendenze, delle ideale che si propose di raggiungere Cicerone medesimo“ (p. 122). In dem Streit der Philosophen und Rhetoren nimmt Cicero eine vermittelnde Stellung ein. Der phisosophenfreundliche Zug, die großen Gesichtspunkte, die ethische Anschauung sind wohl auf die Akademie zurückzuführen, wie Hans von Arnim in der Einleitung „Sophistik, Rhetorik, Philosophie in ihrem Kampfe um die Jugendbildung“ zu seinem Buche „Leben und Werke des Dio von Prusa“ (Berlin, Weidmann, 1898) S. 100 ff. nachweist. Daß aber Cicero sich durchaus an Philo von Larisa angeschlossen habe, scheint auch mir bei der Anlage des de or. und der Arbeitsweise des Autors sehr fraglich. Als Zweck des Dialogs bezeichnet Curcio p. 136 divulgare un metodo di educazione oratoria e in rapporto a quel metodo indicare i mezzi, che sono necessari per conseguir lode di vero oratore. In der Aufzeigung der technographischen Quellen werden immer Lücken und Unklarheiten bleiben. Den Aristoteles (rhet., συναγωγὴ τεχνῶν?) habe Cicero, so nimmt Curcio an, flüchtig gelesen; seine Vereinigung des isokrateischen und aristotelischen Systems sei nur für die Grundzüge anzunehmen, was Cima Riv. di filol. 29 p. 129 mit Recht als zu unbestimmt beanstandet. Meist neu sind die Ausführungen Curcios S. 129 ff., in denen er Unebenheiten, Widersprüche und Schwächen in der Gedankenführung zu finden glaubt; gegen ihn verteidigt Cima in seiner Besprechung l. l. p. 112—116 die angegriffenen Punkte mit Glück. Wichtig erscheint Kapitel 6, da sich der Verfasser besonders hier auf eigene Studien stützen konnte, nämlich auf die Schrift:

*2. Gaetano Curcio, De Ciceronis et Calvi reliquorumque Atticorum arte dicendi quaestiones, Acidi prope Catinam ex officina Aetnaea, 1899, 89 S.

Hauptinhalt: Ciceros rhetorische Eigenart, seine attizistischen Gegner, Beginn des Streites (nach 54), über die Redekunst der Attiker, Ciceros Urteil über diese Redekunst und über die einzelnen Persönlichkeiten (Calidius, Calvus, Scribonius Curio, M. Brutus, Asinius Pollio), die Redekunst der Attiker mit der Ciceros verglichen, die Fragmente der Attizisten.

Doch bringt die Darlegung des Streites zwischen Asianismus und Attizismus wenig Neues. Mit Tacitus dial. de or. c. 25 behauptet Curcio p. 151: Cicerone e gli Atticisti seguono in fonte un' unica scuola, sebbene l' uno non si assomiglin ella specie all' altro: das ist richtig, wenn nur das allgemeine Streben nach Imitation gemeint ist, aber im Wesen ist und bleibt Cicero anders geartet als die Attizisten (s. meinen Bericht 1900 Bd. CV S. 210, 224, 241). Wohl mit Recht wird S. 151 der Anstoß zum Streit in politischen und persönlichen Beziehungen gesucht; dabei muß man aber hinter den kleinen Vordermännern die Kontrastgröße zu Cicero, Cäsar, sehen: Dieser hat das politische regnum nahezu erreicht und dadurch sowie durch seine andere Art der Darstellung dem Cicero auch das regnum forense fast entrissen und bedroht seine Führerschaft im Stil.

In Kapitel 7 (von Nr. 1) führt Curcio die Untersuchung fort: Brutus, orator, de opt. g. or. bewegen sich auf der gleichen Gefechtslinie. Als Cicero den Brutus schrieb, war die Polemik mit den Attikern nahezu beendigt, meint Curcio; aber wozu dann der verschärfte Ton in or. und de opt. gen. or.?

Von Interesse ist die Ausführung über die Komposition des or.: Brutus hatte in seinem Brief Auskunft gewünscht über das optimum genus dicendi und über die numerosa oratio; auf beide Fragen antwortet Cicero in zwei besonderen Abhandlungen — der Titel de optimo genere dicendi ad fam. XV 21, 1 — orator zeigt dies an —, verbindet dieselben aber später zum Zweck der Veröffentlichung durch das Mittelstück de oratore perfecto. Die Darlegungen haben etwas Bestechendes, auch ist der or. so wenig als andere Schriften frei von Unebenheiten in der Gedankenverknüpfung und -führung, aber bei näherer Prüfung wird man diese Entstehungsart kaum als die wirkliche annehmen.*) Auch im einzelnen sind hier manche Versehen: man sagt nobiscum nach Cicero, um nicht durch die regelmäßige Stellung cum nobis einen obszönen Laut (cunno-) zu bekommen; bei Curcio stehen S. 160 die unver-

---

*) Auf die Schrift „Die Tendenz von Ciceros Orator“ von Dr. Seb. Schlittenbauer, Leipzig, Teubner 1903 (= Jahrb. f. klass. Philol. Suppl. 28, S. 183—248) wird im nächsten Bericht einzugehen sein.

ständlichen Worte ma cum illis; cum autem nobis. In seiner grammatischen Anschauung ist Cicero eher Anomalist als Analogist (vgl. Jahresb. 1900 S. 243 f.). S. 161 f. wird — — als incisum, — — als membrum, — υ — υ als ambitus bezeichnet; mir ist das in der rhetorischen Sprache des Cicero unverständlich. Die Darstellung des Rhythmus bei Cicero gehört zu den schwächeren Partien in Curcios Buch.

Mit dem or. verbindet sich im gleichen Kapitel die Besprechung der kleinen Streitschrift de opt. gen. or. Über den vermutlichen Charakter der Übersetzung, deren Vorrede sie bildete, setzt sich Curcio mit G. Giri, Del tradurre presso i latini (Milano 1889), kurz auseinander.

In Kap. 8 behandelt der Verf. die Topica und die Streitfragen über ihre Quellen.

Das letzte Kapitel sucht die part. or. als unecht zu erweisen [der wichtige Codex Sangallensis gibt auch nicht die Autorschaft Ciceros an]. Die Ausführungen enthalten manche richtige Beobachtungen, z. B. daß in dieser Schrift nichts von der Kampfesstimmung gegen die Attiker zu verspüren ist, sondern „l' animo suo ci si mostra olimpicamente sereno" (p. 209), so daß man die Schrift in das Jahr 56 oder 55 hinaufzurücken versucht sei. Unmöglich ist das nicht; mit Hirzel habe ich mich für das Jahr 54 im Jahresber. ausgesprochen; nachdem aber L. Gurlitt Berl. Phil. Woch. 1900 S. 1179 f. das Jahr 65 als das Geburtsjahr des jungen Cicero nachgewiesen hat, spricht vieles auch für das Jahr 55. Allein Curcios Beweise für die Unechtheit sind doch nicht durchschlagend. Die Darstellung ist zwar eigenartig, aber es ist eben auch die katechetische Form etwas Neues; der Inhalt ist von der oder den Vorlagen fast wörtlich herübergenommen, so daß wir wie in de inv. Übersetzungslatein vor uns haben (über Marx' Ansicht vgl. Jahresb. CV 238). Die gesamte Darstellung enthält doch so viel Ciceronianisches, daß wir mit Quintilian an die Echtheit der Schrift glauben dürfen. Auf die sprachlichen Argumente ist bei einer Übersetzung — und das sind die part. or. in der Hauptsache wohl — nicht viel zu geben; so zeigt auch de inv., worauf G. Thiele hingewiesen hat, an verschiedenen Stellen den häufigen Gebrauch der Substantiva; supralata verba § 20 hat seine Stütze an supralatio de or. III 203.

Alles in allem: die kritische Studie von Curcio ist ein gehaltreiches und anregendes Buch; der Verfasser bekundet fast durchaus anerkennenswerte Vertrautheit mit der einschlägigen Literatur, besonders mit den Arbeiten der Deutschen; die Ausführung der Gedanken konnte bisweilen knapper und präziser sein. Die Ausstattung ist gut, die zahlreichen Tabellen erleichtern den Überblick über die technischen Dinge. Aber im Druck stören viele Errata (Möllendorff, Rohde).

Rez.: Rcr 1900 Nr. 47, p. 389 v. P. L(ejay). — RF XXIX 1, p. 109—117 v. A. Cima. — BphW 1901, Nr. 4, p. 102—107 v. O. Weißenfels. — RIP XLIV 5, p. 341—343 v. P. Thomas. —

De Cic. et Calvi . . rez. Boficl VI 8, p. 178—181 v. A. Cima. — Rcr 1899, Nr. 50, p. 483 v. E. T. — RIP XLIII 2, p. 108—111 v. P. Thomas. — BphW 1900, Nr. 23, p. 712—714 v. O. Weißenfels. — RF XXVIII 2, p. 297—298 v. V. Ussani.

Als eine zusammenfassende Arbeit möchte ich hier auch die Leidener Dissertation nachtragen:

*3. Van Vessem. De M. Tullii Ciceronis de oratore libris . . . specimen litterarium augurale . . . submittit Joseph van Vessem, S. J. Galopiae apud M. Alberts et filios, 1896. gr. 8. 119 S.

Auf Grund ausgebreiteter Belesenheit sucht der Verfasser abgesehen von allgemeinen Bemerkungen über den Rhetor und Redner Cicero folgende drei Fragen zu erledigen:

1. Quid Cicero hisce libris scribendis sibi proposuerit. Antwort: Ciceronem, ut reipublicae consuleret, optimarum artium vias suis civibus tradidisse, oder, wie es in der Thesis I heißt, ratio et causa totius disputationis „de oratore" indicatur l. II § 5.
2. Quae sit propria et praecipua doctrina horum librorum (p. 30—66 = Inhaltsangabe in großen Zügen).
3. De fontibus et exemplaribus horum librorum quaedam annotantur (p. 67—112): Isocrates, Aristoteles, Plato, besonders die Berührungen mit dessen Gorgias und Phaedrus; die Verschiedenheit des Begriffes sapientia bei Plato und bei Cicero u. a. In die Tiefen der rhetorischen Einzelforschung, wie sie in mehreren deutschen Dissertationen angebahnt ist, dringt van Vessem nicht; aber die hübsche, nur zu breit gehaltene Darstellung bietet doch manche Anregung.

Einen Hauptbegriff in der Definition des Redners, vir bonus, behandeln

4. Fr. Schöll und L. Radermacher Rhein. Mus. LVII 1902, S. 313 f.

Früher (Rh. Mus. 1899 S. 286 ff.) hatte Radermacher für de orat. eine stoische Quelle angenommen. Schöll bekämpft die Annahme, der alte Cato habe die Worte, der Redner sei ein vir bonus, 164 (oder 155) bei der Philosophengesandtschaft von Diogenes von Babylon gehört; er sei eine eigene Prägung des moralisierenden Cato. Radermacher erklärt, seine Annahme schon lange aufgegeben zu haben, aber daß in der Definition des Redners als vir bonus die Stoiker den entscheidenden Nachdruck geübt haben, ist auch mir nach de or. u. a. nicht zweifelhaft.

Für das Verständnis sowohl der Geschichte der alten Redekunst und Rhetorik als auch technischer Einzelheiten, soweit beide bei Cicero berührt werden, sind von Bedeutung einige Werke über griechische Rhetorik:

5a. Navarre. Essai sur la rhétorique grecque avant Aristotle. Thèse . . . par Octave Navarre. Paris, Hachette et Cie., 1900. gr. 8. XV 344 S.

Ausgehend von L. Spengels τεχνῶν συναγωγή stellt Navarre in großen Zügen, aber auch eingehend dar I. Die Geschichte der griechischen Rhetorik vor Aristoteles (bis S. 207): Sizilien — Gorgias — die Sophistik (Kritik der Dichter) — die Eristik etc. Im II. Teil (S. 210—326) versucht er eine „Restitution" der griechischen Rhetorik des 4. Jahrhunderts v. Chr. (Exorde — narration — preuve — epilogue). Es genügt hier, das schöne Buch in Erinnerung gebracht zu haben, auf Einzelheiten soll nicht eingegangen werden. An Angriffspunkten fehlt es, wie es scheint, nicht, z. B. wenn S. 339 die Möglichkeit offen gelassen wird, daß auch Cicero der Verfasser der Rhetorik an Herennius sein könne.

5b. Rhys Roberts. Dionysius of Halicarnassus, The three literary letters . . . by W. Rhys Roberts. Cambridge, University Press, 1901.

Aus dem introductory essay (S. 1—51) ist besonders Abschnitt V Relation of Dionysius as a literary critic to the Romans and to the Greeks hierherzuziehen.

Vgl. meine Besprech. Berl. Phil. Woch. 1901 Nr. 51.

5c. Egger. Denys d'Halicarnasse, Essai sur la critique littéraire et la rhétorique chez les Grecs au siècle d'Auguste par Max. Egger. Paris 1902 (Picard et fils). XIII 306 S. Aus dem Buch sind einige Abschnitte, z. B. S. 88—98 über Rhythmus, auch für Cicero wertvoll. Vgl. Berl. Phil. Woch. 1902, Nr. 27 S. 833—839.

Eine Gesamtausgabe der rhetorischen Schriften ist in den letzten zwei Jahren nicht erschienen; wir besprechen nunmehr

Die einzelnen Schriften.

1. De oratore.

— 6. M. Nicolini, De oratore — Brutus — orator. Antologia scelta et annotata. Milano 1901, Fr. Vallardi. XXXII 250 S.

Die Auswahl, die mir nicht zugänglich war, bezeichnet O. Weißenfels Woch. f. klass. Phil. 1901 Nr. 51 S. 1392 als durchaus passend und gründlich. „Auch ist der Verf. in der Einleitung mit Erfolg be-

müht, das Eigentümliche von Ciceros Auffassung der Beredsamkeit zu beleuchten und die Ansicht zu widerlegen, als habe dieser seine leitenden Gedanken aus, man weiß nicht, welcher Schrift des Philo geschöpft. Was den Text betrifft, so ist er der Teubnerschen Textausgabe von Friedrich gefolgt, doch mit großer Freiheit und auf andere hörend. Vor allem hat er sich hinsichtlich der Orthographie von Friedrichs Ausgabe unabhängig gehalten."

Rez.: Boficl VII 9, 200—201 v. A. C.

Von der verdienstvollen Ausgabe von

— 7. A. S. Wilkins, Ciceronis de oratore libri III, Cambridge, Clarendon Press,

ist Buch I in zweiter Auflage (1902) erschienen.

Rez.: Rev. de l'Instr. publ. en Belge 1902 p. 247—248, Lit. Centr. 1902 p. 1401 und neuestens eingehend von Th. Stangl W. f. klass. Phil. 1903 Nr. 4 Sp. 95—98.

Aus Anlaß der zweiten Bearbeitung seiner kleinen, aber trefflichen Ausgabe hat

8. Antonio Cima, Observationes criticae in Cic. libr. I de or. in der Riv. di Filol. 28, 1900 p. 456—464

veröffentlicht.*)

Beachtenswert ist alles, was Cima über Ciceros rhetorische Schriften sagt. Als besonders ansprechend möchte ich aus den Vorschlägen herausheben I 45 cum quaestor [ex Macedonia], venissem; Ellendts Deutung ist zu gekünstelt (auch Wilkins stimmt bei) | I 62 usi sumus, <si> tum | I 215 aliam quoque scientiam (billigt Wilkins) I 232 [qui honos apud Graecos maximus haberetur]. An anderen Stellen kann ich dem Kritiker nicht beipflichten, so in dem, was zu I 11 gegen Stangls Ergänzung <et oratorum> vorgebracht wird. In I 85 qui iam diceret <rhetorum> esse quandam prudentiam scheint mir der Zusatz unzulässig wegen des folgenden partis illius ipsius prudentiae; die Worte zeigen deutlich, daß Menedemus mit rationes constituendarum et regendarum rerum publicarum die (πολιτικὴ) ῥητορικὴ als selbständige Disziplin hinstellen wollte. I 111 ist mir die Konstruktion Quamquam moderabor ipse <me>, ne nicht verständlich; nahe läge Quamquam <mi> moderabor ipse, ne zu schreiben, wenn überhaupt zu ändern ist. Seine Observationes hat

*) Nicht zur Hand habe ich Boll. di fil. cl. VII p. 61—65, sull' interpretazione di alcuni passi di Cic. de or.; im gleichen Bande sprechen Brugnola und Sabbadini über impudentiae ludus p. 155—166 und 230—231.

9. A. Cima, M. Tullio Cicerone i tre libri de oratore, testo riveduto ed annotato, libro primo, seconda edizione interamente rifusa. Torino, Loescher, 1900. XXIII 167 S.

verwertet und zahlreiche neue bezüglich der Textesgestaltung beigefügt.

Von den Vorzügen der knappen und klaren Einleitung und des gediegenen Kommentars, die schon der ersten Ausgabe allseitige Anerkennung sicherten, spreche ich hier nicht. In der schwierigen Grundfrage der Autorität der mutili (M) und integri (L), die Stroebel Jahresb. Bd. 80 und 84 ins rechte Licht gesetzt hat, habe ich bei der Besprechung von Friedrichs Ausgabe der opusc. rhet. Bayer. Gymn.-Bl. 28, S. 621 (auf Grund einer nicht veröffentlichten Vergleichung von Hunderten von Varianten) die Ansicht geäußert, daß die integri an sehr vielen Stellen nicht zu ihrem Rechte kommen. Aus den Varianten, bei denen sich Cima für L entscheidet, seien folgende als gut herausgehoben: I 14 exercitationis ullam viam für vim | ib. discendi (nämlich dicere) für dicendi | 18 moderatione elaborent (für laborent), bei dem Zusammentreffen der zwei e (vgl. I 251, II 231) hat die Schreibweise von M gar keine Bedeutung; maßgebend sind Fälle wie gleich § 19 singulis elaborent, ebenso I 22, 33, 252, II 85. | § 26 in sermone, ebenso 47 in orat. irr., 175 in quibus — in om. M | 27 iocando | 90 blandiri suppliciter et subtiliter insinuare | 93 persuadere | 95 huic | 104 summo hominem ingenio nostrique cupidissimum | 107 in verbi controversia positam | 115 non optima | 158 eliciendum | 190 iam diu | 193 haec. Fraglich erscheint mir die Richtigkeit der Lesarten I 3 causae (für causa) | 20 nisi res sit | 31 cum paucis (über perpaucis s. u. Lochmüller) | 198 qui, cum ingenio sibi auctore dignitatem peperissent (Cimas Vermutung) | 219 hominum Graeciae (für hominum quoque von Cima in den Text gesetzt). Die Konstruktion quo plus . . . accedere, eo . . 254 halte auch ich für unmöglich.

Rez.: WklPh 1901, Nr. 17 p. 459—460 v. W. Hirschfelder. — ClR 1901 IV, p. 230—231 v. A. S. W. — RPh 1901 III, p. 279—280 v. H. Bornecque. — RF XXIX 4, p. 605—608 v. G. B. Marchesa-Rossi (eingehende Besprechung der Textesgestaltung). — Bofіcl VIII, p. 199 v. L. V(almaggi).

Auf Cimas gediegene Arbeit (1. Ausg.) stützt sich fast durchaus

*10. A. C. Firmani, M. Tullii Ciceronis de oratore libri tres. Liber I. Paravia e Comp., Torino etc. 1899. 8. 112 S.

Von der bescheidenen Schulausgabe (bibliot. scolastica di scrittori latini con note Nr. 875, 3) ist mir nachträglich das erste Bändchen,

Buch I enthaltend, zugegangen.*) Der Kommentar lehnt sich hauptsächlich an Cima und Sorof, der Text ebenfalls an Cima an, doch folgt der Verf. bisweilen Friedrich, Harnecker und Earle. Er ist in der Textbehandlung konservativ, für eine Schulausgabe zu konservativ. So erklärt er, daß I 158 atque dicendum keinen befriedigenden Sinn gebe, hält aber an der Überlieferung fest, § 190 verwirft er iam [diu] cogito den Zusatz. Ansprechend ist die Lesung I 31 perpaucis, 97 memet; unwahrscheinlich 34 possit für possitis, 42 convincentes; fraglich bene moderatae für bene moratae 85.

Rez.: Bofiel VII 1, p. 10—12 v. G. Curcio.

11. Lochmüller. Quaestiones grammaticae in Ciceronis libros oratorios compositae ab Johanne Lochmüller, Progr. Landshut 1901/02. 8. 38 S.

Lochmüller, ein Schüler E. v. Wölfflins, hat, durch Th. Stangls Rat unterstützt, 12 Stellen von de or. und eine Brutusstelle (Br. 31) neu geprüft und seine wohlerwogenen Gründe für oder gegen die von den neuesten Herausgebern, insbesondere von W. Friedrich, gewählten Lesarten in fließendem Latein sorgfältig dargelegt. Eine reiche Sammlung von Parallelen aus den rhetorischen Schriften und den Briefen zeigt aufs neue, wie sehr sich Herausgeber verirren können, wenn sie mit einem Teil der Überlieferung, wie Friedrich mit M (mutili), durch dick und dünn gehen (p. 31). I 31 wird vel cum perpaucis facere possit verteidigt und dazu eine fast erschöpfende Zusammenstellung der Adjektive und Adverbien gegeben, die durch per verstärkt werden. Die gleichartige Sammlung von Jules Lebreton in der Pariser Thesis (1901) Caesariana syntaxis quatenus a Ciceroniana differat p. 75/76 scheint Lochmüller nicht gekannt zu haben; das von Lebreton mit aufgenommene hominem perustum (ad fam. XIII 15, 2) hat Lochmüller mit Recht beiseite gelassen. Die ursprüngliche Funktion des per enthalten Stellen wie per mihi. per, inquam, gratum feceris (ad Att. I 20, 7); daß persaepe nicht gleichbedeutend ist mit saepissime, lehrt ad Quint. fratr. I, 15. I 97 wird per memet (für me) ipsum befürwortet und durch Parallelen gut begründet (Cima I² hat auch memet, Firmani verwirft dies). I 251 wird Stangls geistreiche Konjektur sedantes (für sedentes) ab acutissimo nachdrucksvoll empfohlen; I 261 consuescebat neque is (für id), auch Cima und Firmani lesen is; ein triftiger Grund von der Überlieferung is abzugehen, ist nicht vorhanden. Zu II 40 sammelt der Verf. die Belege für abs te und spricht sich für die Lesart der integri abs te aus (andere a te, ab te). Nach or. § 158, wo Cicero das Streben nach Euphonie in der

*) Das Ganze 376 p., lire 2,80.

lateinischen Sprachentwickelung darstellt — amovit dicimus et abegit et abstulit — hat abs te als das Regelmäßige zu gelten; darauf hätte der Verf. hinweisen sollen. Zu II 247 bietet er zahlreiche Beispiele für Stellungen wie meus frater, tuus necessarius. II 270 wird oratoriis dictionibus (für actionibus) empfohlen, aber unter den 26 Parallelen (sententiae dictio u. a. sind nicht Parallelen) zeigt keine die Verbindung oratoria dictio, wohl aber forensis dictio (I 108, Brut. 272). III 79 bringt Lochmüller weitere Belege für das angehängte que in Fällen wie despicīque (Stangls Lesung), untersucht aber nicht die rhythmische Bedeutung solcher Stellungen. III 105 eaque una laus oratoris est et propria maxime wird et verworfen, aber dem Sinn (einzig dastehender und eigenster Vorzug) widerspricht es nicht und durch die Figur der coniunctio (ad Herenn. IV 27, 38), die in dem Satze beabsichtigt scheint, wird es gefordert.*) Für die bekannte Art von Konstruktionen wie III 227 haec varietas et [hic] . . . cursus werden aus den rhetorischen Schriften und den Briefen zahlreiche Belege zusammengetragen.

Einzelne Vorschläge zur Textverbesserung von de or.:

G. Curcio vermutet III 110 hactenus <rhetores> loquantur, le op. ret. p. 218, schwerlich richtig.

12. S. Vasis (Βάσης) spricht sich 'Αθηνᾶ XIII 1901 p. 101 f. zu I 5 für die Lesart prudentissimorum (statt eruditissimorum) hominum aus und verweist auf sein Buch Codicis Ciceroniani a Lagomarsinio Nr. 32 designati.

Dieses sowie

— 13. V. Hahn, Über eine unbekannte Handschrift von Cicero de oratore (polnisch), in: Symbolae in honorem Cwilinski p. 13

war mir nicht zugänglich.

2. Partitiones oratoriae.

Von Curcio für unecht erklärt, s. o. S. 142.

Bezüglich der Reihenfolge vgl. Jahresb. CV. Bd. S. 235.

3. Brutus.

14. Remigio Sabbadini, Dubbi sul 'Brutus' di Cicerone, Riv. di filol. 29, 1901, p. 259—261.

Wir haben es hier mit einer Streitfrage zu tun, die in jüngster Zeit zwischen einigen italienischen Gelehrten ausgefochten wird: Sabbadini wollte in der Äneis Mängel der Komposition und des Gedankengangs gefunden haben, sein Schüler Curcio suchte solche „slegature e

*) Öfters verbindet Cicero proprius ac suus.

scuciture“ in Cic. de or. und anderen Schriften festzustellen; A. Cima weist in seiner genauen Rezension des Buches von Curcio die einzelnen Ausstellungen und das ganze Bestreben zurück. Daran anknüpfend äußert Sabbadini einige Zweifel bezüglich des Gedankenzusammenhanges und der Gedankenführung im Brutus (§§ 19—20, 39—41, 45—48, 61—65, 83—91, 182, 228—230 und zahlreiche andere Paragraphen).

Man wird den Zweifeln, die zum Teil von anderen schon früher ausgesprochen wurden, nicht jede Berechtigung aberkennen, z. B. die Behandlung des Hortensius betreffend, aber sie finden zum großen Teil ihre Erklärung in der Freiheit des Dialogs, in der Eigenart des Autors und der Materie, in der Quellenbenutzung. So ist § 39—41 der Gedanke, daß die Redekunst selbst in dem so viel älteren Athen verhältnismäßig jung sei, etwas breit ausgedrückt. An den Satz ante Solonis aetatem et Pisistrati de nullo ut diserto memoriae proditum est schloß sich vielleicht in der griechischen Quelle — auch bei Philodem blickt diese geschichtliche Skizze (Nestor — Ulixes — Lycurgus u. a.) durch — in anderer Fassung der Satz an Sed studium . . . in Pisistrato, aber Cicero wollte die chronologische Vergleichung hier einschieben, wohl auf Grund des liber annalis des Atticus.

— 15. Quicherat. Brutus, sive de claris oratoribus. Accedit libellus de optimo genere oratorum. Recensuit L. Quicherat. Paris 1900, Hachette et Cie. 108 S. 90 c.

— 16. Burnouf. Cic. Brutus, ou dialogue sur les orateurs illustres. Traduction française par J. L. Burnouf, avec le texte latin. 16. Paris 1902, lib. Hachette et Cie. 203 p. 2 fr.

Einzelne Stellen.

— 17. A. Gandiglio, a proposto d' una lezione e interpretazione congetturale in Cic. Brut. 17, 67. Boll. di fil. cl. 1900. Nr. 9, p. 205—207.

— 18. C. Pascal, In: La biblioteca delle scuole ital. IX 2: Per l' interpretazione di un passo del Brutus 17, 67.

— 19. Sakellaropulos, γραμματικὰ καὶ κριτικὰ in memoriam Luciani Mülleri (Cic. Brut.), Athen 1900, 10 p.

Für die Interpretation einiger Stellen des Brutus ist heranzuziehen

20. Johannes Zingler, De Cicerone historico quaestiones. Berl. Diss., 1900, Berolini, Mayer et Müller. 38 S.

Cicero ist nicht Historiker von Fach, wenn er auch — nach seiner Darstellung — vielfach zur Geschichtschreibung aufgefordert wird und ihn seine Darstellungsgabe dazu reizt (s. H. Henze, Quomodo C. de historica iudic., Diss. Jen. 1899 p. 2 sqq.); er stützt sich nach Zingler in seinen zahlreichen geschichtlichen Angaben meist auf bequeme Handbücher und Leitfäden, wie den liber annalis des Atticus und das Chronicon des Nepos. Wie oft er sich bei Freunden Rats erholen muß, lehren seine Briefe. Aber Ciceros Geschichtsauffassung und seine Belesenheit taxiere ich nicht so niedrig wie Zingler; daß die Geschichtschreibung ein rhetorisches Gepräge haben solle, ist nahezu einstimmige Forderung des Altertums. Aber eine Hauptstelle des Cicero de or. II 36 [historia testis temporum, lux veritatis, vita memoriae, magistra vitae, nuntia vetustatis, qua voce alia nisi oratoris (in der umfassendsten Bedeutung) immortalitati commendatur?] bekundet gutes Verständnis für ihre Aufgaben, vgl. or. 120; andere Stellen, die neben der delectatio die utilitas betonen, bietet Henze unter II. Quid Cicero de historia senserit p. 12—19 seiner sorgfältigen Dissertation.

Für die Kenntnis der geschichtlichen Quellen des Brutus gewinnen wir aus Zinglers Arbeit wenig; er kommt über Naumann, De fontibus et fide Bruti (Halis 1883), und Jules Martha, Ausgabe des Brutus, Paris 1892, besonders S. XVI ff. der Einleitung, nicht hinaus. Bei der Widerlegung, die Annahme H. Jordans (Valerius Antias) betreffend, war einfach auf Martha p. XIX zu verweisen. Eingehend behandelt Zingler in c. IV Quid de secessionibus plebis Cicero narraverit p. 26—34 die verschiedenen Darstellungen der Auswanderung; Ciceros Angabe Brut. §. 44 gehe auf eine gute alte Quelle zurück (p. 27), aber das Schlußurteil lautet doch so (p. 30): factum est, ut qua erat levitate Tullius in historia conscribenda narrationes inter se pugnantes confunderet.

*21. Eingehender behandelt Ciceros Stellung zur Geschichte und sein Urteil über die griechischen und römischen Historiker Heinrich Henze, Quomodo Cicero de historia eiusque auctoribus iudicaverit quaeritur. Diss. Jenens., Jenae 1899, 72 S.

4. Orator.

Über Curcios Hypothese bezüglich der Komposition s. o. S. 141.

Als tüchtige Schulausgabe bezeichnet A. Cima Boll. di fil. cl. VIII 5 p. 104—105 die Arbeit von

— 22. A. Pasdera, I libri dell' Oratore, Vol. I. Milano-Palermo 1902, Sandron. XI 149 p.

— 22a. Guglielmino. Cicerone, l' oratore, saggio di traduzione del prof. E. Guglielmino. Catania, Battisato, 1902.

23. Textkritisches zu Ciceros „Orator“. Von Siegfr. Reiter. Progr. Prag Staatsgymn. Prag-Weinberge 1902/03. Prag 1903. 18 S.

Auf den gehaltreichen Aufsatz soll im nächsten Bericht eingegangen werden.

Untersuchungen über den prosaischen Rhythmus zum Brutus und orator.

24. Julius Wolff, De clausulis Ciceronianis, Diss. inaug. Vratislav., Lipsiae. Typis B. G. Teubneri, MCMI.

Rez.: Berl. Ph. W. 1903, Nr. 7, 204—207 v. W. Kroll.

25. Henri Bornecque, Les lois métriques de la prose oratoire latine d'après le Brutus, Rev. de Philol. 1902, 3 p. 102—124.

26. J. May, Über den numerus bei Cicero, Neue Philol. Rundschau 1902, N. 10, S. 217—225.

Verschiedene Wege, welche französische und deutsche Forscher eingeschlagen haben, um den prosaischen Rhythmus bei Cicero in Theorie und Praxis zu erforschen, habe ich im letzten Jahresbericht Bd. CV, 1900 S. 227 ff. skizziert. Die dort betonte Anschauung, daß die Untersuchung sich auf die ganze compositio verborum zu erstrecken habe, nicht bloß auf die Klauseln (und Anfänge), darf als fast allgemein angenommen gelten; aber die einen wollen eigene einfache Gesetze finden und durchführen, unbekümmert um Ciceros Angaben, der von der Theorie nichts verstanden habe, andere glauben m. E. mit Recht an den Lehren der Alten auch in diesen Dingen eine Richtschnur zu haben.

Über die „Klauseln“ bei Cicero schreibt klar und frisch ein Schüler von Fr. Skutsch, Julius Wolff. Von der Diss., deren Plan für 7 Kapitel eingangs knapp mitgeteilt wird, liegen mir vor die vier ersten in einem Separatabdruck des 26. Suppl.-B. der Jahrb. f. Philol. 1901 S. 581—615. Dem Verf. gelten nach E. Müller und E. Norden als die 4 Grundformen der Klauseln —∪—∾, —∪— — ∾, —∪— —∪∾, —∪—∪∾; dazu kommen aber kleinere prosodische Variationen und Verlängerungen nach vorne, so daß wir die so gefürchtete hohe Zahl von etwa 25 Formen, die andere nach Cic. or. zusammenstellten, doch beinahe erreicht sehen. Zahlreiche Belege aus Brutus u. a. und erschöpfende Übersichtstabellen zu de inv., Rosc. Am. und or. veranschaulichen klar den Bestand der Schlußrhythmen und das gesteigerte Streben nach rhythmischen, besonders dikretischen Klauseln.

Die Cäsuren werden in c. III behandelt; c. IV untersucht die Frage: Quomodo Cicero clausulas formare studuerit. Wertvoll und interessant ist der Nachweis, welche Rhythmen durch die vorhandenen Wortformen der lateinischen Sprache begünstigt werden [nominamus — . . issimi etc.] und wie Cicero widerstrebende Wörter durch Stellung seinem rhythmischen Zweck dienstbar macht. Als Mängel der tüchtigen Arbeit, die übrigens auch anderwärts im Jahresbericht zu berücksichtigen ist, möchte ich folgende nennen: die Klausel wird zu sehr als feststehender Begriff behandelt (sowohl hinsichtlich des Umfangs als der Stellung in der compositio); zwischen kommatischer und periodischer Diktion (τὸ ἐμπερίοδον) ist zu scheiden und bei den Perioden wieder nach Größe und Bau (vgl. im Jahresb. Bd. CV 1900 S. 244 Besprechung von du Mesnil). So tritt z. B. in § 2 des Brutus debui (—υ—) nicht so stark hervor wie reliquerat wegen des schwächeren Einschnittes. Einen vollständigen Einblick in die mit der kunstmäßigen Komposition aufs engste verknüpfte Rhythmisierung [vgl. meine Besprechung von F. Blaß, Die Rhythmen der attischen Kunstprosa Berl. Philol. W. XXII, 1902, Nr. 44 S. 1350 f.] gewinnt man natürlich auch durch die übersichtlichste Darlegung der Klauselgesetze nicht. Ein Schluß wie — — — — (Doppelspond.) ist an sich nicht rhythmisch, nur als Gegensatz oder Abschluß von bewegten Rhythmen wird er rhythmisch empfunden. Man muß aber — wenigstens bei dem ἐμπερίοδον (orbis, versus) — die ganze Bewegung (cursus) fühlen und überblicken; also nicht bloß den An- und Auslauf, sondern auch den Verlauf. Dieser bestimmt die Proportion und den Charakter der beiden anderen.

In dieser Hinsicht erscheint mir auch mangelhaft die umsichtige und exakte Abhandlung von H. Bornecque, der die Arbeit von Wolff sachkundig und anerkennend bespricht, aber die eingeschlagene Methode mit Unrecht als déplorable bezeichnet (Rev. de Philol. 1902 p. 205 sq.). Wohl erkennt er gleich eingangs die Forderung an, wenn er schreibt: „Je me propose d'étudier ici toutes les lois métriques observées par Cicéron dans le Brutus. Je ne m'occuperai donc pas seulement de lois relatives au commencement et au milieu des phrases, comme je l'ai fait dans mon article sur le Panégyrique de Trajan (Rev. de Philol. 1900 p. 202—236); afin d'être complet, je considérerai aussi les fins de phrase, c'est-à-dire la partie que jusqu'ici l'on — et moi tout le premier — appelait à tort prose métrique. En effet, la phrase latine tout entière, comme en témoignent les rhéteurs et les grammairiens, est soumise à l'action des lois métriques; c'est même simplement pour la commodité des recherches que l'on sépare les mots ou groupes initiaux et finaux du reste de la phrase, auxquels ils se rattachent en réalité.“ Aber in der Arbeit werden doch nur die Anfänge und Ausgänge deutlich genug

dargestellt; das „milieu de la phrase" ist nicht so behandelt, daß der Leser von der ganzen rhythmischen Wortkomposition des Brutus eine rechte Vorstellung gewinnt.

Die Hauptabschnitte der Abhandlung sind: I. Le commencement des phrases. — Wie soll ich aber gleich phrases übersetzen? Was soll ich mir darunter vorstellen? „Sätze"? „Sätze" — Haupt- und Nebensätze — kennt Cicero nicht.*) Von den Anfängen der phrases werden die zwei- bis fünf- und mehrsilbigen Wörter und Lautkomplexe (nach verschiedenen Typen: ferant — ferantur — audiantur — audimini etc.) übersichtlich und genau vorgeführt.

II. Le milieu de la phrase: Cicero vermeidet natürlich innerhalb des „Satzgefüges" mehr als 4 Füße vom gleichen Rhythmus. III. La fin de la phrase: Bei den Schlußrhythmen, die nach den gleichen Gesichtspunkten wie die Anfangsrhythmen durchgesprochen werden, richtet sich das Augenmerk hauptsächlich auf die Brechung (infraction) des Rhythmus. Diese erfolgt regelmäßig vor dem letzten Fuß; von den 864 Schlußrhythmen haben wir 760mal den Fall der Rhythmenbrechung vor dem letzten, 98mal vor dem vorletzten, 8mal vor dem drittletzten Fuß (skandiert wird wie in der Poesie).

Das Ergebnis, daß Cicero im Brutus überall — im Anfang-, Mittel- und Schlußstück der „Sätze" — die Rhythmen verwendet, ist nicht überraschend, überraschend ist es vielleicht, zu erfahren, daß Cicero sich trotz der Gesetze viel freier bewegt als Plinius, der schon einer gewissen Schablone verfallen ist. „Chez Cicéron elles sont purement négatives: elles doivent empêcher toute ressemblance de la prose avec la poésie." Auch das stimmt ganz zur Theorie der Alten (Cic., Dionys. Hal. u. a.); mit Rücksicht darauf würde Bornecque seine Abhandlung überhaupt besser „Die Eurythmie in Ciceros Brutus" als „Les lois métriques" etc. betitelt haben. Das ἔμμετρον ist ein Fehler in der kunstmäßigen Prosa.

Dies ist neuerdings wieder betont worden von J. May in dem obengenannten Aufsatz (Nr. 26) p. 218: „Es ist manchmal ein Komma oder ein Kolon metrisch, ja korrespondierende Kommata und Kola können dies sein, aber nicht ganz, sondern nur teilweise. Cicero meidet dies, weil er es für fehlerhaft hält, getreu dem Aristotelischen Satz (or. 172): is igitur versum in oratione vetat esse, numerum iubet". May bietet dann einige hübsche Beispiele „rhythmisch-metrischer Responsion" aus der Rosciana; auffallend ist, daß Bornecque in seiner Abhandlung die Responsion gar nicht berücksichtigt; vgl. Jahresb. CV (1900) S. 232 über Owens 'libration' und Berl. Ph. W. 1902 S. 1350 f.

---

*) Deutlicher spricht sich Bornecque über die Satzeinschnitte aus: Rhein. Mus. 58 (1903) „Wie soll man die metrischen Klauseln studieren?" S. 379.

5. Topica

— 27. A. Romano, note minime sulle fonte dei Topica. Palermo, Baravecchia, 1901.

Über Curcio s. o. S. 142.

28. (Anhang.) Lebreton, Jules, Caesariana syntaxis quatenus a Ciceroniana differat. Paris, Hachette, 1901.

Die vielseitige Betrachtung und Vergleichung der beiden Hauptvertreter der klassischen Latinität ist natürlich auch für die rhetorischen Schriften von hoher Bedeutung: z. B. qua re homnines . . . in ea re p. 19 aus de inv. (später viel seltener) oder die Komposita (Adj. und Adv.) mit per S. 75 (s. o. S. 147 unter Lochmüller).

Alphabetisches Verzeichnis der Schriften

(*nachgetragen, — nicht erhalten).

Bericht über die Arbeiten zu den römischen Rednern (im weiteren Sinne, mit Ausschluss von Cicero, Cornificius, Seneca, Quintilian, Calpurnius Flaccus, Apuleius, Ausonius und der christlichen Schriftsteller) aus den Jahren 1897—1902

von

Professor Dr. Karl Burkhard
in Wien.

Der folgende Bericht schließt sich an die im 93. Bande (1897 II) S. 77—115 erschienenen Besprechungen an und reicht bis Ende 1902. Die Beschaffung gewisser Arbeiten wurde nur durch das freundliche Entgegenkommen ihrer Verfasser ermöglicht, wofür ich auch hier meinen besten Dank sage.

Mit * bezeichnete Schriften konnte der Berichterstatter nicht selbst einsehen.

A. Allgemeiner Teil.

Der Rhythmus der kunstvollen Prosarede ist Gegenstand folgender Schriften:

1. H. Bornecque, Quid de structura rhetorica praeceperint grammatici atque rhetores Latini. Parisiis apud Aem. Bouillon 1898, 8. XI und 88 p.

2. E. Norden, Über die Geschichte des rhythmischen Satzschlusses, B. II Anhang II S. 909—960 des Werkes 'Die antike Kunstprosa'.

3. H. Bornecque, Les lois métriques de la prose oratoire latine d'après le Panégyrique de Trajan. Rev. phil. XXIV (1900) 201—236.

Bornecque bietet in der erstgenannten Schrift für diejenigen, welche sich mit der clausula rhetorica eingehender beschäftigen

wollen, eine sorgfältige Sammlung der Vorschriften, die die römischen Grammatiker und Redner (im allgemeinen) über diesen rhythmischen Satzschluß gegeben haben. Im einleitenden Teile führt er die alten lateinischen Schriftsteller auf, die über die Klausel handeln, verzeichnet dann die von den Rednern und Grammatikern für den rhythmischen Satzschluß und einzelne Versfüße gebrauchten Ausdrücke (z. B. für jene: clausula, structura rhetorica, für diese: trochaeus, choreus) und gibt endlich eine alphabetische Übersicht der von ihm benutzten Schriften. Der erste Teil (S. 1—13) handelt vom Numerus. Nicht nur die Dichtung, auch die ungebundene Rede weist einen gewissen Numerus auf, den die Natur selbst geschaffen hat. Er verdankt sein Dasein nicht nur dem Wohlgefallen, sondern auch dem Nutzen und wohl auch der Notwendigkeit. Zwischen den Worten gibt es kurze, aber wichtige Ruhepunkte. Sie treten besonders am Schlusse der Perioden zutage und geben so Anlaß zur Entstehung der Klauseln. Ihnen muß sich Form und Kasus der Wörter und die Wortstellung anpassen. Es gibt zwar nur eine Art Numerus, den poetischen, der sich auch in der Prosa findet, aber hier erscheint er etwas verändert, wie B. an der Hand der alten Gewährsmänner ausführt. Wie diese in ihren Ansichten von der Entstehung und dem Wesen des Numerus übereinstimmen, so weichen sie auch in der Frage, in welchem Teile der Rede er anzuwenden sei (Abschn. 3), nur wenig voneinander ab. Im zweiten Teil (S. 14—55) behandelt B. die Klauseln. Er findet (Abschn. 1), daß sich über die zu befolgenden Gesetze nichts Sicheres aus den Grammatikern und Rhetoren gewinnen lasse, weil sie entweder untereinander nicht ganz einig sind oder keine Vorschriften geben, oder wenn irgendwo Vorschriften mangeln, meistens zu wenig Beispiele bieten. Im 2. Abschnitte bespricht der Verf. einzelne Klauseln nach der Silbenzahl des letzten Wortes (ein- bis sechssilbige) und kommt zu folgendem Ergebnis. Die meisten Grammatiker und Rhetoren stimmen in der Anwendung gewisser Versfüße überein, nämlich des Amphibrachys und Bakchius, Daktylus und Kretikus, Molossus und Antibakchius, des 3. Päon und Ionicus a minore, Antispast und 1. Epitrit, Ditrochäus und 2. Epitrit. Die übrigen Füße wurden entweder selten verwendet, so daß die Grammatiker nur wenige Beispiele für die Aufstellung von Vorschriften zur Verfügung hatten; oder es herrschte im Gebrauche bei einzelnen Schriftstellern den verschiedenen Zeiten und Geschmacksrichtungen entsprechend keine Einigkeit wie beim Jambus. Der 3. Abschnitt handelt von der Einteilung und Benennung der Klauseln. Der dritte Teil ist 'De fontibus grammaticorum ac rhetorum' betitelt. Da die Grammatiker und Rhetoren wenigstens zum Teile auf ältere Quellen zurückgehen, untersucht B., aus welchen Quellen sie geschöpft

haben, um womöglich die Glaubwürdigkeit der einzelnen Gewährsmänner bestimmen und in Fragen, in denen sie uneinig sind, leichter eine Entscheidung treffen zu können. Behandelt sind Cicero, Caesius Bassus, Quintilian, Juba, Probus und Sacerdos, Diomedes, Rufinus, Martianus Capella. Die Untersuchung führt zu keinen sicheren Anhaltspunkten für die Bestimmung der Glaubwürdigkeit. Im vierten Teil (S. 73—83) berichtet B. über die geschichtliche Entwickelung des rhythmischen Satzschlusses nach den Zeugnissen der lateinischen Grammatiker und Rhetoren.

In der Conclusio (S. 84 f.) faßt der Verf. die Ergebnisse seiner Untersuchungen etwa folgendermaßen zusammen: Die Grammatiker und Rhetoren stimmen miteinander überein, in welchem Teile der Rede die Klausel zu verwenden ist, sie sind auch einer Meinung in bezug auf gewisse Klauseln, doch so, daß das, was sie sagen, nicht deutlich erklärt wird oder daß oft die Beispiele mit den Vorschriften nicht stimmen. Meistens aber geben sie über wissenswerte Dinge keine Vorschriften oder wenn sie solche geben, darf man ihnen nicht immer Glauben beimessen. Wenn man daher einen tieferen Einblick in den Satzschluß bei den Schriftstellern gewinnen will, muß man vor allem die Klauseln bei allen Schriftstellern untersuchen und dann die von diesen gebrauchten Klauseln mit den von den Grammatikern und Rhetoren derselben Zeit lobend erwähnten vergleichen.

Dieser Teil führt uns auf Nordens Abhandlung, aus der wir die wichtigsten Punkte meist wörtlich herausheben. In den Allgemeinen Vorbemerkungen stellt N. S. 910 folgende 'Postulate' auf, die man nicht außer acht lassen dürfe: 1. Das gesamte Altertum hat den Rhythmus der kunstvollen Prosarede vor allem in den Schlüssen der Kola gefunden, wo er durch die Pausen naturgemäß am deutlichsten hervortrat. Auf sie werden also auch wir unser Hauptaugenmerk zu richten haben. 2. Für die Erkenntnis von Einzelheiten haben die Analysen der späteren Rhetoren keinen Wert, da in ihnen die falschen metrischen Theorien des Altertums auf die Rhetorik übertragen werden. 3. Wir müssen die verschiedenen Zeiten auseinander zu halten suchen: denn der Rhythmus des Demosthenes ist majestätisch und an keine bestimmten Gesetze gebunden; dagegen ist der Rhythmus der späteren Schönredner zierlich und eintönig; hier ist alles geregelt, hier lassen sich also bestimmte Gesetze aufstellen. 4. Das Einfachste ist, wie überall, auch hier das Wahrste.

Nach einer Untersuchung des rhythmischen Baues Demosthenischer Perioden (911—917) und solcher der späteren griechischen Prosa (917—923) kommt N. zu folgenden, auch für die lateinische Kunstprosa wichtigen Ergebnissen. 1. Die Größe des Demosthenes in betreff

des rhythmischen Baus seiner Perioden beruht darauf, daß er keine bestimmte Theorie befolgt, wie sie ihm von den Neueren angedichtet wird, sondern daß er in wundervoller Mannigfaltigkeit den Rhythmus, speziell den des Satzschlusses, jedesmal ein energisches Abbild des Gedankens sein läßt. 2. Jedoch heben sich bei ihm aus der unerschöpflichen Fülle der satzschließenden Rhythmen folgende als besonders bevorzugt heraus:

1. –́ ⏓ –̀ –́ ⏓
2. –́ ⏓ –̀ –́ ⏓ ⏕̀
3. –́ ⏑⏑ –̀ –́ ⏓
4. –́ ⏑⏑ –̀ –́ ⏑ ⏕̀
5. –́ ⏓ – ⏓

3. Von diesen treten 3 und 4 später ganz zurück, da man die große ἐνέργεια der Daktylen (Choriamben) nicht mehr zum Ausdruck bringen konnte oder wollte. Dagegen drängen sich die Formen 1, 2, 5 mehr und mehr hervor, und zwar noch mit der Modifikation, daß einzelne Längen dieser Klauseln aufgelöst werden können, was Demosthenes in seiner prinzipiellen — aus seiner δεινότης sich ergebenden — Abneigung gegen Häufung von Kürzen mied. Die am meisten charakteristischen Formen des rhythmischen Satzschlusses der nachdemosthenischen griechischen Kunstprosa sind also:

1a. –́ ⏓ –̀ –́ ⏓	2a. –́ ⏓ –̀ –́ ⏓ ⏕̀
b. ⏑́⏑ ⏑ –̀ –́ ⏓	b. ⏑́ ⏑ –̀ –́ ⏑ ⏕̀
c. –́ ⏑⏑ –́ ⏓	c. –́ ⏑ ⏑̀ –́ ⏓ ⏕̀
d. –́ ⏓ –̀ ⏑́ ⏓	d. –́ ⏑ –̀ ⏑́⏑ ⏑ ⏕̀

3a. –́ ⏓ –́ ⏑
b. ⏑́⏑ ⏑ –́ ⏓

4. Diese Klauseln sind in der griechischen Kunstprosa zwar ganz besonders bevorzugt worden, aber nie zur ausschließlichen Herrschaft gelangt. Daß diese rhythmischen Satzschlüsse in die lateinische Kunstprosa von dem Augenblicke an aufgenommen wurden, wo diese in den Bereich des Hellenismus trat, daß sie in ihr bald zur ausschließlichen Herrschaft gelangten und (mit einer Unterbrechung zu Beginn des Mittelalters) bis zum Ausgang des Mittelalters unbedingte Geltung erhielten, wird in den Abschnitten 1. die Theori und 2. die Praxis nach-

gewiesen. Im ersten gibt N. die Zeugnisse. Berücksichtigt sind Cicero, Quintilian, Gellius, Terentianus Maurus, Victorinus, C. Julius Victor und Martianus Capella. Im zweiten werden die Klauseln 1. vor Cicero, 2. bei Cicero, 3. bei seinen Zeitgenossen, 4. bei den Schriftstellern der Kaiserzeit, 5. im Mittelalter behandelt. Wir besprechen die Klauseln der für uns in Betracht kommenden Redner unter den betreffenden Namen. Die beiden Schlußteile der gründlichen Abhandlung handeln von den Folgerungen für unsere Texte und der Terminologie des rhythmischen Satzschlusses (1. structura. dictamen, 2. clausula. cursus).

Diese Forschungen ergänzt die dritte Abhandlung, indem sie den Anfang und die Mitte des rhythmischen Satzes in der Rede zum Gegenstande einer sorgfältigen Untersuchung macht. Bornecque beginnt mit dem Hinweis auf das Ergebnis neuerer Arbeiten, daß es im Lateinischen eine Prosa gebe, in der das Ende des Satzes metrischen Gesetzen unterworfen sei, die um so strenger seien, je weiter man sich von Cicero entferne, der dieses Mittel, den Ohren der Zuhörer oder Leser zu schmeicheln, der asiatischen Beredsamkeit entlehnt zu haben scheine. In dieser Prosa bestimme die metrische Form des letzten Wortes des Satzes die metrische Form der vorhergehenden Worte in dem Sinne, daß die drei letzten Füße des Satzes nicht demselben Rhythmus angehören dürften, und anderseits, daß der Wechsel desselben Rhythmus möglichst nahe dem Satzende zum Vorschein kommen müsse. So erklärten sich, um aus den unzähligen Beispielen die häufigsten hervorzuheben, die Satzschlüsse: oras | ferant; iret | audi; scripserint | audi; oras ferantur; scrip|serint scripse rint; esse vide|atur. Die Frage liegt nahe, ob gleichartige Gesetze auch den Anfang und die Mitte des Satzes beherrschen. Nach dem übereinstimmenden Zeugnisse der lateinischen Grammatiker und Rhetoren (Cicero, Quintilian, Diomedes, Julius Victor), deren Worte der Verf. anführt, darf der Rhythmus, wenn er sich auch vornehmlich am Ende des Satzes findet, in keinem andern Teil des Satzes fehlen. Über das Wesen dieses Rhythmus äußern sich, wie nun B. zeigt, alle genannten Gewährsmänner weniger bestimmt als über die auf das Satzende bezüglichen Gesetze, wiewohl auch diese bei ihnen unbestimmt genug sind. B. ermittelt aus ihren oft verworrenen Vorschriften folgende Gesetze:

A) Für den Anfang der Sätze: 1. Man muß vorzugsweise mit einer Länge beginnen oder in deren Ermangelung mit zwei Kürzen, die einer Länge entsprechen. 2. Man muß vermeiden, daß der Anfang des Satzes dem Anfang eines gebräuchlichen Verses ähnlich sei. 3. Man muß vorzugsweise im Anfang des Satzes den Spondeus, Daktylus, Kretikus oder den 1. Päon berücksichtigen. B) Für die Mitte der Sätze. 1. Man muß eine Aufeinanderfolge von Füßen meiden, die einem

Verse ähnlich sind. 2. Die verschiedenen Füße müssen in einem bestimmten Maße gemischt sein, d. h. wahrscheinlich in dem Maße, welches in dem Satze die Ähnlichkeit mit einem Verse vermeidet. 3. Man kann überall den 1. Päon und den Dochmius unter der Bedingung finden, daß dieser nicht mehr als zweimal in der Reihe wiederholt ist.

Diese Gesetze sucht nun der Verf. am Panegyrikus des Plinius zu verdeutlichen und zu prüfen (siehe unter 19). Er kommt zu einem ähnlichen Ergebnis wie in seiner lateinischen Abhandlung. (Siehe unter 1.) Während er dort ermittelte, daß die Grammatiker zwar in den allgemeinen Theorien einig sind, daß man aber im einzelnen bei ihnen alles mögliche finden könne, findet er hier, daß sie in den allgemeinen Theorien auch einig sind, daß aber die besonderen Vorschriften es an Schärfe fehlen lassen oder daß es nicht die sind, welche die Schriftsteller befolgt haben. — Bs. Auffassung bekämpft K. Hofacker in seiner Dissertation De clausulis C. Caecili Plini Secundi (Bonn 1903), über die wir bei nächster Gelegenheit berichten werden.

B. Besonderer Teil.

I. Die Zeit des Freistaates und des Augustus.

Die Arbeiten dieses Zeitraumes bewegen sich fast ausschließlich auf literarhistorischem oder stilistischem Gebiete. Für dieses kommt hauptsächlich Nordens grundlegendes Werk in Betracht, das auch für die Kaiserzeit reichen Stoff bietet.

Vorciceronianische Redner.

4. Norden kennzeichnet S. 170—174 den Stil der Redner: a) P. Cornelius Scipio Aemilianus Africanus minor (kunstvolle Periodisierung, Wortspiel, ἠθοποιία τοῦ κιναίδου, Klimax), b) M. Aemilius Lepidus Porcina (zum erstenmal ein artifex stilus), c) C. Papirius Carbo (nach Cic. Brut. 105), d) C. Gracchus (Pathos, scharfe Gegenüberstellung der Begriffe und der energischen Klausel mit den zwei Kretikern, ἰσοκωλία, Klimax in der Form des τρίκωλον und gehoben durch das sehr starke ὁμοιοτέλευτον (vgl. auch S. 178), e) C. Fannius (rhythmisches Element stark hervortretend, Kretischer Rhythmus und Ditrochaeus), f) Q. Lutatius Catulus (als Redner vor allem wegen seiner gewählten, auf sorgfältigen lautphysiologischen Erwägungen beruhenden Aussprache der Buchstaben gerühmt; vgl. R. Büttner, Porcius Licinus u. d. lit. Kreis d. Q. Lut. Catulus, Leipz. 1893, p. 160 ff.), g) Q. Caecilius Metellus Numidicus (stark beeinflußt durch die griechische Rhetorik in Verwendung des Rhythmus und der Wortfiguren), h) C. Papirius Carbo ('asianische' Periode) i) u. k) M. Antonius und L. Licinius Crassus („jener legte kein großes Gewicht

auf die Schönheit der Worte, ohne darum nachlässig zu sein; Crassus dagegen war nach allem, was wir aus Cicero wissen, ein Anhänger der 'asianischen' Rhetorik. Er liebte es, nicht in langen Perioden, sondern kurzen Satzgliedern zu sprechen.")

Caelius.

5. G. Landgraf tritt Arch. X 225 f. für die ep. fam. VIII 5, 1 im Mediceus überlieferte adjektivische Form *nugas* der Umgangs- und Volkssprache (= *nugax* nichtsnutzig) ein: qui tam nugas esset.

C. Licinius Calvus.

6. *Calvus, édition complète des fragments et des témoignages étude biographique et littéraire par F. Plessis, avec un essai sur la polemique de Cicéron et des Attiques par J. Poirot, Paris 1896, Klincksieck. III, 107 S. 8. fr. 3.

Über diese dem Berichterstatter nicht bekannt gewordene Ausgabe bemerkt O. Roßbach, BphW XVII (1897) S. 811—812: „Der Verf. gibt in diesem hübsch ausgestatteten Bändchen eine Zusammenstellung und Besprechung der wenigen uns überkommenen Bruchstücke des C. Licinius Calvus. Die dichterischen hatte er bereits 1885 in den Annales de la faculté des lettres de Caen unter dem Titel Etude biographique et littéraire herausgegeben [Vgl. auch JB 1895 II S. 231]. Jetzt hat er diese Abhandlung umgearbeitet und erweitert und von J. Poirot, einem Zöglinge der École Normale Supérieure, die prosaischen Fragmente des Calvus sammeln und einen Essai sur la polémique de Cicéron et des Attiques hinzufügen lassen. Die wenig über zwanzig zählenden Verse und Bruchstücke von Versen des Calvus werden sorgfältig erklärt, sogar die Versarten angegeben . . . aber Neues kaum beigebracht . . . Anzuerkennen ist, daß Pl. in der Kritik sonst größere Vorsicht übt als Bährens. Wenige Vorarbeiten konnte Poirot für die Sammlung der prosaischen Bruchstücke benützen . . . Sie sind noch weniger zahlreich als die poetischen Fragmente und gewähren, da sie wegen seltener Formen und Redewendungen zitiert sind, keinen deutlichen Einblick in die Eigenart des Redners. Sie und die folgenden Témoignages scheinen sorgfältig gesammelt zu sein . . . Auf einer so unsicheren Grundlage ist es schwer, ein solides Gebäude aufzuführen. Vieles wird daher in der Charakteristik und Lebensbeschreibung des Calvus immer hypothetisch bleiben. Aber was wir von ihm wissen und vermuten können, hat Pl. klar, geschmackvoll und mit genügender Kenntnis der deutschen philologischen Literatur ausgeführt . . . Schwächer sind Poirots Ausführungen . . ." Über diese urteilt Büttner in seiner Anzeige NphR 1897 S. 325—327: „Die ausführliche Darstellung des Streites

der Attiker unter den römischen Rednern mit Cicero von J. Poirot (S. 68 — 102) dürfte in Einzelheiten Widerspruch erfahren, das Wesen der Schule selbst aber ist im allgemeinen gewiß richtig erfaßt und dargelegt."

7. Nach E. Norden S. 263 stilisierte dieser Redner wohl ebenso wie Brutus und die übrigen Atticisten seine Reden unrhythmisch (vgl. Pollio). Die folgende Abhandlung

8. *C. Curcio, De Ciceronis et Calvi reliquorumque Atticorum arte dicendi quaestiones (Acide prope Catinam 1899 VI und 88 p.), die dem Berichterstatter leider nicht zugänglich war, wurde von A. Cima Bofic1 VI p. 178—181 und von E. T(eza?) Rcr 1899 p. 483 besprochen.

Marcus Brutus.

9. Otto Seeck, Das Geburtsjahr des Marcus Brutus. Rh. Mus. NF. LVI S. 631—634.

Über das Lebensalter des Brutus, sagt Seeck, besitzen wir zwei bestimmte Angaben, die aber zueinander im Widerspruche stehen. In der Schrift, die Cicero mit seinem Namen überschrieben hat, sagt er zu ihm 94, 324 annis ante decem causas agere coepit, quam tu es natus. Hortensius, auf den sich der erste Teil des Satzes bezieht, ist nach einer anderen Stelle (64, 229) desselben Buches im Jahre 95 v. Chr. zuerst als Redner aufgetreten, wonach Brutus um 85 geboren sein müßte. Dagegen schreibt Velleius (II 72, 1): hunc exitum M. Bruti partium septimum et tricesimum annum agentis fortuna esse voluit. Die Katastrophe bei Philippi trat ganz am Ende des Jahres 42, jedenfalls nicht vor der zweiten Hälfte des November, vielleicht erst im Dezember ein (Belege gibt Seeck in der ersten Anmerkung). Mithin fiele hiernach die Geburt des Brutus in das Jahr 78 oder frühestens in die letzten Tage 79. Livius (epit. 124) bestimmt sein Alter nur durch die runde Zahl 'ungefähr 40 Jahre', die sich mit beiden Angaben gleich gut vereinigen läßt. Um den Widerspruch mit Velleius zu lösen, 'der für diese Frage ebenfalls eine Quelle ersten Ranges ist, da man zur Zeit des Augustus über die Personalien des berühmtesten unter den Cäsarmördern ohne Zweifel noch sehr genau unterrichtet war', nimmt Seeck eine Verderbnis der Cicerohandschriften an und empfiehlt, hinter 'decem' ein 'septem' einzuschieben. Velleius Paterculus' Angabe wird auch durch die übereinstimmenden Zeugnisse Plutarchs (Brutus 3) und Appians (b. c. II 112) unterstützt. Wollen wir nicht annehmen, schließt S., daß eine gemeinsame Quelle des Plutarch und Appian systematisch nach den Gesichtspunkten gefälscht war, den Brutus jünger zu machen, als er tatsächlich war, was doch sehr geringe Wahrscheinlichkeit hat, so behält Cicero oder vielmehr seine handschriftliche Überlieferung in diesem Falle unrecht.

10. Zum Stile des Redners bemerkt Norden 219, 1, 262, 939, daß er wie alle Atticisten absichtlich die rhythmische Komposition der Rede vermied (Quint. IX 4, 76 u. Tac. dial. 21) und daß ihm die Form ⏒́ ⏑ ⏒̀ ⏒́ ⏑̄ unsympathisch war; von der als asianisch geltenden Form ⏒́ ⏑ — ⏑̄ dürfe man es erst recht vermuten.

Einem andern Berichterstatter zugehörig ist die Untersuchung von

11. *J. Valeton, M. Brutus und sein Briefwechsel. Versl. en mededeel. d. Kgl. Akad. van wetenschappen IV 1 1, p. 8—76.

Asinius Pollio.

12. Zum Stile bemerkt Norden 262 mit Hinweis auf Quint. IX 4, 76, daß Pollio geflissentlich salopp und unrhythmisch schrieb, indem er sich nicht scheute, die Worte absichtlich zu verstellen, nur der Zerstörung des Rhythmus zuliebe.

M. Valerius Messalla Corvinus.

13. a) Friedrich Marx, Das Todesjahr des Redners Messalla. WSt XIX (1897) 150—155.

An der übereinstimmenden Überlieferung Suetons und Frontins, daß Messalla im Jahre 13 n. Chr. gestorben sei, festhaltend, übersetzt und erklärt Marx die Stelle Ovids ex Ponto I 7 27—30, in welcher die Gelehrten seit Nipperdey einen Widerspruch gegenüber Suetons und Frontins Angabe erblickt haben. (Vgl. JB LXXXIV [1895] II S. 173.) Er findet, daß diese Angabe mit den Worten Ovids nicht streitet, sondern uns dieselbe erst verständlich macht, beziehungsweise deren einzig mögliche Erklärung bestätigt: Messalla hat die Verbannung Ovids noch erlebt und seinen Freund nicht verleugnet. Als der Redner starb, verfaßte der Dichter in Tomi eine (heute verlorene) Nenia auf ihn, die nicht zu seinem Leichenbegängnis gesungen wurde, sondern ein beschriebenes Blatt Papier geblieben ist. Diesen Versuch hält Schanz II 1, §. 215 S. 19 für ebenso verfehlt wie den Gruppes und entscheidet sich für die 'bestrickende' von uns JB a. a. O. besprochene Vermutung Schulz'.

b) Über die Landgrafsche Vermutung, nach der Asinius Pollio als Redakteur und Herausgeber des Cäsar-Hirtianischen Nachlasses und als Verfasser des bellum Africanum anzusehen ist (vgl. JB a. a. O. 167), handelt Schanz I^2 § 122 S. 213 in ablehnendem Sinne. Die Hypothese sei tot und könne nicht mehr ins Leben zurückgerufen werden.

II. Die Kaiserzeit.

Die meisten Schriften befassen sich mit der Sprache der Redner und der Verbesserung ihrer Texte. Eine umfassendere Darstellung des

Sprachgebrauches erhalten zum erstenmal die gallischen Lobredner, während die übrigen Redner besonders nach der rhetorisch-stilistischen Seite hin berücksichtigt erscheinen. Auch die häufige Wiederkehr gleicher oder ähnlicher Redewendungen und Gedanken, die teils auf den Einfluß der Rhetorenschulen, teils auf unmittelbare Nachahmung zurückzuführen sind, wird in mehreren Untersuchungen nachgewiesen. In textkritischer Hinsicht wurde am meisten Fronto gefördert.

14. Casimirus Morawski, Observationum de rhetoribus Latinis auctarium. Eos V (1899) 1—6 (auch S.-A.), von demselben

15. Rhetorum Romanorum ampullae. Diss. phil. class. acad. litt. Cracov. (Wydział filolog). XXXII (1901) 333—352 und

16. Parallelismoi sive de locutionum aliquot usu et fatis apud auctores Graecos nec non Latinos. Ebenda XXXIV (1902) 236—256 (auch S.-A.).

Diese Schriften können als Fortsetzung, bezw. Ergänzung der vom Berichterstatter (JB 1897 II. 86 ff.) besprochenen Untersuchungen des Verf. angesehen werden. In der ersten stellt M. zunächst die Einwirkung der Rhetorenschulen auf Livius an Stellen des 40. 42. und 45. Buches fest, beleuchtet dann durch Beispiele die Übertreibungen, die sich die rhetorisch geschulten Geschichtschreiber in der Schilderung von Siegen oder Niederlagen zuschulden kommen ließen, Übertreibungen, von denen auch Livius und Cicero, trotzdem sie die unwahren Berichte der Geschichtschreiber brandmarken, nicht frei zu sprechen seien. Im folgenden Absatz wird gezeigt, wie die Schriftsteller bei der Verherrlichung von Siegen überreichlich rhetorische Figuren, ungewöhnliche Redensarten und überraschende Sentenzen verwandten. Bei dieser Gelegenheit wird eine Redewendung Ciceros auf den Redner Lykurg zurückgeführt, von dem sie auch andere übernommen haben. Zum Schlusse verfolgt der Verf. eine von diesen Redewendungen, die bestimmt waren, den Kriegsruhm zu vergrößern, bei Cicero, Livius, Velleius, Florus und Curtius Rufus.

Die zweite Schrift handelt in zehn Abschnitten von dem Einfluß der Rhetorenschulen auf die Schriftsteller der römischen Kaiserzeit. Obwohl der ältere Seneka die scholastischen Tändeleien verurteilte und bekämpfte, finden sich solche, wie M. zeigt, schon bei seinem Sohne (Abschn. I). Dieser zeigt sich schon in den Gesprächen, Trägödien, und Briefen als beredter Verteidiger des Selbstmordes, den er an sich vollzog. Denselben Gedanken vertrat auch der ältere (und wie wir gleich hinzufügen wollen, der jüngere) Plinius (II). Die beliebte Redewendung 'nocentem facere' (Sen. contr. II 1, 4) wird bei Seneka, dem älteren Plinius, Statius, Juvenal und Tacitus nachgewiesen (III).

Ähnliche Gedanken wie 'magnum pietatis argumentum filio carus pater etiam post supplicium' (Sen. contr. VII, 1, 7) führt M. im IV. Abschnitt aus Valerius Maximus an, der überhaupt vieles mit den Rednern gemein hat, dann aus dem Philosophen Seneka, Tacitus und dem jüngeren Plinius (pan. 88 und 11). Im V. Abschnitte zeigt M., daß der Panegyrikus des Plinius zahlreiche Anklänge an das 1. Buch der Historien des Tacitus oder Nachbildungen desselben enthalte (Plin. pan. 7 und 10 und Tac. hist. I 15—16). Die Adoption Nerva-Trajan erinnert nämlich unwillkürlich an Galba-Piso (Wölfflin im Arch. XII 350). Selbst der von Cestius Pius (Sen. contr. I 2, 8) bei der Schilderung der Sitten der Seeräuber gewagte Ausspruch: 'quibus inter tot tanta maiora scelera virginem stuprare innocentia est' fand Nachahmung bei Junius Gallio (Sen. contr. VII 1, 12), wie M. im VI. Abschnitt erwähnt. Diese Proben mögen genügen.

Ergänzungen zu dieser Abhandlung bietet der gelehrte Verf. in seinen Parallelismoi Abschn. V, S. 17 (250) ff. Für Plinius den Jüngeren und den VI. Panegyrikus vgl. man bes. S. 20 (253).

C. Plinius Caecilius Secundus.

Den Bericht über Plinius eröffnen wir mit einem Nachtrage:

17. Casimirus Morawski, De sermone scriptorum Latinorum aetatis quae dicitur argentea observationes. Eos II (1895) 1—12 (S.-A.)

Der Verf. führt S. 5 f. unter den Gemeinplätzen, an denen die Römer ein besonderes Wohlgefallen fanden, 'genus est rogandi rogare non posse' aus Sen. Contr. X 4, 6 an, eine Redeweise, die in ähnlicher Form besonders häufig bei Seneka dem Sohne wiederkehrt. Auch Plinius zeigt sie im Panegyrikus 70 (67, 4 Bähr.). S. 6 Anm. 1 wird auch auf die Ähnlichkeit des Stiles im Panegyrikus mit dem taciteischen (den Dialogus und die Germania abgerechnet) hinsichtlich des Gebrauches der Asyndeta bei drei Gliedern (Subst., Adj. oder Verben) hingewiesen,[1]) S. 10 f. wird der Stil der Lobrede, der ein hervorragendes Denkmal der tändelnden Schulrhetorik bilde, kurz gekennzeichnet und besonders die bei dem Redner beliebte Steigerung an mehreren Beispielen gezeigt und endlich werden einige auffallende Ähnlichkeiten in der Behandlung des Stoffes und in der Ausdrucksweise zwischen dem jüngeren Seneka und unserem Plinius aufgedeckt, die auf eine Nachahmung des letzteren schließen lassen: vgl. auch Parallelismoi S. 13 (246). Daß Plinius gelegentlich Cicero stark nachahmte,

---

[1]) Über die Nachahmung des 1. Buches der Historien vgl. die Beobachtungen desselben Verf. oben unter 15, Abschn. V.

ist besonders seit der gründlichen Untersuchung Guido Susters über das Verhältnis des Panegyrikus zur Rede für Marcellus (vgl. JB 1895 II 180 f.), von einzelnen Stellen wie Cic. Phil. II 31, 77: Plin. Pan. 74 (WSt IX 171) zu schweigen, zur Genüge bekannt. Ich erinnere nur deshalb daran, um einem etwaigen falschen Schlusse aus den Worten Nordens I S. 319 Anm. 1 'M. Hertz, Renaissance und Rococo in der röm. Lit. (Berlin 1865) 11 irrt, wenn er, auf solche Äußerungen [wie Ep. IV 8, 4 f, I 5, 12 f.] bauend, den Plinius zu einem Ciceronianer macht: es sind das Phrasen, denen weder die Praxis der Briefe noch des Panegyrikus entspricht', vorzubeugen.

Eine gediegene Charakteristik des plinianischen Stils gibt

18. Norden, S. 318 ff (vgl. auch S. 280—282 und 299). Er sagt in der Hauptsache über den Redner folgendes: Der Grundzug seines Wesens, die Eitelkeit, zeigt sich auch in seinem Stil. Alles ist geleckt und gedrechselt. Aus seinen einander widersprechenden Urteilen über die Schreibart heben sich drei Punkte scharf heraus: Erstens liebte er das Volle, ja bis zum Übermaß Volle, zweitens die zierlich geputzte Diktion: an Isaeus bewunderte er verba quaesita et exculta; drittens hat er Vergnügen an scharf zugespitzten Sentenzen, besonders wenn diese bis an die Grenze des Erlaubten herangingen und gewissermaßen am Abgrund schwebten (vgl. bes. Ep. IX 26). Seiner Theorie entspricht die Praxis, die wir außer an einigen Briefen besonders an dem Panegyrikus beobachten, diesem hervorragendsten Denkmal epideiktischer Beredsamkeit aus der Kaiserzeit, welches in der Folge eine solche Bedeutung erlangen sollte. Gibt uns Seneka in seinen rhetorischen Büchern wesentlich die Theorie der neuen Beredsamkeit, so Plinius in seiner Rede ihre praktische Anwendung. Das hier Gebotene ist allerdings für die Nerven moderner Menschen zu viel; eine Antithese jagt die andere und man möchte ihm mit seinen eigenen Worten zurufen: fere in nullo, o bone, enuntiato non peccas.

Wie Seneka der Sohn hat auch Plinius d. J. den rhythmischen Satzschluß sehr sorgfältig beobachtet. (Norden S. 942, wo der Anfang des Panegyrikus als Probe gegeben wird.) Dieses Urteil bestätigt

19. (= 3) H. Bornecque (S. 205) mit den Worten 'chez lui (Pline le jeune), les règles de la prose métrique sont appliquées avec une régularité presque monotone'. Dieser Umstand war für den Gelehrten auch einer der Hauptgründe, warum er zur Beleuchtung der oben (S. 159 f.) für den Anfang und die Mitte der rhythmischen Sätze aufgestellten Gesetze den Panegyrikus des Plinius wählte. Der Untersuchung wurde der Text von Bährens zugrunde gelegt, daneben auch Keils Ausgabe berücksichtigt. Nachdem B. für den Anfang des Satzes die Regeln oder Grundsätze, denen er gefolgt ist, zusammen-

gestellt hat, behandelt er 1. zweisilbige, 2. dreisilbige und 3. viersilbige Anfangswörter oder -Gruppen,[1]) nach der Quantität geordnet, in 27 Typen (Mustern). Er gibt mit Ausschreibung der Stellen genau an, wie oft jedes Muster vorkommt und welche Versfüße oder metrische Gruppen ihm folgen. So erscheint beispielsweise der Typus 'ferant' 27mal und zwar folgen ihm 10 mal Spondeen (z. B. Pan. XXV 22, 19 Bähr. datum est his qui), 6 mal Jamben (z. B. XII 12, 2 vident enim Romanum XLVI 40, 3 in-his enim quae a malis, von einem Kretikus gefolgt), 4 mal Kretiker, 3 mal Anapäste, 2 mal Päone (Form 4), von einem Spondeus gefolgt, 2 mal Choriamben. B. folgert, daß man nach einem Anfangswort des Typus 'ferant' den Spondeus oder Kretikus oder Jambus, von einem Spondeus gefolgt, wenn der Jambus durch die Partikel 'enim' gebildet wird, oder den Anapäst oder den 4. Päon antreffen kann und berechnet, daß in den gültigen Beispielen der Rhythmus 18 mal nach dem ersten und 5 mal nach dem zweiten Fuße unterbrochen ist. Diese Gesetze bestätigt die Untersuchung des 10. Buches der Briefe des Plinius. Am Schlusse des Abschnittes S. 222 f. faßt der Verf. die gewonnenen Gesetze etwa folgendermaßen zusammen: Von gewissen Einschränkungen und Ausnahmen abgesehen, darf derselbe Rhythmus nicht festgehalten werden a) über einen Fuß, wenn der Satz mit Worten oder Gruppen vom Typus 'pertinent, laudatur, recipiant, potuisse, polliceor' beginnt, d. h. mit Worten oder Gruppen, welche fünf Zeiteinheiten entsprechen; b) über zwei Füße, wenn der Satz mit Worten oder Gruppen des Typus ,ferant, esset, videor, videant, amare, habuerat, meruisti, senatui, rettulisse, coniunxisse' beginnt, d. h. mit Worten oder Gruppen, die drei oder sieben Einheiten gelten und solchen, welche im Werte von vier oder sechs keinen Hexameter beginnen können; c) über drei Füße, wenn der Satz mit Worten des Typus 'essent, audirent, restituunt, coniungere, audivissent' beginnt, d. h. mit Worten oder Gruppen, die mit einer zwei Einheiten enthaltenden Länge beginnen und in einen daktylischen oder anapästischen Vers eintreten können.

In ähnlicher Weise gibt B. auch für die Mitte des Satzes das von ihm eingeschlagene Verfahren an und stellt mit gewissen Vorbehalten für Plinius folgendes Gesetz fest: Im Innern eines metrischen Einschnitttes, in irgend welchem Teile des Satzes, mit Abzug der drei ersten und der drei letzten Füße, welche strengeren Gesetzen unterworfen sind, darf man nicht mehr als vier dem gleichen daktylischen, anapästischen, trochäischen oder jambischen Rhythmus angehörige

[1]) Ähnliche Regeln sind, wie sich B. überzeugt hat, auch bei fünf- oder mehrsilbigen Anfangswörtern oder -Gruppen angewendet.

Füße finden. Dieses Gesetz erläutert B. an der Anfangs- und Schlußperiode des 1. Kap.; hierauf stellt er alle Ausnahmen von der mitgeteilten Regel aus dem ganzen Panegyrikus zusammen und findet, daß sich von den 25 Ausnahmen 10 leicht berichtigen lassen, so daß endgültig nur 15 wirkliche Ausnahmen übrigbleiben.

Im 4. Abschnitt untersucht B., ob diese Gesetze wirklich von Plinius dem Jüngeren gewollte Gesetze und nicht Gesetze der Sprache seien. Zu diesem Zwecke vergleicht er hinsichtlich des Anfangs der Sätze mit dem Panegyrikus die Werke Katos, Sallusts und Ciceros und stellt, um das Wesentlichste hervorzuheben, ziffernmäßig fest, daß sich bei diesen Schriftstellern achtmal mehr Unregelmäßigkeiten als bei Plinius finden und daß die lateinische Sprache aus sich selbst einen Rhythmus schafft: nach dem ersten Fuß 36 mal (Plinius 48), nach dem zweiten 32½ mal (Plin. 43), nach dem dritten 18½ mal (Plin. 8), nach dem vierten und darüber hinaus 13 mal (Plin. 0). Aus der Vergleichung erhellt, daß sich Plinius ernstlich bemüht hat, die Regeln, welchen er folgte, anzuwenden. Dasselbe gilt von der Mitte des Satzes. Eine Vergleichnng des Panegyrikus mit Schriften von Kato, Varro, Cäsar, Sallust, Cicero, Servius Sulpicius, Livius, Tacitus ergibt, daß wir im Panegyrikus zwölfmal weniger Ausnahmen finden als in jenen. Daraus folgert B., daß das von Plinius d. J. angewandte Gesetz kein Gesetz der Sprache ist.

Der 5. Abschnitt zeigt, was man nunmehr von den Vorschriften der Grammatiker zu halten habe. (Siehe unter 3, S. 160.)

Der Schlußteil (6) handelt von der praktischen Anwendung der ans Licht gezogenen Gesetze. Er enthält die Ergebnisse für die Textherstellung (18 Stellen), für die Erklärung, für die Setzung der Satzzeichen, für die Prosodie und die Aufdeckung eines Lukrezischen Zitates 'infidum mare' LXVI 62, 5. Aus dieser sorgfältigen Untersuchung gewinnen wir im allgemeinen eine vollkommenere und deutlichere Vorstellung von dem Rhythmus in der lateinischen Prosarede und lernen im besonderen in dieser Hinsicht das Verhältnis Plinius des Jüngeren zu einer Reihe hervorragender Schriftsteller kennen.

20. *R. B. Steele, Chiasmus in the epistles of Cicero, Seneca, Pliny and Fronto (in den Studies in honour of Basil L. Gildersleeve, Baltimore 1902. The John Hopkins Press. IX 517 S. gr. 8. 6 Dollars).

Diese Arbeit findet man unter Fronto (28) besprochen, da sie rücksichtlich des Plinius in den Bericht über seine Briefe gehört.

Eine Neubearbeitung des Textes des Panegyrikus verdanken wir C. F. W. Müller in der Gesamtausgabe des Plinius unter dem Titel

21. C. Plini Caecili Secundi epistularum libri novem, epistularum ad Traianum liber, panegyricus. Recognovit C. F. W. Mueller. Lipsiae in aed. B. G. Teubneri MCMIII. VII und 392 S. 8.

Zugrunde gelegt ist das handschriftliche Material von Bährens. Der Nachtrag desselben Gelehrten (Rh. Mus. XXX 463—465) und die Untersuchungen Guido Susters 'Notizia e classificazione dei codici contenenti il panegyrico di Plinio a Traiano' (Torino 1888, S.-A. aus Riv. fil. XVI) und 'Nuovi emendamenti al paneg. di Plinio' (Torino 1889, S.-A. ebend. XVII)[1]) finden sich leider ebensowenig berücksichtigt als die unter Nr. 3 besprochene Abhandlung von H. Bornecque (Rev. phil. XXIV 201—236, bes. 232 f.), [2]) obwohl der Herausgeber, wie man sich auf Schritt und Tritt überzeugen kann, zweifellos bemüht war, die einschlägigen Arbeiten bis in die neueste Zeit vollständig heranzuziehen. Entspricht somit die Ausgabe im Hinblick auf die verwendeten Hilfsmittel nur zum Teil unseren Erwartungen, so verdient dagegen das kritische Verfahren im allgemeinen volle Anerkennung. Das Hauptverdienst des Herausgebers ist, den Text von vielen überflüssigen Konjekturen des geistreichen Kritikers Bährens befreit und der handschriftlichen Überlieferung wieder zu ihrem Rechte verholfen zu haben. Wo weder diese noch die vorgebrachten Verbesserungsvorschläge den Herausgeber ganz befriedigten, begnügte er sich, den Sitz des Fehlers anzudeuten. Von eigenen Vermutungen machte er im Texte nur spärlichen Gebrauch. Eine eingehendere Besprechung dieser Pliniusausgabe, die begreiflicherweise nur teilweise die vergriffene große Ausgabe Keils ersetzen kann, hat der Berichterstatter ZöG 54 (1903) 407—409 veröffentlicht.

22. *R. Sabbadini, Poggio e Guarino e il Panegirico di Plinio. Bofiel V 11, p. 252—253.

23. *Allain, Pline le Jeune avocat. Discours de rentrée, Besançon 1899, Millot frères et Ci. 73 p. Rec.: Bulletin bibliogr. et pédag. du Musée Belge.

P. Annius Florus.

24. *R. Sabbadini, De numeris in dialogo, qui Vergilius an poeta inscribitur. Riv. fil. 1897, 4, p. 600 seq.

25. Zum Stil bemerkt Norden II S. 600. Anm. 3: Das Schriftchen 'Vergilius poeta an orator' ist stilistisch erheblich einfacher als das Enkomion (cf. G. Lafaye, De poetarum et oratorum apud veteres certa-

---

[1]) Vgl. darüber JB 1895 II Nr. 26 und 29. Die 'Notizia e classificazione . . .' ist übrigens auch bei Schanz II 2 (1901²) § 445 S. 270 erwähnt.

[2]) Für die Beurteilung des Apographum Bertiniense kommt auch R. Nováks Untersuchung (unter 39) in Betracht.

minibus [Paris 1883] 82 f.), aber wir werden uns natürlich hüten, daraus zu folgern, daß es von einem andern Verfasser stamme.

26. Textverbesserungen schlägt J. van der Vliet Mn. XXVI S. 276 vor: Zu 183, 4 (Roßbach) *pulcherrimarum* (für plurimarum) arborum, 184, 1 nascentem amicitiam *fovebamus* (für foederabamus).

M. Cornelius Fronto.

Über seinen Stil handelt

27. Norden, I 362 ff. Er sagt im wesentlichen folgendes: Fronto, der Hauptvertreter des lateinischen Archaismus, der begeisterte Verehrer der ältesten Literatur, der erbitterte Feind des Neoterikers Seneka, ist Attizist gewesen so gut wie seine griechischen Kollegen. Bei der Nachahmung des Altattischen sind dem eitlen Sophisten einige sprachliche Verstöße unterlaufen, wie v. Wilamowitz im Prooemium Göttingen 1884, 9 gezeigt hat. Fronto überträgt auf die lateinische Sprache ein den Attizisten geläufiges Bild: die ἀρχαῖα ὀνόματα sind ihnen die δόκιμα, die anderen die ἀδόκιμα oder κίβδηλα. Wie die Attizisten warnt er vor Neubildung von Worten, nam id quidem absurdum est (Fronto S. 162,5). Wie Pollux und Phrynichos hat er sich aus den alten Autoren Exzerpte für den Wortgebrauch gemacht und seine Schüler dazu angehalten. Fronto war schon zu seinen Lebzeiten eine Zelebrität: er selbst spricht von seiner secta (S. 95, 2 v. u). Er blieb lange in Mode; sein Name war im 4. Jahrhundert so typisch, daß er für Musterverse verwendet wurde. Mit dem 6. Jahrhundert verschwindet unser Rhetor. Die einander widersprechenden Urteile bei Makrobius sat. V 1, wo Fronto ein Vertreter des siccum genus dicendi heißt und dem gallischen Rhetor Sapaudus (Corp. script. eccl. lat. Vind. XI 206), der von ihm sagt, er sei nützlich ad pompam, erklärt Norden (S. 365 A. 3) trefflich damit, daß beide verschiedene Redearten im Sinne haben. Zum Beweise zeigt er unmittelbar darauf, wie zugleich mit dem Stoffe auch die Stilarten wechseln.

Zum Streite der Rhetoren und Philosophen erinnert Norden I 250 Anm. 2 daran, daß unter allen Rhetoren der Kaiserzeit Fronto am unglücklichsten über den Wettbewerb der Philosophie ist, da sie ihm sogar seinen kaiserlichen Zögling abspenstig machte (Fronto 146, 150, 154 N.).

28. (= 20) *R. B. Steele, Chiasmus in the epistles of Cicero, Seneca, Pliny and Fronto.

Von dieser Abhandlung sagt der ungenannte Berichterstatter in der WklPh XIX (1902) 895: „Die Wiederholung der gleichen Worte und antithetische Ausdrucksweise beeinflussen die chiastische Stellung.

Adverbia werden regelmäßig als Mittelglieder verwendet, abgesehen von Fronto, bei dem sich nur wenige Beispiele dafür finden. Handelt es sich um Paare von Substantiven und Adjektiven, so zieht Seneka vor, die Substantiva zueinander zu setzen, Fronto die Adjektiva, während Cicero und Plinius freier verfahren. Außer Seneka verwenden alle Pronomina in chiastischer Stellung und zwar meist so, daß sie in der Mitte stehen. Seneka braucht selten Paare von Substantiven mit abhängigen Genetiven so, und nur Plinius zeigt eine Vorliebe dafür, in diesem Falle die Genetive in die Mitte zu setzen. Stehen Substantiva und Verba chiastisch, so neigt Seneka dazu, die Substantiva als Innenglieder, Fronto sie als Außenglieder zu verwenden. Seneka hat gerade diese Art von Chiasmus am häufigsten, auch so, daß die Substantiva von demselben Verbum abhängen. Alle, außer Seneka, neigen dazu, präpositionale Ausdrücke zusammenzustellen."

29. H. Blase erwähnt Arch. IX (1896) 491 als merkwürdigen Konjunktiv (Fronto p. 46, 10, N = Naber), der von zweiter Hand herrührt und der Formel 'amabo' ('amabo te') vollkommen entspricht: 'et amem te' . . .

Die Vorliebe Frontos für den Infinitivus historicus zeigt

30. Ed. Wölfflin, indem er Arch. X (1898) 179 bemerkt, daß dieser Rhetor in einer Charakterschilderung p. 207 N nicht weniger als 17 Infin. hist. angewendet habe.

31. Edmund Hauler liest WSt XXIV (1902) 519—522 nach Hinweis auf die im JB 1897 II 92 f. unter 16. und 17. erwähnten Abhandlungen zu den 'Principia historiae' S. 204, 18 ff. N. advers*us* für adversum und tempor*is* für temporibus, fort*ia* für fortissima, das Mai aus der Randglosse des Korrektors in den Text gesetzt hat; 22 f. semper *a<d> superstitem mordens adit* für semper . . persistere; 204, 24—205, 2 sind die Worte Ubi—extitit der Randbemerkung der 2. Hand entnommen, der Text schaltet zwischen proposcit und omnibus noch eine Erläuterung von magnum ducem, nämlich *id est pensis p<arem> propositis* und nach *duritia* das Partizip *ortis* ein; 206, 12 f. ist sicher: instaurandi *<auc>tor*, sehr wahrscheinlich in der Lücke *existens*, im nächsten Satze omnibus *<vitae>* artibus; Per *<multum etiam inter>* est *fortunam variam>* | experiri et *<gnaviter>* milites in campo exercere; 206, 18 f. apud signa infrequentes, || *<freti armis>*, praesidiis va|gi, *<exploratorum mo->*|re palantes, de meridie | *<ad posterum>* temulen|ti; 207, 5 labem *<pro re Lucius>* coercuit, 10 neque *vel* adversus, 15 lava*tus* (s von m.[2] über der Zeile) für lavari, 21 *proprie* für pro; 208, 2 ist ebenso wie in der dazu gehörigen Glosse der Genetiv certaminis von dem bisher nicht gelesenen Substantiv *fuga* abhängig; die nächste Randbemerkung der 2. Hand lautet *De legib(us) anxia fuit <cur>a* für De legibus <amoris>, 3 per tot . . . .

discrimina curas et *consilia* dispergere, non *luxurias*, duc*enta* tametsi *profudit spolia.* 11 ff. *<in> mag<nis> persultare campestribus* (campestria substantivisch verwendet).

Eine von Hauler 'neuentzifferte Glosse zur gleichen Spalte der entsprechenden, leider sehr abgeschürften Seite 246 des Ambrosianischen Palimpsestes De Parthorum belli more lehrt, daß auf dieser Kolumne die Darstellung der parthischen Kriegführung ihre Fortsetzung fand. Daran schloß sich der Bericht über das Abschicken von Gesandten und Briefschaften seitens Verus an den Partherkönig Vologaesus'. H. liest nämlich am Ende der Seite *Paucis ante dieb(us) L<ucius>s ad Vologaesum*, was sich durch das auf S. 245 unmittelbar folgende litteras ultro dederat, bellum si vellet condicionibus poneret ergänze.

32. Robert Novák bietet WSt XIX (1897) 242—257 neben neuen Belegstellen für frühere Vermutungen teils neue Verbesserungsvorschläge, teils verteidigt er die Überlieferung. Die sorgfältige Beobachtung der Sprache Frontos führt den Verf. auch zu kleineren beachtenswerten Ausläufen, z. B. über den Gebrauch des verstärkenden -met bei den Personalpronomina und Possessiva und der Negation haud.

33. Zerstreute Stellen:

a) W. Heraeus vermutet 'Zur Kritik und Erklärung der Serviusscholien' Herm. XXXIV (1899) 163, daß dem Servius bei den Worten Ad Aen. I 409 Sunt multae (elocutiones) unius partis utrique sufficientes, ut *tenemur amicitiis:* ridiculum enim est si addas 'mutuis', cum amicitiae utrumque significent, sicut Fronto testatur die Stelle des Fronto ep. ad M. Caesarem IV 3 p. 65N Id quoque ne ignores: pleraque in oratione ordine immutato vel rata verba fiunt vel supervacanea, 'navem triremem' rite dixerim, 'triremem navem' supervacaneo addiderim vorgeschwebt habe, während Naber jene Worte in seiner Ausgabe des Fronto unter die Fragmente (S 262) gesetzt hat.

b) Edmund Hauler veröffentlicht einzelne Textverbesserungen WSt XXII (1900) 140 f., 318 XXIII (1901) 338 und XXIV (1902) 232.

34. *C. Brakman, Frontoniana I. II., Traiecti ad Rhenum 1902. Typis expressit J. J. M. Molijn. 8. 43 u. 42 S.

Die Dissertation enthält nach E. Haulers eingehender Besprechung ZöG 1903 1. H., S. 32—37 in zwei Teilen zahlreiche Lesungsversuche des Verf. auf Grund eigener Einsicht in den Palimpsest, Vermutungen zum Frontotext und einen Aufsatz über die Chronologie der Briefsammlung, in dem Ansätze Th. Mommsens (Herm. VIII 198 ff.) bekämpft werden. Da B. in Anbetracht des Umfanges des Palimpsestes (106 Vatikanische und 282 Ambrosianische Seiten) und der schwierigen Entzifferung viel zu wenig Zeit verwendet und auch die neueste Literatur

nicht vollständig herangezogen hat, so ist es begreiflich, daß sich in seiner Arbeit allerlei Versehen und Verstöße finden. Vor diesen wäre er größtenteils bewahrt worden, wenn er sich vorher mit Hauler, von dessen gründlichen Vorarbeiten er Kenntnis haben mußte, ins Einvernehmen gesetzt hätte. Unter solchen Umständen dürften B.s Ergebnisse der dem Abschlusse nahen Ausgabe Haulers nur geringen Nutzen bringen.

35. E. Hauler, 'Sallustzitate bei Fronto', Rh. Mus. N. F. LIV 161—175 (S.-A.).

Obwohl diese Abhandlung besser in den Bericht über Sallust hineinpaßt, sollen doch die Hauptpunkte auch hier erwähnt werden. Mit dem Abschnitte auf S. 108—111 der Naberschen Frontoausgabe, in welchem der Rhetor Auszüge aus Ciceros Rede *pro Caelio* und aus Sallust *Bella* mitteilt, um zu Redefiguren (Epanaphora) und rhetorischen Schilderungen von Land und Leuten Beispiele zu bringen, einem für die Sallustkritik überaus wichtigen Abschnitte, ist es recht schlimm bestellt. Hauler gelang es, bei der Nachprüfung des Frontopalimpsestes nicht nur einzelne Stellen zu verbessern, sondern auch den bisherigen Sallusttext um mehrere Seiten zu vermehren, so daß der Umfang der Zitate jetzt fast verdoppelt erscheint — gewiß ein wertvoller Gewinn! Der Verf. bespricht zunächst die Aufeinanderfolge der den Sallusttext überliefernden Seiten, dann die Abweichungen, welche Frontos Sallusttext von unserer besten Überlieferung ausweist, und zeigt endlich, daß unser Sallusttext auch einzelne größere Auslassungen erfahren hat. Die Abweichungen sind verhältnismäßig gering und geeignet, „uns bezüglich der Güte unseres Sallusttextes im allgemeinen zu beruhigen“.

Rutilius Lupus.

36. *Th. Krieg, Quaestiones Rutilianae. Diss. inaug. Jena 1896 (auch in Comment. philol. Jenenses VI 1 p. 1—48). Angez. v. O. Roßbach BphW 1898 Nr. 15 p. 455—456 und verwertet von Schanz III 2, 1901² S. 345 f. Hier wird auch die von K. (S. 38) angefochtene Angabe Quintilians (IX 2, 102) verteidigt.

Panegyrici.

37. Otto Kehding, De panegyricis Latinis capita quattuor. Marpurgi Cattorum 1899. 54 S. 8. (Marburger Doktordissertation.)

Von den vier Kapiteln dieser durch Birt angeregten Promotionsschrift gehört das zweite (Quomodo Claudianus in panegyricis et epithalamiis componendis Menandrum rhetorem secutus sit) und das vierte (Quomodo Claudianus panegyricos Graecos imitatus sit) in das Gebiet eines anderen Berichterstatters. Im ersten Kap. zeigt der Verf., wie

Mamertinus, Nazarius, Pacatus und andere Lobredner nach den Vorschriften des Rhetors Menander ihre Reden verfaßt und ausgestattet haben. In dem exordium der ersten Rede (pan. II in Bährens Ausgabe, dessen Zählung auch im folgenden berücksichtigt ist) fügt Mamertinus keinen einzigen selbständigen Gedanken hinzu, sondern hängt vollständig von Menander ab, ebenso folgte er in den sich anschließenden Kapp. 4—12 diesem Rhetor. In der zweiten Rede (III) ist er nicht nur in der kunstgerechten Anordnung des Stoffes von ihm abhängig, sondern berücksichtigt auch in Einzelheiten seine Vorschriften. Weniger abhängig erscheint der Verfasser der V. Lobrede. Andere Vorschriften Menanders beobachteten die Verfasser der VII. und IX. Rede, z. B. die Vergleichungen (συγκρίσεις), die besonders bei dem letzteren häufig sind. Ein deutlicheres Bild der Nachahmung bietet die umfangreiche Rede des Nazarius (X). Nicht nur die ganze Anordnung und insbesondere der Schlußteil (peroratio) zeigt die Abhängigkeit von Menander, sondern auch viele andere Stellen. Zahlreiche Spuren der Nachahmung finden sich auch in der XI. und XII. Rede. Wie Mamertinus in der Abfassung des ersten Teiles seiner Rede und in der Beschreibung von Einzelheiten sein Vorbild verrät, so befolgt auch Pacatus nicht nur die allgemeinen Vorschriften des Rhetors, sondern zeigt sich im einzelnen auffallend abhängig. Vor allem sind bei Pacatus, dessen Rede allerdings auch bedeutend länger ist, die συγκρίσεις zahlreich. Im dritten Kap. untersucht K. mit Beziehung auf die Einleitung Birts zu seiner Ausgabe des Claudianus, wie dieser Dichter die Verfasser lateinischer Lobreden nachgeahmt hat. Zu diesem Zwecke vergleicht er Stellen des Claudianus mit solchen des jüngeren Plinius, Mamertinus, Nazarius, Pacatus und anderen. An den meisten dieser Stellen liegt die Übereinstimmung zwischen Claudianus und seinen Vorgängern in dem sprachlichen Ausdruck, bisweilen enthält die Zusammenstellung schmucklose Stellen der Redner, die bei Claudian mit dichterischem Schmucke erweitert sind, endlich sind auch Stellen nur der ähnlichen Gedanken wegen vergleichungsweise angeführt. Am augenscheinlichsten ist natürlich die Nachahmung bei den ersten Gruppen, wenn auch hier einiges als Gemeingut der Rhetorenschulen gelten mag, z. B. zu Claud. v. 341 Ne timeare times: Naz. c. 18, p. 227, 13 nil magis timuisti quam ne timereris: Pac. c. 35, p. 302, 31 qui nihil magis timuerat quam timeri, Stellen, auf die ich schon ZöG 1896 S. 1139 aufmerksam gemacht habe; vgl. auch Wölfflin, Arch. XII S. 348.

Die sprachlich-textkritische Seite behandeln

38. Georgius Chruzander, De elocutione panegyricorum veterum Gallicanorum quaestiones. Commentatio academica. Upsaliae 1897. 115 S. 8, und

39. Robertus Novák, In panegyricos Latinos studia grammatica et critica. Pragae 1901. 83 S. 8. (Sonderabdruck aus „České Museum Filologické“ vol. VII.)

Von der richtigen Ansicht ausgehend, daß man ein sichereres Urteil über die vielbesprochene Verfasserfrage bei den gallischen Lobrednern (vgl. JB 1895 II. [LXXXIV] S. 222 f., 1897 II. [LXXXXIII] S. 107 ff.) ohne vollständige Kenntnis ihrer Sprache nicht gewinnen könne, stellt Chruzander zum erstenmal eine umfassendere Untersuchung über den Sprachgebrauch dieser Redner an. Seine Abhandlung zerfällt in drei Teile: I. Gebrauch und Bedeutung einzelner Ausdrücke (S. 5—70), II. Partikeln (S. 70—82), III. Syntax (S. 83—109). Die 'Addenda' (S. 110—115) enthalten einiges über die Wortstellung und die Ellipse. Im ersten Teile werden zunächst solche Ausdrücke angeführt, welche nur bei Dichtern vorkommen oder von den Prosaschriftstellern ziemlich selten gebraucht sind; dann solche, die nur bei unsern Lobrednern oder auch bei den späteren Schriftstellern sich finden (je 1 in VIII und IX, 8 in X und je 3 in XI und XII). Der zweite Teil zeigt die Unterschiede vom klassischen Sprachgebrauch an den Adverbien (S. 71—75), Konjunktionen (S. 75—79) und Präpositionen (S. 79—82). Über die Deklinations- und Konjugationsformen verweist Ch. auf Götzes Abhandlung (Gymn.-Progr. v. Leer 1891) und auf die Untersuchung des Berichters (WSt 1886, S. 170 ff.). Die Formenlehre schließen einige Bemerkungen über Komparativ- und Superlativformen ab. Der dritte Teil ist solchen syntaktischen Erscheinungen gewidmet, die vom Gebrauche der besten Schriftsteller abweichen oder bei diesen seltener vorkommen. Der Verf. spricht über die Kasus, Adjektiva, Pronomina, Modi und Tempora, den Infinitiv, das Gerundium und Gerundiv (hier am Schlusse eine Ergänzung zu Götze), das Supin und zuletzt über das Partizip. Eine erschöpfende Darstellung des Sprachgebrauches ist damit noch nicht gegeben. Aber das lag in Rücksicht auf die Fülle des Stoffes und die beschränkte Zeit auch nicht in der Absicht des Verf. Daß unter anderem eine genauere Untersuchung darüber, wie sich die Redner in den Redefiguren voneinander unterscheiden und wie sie einander und die übrigen römischen Schriftsteller nachgeahmt haben, sehr erwünscht wäre, erwähnt Ch. selbst. Eine gründliche Vorarbeit und zwar für die Allitteration bietet F. Ranninger im Gymnasialprogramm von Landau 1895, wozu ich in der Besprechung a. a. O. LXXXXIII S. 110 ff. mehrere Ergänzungen gegeben habe; über Nachahmungen vergleiche man meine Anzeige des Programmes von Olivier Klose (Die beiden an Maximianus Augustus gerichteten panegyrici latini, Salzburg 1895) ZöG 1896, S. 1138 ff., wo man auch einige sprachliche Beobachtungen findet. Außerdem ist wohl neben

dem Hinweis auf die Abweichungen vom klassischen Sprachgebrauch eine Behandlung des Sprachstoffes nach der lexikalischen Seite hin unerläßlich, um die Häufigkeit oder Seltenheit oder das Fehlen eines Ausdruckes bei den verschiedenen Rednern feststellen zu können. So erscheint es z. B. bemerkenswert, daß 'trans' bei den Lobrednern durch 'ultra' fast ganz verdrängt ist. Es findet sich überhaupt nur einmal in VI (S. 154, 17 trans Rhenum); ebend. kommt einmal 149, 1 auch ultra (modal) vor. Für 'trans' hat II 'ultra' und zwar nur 95, 20 (u. Rhenum), III dagegen das nur noch IX 203, 12, X 219, 27 und XII 283, 25 überlieferte 'extra': 114, 8 (e. terminos). Das mag zugleich als Ergänzung zu dem Abschnitte über die Präpositionen dienen, zu dem ich an einem anderen Orte einen kleinen Beitrag gelegentlich zu liefern gedenke. Außerdem mögen noch folgende Bemerkungen hier ihren Platz finden. In der Einleitung S. 3 sind die Untersuchungen von Otto Seeck (Neue Jahrb. f. Phil. u. Päd. 1888) und O. Klose (s. o.) nicht berücksichtigt. S. 12 vermisse ich: II, p. 97, 1 astu ohne Attribut. S. 18 wird wohl mit Weymann und Kübler (Arch. VIII 129, 136) die Lesart der besten Hs (Upsaliensis) continari statt Chruzanders continuari (für continuare des Apogr. Bert.) herzustellen sein. Siehe auch Novák S. 4! S. 72 hätte für die Stellung von 'igitur' auch Plinius der J. und Tacitus angeführt werden können; übrigens ist auch schon bei Cicero die Stellung am Anfange des Satzes nicht selten. Über 'inde' — pan. V p. 147, 19 ist *et* vor 'inde est quod' zu ergänzen — habe ich ausführlich Acta sem. phil. Erl. S. 169 f. gehandelt und allein über 'inde est quod' nach mir Götze in den Quaest. Eum., was dem Verf. offenbar entgangen ist. S. 82 ist zu 'ultra' im temporalen Sinne VII 177, 14 und X 243, 16 anzuführen. Zu S. 89: Der Reziprozitätsbegriff wird auch noch auf andere Weise ausgedrückt; vgl. III 16 (114, 2) se barbarae nationes vicissim lacerent et excidant, alternis dimicationibus et insidiis clades suas duplicent . . . . transrhenanas expeditiones furore percitae in semet imitentur. (Siehe Götze a. a. O. S. 44 f. und meine Ergänzung JB S. 109.)

Eine wertvolle Ergänzung zu dieser Untersuchung und beachtenswerte Beiträge zur Textkritik enthält Nováks Abhandlung. In der Einleitung gedenkt der Verf. der Verdienste und Fehler Bährens' und erwähnt die seitdem veröffentlichten Arbeiten und Beiträge zum Sprachgebrauch der gallischen Lobredner (hinzuzufügen ist der kleine Beitrag des Berichterstatters WSt VI [1884] S. 322 ff. und seine obengenannte Anzeige der Kloseschen Abhandlung). Die Untersuchung beginnt mit dem Nachweis, daß Bährens das Apographum Bertiniense (Bert.) weit überschätzt und aus ihm zahlreiche falsche Lesarten in den Text seiner Ausgabe aufgenommen habe. Dieser Kodex stamme nämlich nicht, wie

B. behauptet, aus derselben Vorlage wie der verschollene Maguntinus (M), sondern aus der Vorlage des Upsaliensis (A) oder wahrscheinlicher aus diesem selbst. Durch die Wiederauffindung von A habe Bert. sehr viel von seinem Werte verloren. (Nicht erwähnt ist, ob hierbei die unten (unter 41) genannte Nachvergleichung des A durch Strömberg berücksichtigt wurde.) Der nächste Abschnitt S. 5—7 ist den 'clausulae rhythmicae' gewidmet, die in neuerer Zeit, insbesondere seit dem Erscheinen der 'Antiken Kunstprosa' Nordens mit Vorliebe behandelt werden. Vgl. die Literatur bei F. Gatscha, Quaestionum Apuleianarum capita tria (Dissertat. Vind. VI p. 159), ferner die Untersuchungen von H. Bornecque unter Nr. 1 und 3 unseres Berichtes. Wie N. ermittelt, sind auch unsere Lobredner denen beizuzählen, welche am Satzende vor einem stärkeren Satzzeichen den Schluß –́ ⏑ –́ ⏑ oder –́ ⏑ – –́ ⏑ oder –́ ⏑ –́ ⏑ – oder –́ ⏑ – – –́ ⏑ – lieb gewonnen, den hexametrischen Ausgang –́ ⏑ ⏑ — ⏑ aber geflissentlich entweder durch die Wortstellung oder Auswahl der Worte und Formen vermieden haben. Nur scheinbar hätten wir einen hexametrischen Ausgang in Stellen wie II 98, 5 consentiendo retinetis, III 108, 10 ambo seniores, 115, 25 quaero rationem, VIII 235, 8 consuetudo cohibebit vor uns, da die Endung -o bei vielen Wörtern zur Zeit dieser Redner nicht selten kurz gemessen worden sei. Es bleiben nur ganz wenige Stellen übrig, die N. durch eine geringfügige Änderung mit dem gewonnenen Gesetze in Einklang bringt. Es leuchtet ein, daß diese Beobachtung einerseits die richtige Beurteilung der Überlieferung beider Handschriftenfamilien fördert, anderseits für die Textgestaltung von besonderem Werte ist, wie dies N. im zweiten Teile seiner Abhandlung an einer Reihe von Stellen zeigt. Im folgenden handelt der Verf. kurz vom Chiasmus (mit Beziehung auf Chruzanders Abhandlung) und gibt Beispiele von der sehr beliebten Anaphora (vgl. auch die von mir Acta S. 181 und WSt VI [1884] 324 gegebenen Beispiele). Dann erfahren wir einiges über den Gebrauch der Konjunktionen 'atque, que, et, quippe, utpote, enim, etenim, sed enim, at enim, namque, nempe, neve, nec' und der Präpositionen 'propter, ob, prae', sowie über die Stellung der Präpositionen. Den Schluß der sprachlichen Untersuchungen bilden einige Beobachtungen über den Gebrauch der mit 'met' zusammengesetzten Fürwörter, der Formen 'sese (tute)', worüber schon Götze (Quaest. Eumen. S. 18) gehandelt hat, und der Pronomina 'quisque, quivis, quilibet'.

Mit Benützung dieser Ergebnisse und weiterer sprachlicher Beobachtungen bespricht N. in dem darauffolgenden besonderen Teil zahlreiche Stellen aller elf Lobredner. Sein Verfahren kann im allgemeinen nur gebilligt werden und führt auch vielfach zu sichtbaren Erfolgen.

Nicht selten finde ich auch Beobachtungen und Vermutungen, die ich vor Jahren in meinem Handexemplare angemerkt habe, durch N. bestätigt (so insbesondere zu den Stellen 238, 21; 245, 1; 280, 22). Etwas zu ausgiebig macht der Verf. wohl von der Annahme der Doppelschreibung (Dittographie) Gebrauch. Ein Widerspruch scheint es mir, wenn N. einerseits nach dem Vorgange Chruzanders (S. 2) den Sprachgebrauch des Plinius ganz ausschließt, anderseits aber den der übrigen Lobreden, die von verschiedenen Verfassern herrühren und zeitlich doch auch mehr oder weniger weit auseinanderliegen, nicht selten als gemeinsames Sprachgut behandelt. Zum Schlusse greife ich noch einige Stellen zur Besprechung heraus. S. 89, 18 (Bähr.) schlug schon Götze in seinen Quaestiones Eumenianae ‘consecrasse’ vor und wiederholte diese Vermutung in einem größeren kritischen Beitrag (NJklPh 145 [1892] S. 851 ff.), der zweifelsohne Novák entgangen ist. Dies schließe ich insbesondere aus den Stellen 110, 14; 111, 2; 181, 29; 185, 20, an denen N. zu demselben Ergebnis wie Götze kommt, ihn aber nicht erwähnt. S. 110, 7 scheint mir die allitterierende Verbindung ‘planctu ploratuque . . . praesago praecanebant nicht unbeabsichtigt und ich möchte daher lieber die auch bei Plinius d. Ä. und später bei Tertullian belegte Form ‘praecanebant’ halten oder nach dem klassischen Sprachgebrauch ‘praecinebant’ schreiben, als eine Dittographie von ‘prae’ annehmen. S. 150, 11 spricht gegen das Grutersche ‘idem’ (statt ‘id ex’) und für die Beibehaltung von ‘id’ ohne ‘ex’ allerdings der Sprachgebrauch der Lobredner II, III, IV, VII, IX—XII, doch wertvoller wären Belege aus derselben Rede (VI) gewesen. Diese aber hat ebensowenig wie V und VIII entsprechende Beispiele aufzuweisen; vielmehr fehlt in ähnlich gebauten Sätzen ‘id’ V 21 (147, 27), VIII 13 (191, 16) u. bes. VI 6 (153, 9) ut quod invicem vobis verecundia negabat, libere vos in imagine cerneretis, 9 (155, 11) ne, quem totius vitae summarumque rerum socium semper habuisses, in alicuius facti communitate desereres. Ich bin daher, von anderen Gründen abgesehen, noch nicht überzeugt, daß an unserer Stelle ‘id’ für ‘idem’ geschrieben werden müsse.

40. Zu XI 20 (260, 22) empfiehlt K. Burkhard WSt XXIII S. 338 nostrae für ‘ternos’ zu lesen oder ‘ternos’ einfach zu streichen; letzteres tut auch Novák a. a. O. S. 73.

41. Einen Beitrag zur Handschriftenkunde enthält Elver Strömberg, ‘Ad codicem Upsaliensem, qui Panegyricos veteres Latinos continet’ in Eranos acta philologica suecana vol. II (1897) S. 46—47. St. hat die zuletzt von Bährens für seine Ausgabe der Paneg. (1874) verwendete beste Hs (aus dem 15. Jht.; vgl. Bährens praef. XI seqq.) nachverglichen und bringt 85 Berichtigungen oder Ergänzungen. Bährens hat öfters falsch gelesen und manche Lesarten übersehen.

Q. Aurelius Symmachus.

42. S. A. Naber, Durievio parentatur. Mn. XXVI 277—286.

Nach einem warmen Nachruf auf Du Rieu teilt uns N. mit, daß er vor Jahren die Reden des Symmachus mit Durievius herausgeben wollte. Dieser hatte auch schon die Vergleichung für diesen Zweck gemacht, verzögerte aber wiederholt den Abschluß der Arbeit und starb endlich, ohne seine Sammlungen verwertet zu haben. Als N. von der Witwe des Gelehrten die Vergleichung erhielt, verglich er sie sogleich mit Seecks Ausgabe (1883) und da zeigte es sich, daß, von wenigen Seiten abgesehen, die N. erwähnt, die Vergleichungen beider in allen wesentlichen Punkten übereinstimmen und daß nichts Neues für die Verbesserung des Textes aus den hinterlassenen Papieren gewonnen werden könne. Im Anschlusse an diese Mitteilungen gibt N. eigene Beobachtungen zu Symmachus (S. 282—286) bekannt. Symmachus scheine sich in den Worten 'Quid agat—calcatur' (Ep. III 10) selbst verspottet zu haben. Er habe Besseres gesehen und gut geheißen, aber Schlechteres befolgt, um den Zeitgenossen zu gefallen Ep. III 11, 44 u. V. 9. (Vgl. weiter unten das Urteil Nordens.) Alte Schriftsteller erwähne er selten. Wohl nur einmal den Demosthenes Ep. I 23; dabei bleibe es fraglich, ob S. unmittelbar aus D. geschöpft oder den Gemeinplatz bei einem anderen gefunden habe. Außerdem seien einigemal Plautus, Terenz, Vergils Georgica und ziemlich selten Cicero erwähnt. Symmachus scheine wenig Bücher besessen zu haben. (Dagegen ist zu bemerken, daß Guil. Kroll, De Q. Aurelii Symmachi studiis Graecis et Latinis, Breslau 1891 [JB 1897 II 114] 25 römische Schriftsteller von Nävius bis Ausonius namhaft macht, mit deren Werken S. mehr oder weniger vertraut war, insbesondere Terenz, Vergil, Sallust, Cicero, Horaz, Lukan, Valerius Maximus, Livius, beide Plinius, Ovid, Silius, Juvenal, Tacitus Fronto und wahrscheinlich Gellius. Auch Norden bezeichnet S. 577 neben den Komikern die Schriftsteller Sallust und Fronto als solche, die S. mit Vorliebe las.) Aus einer anderen Stelle schließt Naber, daß Symmachus' Geschichtskenntnisse nicht groß gewesen seien. Der letzte Teil des Aufsatzes befaßt sich mit Textkritik. Zuerst tritt N. gegen Seecks Konjektur praestavistis p. 287, 9 (Seeck) mit dem Hinweise auf die klassische Form praestitisse p. 288, 33; 330, 18 u. 335, 16 auf. Dann macht er folgende Verbesserungsvorschläge: 322, 13 deornatur für adoratur (demoratur Seeck), p. 324, 33 laborem sine *duritie* (für pernicie), 325, 12 *vinceret* für iniret, 325, 34 *multa* für nulla, 327, 27 <*quae*> quasi securus, 331, 12 *avidioris* (so schon Kießling) für ubidiovis.

43. Ep. III 11 liest Norden S. 577 (im Hinblick auf Fronto p. 161 N veterem monetam sectator) *sectator* (für spectator) tibi veteris monetae solus supersum.

Über den Stil des Symmachus äußert sich

44. Norden S. 642 ff. ungefähr in folgender Weise. Wie sich S. mit liebevollem Entzücken in die Literatur der herrlichen, durch ihre bitteren Sckicksale nur noch verklärten Vergangenheit versenkte, so suchte er sich auch in seinem Stil von den Ausschreitungen der Modernen freizuhalten (Ep. I 89), aber Wollen und Können deckten sich nicht (III 11). Er verleugnet in seinem Stil nicht den Einfluß seiner durch einen gallischen Rhetor (möglicherweise durch den aus Burdigala gebürtigen Minervius) erhaltenen Ausbildung. Überall zeigt sich in seinen Briefen und Reden dieselbe Zierlichkeit (besonders Antithesen mit dem üblichen Zierat), die in den panegyrischen Reden mit starkem Pathos vermischt wird, wohl kadenzierte Sätze mit strenger Beobachtung des rhythmischen Kursus am Schluß, jedes Wort überdacht. Sein stilistisches Ideal ist der jüngere Plinius, dessen Manier er gelegentlich durch ein paar Archaismen nach Frontos Muster aufputzt, ohne in die Geschmacklosigkeiten eines Apuleius oder Sidonius zu verfallen. Einmal hat er es verstanden, aufs tiefste zu ergreifen in jener berühmten, im J. 384 an Theodosius gerichteten Relation (= ep. X 3) über den Altar der Victoria und den Kult der Vesta.

45. *Melicus S. U., De Q. Aurelio Symmacho postremo apud Romanos veteris humanitatis magistro ac defensore liber. 16. Sassari 1898, in aedibus Joannis Gallitii 56 p.

BERLINER BUCHDRUCKEREI-ACTIEN-GESELLSCHAFT, SETZERINNEN-SCHULE DES LETTE-VEREINS